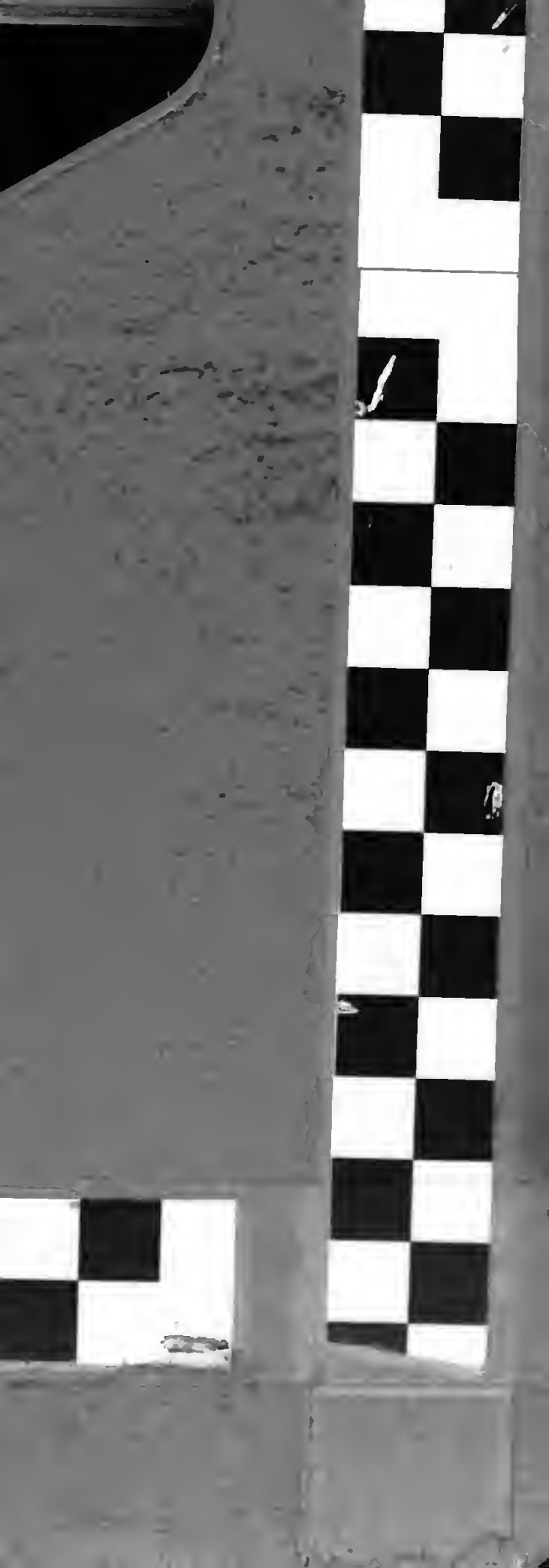
A 937,636

Digitized by Google



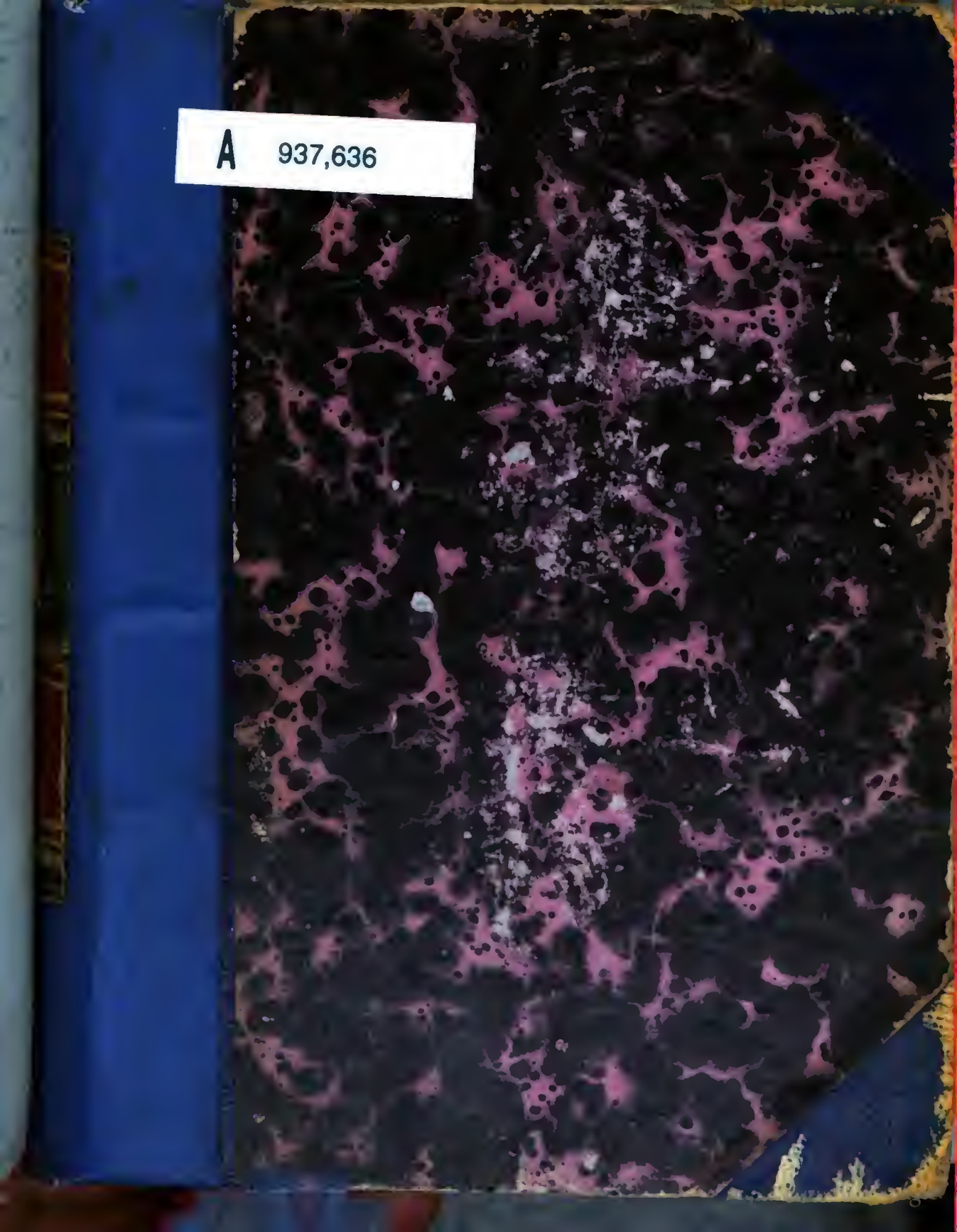
Hugo's
Werke.

878
H9
1838

16 - 18.

A 937,636

A 937,636



E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

818
H9
t.
1[illegible]

Digitized by Google

Victor Hugo's

37194

sämmtliche Werke,

übersetzt von Mehreren.

Sechzehnter Band.

Dritte revidirte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Digitized by Google

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Der Rhein.

Briefe an einen Freund.

Ueberſetzt von

F. W. Dralle.

I.

Digitized by Google

Erſter Brief.

Von Paris nach La Ferté-ſous-Jouarre.

La Ferté-ſous-Jouarre, Juli 1839.

Vorgeſtern Morgen um halb elf Uhr habe ich, wie ich Ihnen, mein Freund, ſchrieb, Paris verlaſſen. Ich nahm die Straße von Meaux, ließ Saint-Denis, Montmorency, und ganz am äußerſten Rande der Hügel die Höhe von S — P. links liegen. In dieſem Augenblick ſchickte ich einen guten, zärtlichen Gruß an euch Alle und heftete meinen Blick auf den kleinen dunklen Punkt im Hintergrunde der Ebene, bis eine Biegung des Weges ihn mir plötzlich verbarg.

Sie kennen meine Vorliebe für große Reiſen in kleinen Tagesſtrecken, ohne Ermattung und Gepäck, im Cabriolet, allein mit meinen alten Jugendfreunden Virgil und Tacitus. So wiſſen Sie meine ganze Ausrüſtung.

Ich ſchlug den Weg über Chalons ein, denn ich kannte die Tour über Soiſſons, da ich ſie vor einigen Jahren gemacht hatte, und Dank den Zerſtörern gewährt ſie heute nur ein geringes Intereſſe. Nanteuil-le-Haudouin hat ſein unter Franz I. erbautes Schloß verloren. Villers-Cotterets hat das prächtige

Stammhaus der Herzoge von Valois zum Depot der Bettler umgewandelt, und hier wie faſt überall ſind Bildwerke und Gemälde, der ganze Geiſt der Renaiſſance, die ganze Anmuth des ſechzehnten Jahrhunderts leider unter dem Schabeiſen und Mörtel verſchwunden. Dammartin hat ſeinen ungeheuren Thurm abgebrochen, von wo man deutlich Montmartre, in einer Entfernung von neun Stunden, ſah, und deſſen große vertikale Mauerſpalte das Sprüchwort hervorgerufen hat, das ich nie begreifen konnte: Er iſt wie das Schloß von Dammartin, das vor Lachen birſt. Jetzt bringt Dammartin, ſeiner alten Baſtille beraubt, in die der Biſchof von Meaux, wenn er im Streit mit dem Grafen von Champagne lag, mit ſieben Perſonen ſeines Gefolges ſich zu flüchten das Recht hatte, keine Sprüchwörter mehr zur Welt und gibt nicht Anlaß zu ſolchen literariſchen Notizen, wie ich ſie wörtlich bei meiner Durchreiſe, ich weiß nicht mehr aus welchem kleinen Wegweiſer, auf dem Wirthstiſch abgeſchrieben habe: „Dammartin (Seine und Marne), kleine Stadt auf einem Hügel. Es ſind Spitzenfabriken hier. Wirthshaus: Zur h. Anna. Sehenswürdigkeiten: Die Pfarrkirche, das Kaufhaus, 1600 Einwohner.“

Die geringe Zeit, die der Eilwagentyrann, „Conducteur“ mit Namen, zum Eſſen bewilligt, erlaubte mir nicht nachzuſehen, wie weit es wahr ſei, daß die 1600 Einwohner von Dammartin alle Sehenswürdigkeiten wären.

Ich reiste alſo über Meaux.

Zwiſchen Claye und Meaux brach bei dem ſchönſten Wetter und auf dem ſchönſten Weg von der Welt ein Rad an meinem Wagen. Sie wiſſen, ich bin einer der Menſchen, die ihren Weg fortſetzen; das Cabriolet verzichtete auf mich, ich verzichtete auf das Cabriolet. Ein kleiner Eilwagen, der von Touchard, fuhr gerade vorbei. Er hatte noch einen leeren Platz, ich nahm ihn; und 10 Minuten nach dem Unfall ſetzte ich auf

der Imperiale, zwiſchen einem Buckligen und einem Gendarmen ſitzend, meinen Weg fort.

In dieſem Augenblick bin ich in La Ferté-ſous-Jouarre, einer allerliebſten kleinen Stadt, die ich ſehr gern zum vierten Mal wieder ſah, mit ihren drei Brücken, ihren reizenden Inſeln, der alten Mühle mitten im Fluß, die durch drei Bögen am Lande befeſtigt iſt, und ihrem ſchönen Pavillon aus der Zeit Ludwigs XIII., der, wie man ſagt, dem Herzog von Saint-Simon gehörte und heute unter den Händen eines Krämers verunſtaltet wird.

Wenn Herr von Saint-Simon in der That dies alte Haus beſaß, zweifle ich, ob ſein Stammſchloß zu La Ferté-Vidame ein herrſchaftlicheres und ſtolzeres Ausſehen hatte und beſſer die hohe Geſtalt des Herzogs und Pairs einrahmte, als das reizende und ernſte Schlößchen zu La Ferté-ſous-Jouarre.

Die Zeit iſt günſtig zum Reiſen. Die Felder ſind voll von Arbeitern. Die Ernte geht zu Ende. Man baut hie und da große Schober, die, wenn ſie halb fertig ſind, den ausgenommenen Pyramiden gleichen, die man in Syrien findet. Das gemähte Getreide iſt an den Seiten der Hügel ſo auf den Boden gelegt, daß dieſe Zebrarücken ähnlich ſehen.

Sie wiſſen, mein Freund, ich ſuche nicht Ereigniſſe auf der Reiſe, ſondern Gedanken und Gefühle, und dazu genügt mir die Neuheit der Gegenſtände. Uebrigens bin ich mit Wenigem zufrieden. Habe ich nur Bäume, Gras, Weg vor mir und Weg hinter mir, ſo iſt es recht. Iſt das Land flach, ſo liebe ich die weiten Geſichtskreiſe, iſt es bergig, die unerwarteten Landſchaften, und eine ſolche gibt es auf der Höhe jedes Hügels. Plötzlich erblickte ich ein reizendes Thal. Rechts und links ſchöner Vordergrund; große Hügel durch Waldungen und Ackerbau in eine Menge anmuthig anzuſehender Vierecke getheilt; hier und dort Gruppen von niedrigen Hütten, deren Dächer bis

auf den Boden zu gehen schienen; im Hintergrunde des Thales ein Wasser, dem Auge durch eine lange grüne Linie bemerklich und von einer kleinen alten zerfallenen und verwitterten steinernen Brücke durchschnitten, bei der sich die beiden Enden der Heerstraße vereinigen. — In dem Augenblick, als ich dort war, fuhr ein Frachtwagen über die Brücke, ein ungeheurer deutscher Frachtwagen, hochaufgepackt und mit Seilen festgeschnürt; er sah wie der Bauch des Gargantua aus, lag auf vier Rädern und wurde von acht Pferden gezogen. Vor mir, den Biegungen des gegenüberliegenden Hügels folgend, stieg der von der Sonne beschienene Weg hinauf, auf dem die Schatten der Baumreihen im Dunkel die Gestalt eines großen Kammes zeichneten, dem mehrere Zähne fehlen.

Sehen Sie, diese Bäume, dieser Kamm aus Schatten, über den Sie vielleicht lachen, der Frachtwagen, der weiße Weg, die alte Brücke, die niedrigen Hütten — Alles dies erfreut und erheitert mich. Ein Thal wie das, mit dem Himmel darüber genügt mir. Ich war der Einzige in dem Wagen, der sah und sich freute. Die Reisenden gähnten entsetzlich.

Beim Pferdewechseln amüsirt mich Alles. Man hält an der Thüre des Wirthshauses. Die Pferde kommen auf dem Pflaster rasselnd an. Da gibt es ein weißes Huhn auf der Straße, ein schwarzes im Gebüsch, eine Egge oder ein altes zerbrochenes Rad in einem Winkel und schmutzige Kinder, die auf einem Sandhaufen spielen; über meinem Kopf Karl V., Joseph II. oder Napoleon, die an einem alten eisernen Galgen hängen und zum Schilde dienen; große Kaiser, die nur noch dazu taugen, einer Herberge Gäste zuzuweisen. Das Haus ist voll von Stimmen, die befehlen; auf der Thürschwelle führen Stallbuben und Küchenmägde Idyllen auf; der Düngerhaufen cajolirt das Spülwasser; und ich profitire von meiner hohen Stellung auf der Imperiale, um den Buckligen und den Gen-

darmen ſprechen zu hören, und allerliebſte kleine Colonien von rothen Mohnköpfen zu bewundern, die eine Oaſe auf einem alten Dach bilden.

Uebrigens waren mein Gendarm und mein Buckliger Philoſophen, durchaus nicht ſtolz, und plauderten menſchenfreundlich mit einander; der Gendarm, ohne den Buckligen zu verachten, der Bucklige, ohne den Gendarmen hintanzuſetzen. Der Bucklige zahlt 600 Franken Steuer zu Jouarre, dem alten Jovis ara, wie er die Güte hatte dem Gendarmen auseinanderzuſetzen. Außerdem hat er einen Vater, der 900 Livres zu Paris zahlt, und er ärgert ſich über die Regierung, ſo oft er das Brückengeld über die Marne zwiſchen Meaux und La Ferté zahlen muß. Der Gendarm zahlt keine Steuer, aber er erzählt naiv ſeine Geſchichte. 1814 ſchlug er ſich bei Montmirail wie ein Löwe; er war Conſcribirter. 1830 an den Julitagen hatte er Furcht und floh; er war Gendarm. Das wundert mich und wundert mich nicht. Als Conſcribirter hatte er nichts als ſeine zwanzig Jahre; da war er tapfer. Als Gendarm hatte er Frau und Kinder und, fügte er hinzu, ſein eigenes Pferd; da war er feig. Derſelbe Mann übrigens, aber nicht daſſelbe Leben. Das Leben iſt eine Speiſe, die nur durch die Sauce Wohlgeſchmack bekommt. Niemand iſt kühner als ein Galeerenſklav. In dieſer Welt hält man ſich nicht an ſeine Haut, ſondern an ſein Kleid. Wer ganz nackt iſt, hält ſich an nichts.

Geſtehen wir auch, daß die beiden Zeiten ſehr verſchieden waren. Was in der Luft liegt, wirkt auf den Soldaten wie auf jeden Menſchen. Der Gedanke, der weht, erſtarrt oder erhitzt auch ihn. 1830 wehte eine Revolution. Er fühlte ſich gebeugt und niedergeworfen durch dieſe Kraft der Ideen, die gleichſam die Seele der Gewalt der Dinge iſt. Und was iſt denn trauriger und entnervender! Sich für fremde Ordonnanzen ſchlagen, für Schatten, die durch ein verrücktes Hirn fuhren,

für einen Traum, für eine Thorheit, Bruder gegen Bruder, Infanteriſt gegen Arbeiter, Franzoſe gegen Pariſer! 1814 kämpfte der Conſcribirte im Gegentheil mit dem Feinde, mit dem Fremden, für klare, einfache Sachen, für ſich ſelbſt, für Alle, für ſeinen Vater, ſeine Mutter und ſeine Schweſtern, für den Pflug, den er eben verlaſſen hatte, für die Hütte, die dort unten rauchte, für den Boden, der unter den Nägeln ſeiner Schuhe war, für das blutende, lebendige Vaterland. 1830 wußte der Soldat nicht, wofür er ſich ſchlug. 1814 war es mehr als wiſſen, er begriff es; mehr als begreifen, er fühlte es; mehr als fühlen, er ſah es.

Drei Dinge intereſſirten mich in Meaux: ein allerliebſtes kleines Portal aus der Renaiſſance, an eine alte eingeriſſene Kirche gelehnt, rechts wenn man in die Stadt tritt; dann die Cathedrale; dann hinter der Cathedrale ein gutes altes Haus aus Hauſteinen, halb befeſtigt und von großen, damit zuſammenhängenden Thürmen begränzt. Es war ein Hof dabei. Ich trat keck in denſelben, obwohl ich eine alte Frau darin bemerkt hatte, die ſtrickte. Die gute Dame hat mich aber gewähren laſſen. Ich wollte dort eine ſehr ſchöne äußere Treppe mit ſteinernen Stufen und hölzernem Geländer ſtudiren, die in das alte Haus führte, auf zwei gedrückten Bögen ruhend und von einem Winddach mit gedrücktem Gewölbe bedeckt. Mir fehlte die Zeit, ſie zu zeichnen. Ich bedaure es, denn es iſt die erſte Treppe der Art, die ich ſah. Sie ſchien mir aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu ſein.

Die Cathedrale iſt eine edle Kirche, im vierzehnten Jahrhundert angefangen und im fünfzehnten vollendet. Man will ſie auf eine abſcheuliche Weiſe herſtellen. Von den beiden vom Baumeiſter projektirten Thürmen iſt nur einer gebaut; der andere, der angelegt iſt, birgt ſeinen Stumpf unter einem Schieferdache. Die Thüre in der Mitte und die rechts ſind aus

dem vierzehnten Jahrhundert; die links aus dem fünfzehnten. Alle drei sind sehr schön, obwohl aus einem Stein, den Wind und Regen arg zerfressen haben.

Ich wollte die Basreliefs daran entziffern. Das Giebelfeld der linken Thüre stellt die Geschichte Johannis des Täufers vor, die Sonne aber, die gerade auf die Façade fiel, erlaubte meinen Augen nicht, weiter zu gehen. Das Innere der Kirche ist eine prächtige Composition. Auf dem Chor sind hohe Spitzbögen, dreiblättrig durchbrochen, von schönem Effekt. In der Apside ist nur eine prächtige Scheibe übrig geblieben, die den Verlust der andern bedauern macht. Gegenwärtig stellt man am Eingange des Chors zwei Altäre mit reizendem Schnitzwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert wieder auf; aber man beschmiert sie mit holzfarbiger Oelmalerei. Das ist der Geschmack der Einwohner. Links vom Chor habe ich bei einer reizenden gedrückten Thüre mit Impost eine schöne knieende Marmorstatue eines Kriegers aus dem sechzehnten Jahrhundert gesehen, ohne Wappen oder sonstige Inschrift. Ich konnte den Namen dieser Statue nicht errathen. Sie, der Sie Alles wissen, hätten sie gewiß gekannt. Auf der andern Seite ist eine andere Statue; diese hat ihre Inschrift und sie steht ihr gut: Sie selbst würden in diesem faden und harten Marmor nicht die strenge Figur des Benignus Bossuet erkennen. Was Bossuet betrifft, so fürchte ich sehr, daß die Zerstörung der Fenster sein Werk ist. Ich habe seinen bischöflichen Stuhl gesehen, mit sehr schöner Holzarbeit im Styl Ludwigs XIV. und einem von Figuren umgebenen Baldachin. Die Zeit fehlte mir, um sein berühmtes Zimmer im bischöflichen Palast zu besuchen.

Sonderbar ist es, daß Meaux früher als Paris ein Theater hatte, einen wirklichen Schauspielsaal, 1547 erbaut, — sagt ein Manuscript in der Stadtbibliothek — mit dem alten Circus die Aehnlichkeit habend, daß es mit einem Zelttuch überspannt war,

und mit dem heutigen Theater, daß rings herum verschließbare Logen waren, die an die Einwohner von Meaux vermiethet wurden. Man führte darin die Mysterien auf. Ein gewisser Pascalus spielte den Teufel und behielt davon diesen Beinamen. 1562 übergab er die Stadt den Hugenotten und ein Jahr darauf knüpften ihn die Katholiken auf, zum Theil weil er die Stadt übergeben hatte, weit mehr aber, weil er der Teufel hieß. — Heute hat Paris zwanzig Theater und die Stadt in der Champagne kein einziges. Man behauptet, daß sie sich dessen rühmt: das ist so, wie wenn Meaux sich rühmte, nicht Paris zu sein.

Uebrigens ist dies Land voll von dem Jahrhundert Ludwigs XIV. Hier ist der Herzog von Saint-Simon; in Meaux Bossuet; in La Ferté Milon Racine; in Chateau-Thierry La Fontaine. Alles in einem Kreise von zwölf Stunden. Der große Herr gränzt an den großen Bischof, die Tragödie lehnt sich an die Fabel.

Beim Herausgehen aus der Cathedrale fand ich die Sonne mit Wolken bedeckt und konnte die Façade besichtigen. Das große Giebelfeld des mittleren Portals ist sehr merkwürdig. Das innere Feld stellt Johanna, Gemahlin Philipps des Schönen, vor, aus deren Vermächtniß die Kirche nach ihrem Tode erbaut wurde. Die Königin von Frankreich tritt, ihre Cathedrale in der Hand, vor die Pforte des Paradieses. Der heil. Petrus öffnet ihr beide Flügel. Hinter der Königin hält sich der schöne König Philipp beinahe mit der Miene eines verschämten Bettlers. Die Königin, sehr geistreich ausgehauen und als Braut geschmückt, zeigt auf den armen Teufel von König mit einem Seitenblick und Achselzucken, als wollte sie dem h. Petrus sagen: Pah! laß den nur noch in den Kauf mit hinein!

Digitized by Google

Zweiter Brief.

Montmirail. — Montmort. — Epernay.

Epernay, 21. Juli.

In la Ferté-ſous-Jouarre miethete ich den erſten beſten Wagen, fragte nur: hält er die Spur und hat er gute Räder? und fuhr nach Montmirail. In der Stadt iſt nichts, als eine hübſche Landſchaft am Eingange und zwei ſchöne Alleen. Das Uebrige iſt mit Ausnahme des Schloſſes ein Haufen Mauerwerk.

Montag gegen fünf Uhr Abends verließ ich Montmirail, indem ich mich auf den Weg von Sézanne nach Epernay wandte. Eine Stunde nachher war ich in Vaux-Champs und durchſchnitt das berühmte Schlachtfeld. Kurz, ehe ich dort ankam, begegnete ich auf dem Wege einem ſonderbar bepackten Wagen. Die Beſpannung beſtand aus einem Eſel und einem Pferd. Auf dem Wagen lagen Kaſſerollen, Keſſel, alte Koffer, Strohſtühle, ein Haufen von Hausrath; vorn in einer Art Korb drei kleine, faſt nackte Kinder, hinten in einem andern Korb Hühner. Der Fuhrmann war ein Mann in einem Kittel, zu Fuß und ein Kind auf dem Rücken tragend. Einige Schritte davon ein Weib, ebenſo gehend und ein Kind tragend, aber in ihrem Leibe. Dieſer ganze Umzug eilte nach Montmirail, als wenn die große Schlacht von 1814 wieder anfangen wollte. — Gewiß, ſagte ich mir, begegnete man vor 25 Jahren hier auch ſolchen Wagen. — Ich erkundigte mich, es war kein Umzug, ſondern eine Auswanderung. Es ging nicht nach Montmirail, es ging nach Amerika. Es floh nicht eine Schlacht, es floh das

Elend. Mit einem Worte, mein Freund, es war eine Familie armer elsäßischer Bauern, die auswanderten, und denen man Land am Ohio verspricht, die aus ihrem Lande gehen, ohne zu ahnen, daß Virgil auf sie die schönsten Verse der Welt vor zweitausend Jahren gemacht hat.

Uebrigens gingen die guten Leute mit vollkommener Sorglosigkeit einher. Der Mann reparirte eine Schlaufe an seiner Peitsche, das Weib sang, die Kinder spielten. Der Hausrath allein hatte etwas Unglückliches und Unordentliches an sich, das genirte. Auch die Hühner schienen mir das Gefühl ihres Unglücks zu haben.

Diese Gleichgültigkeit wunderte mich. Ich glaubte in der That, daß das Vaterland tiefer in die Herzen der Menschen gegraben sei. Ist es den Leuten denn gleichgültig, daß sie nicht mehr dieselben Bäume sehen?

Ich folgte ihnen eine Zeitlang mit den Augen. Wohin ging diese kleine stolpernde und zitternde Gruppe? Wohin gehe ich selbst? Der Weg drehte sich, sie verschwanden. Ich hörte noch einige Zeit die Peitsche des Mannes und das Lied der Frau, dann verlor sich Alles.

Einige Minuten nachher war ich auf den glorreichen Feldern, die den Kaiser gesehen haben. Die Sonne ging unter. Die Bäume warfen große Schatten. Die Furchen, hie und da schon aufs Neue gezogen, hatten eine blonde Farbe. Ein blauer Nebel stieg aus den Schluchten. Das Feld war öde. Man sah nur fern zwei oder drei vergessene Karren darauf, die großen Heuschrecken glichen. Große fertige runde Mühlsteine, weiß und neu die einen, die andern schwarz und alt, lagen durcheinander auf dem Boden, aufrecht, liegend, in Pfeilern, wie die Stücke eines ungeheuern umgestürzten Damenbrettes. In der That hatten Riesen dort eine große Partie gespielt.

Ich wollte das Schloß von Montmort sehen, wandte mich

deßhalb vier Stunden von Montmirail bei Formentières oder Armentières plötzlich links und ſchlug den Weg nach Epernay ein. Sechzehn große Ulmen, die ſchönſten von der Welt, ſind hier und neigen ihre ſauertöpfiſchen Profile und zerzausten Perücken über den Weg. Die Ulmen ſind eine meiner Freuden unterwegs. Alle übrigen Bäume ſind dumm und ſehen ſich ähnlich, die Ulmen allein haben Phantaſie und machen ſich über ihren Nachbar luſtig, ſich zurückbiegend, wenn er ſich vorlehnt, dürr, wenn er dickbelaubt iſt, und des Abends den Vorübergehenden alle möglichen Geſichter ſchneidend. Die jungen Ulmen haben ein Laub, das in jeder Weiſe glitzert, wie ein Feuerwerk, das man abbrennt. Von La Ferté bis an den Ort, wo man die Ulmen findet, iſt der Weg nur mit Pappeln, Zitterespen oder hie und da mit Nußbäumen beſetzt, was mich einigermaßen verſtimmte.

Das Land iſt flach, die Ebene unabſehbar. Plötzlich bemerkt man, aus einem Gebüſch heraustretend, rechts, halb gleichſam in eine Falte des Landes verſunken, ein reizendes Durcheinander von Thürmen, Wetterhähnen, Giebeln, Dachfenſtern und Schornſteinen. Das iſt das Schloß von Montmort.

Mein Wagen hielt und ich ſtieg vor dem Thor des Schloſſes aus. Es iſt eine ausgezeichnete Feſtung des ſechzehnten Jahrhunderts, aus Ziegelſteinen erbaut, mit Schieferdächern und künſtlich gearbeiteten Wetterhähnen, mit ſeiner doppelten Ringmauer, ſeinem doppelten Graben, ſeiner Brücke mit drei Bogen, die in die Zugbrücke ausläuft, ſeinem Dorf zu ſeinen Füßen und ringsherum eine herrliche Gegend, ſieben Stunden im Umkreis. Bis auf die Fenſter, die faſt alle neu ſind, iſt das Gebäude gut erhalten. Der Eingangsthurm hat, eins über dem andern, eine Treppe für die Menſchen und eine Rampe für die Pferde. Unten iſt noch ein altes eiſernes Thor, und beim Hinaufſteigen zählte ich in den Schießſcharten vier kleine Ge-

Digitized by Google

ſchützwinden aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Beſatzung der Feſtung beſtand für den Augenblick aus einer alten Magd, Jungfer Hanne, die mich ſehr freundlich aufnahm. Von den alten innern Zimmern ſind nur noch die Küche, eine ſehr ſchöne gewölbte Stube mit großem Kamin, der Saal, aus dem man ein Billardzimmer gemacht hat, und ein allerliebſtes kleines Kabinet mit vergoldetem Schnitzwerk übrig, deſſen Decke als Roſette eine ſehr geſchickt verſchlungene Chiffer hat. Der alte Saal iſt prächtig. Die Decke mit gemalten, vergoldeten und geſchnitzten Balken iſt noch unverſehrt. Der Kamin, auf dem zwei ſchöne Statuen ſtehen, iſt vom beſten Styl Heinrichs III. Die Mauern waren ehemals mit großen Stücken Stickerei bedeckt, die Familienporträte vorſtellten. Während der Revolution haben kluge Leute aus dem benachbarten Dorf dieſe Stücke abgeriſſen und verbrannt, was der Feudalität einen Todesſtoß gab. Der gegenwärtige Beſitzer hat die Stücke durch alte Kupferſtiche erſetzt, die Anſichten von Rom und die Schlachten des großen Condé vorſtellen und an die nackte Wand geklebt ſind. Wie ich das ſah, gab ich der Jungfer Hanne 30 Sous, und ſie ſchien ganz verwundert über meine Freigebigkeit.

Dann betrachtete ich die Hühner und Enten in den Schloßgräben und ging.

Beim Herausgehen aus Montmort — wohin man beiläufig geſagt auf dem gräßlichſten Wege von der Welt kommt — begegnete ich der Mallpoſt, die Ihnen meinen vorigen Brief gebracht haben muß. Ich habe ſie, mein Freund, mit lauter guten Wünſchen für Sie beladen.

Der Weg verlor ſich in ein Gehölz in dem Augenblicke, wo es Nacht wurde, und ich ſah bis Epernay weiter nichts, als Köhlerhütten, die durch die Zweige rauchten. Der rothe Schlund einer fernen Schmiede erſchien mir von Zeit zu Zeit, der Wind bewegte die lebendigen Schattenbilder der Bäume

am Wege, und über meinem Haupt am Himmel machte der glänzende Wagen seinen Weg mitten durch die Sterne, indeß mein armes Fuhrwerk den seinen durch Steine machte.

Epernay ist die Stadt des Champagners. Nichts mehr, nichts weniger.

Drei Kirchen folgten auf einander in Epernay. Die erste, eine römische Kirche, 1037 von Thibaut I., Grafen von Champagne, Sohn Eudes II., erbaut. Die zweite, eine Kirche der Renaissance, erbaut 1540 von Peter Strozzi, Marschall von Frankreich, Herrn zu Epernay, bei der Belagerung von Thionville 1558 getödtet. Die dritte, die gegenwärtige Kirche, scheint mir nach den Zeichnungen des Herrn Poterlet-Galichet gebaut zu sein, eines braven Krämers, dessen Laden und Namen an die Kirche stoßen. Die drei Kirchen scheinen mir vortrefflich geschildert und zusammengefaßt durch die drei Namen: Thibaut I., Graf von Champagne; Peter Strozzi, Marschall von Frankreich; Poterlet-Galichet, Krämer.

Es genügt, Ihnen zu sagen, daß die letzte, die gegenwärtige Kirche, ein häßliches Bauwerk aus Kalk ist, dumm, weiß und schwer, mit Triglyphen, die die Anläufe des Schwibbogengesimses tragen. Von der ersten Kirche ist nichts übrig geblieben; von der zweiten nur schöne Fensterscheiben und ein vortreffliches Portal. Eine der Scheiben erzählt die ganze Geschichte Noa's auf die naivste Weise. Fenster und Portal sind, wohl verstanden, eingemauert und eingekittet in den gräßlichen Kalk der neuen Kirche. Ich glaubte Odry mit seinen weißen, zu kurzen Hosen, seinen blauen Strümpfen und seinem großen Hemdkragen, sowie dem Helm und Harnisch Franz I. zu sehen.

Man wollte mir die Merkwürdigkeit des Landes zeigen, einen großen Keller, der anderthalb Millionen Flaschen enthält. Unterwegs sah ich ein blühendes Repsfeld mit Mohn-

köpfen und Schmetterlingen und schönem Sonnenlichte. Da blieb ich. Der große Keller wird meinen Besuch nicht empfangen.

Die Pommade, um das Wachsthum der Haare zu befördern, die zu La Ferté Pilogene heißt, heißt zu Epernay Phyothrix, griechische Erfindung.

Apropos, in Montmiral mußte ich im Posthaus für vier frische Eier 40 Sous bezahlen; das schien mir etwas stark.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Thibaut I. in seiner Kirche begraben ist, und Strozzi in der seinen. In der gegenwärtigen Kirche verlange ich ein Grab für Herrn Poterlet-Galichet.

Es war ein braver Mann dieser Strozzi. Brisquet, Narr Heinrichs II., machte sich eines Tags den Spaß, ihm am Hof von hinten einen sehr schönen neuen Mantel, welchen der Marschall zum ersten Male anhatte, mit Speck zu spicken. Es scheint, daß dies großes Gelächter erregte, denn Strozzi rächte sich blutig. Ich für meinen Theil hätte nicht gelacht und mich nicht gerächt. Einen Sammtmantel mit Speck spicken! Dieser Renaissancescherz hat mich nie sonderlich angesprochen.

Dritter Brief.

Chalons. — Sainte-Menehould. — Varennes.

Varennes, 25. Juli.

Gestern, bei der Tagesneige, fuhr mein Wagen jenseits Sainte-Menehould; ich las die wundervollen, ewigen Verse wieder:

Mugitusque boum mollesque sub arbore somni.

. . . . . .

Speluncae vivique lacus.

Digitized by Google

Ich blieb auf das alte halbgeöffnete Buch, deſſen Seiten ſich unter meinen Ellbogen zerknitterten, geſtützt liegen. Meine Seele war voll von den unbeſtimmten Gedanken, die ſich ſanft und traurig gewöhnlich in meinem Geiſt bei den Strahlen der untergehenden Sonne vermiſchen, als das Rädergeraſſel auf dem Pflaſter mich weckte. Wir fuhren in eine Stadt. In was für eine? — Mein Kutſcher antwortete mir: Varennes, während der Wagen ſich in einer abwärts gehenden Straße zwiſchen zwei Häuſerreihen durchwand, die gewiſſermaßen etwas Ernſtes und Nachdenkliches haben. Thüren und Fenſterläden waren geſchloſſen, Gras in den Höfen. Plötzlich öffnete ſich der Wagen, nachdem er durch einen alten Thorweg aus der Zeit Ludwigs XIV. von ſchwarzen Steinen, an einen großen Brunnen mit einer Holzbekleidung gelehnt, gefahren war, auf einem kleinen dreieckigen Platze, von einſtockigen, weißgekalkten Häuſern umgeben, mit zwei verkrüppelten Bäumen, die in einem Winkel vor einer Thüre ſtanden. Die größere Seite dieſes dreieckigen Platzes iſt mit einem häßlichen, ſchiefergedeckten Glockenthurm geziert. Auf dieſem Platz wurde Ludwig XVI. auf ſeiner Flucht am 21. Juni 1791 verhaftet. Er wurde von Drouet, dem Poſtmeiſter von Sainte-Menehould (damals war noch keine Poſt in Varennes) vor einem gelben Hauſe feſtgenommen, das den Winkel des Platzes bildet, wenn man vor dem Thurm vorbei iſt. Der Wagen des Königs folgte der Hypotenuſe des Dreiecks, das der Platz bildet. Unſerer durchlief denſelben Weg. Ich ſtieg aus meinem Wagen und betrachtete lange den kleinen Platz. Wie er ſich raſch erweitert hat! in wenigen Monaten iſt er fürchterlich, der Platz der Revolution geworden!

Folgendes erzählt man ſich im Orte. Der König beſtritt lebhaft, daß er der König ſei (was Karl I., beiläufig geſagt, nicht gethan hätte). Man wollte ihn aus Mangel an Erkennungszeichen loslaſſen, als ein Herr d'Eths, der irgend einen

Grund hatte, den Hof zu haſſen, dazu kam; dieſer Herr d'Eth6 (ich weiß nicht, ob ich den Namen recht ſchreibe, aber man ſchreibt den Namen eines Verräthers immer deutlich genug), dieſer Menſch alſo redete den König als Judas an und ſprach: Guten Tag, Sire. Das genügte. Man hielt den König zurück. Fünf königliche Perſonen waren in dem Wagen; der Elende traf ſie mit einem Wort alle fünf. Dies Guten Tag, Sire! war für Ludwig XVI., für Maria Antoinette und für Madame Eliſabeth die Guillotine; für den Dauphin die Todesqual des Temple; für die Königin Mutter die Vertilgung ihres Stammes und das Exil.

Für den, der nicht an den Vorfall denkt, hat der kleine Platz von Varennes ein mürriſches Ausſehen, für den, der ihn weiß, ein unglückliches.

Ich glaube, ich habe Ihnen ſchon bei mehr als einer Gelegenheit bemerkt, die materielle Natur bietet bisweilen ſonderbare Symbole. Ludwig XVI. fuhr in dieſem Augenblicke einen ſehr ſteilen, gefährlichen Abhang herab, wo mein Kutſcher abſteigen mußte. Vor fünf Tagen fand ich eine Art von rieſigem Damenſpiel auf dem Schlachtfeld von Montmirail. Heute fahre ich über den kleinen dreieckigen Platz von Varennes, der die Form eines Guillotinemeſſers hat.

Der Menſch, der Drouet half und Ludwig XVI. faßte, hieß Billaud. — Warum nicht Billot? *

Varennes liegt 15 Stunden von Reims. Es iſt wahr, der Platz vom 21. Januar liegt nur zwei Schritte von den Tuilerien. Wie haben dieſe Zuſammenſtellungen den armen König foltern müſſen! Zwiſchen Reims und Varennes, zwiſchen der Salbung und Entthronung liegen für meinen Kutſcher nur fünfzehn Stunden; für meinen Geiſt ein Abgrund, die Revolution.

* Billot heißt Block.

Anmerkung d. Ueberſ.

Ich forderte ein Nachtlager in einem Wirthshause, das als Schild: Zum großen Monarchen, mit dem Bild Ludwig Philipps führt; wahrscheinlich hat man nacheinander in hundert Jahren Ludwig XV., Bonaparte und Carl X. dort gesehen. Vor achtundvierzig Jahren, an dem Tage, wo die Stadt dem königlichen Wagen den Weg versperrte, hing wahrscheinlich über der Thüre an dem alten, abgerundeten eisernen Arm, der noch heute in der Mauer befestigt ist, das Bild Ludwigs XVI.

Ludwig XVI. hat vielleicht im Großen Monarchen angehalten und sich als Wirthshausschild gemalt gesehen, er selbst ein gemalter König. Armer „Großer Monarch!"

Heute Morgen ging ich in der Stadt umher, die übrigens sehr reizend auf den beiden Seiten eines allerliebsten Flusses gelegen ist. Die alten Häuser der obern Stadt bilden ein sehr pittoreskes Amphitheater auf dem rechten Ufer. Die Kirche, die in der untern Stadt liegt, ist unbedeutend. Sie ist meinem Wirthshaus gegenüber. Ich sehe sie von dem Tische, an dem ich schreibe. Der Thurm trägt das Datum 1776. Er war zwei Jahre älter als die Königin.

Dies düstere Abenteuer hat hier eine Spur zurückgelassen, eine seltene Sache in Frankreich. Das Volk redet noch davon. Der Wirth sagte mir, daß ein Herr aus der Stadt eine Komödie daraus gemacht habe. — Das ruft mir ins Gedächtniß zurück, wie man in der Nacht der Flucht den kleinen Dauphin so gut als Mädchen verkleidet hatte, daß er die Königin fragte, ob es zu einer Komödie sei? Daraus hat der Herr aus der Stadt die Komödie gemacht.

Der Kirche muß ich ein Unrecht abbitten, ich habe sie wiedergesehen. Sie hat an der rechten Seite ein allerliebstes kleines mit Blättern geschmücktes Portal.

Wenn alle meine Architekturen Sie nicht langweilen, so

ſage ich Ihnen, daß Chalons nicht ganz den Gedanken entſprochen hat, die ich mir darüber machte, die Cathedrale wenigſtens nicht. Ebenſo füge ich, um nicht wieder darauf zurückzukommen, hinzu, daß auch der Weg von Epernay nach Chalons nicht das iſt, was ich davon erwartete. Man bekommt die Marne nur hie und da zu Geſicht; übrigens habe ich in den Dörfern zwei oder drei römiſche Kirchen mit ziemlich ſpitzem Thurm, wie der von Fécamp, bemerkt. Das ganze Land beſteht aus Ebenen; aber immer Ebenen — das iſt zu ſchön. Uebrigens gibt es in dem Lande viele Hämmel und viele Champenois.

Das Schiff der Kirche iſt edel und von ſchönem Schnitt; es ſind noch einige Fenſter, unter andern eine Roſette vorhanden; ich ſah in der Kirche eine reizende Kapelle aus der Renaiſſance mit dem F und dem Salamander. Außer der Kirche gibt es einen ſehr ſtrengen und reinen römiſchen Thurm, und ein köſtliches Portal aus dem vierzehnten Jahrhundert. Aber alles dies iſt ſcheußlich verderbt, die Kirche ſchmutzig, die Bildwerke Franz I. mit gelbem Mörtel übertüncht, alle die Kanten der Gewölbe mit Malerei beſchmiert, die Façade iſt eine ſchlechte Copie unſerer Façade von Saint-Gervais, die Thürme — man hatte mir durchbrochene Thürme verſprochen, und ich finde zwei Arten ſpitzer Mützen, durchbrochen allerdings, und genau genommen, von ſehr originellem Aeußeren, aber von einem ſchwerbearbeiteten Steine und mit Voluten und Spitzbögen untereinander! Ich ging ſehr unzufrieden fort.

Zur Entſchädigung habe ich, fand ich auch nicht das was ich erwartete, das was ich nicht erwartete gefunden, das heißt eine ſehr ſchöne Notre-Dame zu Chalons. Woran denken die Antiquare? Sie ſprechen von S. Etienne, der Cathedrale, und kein Wort von Notre-Dame! Die Notre-Dame zu Chalons iſt eine römiſche Kirche mit ſtarken Gewölben und kräftigen Halb-

Digitized by Google

bögen, ſehr hoch und ſehr vollſtändig, mit einer prächtigen, hölzernen, mit Blei bekleideten Spitze, die aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammt. Dieſe Spitze, auf der Bleiplatten Rauten und Schuppen, wie auf einer Schlange ſind, bilden, iſt in der Mitte durch ein hübſches Gittergemach erhellt, von kleinen bleiernen Giebeln umgeben, in das ich ſtieg. Die Stadt, die Marne und die Hügel nehmen ſich ſchön von dort aus.

Der Reiſende kann auch ſchöne Fenſter in Notre-Dame und ein reiches Portal aus dem dreizehnten Jahrhundert bewundern. Aber im Jahre 1793 haben die Bewohner die Fenſter ausgeſchlagen und die Statuen des Portals herausgeriſſen. Sie haben die prächtigen Gewölbe abgeſchabt, wie man eine Rübe ſchabt. Ebenſo ſind ſie mit dem Seitenportal der Cathedrale und mit allen Bildwerken in der Stadt umgegangen. Notre-Dame hat vier Spitzen, zwei hohe und zwei niedrige; drei davon haben ſie zerſtört. Es iſt dies eine Wuth der Dummheit, die ſich nirgends ſo ſehr ausgedrückt findet, wie hier. Die franzöſiſche Revolution war ſchrecklich, die champenoiſiſche Revolution dumm.

In dem Gittergemach, in das ich ſtieg, fand ich folgende Inſchrift in das Blei mit der Hand und Schrift des ſechzehnten Jahrhunderts gegraben: „Den 28ſten Auguſt 1580 wurde der Friede publicirt zu Chal ...“

Dieſe halb ausgelöſchte, im Dunkel verlorene Inſchrift, die Niemand ſucht und Niemand lieſt, war Alles, was heute von dieſem großen politiſchen Akt übrig blieb, von dieſem großen Ereigniſſe, dem Frieden, der zwiſchen Heinrich IV. und den Hugenotten durch Vermittlung des Herzogs von Anjou, früher Herzog von Alençon, geſchloſſen wurde. Der Herzog von Anjou, der des Königs Bruder war, hatte Ausſichten auf die Niederlande und Anſprüche auf die Hand Eliſabeths von England. Der innere Religionskrieg hinderte ihn in ſeinen

Digitized by Google

Plänen. Daher dieser Frieden, dieser famose Act, plublicir zu Chalons den 28. August 1580 und von der ganzen Welt vergessen den 22. Juli 1839.

Der Mann, der mir von Leiter zu Leiter in das Gittergemach klettern half, ist der Stadtwächter. Dieser Mensch bringt sein Leben in der Wachtstube zu, einem kleinen Käfig, der vier Fenster nach den vier Winden hat. Dieser Käfig und seine Leiter sind für ihn die ganze Welt. Er ist kein Mensch mehr, er ist das Auge der Stadt, immer offen, immer wach. Um sich zu versichern, daß er nicht schläft, zwingt man ihn, die Stunde zu rufen, so oft es schlägt, und eine Pause zwischen dem letzten und vorletzten Schlag zu machen. Diese fortwährende Schlaflosigkeit wäre unmöglich; seine Frau hilft ihm. Alle Tage steigt sie um Mitternacht hinauf und er legt sich ins Bett; dann steigt er um Mittag wieder hinauf und sie hinab. Das sind zwei Existenzen, die ihren Lauf eine an der Seite der andern vollbringen, ohne sich anders zu berühren, als Mittags eine Minute und Abends eine Minute. Ein kleiner, bizarr gestalteter Gnom, den sie ihr Kind nennen, ist aus dieser Berührung hervorgegangen.

Chalons hat drei andere Kirchen: Sankt Alpin, Sankt Johann und Sankt Lupus. Was das Rathhaus betrifft, so ist es nur wegen vier ungeheurer steinerner Hunde merkwürdig, die vor der Façade liegen. Ich wäre entzückt gewesen, champenoisische Löwen zu sehen.

Zwei Stunden von Chalons, auf dem Wege von Sainte-Menehould, an einem Platze, wo es nur Ebenen, Hütten und die staubigen Bäume der Heerstraße gibt, tritt plötzlich etwas Prächtiges hervor. Es ist die Abtei Notre-Dame de l'Epine. Dort ist ein ächter Thurm aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wie eine Spitze gearbeitet und wunderbar, obgleich ein Telegraph daran lehnt, den sie, es ist wahr, sehr verächtlich als

große Dame anſieht. Es iſt eine wunderbare Ueberraſchung in dieſen Feldern, die kaum einige ärmliche Mohnköpfe hervorbringen, dieſe Blume der gothiſchen Architektur ſich entfalten zu ſehen. Ich habe zwei Stunden in der Kirche zugebracht; ich bin überall umhergekrochen während eines fürchterlichen Sturmes, der die Glocken deutlich ſchwanken machte. Ich hielt meinen Hut in beiden Händen und ſtaunte, meine Augen voll von den Sandwirbeln. Von Zeit zu Zeit löste ſich ein Stein von dem Thurm und fiel auf den Kirchhof neben mir. Tauſend Einzelheiten wären da zu zeichnen geweſen. Die Rinnenmündungen waren beſonders künſtlich zuſammengeſetzt und merkwürdig. Sie bilden in der Regel zwei Ungeheuer, von denen eins das andere auf den Schultern trägt. Die der Apſide ſcheinen mir die ſieben Hauptſünden vorzuſtellen. Die Wolluſt, eine viel zu hoch aufgeſchürzte hübſche Bäuerin, muß den armen Mönchen viel zu denken gegeben haben.

Es ſind höchſtens drei oder vier Hütten dabei und man würde ſich dieſe Cathedrale ohne Stadt, ohne Dorf, ohne Weiler, ſchwer erklären können, wenn man nicht in einer kleinen, mit einer Klinke verſchloſſenen Kapelle einen kleinen, ſehr tiefen Brunnen fände, der ein wunderthätiger Brunnen, übrigens ſehr demüthig, ſehr einfach, durchaus einem Dorfbrunnen gleich iſt, wie es ſich für einen wunderthätigen Brunnen ziemt. Das wunderbare Gebäude iſt darüber gebaut. Der Brunnen hat die Kirche hervorgebracht, wie eine Zwiebel eine Tulpe hervorbringt.

Ich ſetzte meinen Weg fort. Eine Stunde davon kamen wir durch ein Dorf, deſſen Kirchweih war, und das dieſen Feſttag mit der fürchterlichſten Muſik feierte. Wie wir aus dem Dorfe fuhren, bemerkte ich auf einem Hügel ein ärmliches weißes Gebäude, auf deſſen Dach eine Art großes ſchwarzes Inſekt geſticulirte. Es war ein Telegraph, der freundlich mit Notre-Dame de l'Epine ſchwatzte.

Der Abend näherte ſich, die Sonne ſank, der Himmel war prächtig. Ich ſah die Hügel am Ende der Ebene, die eine unabſehbare violette Haide wie ein Biſchofsmäntelchen halb bedeckte. Plötzlich ſah ich einen Hirten ſeine Hürde aufrichten, als wollte er ſich darunter verſtecken. Dann fuhr der Wagen durch eine Heerde Gänſe, die luſtig ſchnatterten. — Wir werden Regen haben, ſagte der Kutſcher. In der That, ich wandte den Kopf, und die Hälfte des hintern Himmels war von einer großen ſchwarzen Wolke bedeckt, der Wind war heftig, der blühende Schierling bog ſich bis auf die Erde, die Bäume ſchienen voll Furcht mit einander zu reden, kleine trockene Blätter liefen ſchneller auf dem Wege, als der Wagen, über uns flogen dichte Wolken. Einen Augenblick nachher brach eines der ſchönſten Wetter los, das ich je geſehen habe. Der Regen floß ſtromweis herab, aber das Gewölk bedeckte nicht den ganzen Himmel. Große ſchwarze Strahlen, die von den Gewölken fielen, kreuzten ſich mit den goldenen Strahlen, die von der Sonne kamen. Man ſah kein lebendiges Weſen mehr in der Gegend, weder einen Menſchen auf dem Wege, noch einen Vogel am Himmel; es donnerte fürchterlich, und breite Blitze fielen von Zeit zu Zeit auf das Feld. Dieſe Qual dauerte eine Viertelſtunde, dann führte ein Windſtoß die Trombe fort, die Wolke fiel als dichter Nebel auf die öſtlichen Hügel, und der Himmel wurde wieder klar und ruhig. Nur war in der Zwiſchenzeit die Dämmerung hereingebrochen. Die Sonne ſchien ſich im Weſten in drei oder vier roth glühende Eiſenſtangen aufgelöst zu haben, welche die Nacht langſam am Horizont auslöſchte.

Die Sterne funkelten, als ich in Sainte-Menehould ankam.

Sainte-Menehould iſt eine ſehr pittoreske kleine Stadt, anmuthig auf dem Abhang eines ſehr grünen Hügels ausgebreitet

und von großen Bäumen überragt. Ich ſah in Sainte-Menehould etwas Vortreffliches, die Küche im Hôtel de Metz.

Das iſt eine ächte Küche. Ein ungeheurer Saal. Eine der Wände mit Kupfer, die andere mit Steingut beſetzt. In der Mitte, den Fenſtern gegenüber, der Kamin, eine ungeheure Höhle, die ein reichliches Feuer ausfüllt. An der Decke ein ſchwarzes Netz von prächtig durchräucherten Balken, an denen alle Sorten von luſtigen Sachen hängen, Körbe, Lampen, ein Speiſeſchrank und in der Mitte ein durchſichtiger Korb, darin ſich ungeheure Seiten Speck ausbreiten. Unter dem Kamine glänzt und funkelt außer dem Bratenwender, dem Keſſelhaken und Keſſel ein blendendes Bund von einem Dutzend Gabeln und Zangen von jeder Form und jeder Größe, der flackernde Herd wirft ſeine Lichter in alle Winkel, ſchneidet große Schatten an der Decke ab, wirft eine helle, roſige Färbung auf das bläuliche Steingut und läßt das phantaſtiſche Gebäude der Kaſſerolen wie eine Mauer von glühenden Kohlen glänzen. Wäre ich Homer oder Rabelais, ſo ſagte ich: dieſe Küche iſt eine Welt, deren Sonne dieſer Kamin iſt.

Es iſt in der That eine Welt. Eine Welt, worin ſich eine ganze Republik von Männern, Weibern und Thieren bewegt. Buben, Mägde und Küchenjungen, Rolltiſche, Pfannen auf den Herdlöchern, Suppentöpfe, die murmeln, Braten, die ziſchen, Pfeifen, Karten, Kinder, die ſpielen, und Katzen und Hunde und der Herr, der Acht gibt. Mens agitat molem.

In einer Ecke zeigt eine große Uhr mit Kette und Gewicht allen dieſen beſchäftigten Leuten ernſt die Stunde an.

Unter den unzähligen Dingen, die an der Decke hängen, habe ich eins beſonders am Abend meiner Ankunft bewundert. Es iſt dies ein kleiner Käfig, worin ein kleiner Vogel ſchlief. Dieſer Vogel ſchien mir das wunderbarſte Emblem des Zutrauens. Dieſe Höhle, dieſe Schmiede der Indigeſtionen, dieſe

ſchreckliche Küche iſt Tag und Nacht voll Lärm. Der Vogel ſchläft. Vergebens tobt man um ihn her, die Männer fluchen, die Weiber zanken, die Kinder ſchreien, die Hunde bellen, die Katzen miauen, die Uhr ſchlägt, das Meſſer hackt, die Pfanne ziſcht, der Bratenwender knarrt, der Brunnen weint, die Flaſchen ſchluchzen, die Fenſter zittern, die Eilwagen fahren durch das Gewölbe wie der Donner; der kleine Haufen Federn zuckt nicht. — Gott iſt anbetungswerth. Er gibt den kleinen Vögeln den Glauben.

Und bei dieſer Gelegenheit erkläre ich, daß man in der Regel viel zu Schlechtes von den Wirthshäuſern ſagt, und daß ich vor allen bisweilen zu hart davon geredet habe. Ein Wirthshaus iſt, genau genommen, eine gute Sache, die zu finden man ſehr glücklich iſt. Und dann habe ich faſt in allen Wirthshäuſern eine bewundernswürdige Frau bemerkt. Das iſt die Wirthin. Den Wirth gebe ich den übelgelaunten Reiſenden preis, aber die Wirthin müſſen ſie mir laſſen. Der Wirth iſt ein ſehr widerwärtiges Weſen. Die Wirthin iſt liebenswürdig. Arme Frau! bisweilen alt, bisweilen krank, oft ſchwanger, geht ſie, kömmt, beginnt Alles, endigt Alles, macht Alles fertig, treibt die Mägde, ſchneuzt die Kinder, jagt die Hunde fort, becomplimentirt die Reiſenden, treibt den Herrn, lächelt dem Einen zu, ſchilt den Andern, gibt auf eine Schüſſel Acht, bringt einen Nachtſack herbei, nimmt Den in Empfang, entläßt Den und ſtrahlt nach allen Richtungen wie die Seele. Sie iſt in der That die Seele des großen Körpers, den man Wirthshaus nennt. Der Wirth kann nur mit Frachtfuhrleuten in einem Winkel trinken.

Im Ganzen verliert, Dank der Wirthin, die Gaſtfreundſchaft der Wirthshäuſer etwas von dem Häßlichen der bezahlten Gaſtfreundſchaft. Die Wirthin hat die zarten Aufmerkſamkeiten des Weibes, die die Käuflichkeit der Aufnahme verhüllen. Das iſt etwas banal, paßt aber.

Digitized by Google

Die Wirthin der Stadt Metz in Sainte-Menehould ist ein junges Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, das überall ist und wunderbar diese große Maschine lenkt, indem sie noch von Zeit zu Zeit Clavier spielt. Der Wirth, ihr Vater — ist das eine Ausnahme? — ist ein sehr braver Mann. Kurz, es ist ein vortreffliches Wirthshaus.

Gestern habe ich also, wie ich Ihnen im Anfang meines Briefes schrieb, Sainte-Menehould verlassen. Der Weg von Sainte-Menehould bis Clermont ist entzückend. Ein fortwährender Obstgarten. An beiden Seiten des Weges ein Chaos von Fruchtbäumen, deren schönes Grün in der Sonne spielt, und die ihren Schatten vielgestaltig auf den Weg breiten. Die Dörfer haben etwas Schweizerisches und Deutsches. Häuser von weißem Stein halb mit Brettern bedeckt, mit großen Dächern von Hohlziegeln, die zwei oder drei Fuß über die Mauer hinausragen. Fast Sennhütten. Man fühlt die Nähe der Berge. Die Ardennen sind in der That da.

Ehe man nach dem großen Flecken Clermont kommt, geht man durch ein treffliches Thal, wo sich die Grenzen der Marne und Maas berühren. Der Fall dieses Thals ist magisch. Der Weg senkt sich zwischen zwei Hügel, und man sieht anfangs nur einen Abgrund von Laub unter sich. Dann dreht er sich und das ganze Thal tritt hervor. Ein weiter Halbkreis von Hügeln, in der Mitte ein schönes Dorf, fast italienisch, so platt sind die Dächer, rechts und links mehrere andere Dörfer auf waldigen Abhängen, Kirchthürme in dem Nebel, die andere Weiler, in den Falten des Thals, wie in einem Kleid von grünem Sammt versteckt anzeigen, ungeheure Weiden, auf denen große Heerden Vieh grasen; und durch Alles dies ein hübscher, lebendiger Fluß, der fröhlich vorbeifließt. Ich habe eine Stunde gebraucht, um durch dies Thal zu gehen. Unterdessen machte ein Telegraph, der am Ende desselben steht, folgende drei Zeichen:

Während die Maſchine dies machte, flüſterten die Bäume, rieſelte das Waſſer, brüllten und blöckten die Heerden, die Sonne funkelte am hellen Himmel, und ich verglich den Menſchen mit Gott.

Clermont iſt ein ſchönes Dorf, das, ſeine Kirche auf dem Haupt, unter einem Meer von Laub liegt, wie Tréport unter einem Meer von Wogen.

Mitten in Clermont wendet man ſich links und kommt durch eine hübſche Landſchaft von Ebenen, Hügeln und fließendem Waſſer in zwei Stunden nach Varennes. Ludwig XVI. ging dieſem hübſchen Wege nach.

Beim Durchleſen dieſes Briefes finde ich, daß ich zwei- oder dreimal das Wort *champenois* ſo gebraucht habe, wie es mir unwillkürlich vor Augen ſchwebte, mit einer ironiſchen Färbung, aus ich weiß nicht welchem ſprüchwörtlichen Gebrauch. Mißverſtehen Sie mich darum nicht, mein Theuerſter, über den wahren Sinn, den ich ihm beilege. Das Sprüchwort ſpricht, vielleicht vertraulicher als es ſich ziemt, von der Champagne, wie Frau von La Sablière von La Fontaine ſprach, der ein Mann von derbem Genie war, wie es einem Mann von Genie ziemt, der Champenois iſt. Dies hindert nicht, daß La Fontaine zwiſchen Molière und Régnier ein bewunderungswürdiger Poet, und die Champagne zwiſchen dem Rhein und der Seine ein edles und berühmtes Land iſt. Virgil könnte von der Champagne wie von Italien ſagen:

Alma parens frugum,
Alma virum.

Die Champagne hat Amyot hervorgebracht, den andern Guten, der ſeine Melodie über Plutarch verbreitet hat, wie La Fontaine die ſeine über Aeſop; Thibaut IV., den faſt könig-

lichen Dichter, deſſen höchſter Wunſch es geweſen wäre, Vater des heiligen Ludwig zu ſein; Robert von Sorbon, den Gründer der Sorbonne; Charlier von Gerſon, Kanzler der Univerſität Paris; den Commandeur von Villegagnon, der ſchon im ſechzehnten Jahrhundert Algier beinahe an Frankreich gebracht hätte; Amadis Jamyn, Colbert, Diderot; zwei Maler, Lantara und Valentin; zwei Bildhauer, Girardon und Bouchardon; zwei Geſchichtſchreiber, Flodoard und Mabillon; zwei geiſtreiche Cardinäle, Heinrich von Lothringen und Paul von Gondi; zwei tugendhafte Päpſte, Martin IV. und Urban IV.; einen ruhmvollen König, Philipp Auguſt.

Die Leute, die was auf Sprüchwörter geben und Sézanne mit sexdecim asini überſetzen, wie Andere vor dreißig Jahren Fontanes mit faciunt asinos; dieſe Leute triumphiren, daß die Champagne Richelet, den Verfaſſer des Reimlexicons, und Poinſinet, den myſtificirteſten Menſchen des Jahrhunderts, in dem Voltaire die Welt myſtificirte, hervorgebracht hat. Nun, Sie, der Sie die Harmonien lieben, der Sie wollen, daß Charakter, Werk und Geiſt eines Menſchen gleichſam ein natürliches Produkt ſeines Landes ſei, und es wunderbar finden, daß Bonaparte Corſe, Mazarin Italiener und Heinrich IV. Gascogner war, hören Sie: Mirabeau iſt faſt Champenois, Danton durchaus. Daraus helfen Sie ſich ſelbſt.

Guter Gott, warum ſollte Danton denn nicht Champenois ſein? Iſt Vaugelas doch Savoyarde!

Ebenſo iſt der große Fabert faſt Champenois, der Marſchall von Frankreich und Sohn eines Buchhändlers, der nie zu hoch empor, noch zu tief herabſteigen wollte; ein reiner und ernſter Geiſt, der ſich immer entfernt von den Grenzen ſeines eigenen Looſes hielt, und der, nach einander von dem Schickſal verſucht, erſt in ſeinem Adel, dann in ſeiner Beſcheidenheit,

Digitized by Google

immer derselbe vor den Gemeinheiten, wie vor den Eitelkeiten, die man ihm vorschlug, die Gemeinheiten nicht aus Stolz und die Eitelkeiten nicht aus Demuth zurückweisend, sondern die einen wie die andern aus Keuschheit verschmähend, Mazarin verweigerte, Spion, und Ludwig XIV., Ritter des h. Geistordens sein zu wollen. — Er sagte zu Ludwig XIV.: Ich bin ein Soldat und kein Edelmann, und zu Mazarin: Ich bin ein Arm und kein Auge.

Die Champagne war eine mächtige und starke Provinz. Der Graf von Champagne war Lehnsherr des Vicomte von Brie, und dies Brie selbst war genau genommen eine kleine Champagne, wie Belgien ein kleines Frankreich ist. Der Graf von Champagne war Pair von Frankreich und trug bei der Salbung das liliengeschmückte Banner. Er ließ auf königliche Weise selbst seine Stände von sieben Grafen, als Pairs der Champagne, halten, nämlich die Grafen von Joigny, Réthel, Braine, Roucy, Brienne, Grand-Pré und Bar-sur-Seine.

Es ist keine Stadt oder Dorf in der Champagne, die nicht ihr Eigenthümliches hätte. Die großen Gemeinden sind in unsere Geschichte verwebt, die kleinen erzählen alle ein Abenteuer. Reims, das die Cathedrale der Cathedralen hat, Reims hat Chlodwig nach Tolbiacum getauft. Troyes ist durch Sankt Lupus vor Attila gerettet worden, und hat 878 gesehen, was Paris erst 1804 sah, einen Papst, der in Frankreich einen Kaiser salbte, Johann VIII., der Ludwig den Stammler krönte; in Attigny hielt der Majordomus Pipin seinen vollen Hof, von wo aus er Waifar, Herzog von Aquitanien, zittern machte; in Andelot hatte die Zusammenkunft zwischen Guntram, König von Burgund, und Childebert, König von Austrasien, in Gegenwart der Leudes statt; Hinkmar floh nach Epernay; Abälard war in Provins; Heloise in Paraclet; in Fismes wurde ein Concil gehalten; Langres sah im Verfall der Kaiser-

herrſchaft die beiden Gordiane triumphiren, und im Mittelalter ſeine Bürger um ſich ſieben furchtbare Schlöſſer zerſtören, nämlich Changey, Saint-Broing, Neuilly-Coton, Cobons, Bourg, Humes und Pailly; Joinville ſchloß die Ligue 1584; Chalons vertheidigte Heinrich IV. 1591; Saint-Dizier tödtete den Prinzen von Oranien; Toulevant verbarg den Grafen von Moret; Bourmont iſt die alte Feſtung der Lingonen; Sézanne der alte Waffenplatz der Herzoge von Burgund; Ligny-l'Abbaye wurde von dem heiligen Bernhard in den Domänen des Herrn von Chatillon gegründet, dem er durch eine authentiſche Akte ebenſo viel Morgen Land im Himmel verſprach, als er ihm auf der Erde geben würde; Mouzon iſt das Lehn des Abts von Sankt Hubert, der alle Jahre dem König von Frankreich „ſechs Windhunde zur Jagd und ſechs Raubvögel zur Beize" ſchickte; Chaumont iſt das naive Land, in dem man hofft, Teufel wie Sankt Johannes zu ſein, um ſeine Schulden zu bezahlen; Chateau-Porcien iſt die Stadt, die der Connetable von Chatillon dem Herzog von Orleans ſchenkte; Bar-ſur-Aube iſt die Stadt, die der König weder verkaufen, noch veräußern konnte; Clairvaux hatte ſein Faß wie Heidelberg; Villenauxe hatte die Statue der Königin; Arconville hat noch den Steinhaufen der Hugenotten, den jeder Bauer im Vorübergehen durch einen Stein vergrößert; die Signale von Mont-Aigu antworteten in einer Entfernung von zwanzig Stunden denen von Mont-Aimé; Vaſſy iſt zweimal verbrannt worden, von den Römern 211 und 1544 von den Kaiſerlichen, wie Langres von den Hunnen 351 und von den Vandalen 407, und wie Vitry von Ludwig VII. im zwölften Jahrhundert, und von Karl V. im ſechzehnten; Sainte-Menehould iſt dieſe edle Hauptſtadt der Argonne, die, durch einen Verräther an Karl II., Herzog von Lothringen, verkauft, ſich nicht ergab; Carignan iſt das alte Jvoi; Attila hat einen

Altar zu Pont le Roi errichtet, Voltaire ein Grab zu Romilly gehabt.

Sie sehen, die Lokalgeschichte aller dieser Städte der Champagne ist die Geschichte Frankreichs, freilich in kleinen Stücken, aber dennoch groß.

Die Champagne bewahrt den Eindruck unserer alten Könige. In Reims krönte man sie. In Attigny erhob Karl der Einfältige das Land von Bourbon zur Sirerie. Der heil. Ludwig und Ludwig XIV., der heilige König und der große König des Hauses, haben beide ihre ersten Feldzüge in der Champagne gemacht: der erste 1228 zu Troyes, dessen Belagerung er aufheben ließ; der andere 1652 zu Sainte-Menehould, in das er durch die Bresche eindrang. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß der Eine wie der Andere 14 Jahre alt war.

Die Champagne trägt die Spur Napoleons. Mit Namen der Champagne schrieb er die letzten Seiten seines wunderbaren Gedichtes: Arcis-sur-Aube, Chalons, Reims, Champaubert, Sézanne, Vertus, Méry, La Fère, Montmirail. So viel Kämpfe, so viel Triumphe. Fismes, Vitry und Doulevant haben jedes die Ehre gehabt, einmal sein Hauptquartier zu sein, Piney-Luxemburg war es zweimal, Troyes dreimal. Nogent-sur-Seine sah in fünf Tagen fünf Siege des Kaisers, der mit seiner Handvoll Helden an der Marne manövrirte. Saint-Dizier hatte schon zwei in zwei Tagen gesehen. In Brienne, wo er von einem Benediktiner erzogen war, wäre er beinahe von einem Kosaken getödtet worden.

Die alten Annalen dieses belgischen Galliens, das die Champagne geworden ist, sind nicht weniger poetisch, als die neuern. Alle seine Gefilde sind voll von Erinnerungen; Meroväus und die Franken, Aetius und die Römer, Theodorich und die Westgothen; der Mons Julius, das Grab des Jovinus; das Grab Attila's bei la Cheppe; die Militärstraßen von

Chalons, Gruyères und Warcq; Voromarus, Caracalla; Eponinus und Sabinus; der Bogen der beiden Gordiane zu Langres; das Thor des Mars zu Reims; dies ganze mit Schatten bedeckte Alterthum lebt und webt noch und ruft tief aus der Finsterniß jedem Wanderer zu: Sta viator! Das celtische Alterthum selbst stammelt sein unverständliches Gemurmel in die düsterste Nacht dieser Geschichte. Osiris wurde zu Troyes angebetet; der Götze Borvo Tomona hat seinen Namen Bourbonne-les-Bains gelassen; und in Vassy, unter den schrecklichen Zweigen des Waldes von Der, wo die Haute-Borne noch aufrecht wie der Schatten eines Druiden steht, in den geheimnißvollen Ruinen von Noviomagus Vadicassium hat die Champagne ihre Palenqué.

Seit den Römern bis auf unsere Zeiten nach einander von den Alanen, Sueven, Vandalen, Burgundern und Allemannen überzogen, ließen sich die im Flachlande erbauten Städte der Champagne eher verbrennen, als daß sie sich dem Feinde ergeben hätten. Die Städte, die auf einem Felsen erbaut sind, haben als Devise: Donec moveantur. Das Blut der ganzen alten Gallia comata, das Blut der Katten, der Lingonen, der Tricasser, der Catalaunen, durch welche die Vandalen besiegt, der Norvier, durch die Siagrius geschlagen wurde, ist es, das noch heute in den Heldenadern des Bauers der Champagne fließt. Ein Champenois war der Soldat Bertèche, der zu Jemmappes sieben österreichische Dragoner mit seiner Hand tödtete; 451 haben die Ebenen der Champagne die Hunnen verschlungen; wäre es Gottes Wille gewesen, so hätten sie 1814 die Russen verschlungen.

Laßt uns also nur mit Ehrfurcht von dieser herrlichen Provinz sprechen, die seit der Invasion die Hälfte ihrer Kinder Frankreich geopfert hat. Die Bevölkerung des einzigen Departements der Marne war 1813 311,000 Seelen stark; 1830

zählte sie nur 309,000. Fünfzehn Friedensjahre genügten nicht, sie wieder aufzurichten.

Um also auf die Erklärung zurückzukommen, die ich Ihnen geben mußte, das Wort bête ändert seinen Sinn, wenn man es auf die Champagne anwendet. Es bedeutet dann nur etwas Naives, Einfaches, Rohes, Ursprüngliches, im Nothfall Furchtbares; das bête kann sehr gut ein Adler oder Löwe sein. Das war 1814 die Champagne.

Vierter Brief.

Von Villers-Cotterets bis an die Grenze.

Givet, 29. Juli.

Diesmal bin ich vorwärts gekommen. Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, von Givet, einer alten kleinen Stadt, die die Ehre hat, Ludwig XVIII. zu seinem letzten Befehl und Calembourg (Saint-Denis, Givet) Anlaß gegeben zu haben, und wo ich vier Uhr Morgens angekommen bin, durch die Stöße eines schrecklichen Wagens, den sie hier Eilwagen nennen, gerädert. Ich habe zwei Stunden ganz angekleidet auf einem Bett geschlafen, der Tag kommt, und ich schreibe Ihnen. Ich habe mein Fenster geöffnet, um die Aussicht zu genießen, die man von meinem Zimmer hat, und die in einer weißgekalkten Dachspitze, einer alten hölzernen Rinne voll Moos und einem gegen die Mauer gelehnten Wagenrad besteht. Mein Zimmer ist ein großer Saal mit vier Betten und einem ungeheuren Kamin voll Schnitzwerk, von Außen mit einem ganz kleinen Spiegel versehen und im Innern mit einem ganz kleinen Scheit Holz.

Digitized by Google

Auf dem Scheit liegt zierlich neben einem Beſen ein ungeheurer, vorſündflutlicher Stiefelknecht, von einem wüthenden Schreiner mit dem Beil zugehauen. Die phantaſtiſche Kerbe, die in dieſen Stiefelknecht hineinprakticirt iſt, ahmt alle Krümmungen der Maas nach, und es iſt faſt unmöglich, ſeinen Fuß herauszuziehen, ſollte man ſo unvorſichtig geweſen ſein, ihn hineinzuſtecken. Man läuft Gefahr, wie es mir paſſirte, im ganzen Wirthshaus, den Stiefelknecht am Fuße, umherzulaufen und laut um Hülfe zu rufen. Um gerecht zu ſein, muß ich an der Ausſicht etwas ändern. So eben habe ich Hühner gackern hören. Ich neigte mich in den Hof und ſah unter meinem Fenſter eine allerliebſte kleine Gartenmalve ganz in Blüte, die wie eine Roſe ausſah, und auf einer Planke lag, die von zwei alten Töpfen getragen wurde.

Seit meinem letzten Brief hat mich ein Unfall, den Ihnen zu erzählen nicht der Mühe werth ſein würde, raſch von Varennes nach Villers-Cotterets zurückgebracht, und vorgeſtern habe ich, nachdem ich meinen Wagen aus La Ferté-ſous-Jouarre entlaſſen, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, die Poſt nach Soiſſons genommen; ſie war ganz leer, was mir, unter uns, nicht ſehr mißfiel. Ich konnte meine Karten von Caſſini ganz bequem auf dem Rückſitz ausbreiten.

Als ich mich Soiſſons näherte, wurde es Abend. Die Nacht öffnete ſchon ihre Hand voller Dunſt in dieſem reizenden Thale, in das der Weg ſich nach dem Weiler de la Folie ſenkte, und breitete langſam ihren ungeheuren Schleier über den Thurm der Cathedrale und den Doppelthurm von Saint-Jean-des Vignes. Indeß erkannte man noch durch die Dünſte, die ſchwer im Felde krochen, den Haufen Mauern, Dächer und Gebäude, der Soiſſons bildet, halb eingepfercht in den Stahl-Halbkreis der Aisne, wie eine Garbe in der Sichel, die ſie abſchneiden will. Ich hielt einen Augenblick auf der Höhe, um das ſchöne Schauſpiel zu

Digitized by Google

genießen. — Eine Grille zirpte auf einem nahen Feld, die Bäume am Wege flüsterten ganz leise und zitterten im letzten Abendwind, ehe sie sich ganz zur Ruhe begaben; ich sah aufmerksam mit den Augen meines Geistes einen großen, tiefen Frieden aus dieser düstern Ebene aufsteigen, die Cäsar siegen, Chlodwig herrschen und Napoleon wanken sah. Weil die Menschen, selbst Cäsar, selbst Chlodwig, selbst Napoleon nur Schatten sind, die vorübergehen, weil der Krieg nur ein Schatten wie sie ist, der mit ihnen vorüberzieht, während Gott und die Natur, die von Gott kommt, und der Friede, der von der Natur kommt, ewig sind.

Da ich darauf rechnete, die Mallpost von Sédan zu nehmen, die erst um Mitternacht in Soissons ankommt, hatte ich noch Zeit und ließ den Eilwagen abfahren; das Stück, das mich von Soissons trennte, war nur ein reizender Spaziergang, den ich zu Fuß machte. In einiger Entfernung von der Stadt setzte ich mich neben einem allerliebsten kleinen Hause, das die Esse eines Hufschmieds, die auf der andern Seite des Weges brannte, sanft beleuchtete. Da habe ich fromm den Himmel betrachtet, der prächtig heiter war. Die drei einzigen Planeten, die zu der Zeit sichtbar sind, funkelten alle drei in Südwest, in einem sehr engen Raum und fast in demselben Winkel des Himmels. Jupiter — kennen Sie unsern schönen Jupiter, mein Freund? — der seit drei Monaten einen sehr zusammengesetzten Knoten macht, bildete mit zwei Sternen, zwischen denen er in diesem Augenblick gerade steht, eine ganz gerade Linie. Mehr nach Westen ahmte Mars, roth wie Feuer und Blut, das Sterngefunkel durch eine Art düstern Flammens nach, und etwas darunter glänzte, sanft wie ein weißer, friedlicher Stern, dieses Planetenungeheuer, diese schreckliche, geheimnißvolle Welt, die wir Saturn nennen. Auf der andern Seite ganz im Hintergrunde der Landschaft beschien ein Leuchtthurm mit sich drehendem

Feuer, blauroth und weiß mit ſeiner blendenden Rutilation die düſtern Hügel, die Noyon von Soiſſons trennen. Gerade, als ich mich fragte, was dieſer Leuchtthurm mitten auf dem Feſtland, in dieſen ungeheuren Flächen ſolle, ſah ich ihn den Rand der Hügel verlaſſen, die violetten Nebel des Horizontes durchdringen und zum Zenith emporſteigen. Dieſer Leuchtthurm war der Aldebaran, die dreifarbige Sonne, der ungeheure Stern von Purpur, Silber und Türkis, der ſich ſtolz in der verſchwimmenden, düſtern Weiße der Dämmerung erhob.

O mein Freund, was für ein Geheimniß liegt denn in dieſen Sternen, die alle Dichter, ſo lange es Dichter gibt, alle Denker, ſo lange es Denker gibt, alle Träumer, ſo lange es Träumer gibt, wechſelsweiſe betrachtet, ſtudirt, angebetet haben, die Einen, wie Zoroaſter, mit einer vertrauensvollen Bewunderung, die Andern, wie Pythagoras, mit einem unausſprechlichen Staunen! Seth hat die Sterne benannt, wie Adam die Thiere. Die Chaldäer und die Genethliaken, Esra und Zorobabel, Orpheus, Homer und Heſiod, Kadmus, Pherekydes, Xenophon, Hekateus, Herodot und Thucydides, all dieſe Augen der Erde, ſo lange geſchloſſen und erloſchen, haben ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert ängſtlich an dieſe Augen des Himmels geklammert, immer offen, immer glühend, immer lebendig. Dieſelben Planeten, dieſelben Sterne, die wir heute betrachten, ſind von allen dieſen Menſchen betrachtet worden. Hiob ſpricht vom Orion und von den Hyaden; Plato hörte und verſtand genau die vage Muſik der Sphären; Plinius glaubte, daß die Sonne ein Gott ſei und ſchrieb die Flecken im Monde dem Rauch der Erde zu. Die tartariſchen Poeten nennen den Pol Seneſtikol, was eiſerner Nagel bedeutet. Einige Träumer haben, von einem Schwindel ergriffen, ſich über die Sternbilder luſtig machen wollen. Der Löwe, ſagt Rocoles, könnte ebenſo gut Affe heißen. Pacuvius, übrigens ſeiner Meinung ſehr wenig ſicher, will ſich's

Digitized by Google

in den Kopf ſetzen, nicht an die Aſtrologen zu glauben, weil dieſe ſonſt Jupiter gleich wären:

> **Nam si qui, quae ventura sunt, praevideant,**
> **Aequiparent Jovi.**

Favorinus wirft ſich die fürchterliche Frage auf: ob die Urſachen von Allem nicht in den Sternen liegen? „Si vitae mortisque hominum rerumque humanarum omnium et ratio et causa in coelo et apud stellas foret?“ Er glaubt, daß der Einfluß der Geſtirne bis zu den Fliegen und Würmern hinabgeht, muscis aut vermiculis, und, fügt er hinzu, bis zu den Igeln, aut echinis. Aulus Gellius ſetzte ſich, da er von Aegina nach dem Piräus ſegelte und durch ein ruhiges Meer fuhr, auf das Verdeck und betrachtete die Sonne. „Nox fuit, et clemens mare, et anni aestas, coelumque liquide serenum; sedebamus ergo in puppi simul universi et lucentia sidera considerabamus.“ Horaz ſelbſt, der praktiſche Philoſoph, der Voltaire des Auguſtiſchen Jahrhunderts, freilich ein größerer Poet, als der Voltaire Ludwigs XV., Horaz bebte, wenn er die Sterne anſah, eine ſonderbare Aengſtlichkeit erfüllte ſein Herz, und er ſchrieb die faſt ſchrecklichen Verſe:

> **Hunc solem et stellas et decedentia certis**
> **Tempora momentis sunt qui formidine nulla**
> **Imbuti spectant!**

Was mich betrifft, ſo fürchte ich die Sterne nicht, ich liebe ſie. — Uebrigens habe ich nie ohne Herzklopfen daran gedacht, daß der Normalzuſtand des Himmels die Nacht iſt. Das, was wir den Tag nennen, exiſtirt nur für uns, weil wir in der Nähe eines Geſtirns ſind.

Man kann nie die Unendlichkeit anſchauen; das Unendliche drückt zu Boden; die Ekſtaſe iſt eben ſo fromm wie das Gebet, aber das Gebet tröſtet und die Ekſtaſe ermattet. Von den Sternbildern fielen meine Augen auf die arme Mauer des

Digitized by Google

Bauers, an die ich mich lehnte. Da waren noch Gegenstände zum Nachforschen und Denken. In diese Mauer hatte der Bauer, der sie erbaute, einen Stein, einen ehrwürdigen Stein gemauert, auf dem der Wiederschein der Schmiede mich die fast ganz verwischten Züge einer alten Inschrift lesen ließ; ich unterschied nur noch zwei Buchstaben: I. C., das Uebrige war dahin. Was war jetzt diese Inschrift? römisch oder romanisch? Sie sprach von Rom ohne Zweifel, aber von welchem Rom? Von dem heidnischen oder christlichen Rom? von der Stadt der Macht oder der Stadt des Glaubens? Ich blieb lange Zeit dort, das Auge auf den Stein gerichtet, den Geist in endlose Hypothesen versenkt. Ich weiß nicht, ob die Betrachtung der Sterne mich zu dieser Träumerei gestimmt hatte, aber ich kam so weit, daß ich sie vor meinem Blick sich beleben und funkeln sah, diese beiden geheimnißvollen Buchstaben — I. C. — die, als sie zum ersten Mal der Welt erschienen, sie beherrschten, und zum zweiten Mal sie umbildeten: Julius Cäsar und Jesus Christus!

Ganz gewiß hat Dante in der Begeisterung einer ähnlichen Idee, wie die, welche mich in diesem Augenblick beherrschte, den großen Verräther und den großen Mörder, Judas und Brutus, neben einander in den tiefsten Höllengrund versetzt und von Satans eiterndem Rachen verschlingen lassen.

Drei Städte folgten aufeinander zu Soissons, das **Noviodunum** der Gallier, die **Augusta Suessonium** der Römer und das alte Soissons Chlodwigs, Karls des Einfältigen und des Herzogs von Mayenne. Von diesem **Noviodunum**, das die Schnelligkeit Cäsars in Furcht setzte, ist nichts mehr übrig. **Suessones, celeritate Romanorum permoti, legatos ad Caesarem de deditione mittunt.** Von **Suessonium** sind nur noch einige ungestalte Trümmer vorhanden, unter andern der alte Tempel, aus dem das Mittelalter die Kapelle des heiligen Petrus gemacht hat. Das alte Soissons ist reicher. Es hat Saint-Jean-des-

Vignes, ſein altes Schloß und ſeine Cathedrale, worin Pipin 752 gekrönt wurde. Was von den Befeſtigungen des Herzogs von Mayenne noch vorhanden iſt, und ob es die ſind, von denen 1814 der Kaiſer ſagte, als er in der Mauer ich weiß nicht was für eine verſteinerte Muſchel, ob einen Greifſtein oder eine Donnermuſchel, ſah, die Mauern von Soiſſons ſeien von demſelben Stein erbaut, wie Saint-Jean-d'Acre, konnte ich nicht herausbringen. Jene Bemerkung iſt ſehr merkwürdig, wenn man bedenkt, wie ſie gemacht wurde, von wem und wann.

Die Nacht war zu dunkel, als ich nach Soiſſons kam, als daß ich dort Noviodunum und Suessonium hätte ſuchen können. Ich begnügte mich zu Nacht zu eſſen, indem ich die Mallpoſt erwartete, und um das ungeheure Schattenbild von Saint-Jean-des-Vignes umherzuſtreifen, das keck wie eine Theaterdecoration in den Himmel ragte. Während ich ging, ſah ich durch die Oeffnungen des finſtern Gebäudes die Sterne erſcheinen und verſchwinden, als ob es voll von eilenden Menſchen wäre, die hinauf und hinabſtiegen und überall mit Lichtern umherliefen.

Als ich ins Wirthshaus zurückkam, ſchlug es Mitternacht. Die ganze Stadt war ſchwarz wie ein Ofen. Plötzlich erhob ſich ein Donnerſpektakel am Ende einer engen Straße, die bis dahin vollkommen ruhig und dem Anſchein nach eines nächtlichen Lärms nicht fähig war. Es war die Mallpoſt, die ankam. Sie hielt wenige Schritte von meinem Wirthshaus. Es war gerade noch ein Platz leer. Die neuen Mallpoſten ſind in der That ſehr elegante und bequeme Wagen; man ſitzt darin wie in einem Lehnſtuhl, ſtreckt die Beine nach Belieben aus, hat rechts und links Ohrenkiſſen, wenn man die Augen ſchließt, und vor ſich ein großes Fenſter, wenn man ſie öffnet. Gerade, als ich mich ſehr behaglich darin zurecht ſetzte, entſtand ein ſo ſonderbarer Lärm, mit Rufen, Rädergeraſſel und Pferdegetrappel

untermiſcht, in einer andern kleinen Straße, daß ich trotz des Couriers, der mir nicht fünf Minuten Zeit gab, eilig dorthin lief. Was ſah ich, als ich in die enge Gaſſe trat! — Am Fuß einer hohen Mauer, die das kalte, gehäſſige Ausſehen hatte, das den Gefängniſſen eigen iſt, ſtand eine niedrige, gewölbte, mit ſchweren Riegeln verſehene Thüre offen. Wenige Schritte von dieſer Thüre ſtand zwiſchen zwei berittenen Gendarmen eine Art Fuhrwerk, das man halb in der Dunkelheit erblickte. Zwiſchen dem Fuhrwerk und der Pforte ſchlug ſich eine Gruppe von fünf bis ſechs Männern herum, die eine entſetzlich ſchreiende Frau in den Wagen ſchleppten. Eine düſtere Laterne, die ein Mann trug, der in ihrem Schatten verſchwand, erhellte traurig die Scene. Die Frau, eine ſtarke Bäuerin von etwa dreißig Jahren, widerſtand aus Leibeskräften den fünf Männern, ſchrie, ſchlug, kratzte, biß, und von Zeit zu Zeit fiel ein Strahl aus der Laterne auf das zerzauste, traurige Geſicht, ein Bild der Verzweiflung ſelbſt. Sie hatte eine eiſerne Stange des Pförtchens gepackt und klammerte ſich daran feſt. Als ich näher kam, brauchten die Männer Gewalt, riſſen ſie von der Pforte und trugen ſie mit einem Satz in den Wagen. Dieſer Wagen, den die Laterne jetzt hell beſchien, hatte keine andere Oeffnung, als kleine, vergitterte, runde Löcher an den Seiten und hinten eine Thüre, die durch große Riegel geſchloſſen wurde. Der Mann mit der Stocklaterne ſchob die Riegel zurück, die Thüre öffnete ſich, und das Innere des Fuhrwerks wurde auf einmal ſichtbar. Es war eine Art Kiſte, ohne Licht und faſt ohne Luft, die durch eine dichte Scheidewand, die ſie quer durchſchnitt, in zwei längliche Theile getheilt war. Die einzige Thüre war ſo befeſtigt, daß ſie, einmal verriegelt, die Scheidewand von unten bis oben berührte und mit einem Mal beide Räume ſchloß. Kein Verkehr war zwiſchen den beiden Zellen möglich, die als Sitz nur ein Brett mit einem Loch hatten; die linke Abtheilung

war leer, die rechte dagegen besetzt. In einem Winkel, wie ein wildes Thier quer auf der Bank, aus Mangel an Raum für seine Kniee halb zusammengekauert, saß ein Mann — wenn man das noch einen Mann nennen kann — eine Art Gespenst mit viereckigem Gesicht, plattem Schädel, breiten Schläfen, grauen Haaren, kurzen, rauhen, untersetzten Gliedern, mit einer alten Hose von zerrissener Leinwand und einem Lumpen bekleidet, der ein Kittel gewesen war. Dem Armen waren die beiden Beine durch fürchterliche Stricke, die fast bis an die Schenkel reichten, fest zusammengebunden. Sein rechter Fuß steckte in einem Schuh; sein linker war blos und mit blutiger Leinwand umwickelt, die schrecklich verstümmelte und kranke Zehen durchscheinen ließ. Dies scheußliche Wesen verzehrte ruhig ein Stück schwarzes Brod. Er schien Allem, was um ihn vorging, keine Aufmerksamkeit zu schenken. Er unterbrach sich nicht einmal, um die Unglücksgefährtin zu sehen, die man ihm zuführte. Diese fuhr indeß, den Kopf rückwärts gewandt, und immer den Schergen, die sie in die leere Abtheilung zu schieben bemüht waren, Widerstand leistend, fort zu schreien: Ich will nicht! Nie! nie! Bringt mich lieber um! Sie hatte den Andern noch nicht gesehen. Plötzlich fielen in einer ihrer Convulsionen ihre Augen auf den Wagen und erblickten im Dunkel den gräßlichen Gefangenen. Da hörte plötzlich ihr Schreien auf, ihre Kniee wankten, sie wandte sich, an allen Gliedern zitternd, ab, und hatte kaum die Kraft mit erstorbener Stimme, aber mit einem Ausdruck der Herzensangst, den ich nie vergessen werde, zu sagen: — O! der Mensch!

In diesem Augenblicke sah sie dieser Mensch mit einem wilden und dummen Blick, als Tiger und Bauer, der er war, an. — Ich gestehe, hier konnte ich nicht länger widerstehen. Es war klar, es war eine Diebin, oder vielleicht etwas noch Schlimmeres, welche die Gendarmerie in einem dieser scheußlichen

Wagen, von den Gamins in Paris metaphoriſch Salatkörbe genannt, von einem Ort zum andern bringen wollte; aber es war am Ende doch ein Weib und ich trat zwiſchen die Schergen. Sie wandten ſich nicht einmal zu mir, nur ein würdiger Gendarme, der gewiß ſeine Inſtruktionen von Don Quixote hatte, benutzte die Gelegenheit, um mich nach meinem Paß zu fragen. Ich hatte dieſen Wiſch ſo eben dem Courier der Mallpoſt gegeben. Während ich mich mit dem Gendarmen herumzankte, machten die Schergen eine letzte Anſtrengung, warfen das halbtodte Weib in den Wagen, ſchloſſen die Thüre, ſchoben die Riegel vor, und in dem Augenblicke, als ich mich zu ihnen wandte, gab es in der Straße nichts mehr als das Dröhnen der Wagenräder und den Galopp der Escorte, die ſich zuſammen mit großem Lärm in die Finſterniß verloren.

Einen Augenblick nachher galoppirte ich ſelbſt auf dem Wege nach Reims, in einem herrlichen Wagen, von vier herrlichen Pferden gezogen. Ich dachte an das unglückliche Weib und verglich mit Herzklopfen ihre Reiſe mit der meinen.

Unter dieſen Gedanken ſchlief ich ein.

Als ich erwachte, begann die Dämmerung die Bäume, Wieſen, Hügel und Büſche des Weges, alle die friedlichen Dinge, deren Schlummer unſere Eilwagen und Mallpoſten ſo brutal durchſchneiden, wieder zu beleben. Wir waren in einem reizenden Thal, wahrſcheinlich Braine-ſur-Veſle. Ein leiſer, duftiger Wind ſtrich über die noch ſchwarzen Hügel. Im Oſten, an der nördlichen Grenze des Dämmerlichtes, ganz nahe am Horizont, glänzte in hellem, blauem, düſterem, glänzendem Mittelpunkte die wunderbare Miſchung von Perle, Saphir und Dunkel, genannt Venus, und ihr prächtiges Gefunkel warf auf die dunkel ſichtbaren Felder und Gehölze eine unnennbare Heiterkeit, Anmuth und Melancholie: es war wie ein himmliſches Auge, das liebevoll über die entſchlafene Landſchaft wacht.

Digitized by Google

Die Mallpoſt fuhr im Galopp durch Reims, ohne Reſpekt für die Cathedrale. Kaum bemerkte ich im Vorüberfahren, durch die Giebel einer engen Gaſſe, zwei oder drei Spitzen auf der Haube des Chors, den Schild Karls VII. und den ſchönen Thurm des Suppliciés vorn auf der Apſide.

Von Reims nach Réthel nichts. — Die Champagne-Pouilleuſe, welcher der Juli die goldenen Haare abgeſchnitten hatte; große, nackte Ebenen, unendliche, ſanfte Wellen des Terrains, auf deren Spitze, wie Pflanzenſchaum, ärmliches Gebüſch zitterte; von Zeit zu Zeit im Hintergrund der Landſchaft eine Mühle, die ſich langſam und wie von der Mittagsſonne gelähmt dreht, oder am Rand des Weges ein Töpfer, der vor ſeiner Hütte auf Brettern einige Dutzend roher Blumentöpfe trocknen läßt.

Réthel breitet ſich anmuthig von der Spitze einer Höhe bis an die Aisne aus, deren Arme die Stadt an zwei oder drei Stellen durchſchneiden. Sonſt hat es nichts, was es als die alte fürſtliche Reſidenz eines der ſieben ſtandesherrlichen Grafen der Champagne ſtempelte. Die Straßen ſind eher die eines großen Fleckens, als die einer Stadt.

Von Réthel nach Mezières ſtieg der Weg die weiten Stufen hinan, durch welche die Hochebene von Argonne ſich an die höhere Schicht von Rocroy knüpft. Große Schieferdächer, gekalkte Wände, hölzerne Vorſprünge, welche die Häuſer an der Nordſeite vor Regen ſchützen, geben den Dörfern ein eigenthümliches Anſehen. Von Zeit zu Zeit erhoben ſich die erſten Höhen der Fauciller Berge, die im Südweſten erſcheinen, über den Horizont. Uebrigens wenig oder gar keine Wälder. Kaum ſieht man hie und dort in der Ferne einen belaubten Hügel. Der Holzmangel, dieſer Baſtard der Civiliſation, hat traurig das alte Lager des Ardennenebers verwüſtet.

Bei meiner Ankunft in Mezières ſuchte ich mit den Augen

einige alte halb verfallene Thürme des sächsischen Schlosses der Hellebarde; ich fand nur die kalten, harten Zickzacks einer Festung nach Vauban. Dagegen bemerkte ich in den Gräben an verschiedenen Stellen sehr schöne, obwohl niedergerissene Reste der Mauer, die Karl V. hinzufügte und Bayard vertheidigte. Die Kirche von Mezières ist berühmt wegen ihrer Fenster. Ich benützte die halbe Stunde, welche die Mallpost den Reisenden zum Frühstück gewährt, sie zu besuchen; die Scheiben müssen in der That schön gewesen sein; in der Apside sind noch einige, die traurig in die großen weißen Fenster eingefügt sind. Sehenswerth aber ist die Kirche selbst, aus dem fünfzehnten Jahrhundert und von sehr schönem Stein, mit Kreuzfenstern und einer schönen an das südliche Portal stoßenden Halle. Rechts und links vom Chor hat man in zwei Pfeiler zwei Basreliefs aus der Zeit Karls VIII., leider mit Kalk beschmutzt und verstümmelt, eingegraben. Die ganze Kirche ist gelb angestrichen mit buntfarbigen Rippen und Schlüsseln der Gewölbe. Das ist sehr dumm und sehr häßlich. Als ich an der nördlichen Seite der Apside ging, bemerkte ich in der Mauer eine Inschrift, die daran erinnert, daß Mezières 1815 von den Preußen heftig angegriffen und bombardirt wurde. Ueber der Inschrift hat man diese beiden lateinischen Zeilen hinzugefügt: **Lector, leva oculos ad fornicem et vide quasi quoddam divinae manus indicium.** Ich erhob die Augen ad fornicem und sah über meinem Haupte einen breiten Riß in dem Gewölbe. In diesem Riß hängt eine Bombe mit ihren Spitzen an den Steinstücken, wie ich deutlich sah. Es ist eine preußische Bombe, die, nachdem sie das Dach der Kirche, die Balken und das Mauerwerk durchbrochen hatte, hier, im Augenblicke, als sie auf das Pflaster fallen wollte, wie durch ein Wunder hängen blieb. Seit 25 Jahren bleibt sie da, wo Gott sie befestigt hat. Rund um die Bombe sieht man durch einander zerbrochene Ziegel, Bruchsteine, abgefallene

Kalkstücke des Gewölbes. Diese Bombe und dieser gähnende Riß über den Häuptern der Vorübergehenden machen einen eigenen Eindruck. Sonderbarer ist es aber noch, wenn man durch die Vergleiche, die einem in den Sinn kommen, bedenkt, daß gerade 1521 die ersten Bomben, deren man sich im Kriege bediente, auf Mezières geworfen wurden. An der andern Seite der Kirche bezeugt eine Inschrift, daß die Hochzeit Karls IX. mit Elisabeth von Oesterreich glücklich gefeiert wurde, „feliciter celebrata fuere“ in der Kirche von Mezières am 17. November 1570 — zwei Jahre vor der Bluthochzeit.

Das große Portal ist gerade aus derselben Zeit und also im guten und edlen Styl. Unglücklicher Weise ist es eine der langsamen Façaden des sechzehnten Jahrhunderts, die erst im siebenzehnten vollendet worden. Der Thurm ist erst 1626 erbaut. Es ist unmöglich etwas zu sehen, das häßlicher und schwerfälliger wäre, wenn es nicht etwa die Thürme sind, die man jetzt auf verschiedenen neuen Kirchen von Paris baut.

Sonst hat Mezières große Bäume auf seinen Wällen, reinliche und traurige Straßen, die an Sonn- und Festtagen sehr schwer lustig werden müssen, und nichts erinnert in der Stadt an Hellebarde und Garinus, die sie gründeten, noch an den Grafen Balthasar, der sie plünderte, noch an den Grafen Hugo, der sie verschönerte, noch an die Erzbischöfe Fulco und Adalbert, die sie belagerten. Der Gott Macer, der Mezières seinen Namen gab, ist in den Kapellen der Kirche zum heil. Masert geworden.

Kein Monument, kein architektonisch merkwürdiges Gebäude in Sédan, wohin ich Mittags kam. Hübsche Weiber, schöne Karabiniers, Bäume und Wiesen die Maas entlang, Kanonen, Zugbrücken und Bastionen — das ist Sédan. Es ist einer der Orte, in denen sich das strenge Aeußere der Festungen sonderbar mit dem lustigen Wesen der Garnisonsstädte vermischt. Ich

wollte in Sédan gern Spuren des Herrn von Turenne finden; es gibt keine mehr. Das Zimmer, in dem er geboren, iſt zerſtört, und durch einen ſchwarzen Stein mit folgender Inſchrift in goldenen Buchſtaben erſetzt:

Hier ward Turenne geboren,
Den 11. September 1611.

Dies Datum, das auf dem düſtern Stein funkelte, frappirte mich. Ich dachte nach, woran es mich erinnerte. 1611 zog Sully ſich zurück. Heinrich IV. war im Jahre vorher ermordet worden. Ludwig XIII., der am 14. Mai wie ſein Vater ſterben mußte, war zehn Jahre alt. Anna von Oeſterreich, ſeine Gemahlin, war eben ſo alt, nur fünf Tage jünger. Einige gute Bürger von Rouen nannten denjenigen den kleinen Peter, den nachher die Welt den großen Corneille nannte; er war fünf Jahre alt. Shakſpeare und Cervantes lebten noch; ebenſo Brantome und Pierre Mathieu. Eliſabeth von England war ſeit acht Jahren todt, und ſeit ſieben Jahren Clemens VIII., ein friedlicher Papſt und guter Franzoſe, wie l'Etoile ſagt. 1611 ſtarben Papirian Maſſon und Johann Buſée; der Kaiſer Rudolph wurde alt; Guſtav Adolph folgte Karl IX., dem Geſpenſterkönig von Schweden; Philipp III. vertrieb die Mauren aus Spanien gegen den Rath des Herzogs von Oſſuna, und der holländiſche Aſtronom Johann Fabricius entdeckte die Sonnenflecken. — Das ging in der Welt vor, während Turenne geboren wurde.

Uebrigens iſt Sédan keine fromme Bewahrerin dieſes edlen Gedächtniſſes geweſen. Das Geburtszimmer Turenne's iſt, wie ich Ihnen eben ſagte, niedergeriſſen, ſein Schloß geſchleift.

Ich hatte nicht den Muth, in Bazeilles nachzuſehen, ob irgend ein ländlicher Eigenthümer nicht die Allee, die er pflanzte, niedergeriſſen hätte. Statt all dieſer Dinge gibt der Markt von

Sédan dem Beschauer eine sehr mittelmäßige bronzene Statue von Turenne, die mich durchaus nicht entschädigte. Diese Statue ist nur Ruhm; das Zimmer, in dem er geboren war, das Schloß, in dem er lebte, die Bäume, die er pflanzte, waren Erinnerungen.

Ebenso keine Erinnerungen von Wilhelm von der Mark, diesem schrecklichen Vorgänger Turenne's, in den Annalen von Sédan. Es ist sonderbar, und ich muß es beiläufig erzählen, daß in einer gegebenen Zeit, allein durch den natürlichen Fortschritt der Sachen und Ideen, die Stadt des Ardennenebers sich so änderte, daß sie Turenne hervorbrachte.

Nachdem ich ganz vortrefflich in einem Wirthshause, zum goldenen Kreuz genannt, gefrühstückt hatte, hielt mich nichts mehr in Sédan zurück; ich entschloß mich, wieder nach Mezières zu gehen, um dort den Wagen nach Givet zu nehmen. Es sind fünf Stunden, aber fünf sehr pittoreske Stunden. Ich machte sie zu Fuß, von einem jungen, sonnverbrannten, baarfüßigen Burschen begleitet, der lustig meinen Nachtsack trug. Der Weg folgte fast immer in halber Höhe dem Thal der Maas. Eine Stunde von Sédan trifft man Douchery mit seiner alten steinernen Brücke und seinen schönen Bäumen; dann sind es lachende Dörfer, niedliche Schlösser, wie Pfefferbüchsen in dichtem Laub versteckt, große Wiesen, auf denen Viehherden in der Sonne weiden, die Maas, die man verliert und wieder sieht. Es war das schönste Wetter von der Welt, ganz vortrefflich. Auf halbem Wege war ich sehr warm und durstig; ich suchte überall ein Haus, um darin einen Trunk zu bekommen. Endlich entdeckte ich eins. Ich laufe hin, denke, es ist ein Wirthshaus, und finde über der Thüre den Schild: Bernier-Hannas, Hafer- und Speckhändler. Auf einer Bank neben der Thüre saß ein Kropfiger. Die Kröpfe sind sehr häufig in diesem Lande. Ich trat deßhalb nicht weniger bei dem Speck-

und Haferhändler ein, und trank mit großem Vergnügen ein Glas Waſſer, das mir der Kropfige gebracht hatte.

Um ſechs Uhr Abends kam ich in Mezières an, um ſieben Uhr fuhr ich nach Givet ab, ſehr ſchlecht in ein enges, niedriges und düſteres Coupé, zwiſchen einen dicken Herrn und eine ſchwangere Dame eingeklemmt, ein Ehepaar, das ſich zärtlich über mich weg unterhielt. Die Dame nannte ihren Mann mon pauvre chiat. Ich weiß nicht, wollte ſie ihn mon pauvre chien oder mon pauvre chat* nennen. Als ich durch Charleville fuhr, das kaum einen Kanonenſchuß von Mezières iſt, bemerkte ich den Hauptplatz, der 1605 in ſehr großem Styl von Karl von Gonzaga, Herzog von Nevers und Mantua, erbaut worden und der ächte Bruder unſerer Place Royale in Paris iſt. Es ſind dieſelben Häuſer mit Arcaden, backſteinernen Wänden und großen Dächern. Als die Nacht dann kam, ſchlief ich, da ich nichts Beſſeres thun konnte; aber einen heftigen Schlaf, einen geſchüttelten gräßlichen Schlaf, zwiſchen dem Schnarchen des dicken Herrn und dem Huſten der ſchwangern Frau. Von Zeit zu Zeit wachte ich, wenn man die Pferde wechſelte, von dem grellen Schein der Lampen, die man ans Fenſter hielt, und von Geſprächen, wie folgendes, auf: „Du, ſag, he! — ſag doch, he! — Was iſt das für 'ne Schindmähre? Die will ich nicht. Das iſt der Auskeiler. — Und Herr Simon? Wo iſt Herr Simon? — Herr Simon? bah, der arbeitet, der arbeitet immer, der arbeitet ärger als ein Packgaul.“ Ein ander Mal hielt der Wagen, und man nahm neue Pferde. Ich hatte die Augen offen, ein ſtarker Wind ging, der Himmel war ſchwarz, eine ungeheure Mühle drehte ſich über unſern Köpfen und ſchien uns mit ihren beiden erleuchteten Dachfenſtern wie mit feurigen Augen anzuſehen. Wieder ein anderes Mal umgaben Soldaten den Wagen, ein Gendarm forderte die Päſſe ab, man hörte

* Mein armer Hund oder meine arme Katze. A. d. U.

das Kettengeraſſel einer Zugbrücke, eine Laterne beſchien einen großen Haufen Kugeln am Fuße einer ſchwarzen Mauer, die Mündung einer Kanone berührte den Wagen; wir waren in Rocroy. Der Name machte mich ganz wach. Obgleich man das nicht Rocroy ſehen nennen konnte, machte es mir doch Vergnügen, daran zu denken, daß ich an demſelben Tage in dem Zwiſchenraum weniger Stunden durch die beiden berühmten Orte Sédan und Rocroy fuhr. Turenne iſt in Sédan geboren; man könnte ſagen, daß Condé in Rocroy geboren ſei.

Indeß ſchwatzten meine beiden dicken Nachbarn mit einander und erzählten einander, wie in den Expoſitionen ſchlechter Stücke, Dinge, die ſie beide recht gut wußten: — daß ſie ſeit 1818 nicht durch Rocroy gekommen ſeien, ſeit 22 Jahren! — Daß Herr Crochard, Secretär auf der Unterpräfectur, ihr genauer Freund ſei; daß der gute Herr Crochard, da es jetzt Mitternacht ſei, wohl im Bette liegen würde u. ſ. w. Die Dame würzte dieſe intereſſanten Mittheilungen durch bizarre Redeweiſen, die ihr eigenthümlich waren; ſo ſagte ſie: Egoiſt wie ein alter Haſe. Der ehrliche Pinſel, ihr Herr Gemahl, machte Witze und lachte hernach ſelbſt darüber.

Der Wagen war wieder abgefahren und meine beiden Nachbarn ſchwatzten noch. Ich machte alle möglichen Anſtrengungen, um ihre Unterhaltung nicht zu hören; ich verſuchte auf das Wiehern der Pferde, das Geraſſel der Räder auf dem Pflaſter und der Naben auf den Axen, das Knarren der Schrauben, das dumpfe Zittern der Fenſter zu lauſchen, als mir plötzlich ein herrliches Geläute zu Hülfe kam, ein feines, leichtes, kryſtallenes, phantaſtiſches, luſtiges Geläute, das auf einmal in der ſchwarzen Nacht erſcholl, und uns Belgien, dies Land der trefflichen Glocken, verkündete, und unaufhörlich ſein neckiſches, ironiſches, geiſtreiches Getändel wiederholte, als

wollte es meinen beiden ſchwerfälligen Nachbarn ihr dummes Geſchwätz zum Vorwurf machen.

Dies Geläut, das mich weckte, ſchläferte ſie ein. Ich nehme an, daß wir in Fumay ſein mußten, aber die Nacht war zu dunkel, als daß man etwas hätte erkennen können. Ich mußte alſo, ohne etwas zu ſehen, bei den prächtigen Ruinen des Schloſſes von Hierches und den ſchönen ſpitzen Felſen, die man die Damen der Maas nennt, vorbeifahren. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich in der Tiefe eines nebeligen Abgrundes, wie durch eine Lücke im Rauch, etwas Weißes; es war die Maas.

Endlich wurde, als die erſten Streifen der Dämmerung erſchienen, eine Zugbrücke geſenkt, ein Thor geöffnet, die Diligence fuhr im Trab in eine Art langen Engpaß, den links ſchwarze Felſen, rechts ein langes, niedriges, unkenntliches, ſonderbares, ſcheinbar unbewohntes Gebäude bildeten, das von Zeit zu Zeit von einer Menge Thüren und Fenſter durchbrochen ſchien, die mir alle offen, ohne Flügel und Läden, ohne Rahmen und Scheiben zu ſein ſchienen, und mich durch dies düſtere phantaſtiſche Haus die Dämmerung erblicken ließen, die ſchon den Rand des Himmels an der andern Seite der Maas ſäumte. Am Ende dieſer ſonderbaren Wohnung war ein einziges geſchloſſenes und ſchwach erhelltes Fenſter. Dann fuhr der Wagen raſch vor einem dicken Thurm mit ſchönem Profil vorbei, bog in eine enge Gaſſe und wandte in einem Hof um; Wirthsmägde liefen mit Lichtern und Stallbuben mit Laternen herbei; ich war in Givet.

Fünfter Brief.

Givet.

In einem Wirthshaus am Wege, den 1. Auguſt.

Givet iſt eine hübſche Stadt, reinlich, anmuthig, gaſtfrei, auf beiden Ufern der Maas gelegen, die es in Groß- und Klein-Givet theilt, am Fuß einer hohen, ſchönen Felſenmauer, deren Gipfel die geraden Linien des Forts von Charlemont etwas verunzieren. Das Wirthshaus, das Hotel zum goldenen Berge heißt, iſt ſehr gut, obwohl es das einzige iſt und deßhalb die Reiſenden nach Belieben logiren und ſpeiſen könnte.

Der Kirchthurm von Klein-Givet iſt eine einfache mit Schiefer gedeckte Spitze, der in Groß-Givet complicirter und verſtändiger gebaut. Wahrſcheinlich hat ihn der Erfinder ſo componirt. Der gute Architekt hat eine viereckige Prieſter- oder Advokatenmütze genommen. Auf dieſe Mütze hat er eine umgeſtülpte Salatſchüſſel gebaut; auf den Grund dieſer zur Plateform gewordenen Salatſchüſſel hat er eine Zuckerdoſe geſetzt, auf die Zuckerdoſe eine Bouteille, auf eine Bouteille eine Sonne, die durch den unterſten Strahl im Halſe befeſtigt iſt, und endlich auf die Sonne einen Hahn, der an den obern Strahl derſelben genagelt iſt. Wenn ich annehme, daß er einen Tag zu der Auffindung jedes dieſer ſechs Gedanken gebraucht hat, wird er am ſiebenten ausgeruht haben.

Dieſer Künſtler muß ein Flamänder geweſen ſein.

Seit zwei Jahrhunderten ungefähr haben ſich die flamändiſchen Architekten eingebildet, daß es nichts Schöneres gebe, als Hausrathſtücke und Küchengeräth in gigantiſchen, titanen-

Digitized by Google

haften Proportionen. Hat man ihnen also Kirchthürme zu bauen gegeben, so haben sie tapfer die Gelegenheit ergriffen, und ihre Stadt mit einer Menge kolossaler Krüge geschmückt.

Der Anblick von Givet ist nicht weniger reizend, besonders wenn man sich, wie ich es machte, Abends mitten auf die Brücke stellt und nach Süden sieht. Die Nacht, die am besten alle Dummheiten verbirgt, begann die absurden Umrisse des Thurmes zu verschleiern. Rauch stieg von allen Dächern. Links hörte ich unendlich mild die Ulmen flüstern, über welche das Abendroth einen hohen Thurm des elften Jahrhunderts, der zur Hälfte Klein-Givet beherrscht, hervortreten ließ. Zu meiner Rechten spiegelte ein anderer alter Thurm mit conischem Giebel, halb aus Stein und halb aus Ziegeln, sich ganz in der Maas, dem hellen Metallspiegel, der die ganze dunkle Landschaft durchzog. Entfernter am Fuß des schrecklichen Felsens von Charlemont unterschied ich, wie eine weiße Linie, das lange Gebäude, das ich den Abend vorher bei meiner Ankunft gesehen hatte, und das einfach eine unbewohnte Kaserne ist. Ueber Stadt, Thürme und Kirchthurm ragte eine ungeheure Felsenwand, die sich unabsehbar bis zu den Gebirgen des Horizontes fortzog, und das Auge wie in einen Circus einschloß. Ganz im Hintergrunde stieg in einem hellgrünen Himmel der Mond langsam zur Erde hinab, so fein, so rein und zart, daß man sagen konnte, Gott lasse uns die Hälfte seines goldenen Ringes sehen.

Den Tag über hatte ich den ehrwürdigen Thurm besuchen wollen, der Givet ehemals in Respect hielt. Der Weg ist steil und beschäftigt die Hände eben so viel als die Füße; man muß den Felsen hinanklettern, der aus sehr schönem und hartem Granit ist. Nicht ohne einige Mühe am Fuß des Thurms, der in Ruinen zerfällt und dessen römische Fenster eingeschlagen sind, angekommen, fand ich ihn durch eine mit einem Vorlegschloß versehene Thüre verschlossen. Ich rief, ich klopfte, Niemand

gab Antwort. Ich mußte wieder hinuntersteigen, wie ich hinaufgekommen war. Indeß war mein Steigen doch nicht ganz und gar verloren. Wie ich um das alte Mauerwerk bog, dessen Zierath fast ganz abgeblättert ist, bemerkte ich unter den Trümmern, die alle Tage in der Schlucht zerfallen, einen ziemlich großen Stein, auf dem man noch Spuren einer Inschrift entdecken konnte. Ich betrachtete ihn aufmerksam; nur einige, nicht mehr zu deutende Buchstaben waren von der Inschrift übrig. — So waren sie vertheilt:

LOCQUE .... SA . L . OMBRE
PARAS .... MODI . SL.
ACAV . P..... SOTROS.

Diese tief in den Stein gegrabenen Buchstaben schienen mit einem Nagel geschrieben zu sein, und ein wenig darunter hatte derselbe Nagel den unversehrt gebliebenen Namenszug eingegraben: Jose Gutierez 1643. Ich habe immer Vorliebe für Inschriften gehabt. Ich gestehe, daß diese mich sehr beschäftigte. Was sollte sie heißen? In welcher Sprache war sie geschrieben? Beim ersten Versuch, indem ich der Orthographie etwas zugestand, konnte man glauben, daß es Französisch sei, und dumme Dinge herauslesen. Loque sale. — Ombre parasoli. — Modis (maudis) la cave. — Sot. Rosse. Aber man konnte diese Worte nur bilden, wenn man gar keine Rücksicht auf die ausgelassenen Buchstaben nahm, und überdies schien es mir die schwere castillanische Schrift. Jose Gutierez stand wie eine Protestation gegen diese Armseligkeiten da. Indem ich diese Schrift mit den Worten para und otros, die spanisch sind, zusammenstellte, schloß ich daraus, daß diese Inschrift castillanisch geschrieben sein müsse, und nach langem Nachdenken habe ich sie so herstellen zu können geglaubt:

LO QUE EMPESA EL HOMBRE
PARA SIMISMO DIOS LE
ACAVA PARA LOS OTROS.

Was der Menſch für ſich beginnt, vollendet Gott für die Andern.

Das ſchien mir in der That eine ſehr ſchöne, ſehr katholiſche, ſehr düſtere und ſehr caſtillaniſche Sentenz. Wer war jetzt dieſer Gutierez? Der Stein war augenſcheinlich im Innern des Thurms losgeriſſen. 1643 iſt das Datum der Schlacht von Rocroy. War Joſe Gutierez einer der in dieſer Schlacht Beſiegten? War er darin gefangen genommen? Hätte man ihn eingekerkert? Hat man ihm Zeit gelaſſen, in ſeinem Kerker dies melancholiſche Reſumé ſeines Lebens und des ganzen menſchlichen Lebens aufzuſchreiben? — Dieſe Vorausſetzungen ſind um ſo wahrſcheinlicher, als es, um einen ſo großen Satz mit einem Nagel in Granit zu graben, der ganzen Geduld der Gefangenen bedarf, die aus ſo viel langer Weile beſteht. Und wer hatte dann dieſe Inſchrift ſo verſtümmelt? — Nur die Zeit und der Zufall? oder ein ſchlechter Scherz? — Ich neige mich der letztern Vermuthung zu. Irgend ein Troßbube, aus einem ſchlechten Perückenmacher ein ſchlechter Soldat geworden, wird zur Strafe in dieſen Thurm geſperrt geweſen ſein und geglaubt haben, er zeige Geiſt, wenn er aus der ernſten Klage des Hidalgo eine Lächerlichkeit mache. Aus einem Geſicht hat er eine Grimaſſe gemacht. — Jetzt rollen der Troßbube und der Edelmann, die Klage und der Witz, die Tragödie und die Parodie zuſammen durch einander zu den Füßen deſſelben Vorübergehenden, in demſelben Gebüſch, in derſelben Schlucht, in derſelben Vergeſſenheit!

Den folgenden Tag verließ ich um fünf Uhr Morgens, diesmal ſehr gut und ganz allein auf der Bank der Diligence Van Gend ſitzend, Frankreich über Namur und erſtieg den

erſten Abſatz der einzigen Kette bedeutender Höhen, die es in Belgien gibt; denn die Maas, die mit Gewalt gegen die Senkung des Plateau's der Ardennen fließen wollte, hat ſich glücklich ein tiefes Thal in dieſer ungeheuren Ebene gebahnt, die man Flandern nennt; eine Ebene, in welcher der Menſch ſeine Feſtungen vermehrt hat, da die Natur ihm Berge verſagte.

Da nach einem viertelſtündigen Steigen die Pferde ſchon außer Athem und der belgiſche Conducteur ſchon müde waren, hielten ſie in Uebereinſtimmung und mit einer rührenden Einmüthigkeit vor einem Wirthshaus in einem kleinen pittoresken Dorfe, das ſich auf beiden Seiten einer großen Schlucht, die der Berg zerreißt, ausbreitet. Dieſe Schlucht, zugleich das Bett eines Fluſſes und die Hauptſtraße des Dorfes, iſt von der Natur mit bloßgelegtem Granit gepflaſtert. In dem Augenblick, als wir vorbeifuhren, gingen oder kletterten vielmehr ſechs mit Ketten angeſchirrte Pferde dieſe ſonderbare und gräßlich zerriſſene Straße herauf, einen großen leeren vierrädrigen Wagen hinter ſich ziehend. Wäre der Wagen beladen geweſen, ſo hätte es 20 Pferde oder vielmehr 20 Maulthiere bedurft. Ich ſehe nicht ein, wozu man ſich dieſes Wagens in der Schlucht bedient, wenn man nicht den jungen holländiſchen Malern, denen man auf dieſem Wege hie und da, den Torniſter auf dem Rücken und den Stock in der Hand, begegnet, Skizzen liefern will.

Was kann man auf der Bank eines Eilwagens machen, wenn man ſich nicht umſieht? — Dazu ſaß ich vortrefflich. Vor mir hatte ich einen großen Theil des Maasthales; im Süden die beiden Givets, anmuthig durch ihre Brücke verbunden; im Weſten den großen zerfallenen Thurm von Agimont, mit ſeinem Hügel zuſammen hängend und hinter ſich einen mächtigen pyramidalen Schatten werfend; im Norden die düſtere Schlucht, in die ſich die Maas ſtürzt, und aus der ein heller blauer Nebel

Digitized by Google

ſtieg. Vor mir, zwei ſtarke Schritte von meiner Bank, in der Manſarde eines Wirthshauſes, kleidete ſich eine hübſche Bäurin, im Hemd auf ihrem Bette ſitzend, vor dem weit offen ſtehenden Fenſter an, in das zugleich die Strahlen der aufgehenden Sonne und die Blicke einiger auf der Imperiale des Wagens ſitzender Reiſenden fielen. Ueber dieſer Manſarde und dieſer Bäurin zeigten ſich in der Ferne, gleichſam die Grenzen Frankreichs krönend, in einer langen Linie die fürchterlichen Batterien von Charlemont.

Während ich dieſe Landſchaft betrachtete, hob die Bäurin das Auge, bemerkte mich, lachte, nickte mir anmuthig zu, ſchloß ihr Fenſter nicht und ſetzte langſam ihre Toilette fort.

Sechster Brief.

Die Ufer der Maas. — Dinant. — Namur.

Lüttich, den 3. Auguſt.

Ich bin in Lüttich auf einer reizenden Straße, die von Givet an immer dem Lauf der Maas folgt, angekommen. Die Ufer der Maas ſind ſchön und lieblich. Es iſt ſonderbar, daß man ſo wenig davon ſpricht. So ſind ſie in Kurzem.

Nach dem Dorf, dem Wirthshaus und der Bäurin, die ſich bei Sonnenaufgang ankleidete, kommt man an eine Steige, die mich lebhaft an Val-Suzon bei Dijon erinnerte, und wo der ſich ſtets um ſich ſelbſt drehende Weg ſich dreiviertel Stunden mitten durch einen Wald über tiefe, durch die Bergwaſſer gegrabene Schluchten windet; dann kommt man auf eine Hochebene, auf der man raſch, ſtets große, platte Felder um ſich, vorwärts läuft; man könnte ſich mitten in Beauce glauben,

wenn sich der Boden nicht plötzlich wenige Schritte links schrecklich hinabsenkte. Von dem Wege taucht der Blick einen entsetzlichen verticalen Felsen hinab, auf den nur die Vegetation klettern kann. Es ist ein rascher, fürchterlicher Abgrund von 2—300 Fuß Tiefe. Im Grunde desselben sieht man im Dunkeln, durch das Gestrüpp des Randes, die Maas mit irgend einem Schiff, das friedlich von Pferden gezogen ist, und am Rande des Flusses ein allerliebstes Rokoko-Schlößchen, das einem gekünstelten Backwerk oder einer Uhr aus der Zeit Ludwigs XV. ähnlich sieht, mit einem Liliputbassin und Pompadourgärtchen, dessen sämmtliche Windungen, Phantasien und Grimassen man mit einem Male überblickt. Nichts ist sonderbarer, als diese kleine Chineserei in dieser großen Natur. Man könnte es eine schreiende Protestation des schlechten Menschengeschmackes gegen die erhabene Poesie Gottes nennen.

Dann trennt man sich von der Schlucht, und das Flachland beginnt wieder, denn das Bett der Maas durchschneidet diese Hochebene scharf und senkrecht, wie eine Furche ein Land durchschneidet.

Eine Viertelstunde weiter legt man den Hemmschuh ein; der Weg geht durch einen zackigen Abhang wieder an das Ufer. Diesmal ist die Schlucht reizend. Es ist ein Durcheinander von Blumen und schönen Bäumen, das der helle Morgenhimmel bestrahlt. Obstgärten, mit lebendigen Zacken versehen, steigen an beiden Seiten des Weges auf und ab. Die Maas fließt schmal und grün zur Linken in eine doppelte Felsenreihe eingezwängt. Eine Brücke kommt; ein anderer Fluß, noch kleiner und schöner, fällt in die Maas, die Lesse; und drei Stunden entfernt, in dem Schlunde, der sich rechts öffnet, ist die famose Grotte von Han-sur-Lesse. Der Wagen geht daran vorbei und davon ab. Das Geräusch der Wassermühlen der Lesse verliert sich in den Bergen. Das linke Ufer der Maas

ſenkt ſich mit einer ununterbrochenen Kette von Meierhöfen und Dörfern lieblich geſäumt; das rechte ſteigt in die Höhe. Die Brombeerſträuche zittern im Wind und in der Sonne zweihundert Fuß über unſern Häuptern. Plötzlich erſcheint bei einer Biegung des Weges ein großer, pyramidaler, ſpitzer und keck wie der Thurm einer Cathedrale aufſtrebender Felſen. Es iſt der Bayardsfelſen, ſagte mir der Conducteur. Der Weg läuft zwiſchen dem Gebirge und dieſen koloſſalen Markzeichen hindurch, und am Fuß eines ungeheuren mit einer Citadelle gekrönten Granitblockes ſieht das Auge in eine lange Gaſſe alter Häuſer, durch eine ſchöne Brücke mit dem linken Ufer verbunden, und am Ende durch die ſpitzen Giebel und Kreuzfenſter einer Kirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert beherrſcht. Es iſt Dinant.

In Dinant hält man ſich eine Viertelſtunde auf, gerade Zeit genug, um im Poſthof einen kleinen Garten zu beſehen, der allein hinreichen würde, Ihnen zu erzählen, daß Sie in Flandern ſind. Die Blumen darin ſind ſehr ſchön, und mitten unter dieſen Blumen ſtehen drei bemalte thönerne Statuen. Eine derſelben ſtellt eine Frau vor. Sie ſieht mehr wie ein Gliedermann, als wie eine Statue aus, denn ſie trägt ein Zitzkleid und hat einen alten ſeidenen Hut auf. Nach einigen Augenblicken merkt man an einem Geräuſch, das man vernimmt, daß dieſes Weib eine Fontäne iſt.

Der Kirchthurm von Dinant iſt ein ungeheurer Waſſertopf. Indeſſen hat, von der Brücke aus geſehen, die Façade der Kirche einen großen Charakter und die ganze Stadt bildet ein vortreffliches Bild.

In Dinant verläßt man das rechte Ufer der Maas. Die Vorſtadt des linken Ufers, durch die man fährt, wickelt ſich trefflich um einen alten zerfallenen Thurm der ehemaligen Ringmauer. Am Fuße dieſes Thurms habe ich unter einem Haufen

Digitized by Google

Häuser ein ausgezeichnetes Schlößchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert gesehen, mit einer Façade voll Voluten, seinen steinernen Kreuzfenstern, seinen backsteinernen Thürmchen und seinen sonderbar geformten Wetterhähnen.

Hinter Dinant öffnet sich das Thal, die Maas wird breiter, man unterscheidet auf zwei entfernten Höhen des rechten Ufers zwei zerfallene Schlösser; dann dehnt sich das Thal noch weiter aus, die Felsen erscheinen nur noch hie und da unter einer prächtigen Laubdecke; eine grünsammtne mit Blumen gestickte Schabracke bedeckt die ganze Landschaft. Ueberall sind Hopfen- und Obstgärten, Bäume, die mehr Früchte als Blätter haben, violette Pflaumen, rothe Aepfel, und alle Augenblicke erscheinen in ungeheuren Büscheln die scharlachrothen Beeren des Vogelbeerbaumes, dieser Pflanzencoralle. Enten und Hühner spielen auf dem Wege; man hört den Gesang der Schiffer auf dem Flusse; frische junge Mädchen gehen, mit bis an die Schultern nackten Armen, Körbe voll Gemüse auf dem Kopfe tragend, vorbei, und bisweilen lehnt ein Dorfkirchhof wehmüthig an der Straße voll Freude, Lust und Leben.

Auf einem dieser Kirchhöfe, dessen hohes Gras und verwittertes Gemäuer sich über den Weg neigen, las ich folgende Inschrift:

O pie, defunctis miseris succurre, viator!

Kein memento macht meiner Meinung nach so tiefen Eindruck. Gewöhnlich warnen die Todten, hier bitten sie.

Weiter weg, wenn man über einen Hügel oder die Felsen des rechten Ufers gekommen ist, die, von den Regengüssen bearbeitet und ausgemeißelt, die überschwemmten und verwitterten Steine unserer alten Fontäne zu Luxemburg nachahmen (die beiläufig gesagt, jetzt so jämmerlich hergestellt ist), fühlt man, daß man sich Namur nähert. Die Landhäuser fangen an sich

unter die Bauerhäuser zu miſchen, die Villen unter die Dörfer, die Statuen unter die Felſen, die engliſchen Pärke unter die Hopfengärten, und in der That ohne großes Widerſtreben.

Die Poſt wechſelte in einem dieſer ſo zuſammengeſetzten Dörfer die Pferde. Ich hatte auf der einen Seite einen prächtigen Garten mit Colonnaden und joniſchen Tempeln, und auf der andern ein Wirthshaus, das links mit einer Gruppe Trinker, rechts mit einem herrlichen wilden Roſenſtrauch geziert war. Hinter dem vergoldeten Gitter der Villa verbarg ſich auf einem Piedeſtal von weißem, durch den Schatten der Bäume ſchwarzgeädertem Marmor die Medicäiſche Venus halb in Blättern, als ſchäme ſie ſich und zürne, daß ſie ganz nackt von den flamändiſchen Bauern, die um einen Bierkrug ſaßen, geſehen würde. Wenige Schritte davon plünderten zwei oder drei große ſchöne Mädchen einen hohen Pflaumenbaum, und eine ſaß auf dem Hauptaſt deſſelben in höchſt anmuthiger Stellung, worin ſie die Vorüberkommenden ſo vergaß, daß ſie den Reiſenden auf der Imperiale allgemein Luſt machte, abzuſteigen.

Eine Stunde nachher war ich in Namur. Die beiden Thäler der Sambre und Maas begegnen und vereinen ſich bei Namur, das an dem Zuſammenfluß der beiden Ströme liegt. Die Weiber von Namur ſchienen mir hübſch und zuvorkommend zu ſein: die Männer haben eine gute, ernſte, gaſtfreie Phyſiognomie. Was die Stadt ſelbſt betrifft, ſo hat ſie, die beiden Ausſichten von der Maas- und Sambrebrücke ausgenommen, nichts Sehenswerthes. Es iſt eine Stadt, die ihre Vergangenheit nicht mehr auf ihr Aeußeres geſchrieben hat. Ohne Architektur, ohne Monumente, ohne Gebäude, ohne alte Häuſer, mit vier oder fünf ſchlechten Rokoko-Kirchen und einigen Fontänen à la Ludwig XV. in plattem, triſtem Styl verſehen, hat Namur nur zu zwei Gedichten begeiſtert, zu der Ode Boileau's und zu dem Liede eines unbekannten Dichters, das von einem

alten Weibe und dem Prinzen von Oranien handelt; in der That, Namur verdient keine andere Poesie.

Die Citadelle krönt kalt und traurig die Stadt. Ich muß indeß gestehen, daß ich diese starken Befestigungen, die einst die Ehre hatten, von Vauban belagert und von Cohorn vertheidigt zu werden, nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht ansehen konnte.

Wo keine Kirchen sind, da sehe ich die Schilder an. Für den, der eine Stadt zu besehen weiß, haben die Aushängeschilder der Läden eine große Bedeutung. Unabhängig von den vorherrschenden Gewerben und der Industrie des Orts, die sich sofort dadurch offenbaren, enthalten sie einen Ueberfluß von besonderen Redensarten, und die Namen der Bürger, die fast eben so wichtig als die des Adels sind, treten darauf in ihrer naivsten Form und klarsten Bedeutung hervor.

Da sind drei Namen, die ich auf's Gerathewohl von den Ladenschildern zu Namur genommen habe; alle drei haben eine Bedeutung. — **L'épouse Debarsy, négociante.** Man fühlt beim Lesen, daß man in einem gestern französischen, heut fremden und morgen wieder französischen Lande ist, in dem die Sprache sich empört und unmerklich entartet, allmählig zusammenstürzt, und unter französischen Ausdrücken linkische deutsche Wendungen gebraucht. Diese Worte sind noch französisch, die Phrase ist es nicht mehr. — Crucifix Mercier, Kleinhändler. Das ist ganz das katholische Flandern. Als Name, Vor- oder Zuname würde man Crucifix in dem voltairianischen Frankreich niemals finden. — Menandez-Wodon, Uhrmacher. Ein castilianischer und flamändischer Name, durch einen Verbindungsstrich zusammengenäht. Ist das nicht der ganze Einfluß Spaniens auf die Niederlande, geschrieben, bezeugt und erzählt durch einen Eigennamen? — Das sind drei Namen, deren jeder einen der großen Gesichtspunkte ausdrückt und in sich faßt, unter denen das Land betrachtet werden muß.

Ich bemerke auch noch gleich, daß auf den Schildern von Dinant, Namur und Lüttich der Name Demeuse sich oft wiederholt. So findet man in der Umgegend von Paris und Rouen Desenne und Deseine.

Um eine rein phantastische Beobachtung abzubrechen, habe ich noch in der Vorstadt von Namur einen gewissen Bäcker Janus bemerkt, der mich erinnert, daß ich in Paris, am Eingang der Vorstadt Saint-Denis, einen Zuckerbäcker Nero, und in Arles, gerade vor der Façade eines zertrümmerten römischen Tempels, einen Perückenmacher Marius fand.

Siebenter Brief.

Die Ufer der Maas. — Huy. — Lüttich.

Lüttich, den 4. August.

Der Weg nach Lüttich geht von Namur durch eine Allee prächtiger Bäume. Das herrliche Laubwerk thut sein Möglichstes, um den Reisenden die häßlichen Thürme der Stadt zu verbergen, die von Weitem wie ein gigantisches, buntes Kugelspiel aussehen. Sobald man aus dem Schatten dieser schönen Bäume tritt, weht einem der frische Wind von der Maas ins Gesicht, und der Weg zieht sich lustig das Ufer entlang. Die Maas, hier durch die Sambre vergrößert, hat ihr Thal ausgeweitet; aber die doppelte Felsenmauer kommt wieder zum Vorschein, und bildet jeden Augenblick cyclopische Festungen, große zertrümmerte Thürme und Gruppen titanischer Bauwerke. Diese Felsen der Maas enthalten viel Eisen; unter die Landschaft gemischt haben sie eine herrliche Färbung; Regen, Wind

und Sonne bearbeiten sie prächtig; aber aus dem Boden genommen, zugerichtet und zugehauen, wandeln sie sich in den häßlichen, graublauen Granit um, von dem ganz Belgien heimgesucht ist. Was herrliche Gebirge gäbe, macht nur gräßliche Häuser.

Gott hat den Felsen gemacht, der Mensch macht den Baustein.

Man fährt rasch durch Sanson, ein Dorf, oberhalb dessen die Trümmer eines alten, festen, wie man sagt unter Clodion erbauten Schlosses ganz in dem Brombeergestrüpp zerfallen. Der Felsen bildet dort ein Menschengesicht, bärtig und streng, worauf der Conducteur niemals die Reisenden aufmerksam zu machen verfehlt. Dann kommt man nach Andennes, wo ich eine unbezahlbare Rarität für den Antiquar, eine noch unversehrte kleine Bauernkirche aus dem zehnten Jahrhundert fand. In einem andern Dorf, in Selayen glaub' ich, fand ich folgende Inschrift mit großen Buchstaben über der Hauptthür der Kirche: Hunde gehören aus dem Hause Gottes. Wäre ich der würdige Pfarrer von Selayen, ich dächte, es sei nothwendiger zu sagen, daß die Menschen in die Kirche gehen, als die Hunde hinaus.

Hinter Andennes entfernen sich die Gebirge, das Thal wird zur Ebene, die Maas fließt fern von der Straße durch Wiesen. Die Landschaft ist noch schön; aber man sieht etwas zu oft den Schornstein der Fabriken, diesen tristen Obelisk unserer industriellen Civilisation, darin.

Dann treten die Hügel wieder näher, Fluß und Straße vereinigen sich wieder; man sieht ungeheure Bastionen wie ein Adlerhorst auf der Spitze eines Felsen kauernd, eine schöne Kirche aus dem vierzehnten Jahrhundert, daneben einen viereckigen Thurm und ein Stadtthor, von einem zerfallenen Mauerthurm gedeckt. Höchst reizende Häuser, dem Auge zur Lust, von

Digitized by Google

dem ſo reichen, ſo phantaſtiſchen und feinen Geiſt der flamändiſchen Renaiſſance erfunden, ſpiegeln ſich in der Maas mit ihren blühenden Terraſſen auf beiden Seiten einer alten Brücke. Man iſt in Huy.

Huy und Dinant ſind die beiden niedlichſten Städte, die es an der Maas gibt. Huy liegt auf der Hälfte des Weges zwiſchen Namur und Lüttich, gerade ſo wie Dinant zwiſchen Namur und Givet. Huy, noch immer eine ſtattliche Feſtung, hatte früher eine kriegeriſche Bürgerſchaft, und hielt Belagerungen gegen die von Lüttich aus, wie Dinant gegen die von Namur, in jener heldenhaften Zeit, wo ſich die Städte wie heute die Königreiche den Krieg erklärten, und von der Froiſſart ſagt:

La grand' ville de Bar-sur-Saigne
A fait trembler Troyes en Champaigne.*

Hinter Huy beginnt dieſer reizende Contraſt wieder, der die ganze Schönheit der Maasufer ausmacht. Nichts Schrofferes, als dieſe Felſen, nichts Lieblicheres, als dieſe Wieſen. Es gibt dort einige mit Rahmen und Reben verſehene Hügel, auf denen ein Wein wächst. Dies iſt, glaub' ich, der einzige Weinberg in Belgien.

Von Zeit zu Zeit ſtößt man hart am Ufer des Fluſſes, in einer Schlucht, über die der Weg weggeht, auf eine Zinkfabrik, deren zerfallenes Aeußere und durchlöcherte Dächer, in denen der Rauch aus allen Ziegeln dringt, wie eine Feuersbrunſt ausſehen, die erliſcht oder beginnt; oder auf eine Alaunhütte mit ihren Haufen rother Erde; oder man ſieht auch hinter einem Hopfengarten, neben einem Felde großer Bohnen, mitten in dem Duft eines kleinen Gartens, der voll Blumen und mit einer Hecke umgeben iſt, die hie und da durch verroſtetes Gitterwerk ausgebeſſert wurde, unter dem betäubenden Lärm eines

* Die große Stadt Bar ſ. S. machte Troyes in der Champagne zittern.

Volks von Hühnern, Gänsen und Enten, ein von Ziegelsteinen erbautes Haus, mit Schieferthürmen, steinernen Kreuzfenstern, in Blei eingefaßten Scheiben, ernst, reinlich, behaglich, durch einen rankenden Weinstock freundlich gemacht, mit Taubenschlägen auf dem Dach, Vogelkäfigen an den Fenstern, mit einem kleinen Kinde und einem Sonnenstrahl auf der Schwelle, und man denkt an Teniers und Mieris.

Indessen kommt der Abend, der Wind hört auf, die Wiesen, Büsche und Bäume schweigen, man vernimmt nur das Geräusch des Wassers. Das Innere der Häuser erhellt sich allgemach; die Gegenstände verschwimmen wie im Nebel; die Reisenden gähnen um die Wette im Wagen und sagen: in einer Stunde sind wir in Lüttich. In diesem Augenblicke erhält die Landschaft auf einmal ein sonderbares Aussehen. Dort unten im Dickicht, am Fuß der braunen, laubigen Hügel im Osten, werden auf einmal zwei runde Flammenaugen sichtbar und gleichen Tigeraugen. Hier am Rand des Weges steht auf einmal ein ungeheurer Leuchter von 24 Fuß Höhe, der in die Landschaft leuchtet und auf Felsen, Wald und Schluchten düstere Lichter wirft. Weiter weg am Eingange dieses in Dunkel gehüllten Thales ist ein Rachen voll Glut, der sich rasch öffnet und schließt, und aus dem bisweilen mit erschrecklichem Schlucksen eine Flammenzunge schießt.

Es sind dies die Fabriken, die hell werden.

Ist man über den Ort, der Klein-Flemalle heißt, hinaus, so geht es über jeden Ausdruck und wird wahrhaft großartig. Das ganze Thal scheint voll feuerspeiender Krater zu sein. Einige speien hinter dem Unterholz Wirbel scharlachrothen Dampfes, mit Funken wie mit Sternen besät aus; andere zeichnen auf einem rothen Grund die schwarze Silhouette der Dörfer; anderswo erscheinen die Flammen durch die Lücken einer Häusergruppe. Man könnte glauben, ein feindliches Heer

Digitized by Google

habe das Land durchzogen, und daß 20 geplünderte Ortschaften in dieser dunkeln Nacht den ganzen Anblick und Wechsel einer Feuersbrunst gewähren, diese brennend, andere rauchend, jene flackernd.

Dies kriegerische Schauspiel hat uns der Friede geschenkt; dies schreckliche Bild der Verwüstung ist durch die Industrie hervorgebracht. Sie haben ganz einfach die Hochöfen des Herrn Cockerill vor Augen.

Ein wilder, heftiger Lärm kommt aus diesem Chaos von Arbeitern. Ich war so neugierig, auszusteigen und mich einer dieser Höhlen zu nähern. Da habe ich in der That die Industrie bewundert. Es ist ein schönes, wunderbares Schauspiel, das Nachts von der feierlichen Trauer dieser Stunde etwas zu entlehnen scheint. Die Räder, Sägen, Kessel, Plattmühlen, Cylinder, Wagen, alle diese Ungeheuer von Kupfer, Eisenblech und Erz, die wir Maschinen nennen, und denen der Dampf ein schreckliches, fürchterliches Leben einflößt, brüllen, pfeifen, knarren, heulen, schnaufen, bellen, kläffen, zerreißen die Bronze, strecken das Eisen, zerstampfen den Granit und heulen hie und da mitten aus den schwarzen, rauchigen Arbeitern, die sie stacheln, vor Schmerz in der heißen Glut des Ofens, wie Hydern und Drachen, die von Dämonen in der Hölle gequält werden.

Lüttich ist eine dieser alten Städte, die im Begriffe sind, neu zu werden — eine beklagenswerthe, aber nothwendige Umgestaltung! — Eine dieser Städte, in denen überall die gemalten und mit Bildwerk verzierten Vorderseiten sich abhäuten und fallen, und statt ihrer weiße mit Gypsstatuen gezierte Wände sehen lassen; in denen die guten, alten, großen Schieferdächer, mit Luken, Glocken, Thürmchen und Wetterhähnen über-

Digitized by Google

laden, von irgend einem blödsinnigen Bürger, der auf seiner mit Zink belegten Terrasse den Constitutionnel liest, mit Widerwillen betrachtet, traurig einstürzen; in denen das Accisegebäude, ein griechischer Tempel mit einem Zollbeamten, dem gewölbten Thor mit Seitenthürmen und spitzem Eisengitter versehen folgt; in denen die lange Röhre der Hochöfen den sonoren Glockenthurm der Kirchen ersetzt. Die alten Städte geben Lärm von sich, die neuern Rauch.

Lüttich hat nicht mehr die ungeheure Cathedrale der Fürstbischöfe, die der erlauchte Bischof Notger um 1000 baute, und die 1795 durch einen Unbekannten zerstört wurde; aber es hat die Fabriken des Herrn Cockerill.

Lüttich hat nicht mehr sein Dominikanerkloster, ein düsteres Convent von so großem Rufe, ein edles Gebäude von so stolzer Bauart, aber es hat gerade auf demselben Platz ein Theater, geschmückt durch Säulen mit gegossenen Kapitälern, in dem man komische Opern spielt und zu welchem Fräulein Mars den ersten Stein legte.

Lüttich ist noch, im neunzehnten Jahrhundert wie im sechzehnten, die Stadt der Waffenschmiede. Es streitet mit Frankreich in Kriegs- und mit Versailles in Luxuswaffen. Die alte Stadt Sankt-Huberts aber, die ehemalige Kirche und Festung, betet und schlägt sich nicht mehr; sie kauft und verkauft. Sie ist heute ein großer industrieller Bienenkorb. Lüttich ist zu einem reichen Handelsmittelpunkt umgewandelt. Das Thal der Maas reicht seinen einen Arm nach Frankreich und den andern nach Holland: unaufhörlich nimmt es vom einen und empfängt vom andern.

Alles verschwindet in dieser Stadt, sogar seine Etymologie. Der alte Bach Legia heißt heute die Hahnenschreiquelle.

Uebrigens muß man gestehen, daß Lüttich, anmuthig auf dem grünen Rücken des Berges der heiligen Wallburga aus-

gebreitet, durch die Maas in die obere und untere Stadt getheilt, von dreizehn Brücken durchschnitten, deren einige baulichen Werth haben, soweit man sieht, rings mit Bäumen, Hügeln und Wiesen umgeben, noch genug Thürmchen, genug Giebelfaçaden mit Voluten oder Schnitzwerk, genug römische Thürme, genug Thorgewölbe wie das von Saint-Martin und von Amercoeur hat, um den Poeten und Antiquar, selbst wenn er den größten Schauer vor Manufakturen, Werkstätten und Fabriken hätte, zu entzücken.

Da es stromweise regnete, konnte ich nur vier Kirchen besuchen: — Sankt Paul, die gegenwärtige Cathedrale, mit einem edlen Schiff aus dem fünfzehnten Jahrhundert, einem daranstoßenden gothischen Kloster und einem reizenden Portal aus der Renaissance, das albern verputzt ist, und von einem Thurm überragt, der sehr schön geworden wäre, dessen Seiten aber irgend ein dummer zeitgenossischer Baumeister verstümmelt hat; eine schreckliche Behandlung, die gegenwärtig unter unsern Augen die alten Dächer unseres Rathhauses zu Paris erdulden. — Sankt Johann: ernste Façade aus dem zehnten Jahrhundert, aus einem großen viereckigen Thurm mit schieferbedeckten Spitzen bestehend, an dessen beiden Seiten sich zwei andere ebenso viereckige, niedrigere Thürme lehnen. An diese Façade schließt sich einsam der Dom oder vielmehr der Rücken einer schrecklichen Rokoko-Kirche, deren eine Thüre in ein Kloster mit Spitzbogen, das verunstaltet, gekalkt, traurig und voll hohen Gekräutes ist, geht. — Sankt Hubert, deren romanische Apside mit niedrigen halbkreisförmig gewölbten Galerien in einem vortrefflichen Styl gebaut ist. — Sankt Dionysius, eine merkwürdige Kirche aus dem zehnten Jahrhundert mit einem Thurm aus dem neunten, der im Innern deutliche Spuren einer Verwüstung und eines Brandes trägt. Er ist wahrscheinlich nach dem großen Einfall der Normannen, 882 glaub' ich, verbrannt.

Die romaniſchen Baumeiſter haben naiver Weiſe den Thurm in Ziegelſteinen ausgebeſſert und fortgebaut, indem ſie ihn ſo ließen, wie der Brand ihn zugerichtet hatte, und die neue Mauer auf den alten verbrannten Stein ſetzten, ſo daß ſich das abgeſchnittene Profil der Ruine vollkommen auf dem Thurm, wie er jetzt iſt, abzeichnet. Dies große rothe Stück, das den Thurm, unten wie ein Lumpen ausgezackt, umgibt, macht einen ſonderbaren Eindruck.

Wie ich in die Sankt Dionyſius- und Sankt Hubertskirche durch ein Labyrinth von alten und niedrigen Gaſſen ging, die hie und da mit Madonnen geſchmückt ſind, um die ſich wie concentriſche Reifen große Bänder von Blech voll frommer Inſchriften ſchließen, ſtieß ich plötzlich auf eine weite, düſtere Steinmauer, von niedrig gewölbten Fenſterlöchern durchbrochen und mit jenem Ueberfluß von Rippen geſchmückt, der die hintere Seite eines mittelalterlichen Palaſtes anzeigt. Eine dunkle Pforte bot ſich mir dar, ich trat hinein und war nach wenigen Schritten in einem weiten Hofe. Dieſer Thurm, von dem Niemand ſpricht und der berühmt ſein ſollte, iſt der innere Hof des Palaſtes der Fürſtbiſchöfe zu Lüttich. Ich habe nie ein ſonderbareres, düſtereres und traurigeres architektoniſches Ganze geſehen. Vier hohe granitne Façaden, von vier ungeheuren Schieferdächern überragt, von vier Galerien ſpitzbögiger Arkaden, die ſich unter dem Gewicht zu beugen und auszuweiten ſcheinen, getragen, ſchließen von allen Seiten den Blick ein. Zwei dieſer Façaden, noch vollkommen erhalten, zeigen die ſchöne Zuſammenſtellung von Spitzbögen und gedrückten Gewölben, die das Ende des fünfzehnten und den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts charakteriſirt. Die Fenſter dieſes geiſtlichen Palaſtes haben Kreuzſtöcke wie die Kirchenfenſter. Unglücklicher Weiſe ſind die beiden andern Façaden, die durch den großen Brand von 1734 zerſtört wurden, in dem kümmer-

Digitized by Google

lichen Styl dieſer Epoche wieder aufgebaut und verderben einigermaßen den Totaleindruck. Indeſſen liegt in ihrer Dürftigkeit nichts, das geradezu der Strenge des alten Palaſtes widerſtrebte. Der Biſchof, der vor fünfhundert Jahren herrſchte, entzog ſich weiſe dem Muſchelwerk und Geſchnörkel, und man baute ihm zwei ernſte, ärmliche Façaden; das iſt die Eigenthümlichkeit dieſer Baukunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſie kennt keinen Mittelweg: Flitterwerk oder Nacktheit; falſcher Putz oder Armuth.

Die vierfache Galerie, die den Hof umgibt, iſt trefflich erhalten. Ich bin rings herumgegangen. Nichts iſt merkwürdiger zu ſtudiren, als die Pfeiler, auf denen ſich die Ausläufe dieſer breiten gedrückten Spitzbögen ſtützen. Die Pfeiler ſind von grauem Granit wie der ganze Palaſt. — Je nachdem man die eine oder andere der vier Reihen anſieht, verſchwindet der Schaft des Pfeilers, unter der mit Arabesken geſchmückten Ausbauſchung bis auf die Hälfte ſeiner Länge, bald oben, bald unten. Das iſt eine flamändiſche Caprice des ſechzehnten Jahrhunderts. Was aber den Archäologen irre macht, iſt, daß die auf die Ausbauſchungen gemeißelten Arabesken, die naiv und grob ausgehauen ſind, an dem Abacus chimäriſche Figuren, unmögliche Laubverſchlingungen, apokalyptiſche Thiere, faſt egyptiſche und hieroglyphiſche geflügelte Drachen enthalten, die der Kunſt des elften Jahrhunderts anzugehören ſcheinen; um dieſe kurzen, dicken, buckligen Pfeiler nicht dem byzantiniſchen Styl zuzuſchreiben, muß man bedenken, daß der erzbiſchöfliche Palaſt von Lüttich erſt 1508 durch den Fürſten Ehrhardt von der Mark angefangen wurde, der zweiunddreißig Jahre regierte.

Dies ernſte Gebäude iſt jetzt der Juſtizpalaſt. Buchhändler- und Spielwaarenläden ſind in allen Arkaden eingerichtet. Ein Gemüſemarkt wird im Hof gehalten. Man ſieht die ſchwarzen Roben der Advokaten mitten durch Körbe voll rothen und

violetten Kohls gehen. Luſtige und zankende Gruppen flamändiſcher Kaufleute ſchwatzen und ſtreiten vor jedem Pfeiler; heftige Plaidoyers tönen aus allen Fenſtern; und in dieſem ſonſt ſo düſtern, ernſten, ſchweigſamen Hofe kreuzt und vereint ſich beſtändig das doppelte und unvertilgbare Wort des Advokaten und der Gevatterin, die Rede und das Geſchwätz.

Ueber den großen Dächern des Palaſtes ſieht man einen hohen, maſſiven, viereckigen Thurm aus Backſteinen. Es war früher der Glockenthurm des Fürſtbiſchofs und iſt heute das Gefängniß der Freudenmädchen, ein trauriger und kalter Gegenſatz, den der voltairianiſche Bürger vor dreißig Jahren mit Bewußtſein gemacht hätte, während der eigennützige, poſitive gegenwärtige Bürger ihn in ſeiner Dummheit macht.

Wie ich aus dem Palaſt durch die große Thüre ging, konnte ich die gegenwärtige Façade betrachten, ein kaltes, ruhmrediges Werk des ſchrecklichen Baumeiſters von 1734. Man glaubt eine Tragödie von Lagrange-Chancel in Marmor und Steinen zu ſehen. Auf dem Platz vor der Façade ſtand ein guter Mann, der mir mit aller Gewalt Bewunderung davor einflößen wollte. Ich kehrte ihm erbarmungslos den Rücken, obwohl er mir erklärte, daß Liège im Holländiſchen Luik, im Deutſchen Lüttich, im Lateiniſchen Leodium heiße.

Das Zimmer, das ich in Lüttich bewohnte, war mit Mouſſelinvorhängen geſchmückt, auf denen nicht Blumen, ſondern Melonen geſtickt waren. Ich bewunderte ebenſo darin prächtige Gemälde, die zur Ehre der Verbündeten unſer Unglück von 1814 vorſtellten und uns in unſerer Sprache grauſam herunterſetzten. Folgendes ſtand wörtlich unter einem dieſer Bilder: „Schlacht von Arcis-ſur-Aube den 21. März 1814. Der größte Theil der Beſatzung dieſes Platzes, wahrſcheinlich aus der alten Garde beſtehend, wurde zu Gefangenen gemacht, und die Verbündeten rückten den 2. April als Sieger in Paris ein."

Achter Brief.

Die Ufer der Vesdre. — Verviers.

Aachen, den 4. Auguſt.

Als geſtern um 9 Uhr Morgens der Eilwagen von Lüttich nach Aachen abfahren wollte, brachte ein braver walloniſcher Bauer die Vorübergehenden in Aufruhr, weil er nicht auf die Impériale ſteigen wollte, und mich durch ſein gewaltiges Sträuben an den Bauern aus der Auvergne erinnerte, der bezahlt hatte, um im Kaſten, und nicht auf der Oper zu ſein. Ich bot mich an, den Platz dieſes edlen Reiſenden einzunehmen, ſtieg auf die Oper, Alles gab ſich zufrieden und die Poſt fuhr ab.

Es kam mir gut zu Statten. Die Straße iſt luſtig und hübſch. Die Maas iſt nicht mehr da, aber die Vesdre. Die Maas fließt über Maeſtricht und Roermond nach Rotterdam und ins Meer.

Die Vesdre iſt ein reißender Fluß, der von Sankt Cornelius Münſter, zwiſchen Aachen und Düren, durch Verviers und Chauffontaines bis Lüttich durch das reizendſte Thal von der Welt fließt. In dieſer Jahreszeit iſt ſie an einem ſchönen Tage unter heiterem Himmel bald eine Schlucht, bald ein Garten, immer aber ein Paradies. — Die Straße verläßt den Fluß keinen Augenblick. Bald ziehen ſie ſich zuſammen durch ein glückliches Dorf, das unter Bäumen dichtgedrängt liegt, mit einer bäuriſchen Brücke vor jedem Hauſe; bald gehen ſie in einer einſamen Falte des Thales an einem alten Schöppenſchloß mit ſeinen viereckigen Thürmen, ſeinen hohen, ſpitzen Tächern, ſeiner großen Façade von wenigen Fenſtern vorbei,

das ſtolz und zugleich beſcheiden daliegt, wie es ſich für ein Gebäude ziemt, das zwiſchen der Hütte des Bauern und der Burg des Edelmannes die Mitte hält. Plötzlich wird die Landſchaft laut und luſtig, und bei der Biegung eines Hügels ſieht das Auge unter einer Gruppe Linden und Erlen, welche die Sonne durchlaſſen, das niedrige Haus und das große ſchwarze mit Tropfen überſäete Rad, das man eine Windmühle nennt.

Zwiſchen Chauffontaines und Verviers ſchien mir das Thal von virgilianiſcher Milde. Das Wetter war vortrefflich; reizende Kinder ſpielten vor deren Gärten; der Schatten der Espen und Pappeln verbreitete ſich auf dem Wege; hübſche Kälber, in Gruppen zu drei und vier, lagen anmuthig im Kühlen auf den grünen Weiden. Fern von jedem Hauſe, allein auf einer großen, mit lebendigen Hecken eingeſchloſſenen Wieſe graste majeſtätiſch eine treffliche Kuh, die würdig war, von Argus bewacht zu werden. Ich hörte im Gebirge eine Flöte.

Mercurius septem mulcet arundinibus.

Von Zeit zu Zeit unterbrach der Schornſtein einer Fabrik oder ein langes Stück Tuch, das neben der Straße in der Sonne trocknete, dieſe Eklogen.

Die Eiſenbahn, die ganz Belgien von Antwerpen bis Lüttich durchzieht und bis Verviers gehen ſoll, wird dieſe Hügel zu durchgraben und dieſe Thäler zu durchſchneiden wiſſen.

Dieſe Bahn, eine koloſſale Unternehmung, wird das Gebirge an zwölf bis fünfzehn Stellen durchſchneiden. Bei jedem Schritt ſtößt man auf Abgrabungen, Ausfüllungen von Gräben, Gerippen von Brücken und Viaducten; oder man ſieht am Fuße einer ungeheuren Felſenwand einen kleinen ſchwarzen Ameiſenhaufen damit beſchäftigt, ein kleines Loch zu graben. Dieſe Ameiſen machen ein Rieſenwerk.

Hie und da, an den Stellen, wo die Löcher ſchon breit und tief ſind, gehen plötzlich ein dichter Wind und rauher Lärm

daraus hervor. Man möchte ſagen, das verwundete Gebirge ſchreie durch dieſen Mund. Es iſt die Mine, die im Gange ſpielt. Dann hielt die Poſt plötzlich an, die Arbeiter, die an einem Walle in der Nähe arbeiteten, flohen nach allen Richtungen, ein Donner bricht los, von dem Echo im Hügel lauter wiederholt, Felsſtücke ſpringen heraus und bedecken die Ebene auf allen Seiten. Es iſt die Mine, die unter offenem Himmel ſpielt. Während dieſes Halts erzählen ſich die Reiſenden, daß geſtern durch einen dieſer Blöcke, der 20,000 Pfund wog, ein Menſch getödtet und ein Baum auseinander geriſſen, und daß vorgeſtern die Frau eines Arbeiters, die ihrem Mann den Kaffee (nicht die Suppe) brachte, auf dieſelbe Weiſe zerſchmettert worden ſei. — Das ſtörte die Idylle etwas.

Verviers, übrigens eine unbedeutende Stadt, iſt in drei Viertel, die Chick-Chan, Baſſe-Crotte und Dardanelle heißen, getheilt. Ich ſah dort einen kleinen Knaben von ſechs Jahren, der ganz ernſthaft ſeine Pfeife rauchte und auf der Thürſchwelle ſaß.

Als der kleine Raucher mich vorübergehen ſah, fing er an zu lachen. Ich ſchloß daraus, daß ich ihm ſehr lächerlich vorkam.

Hinter Verviers folgte die Straße der Vesdre noch bis Limburg. Limburg, dieſe gräfliche Stadt, dieſe Paſtete, deren Kruſte Ludwig XIV. ſo hart fand, iſt heute nur eine abgetragene Feſtung, die pittoreske Krone eines Hügels.

Einen Augenblick nachher wird das Land flach, die Ebene tritt hervor, ein großes Thor öffnet ſeine beiden Flügel: es iſt das Zollhaus; ein von oben bis unten ſchwarz und weiß angeſtrichenes Schilderhaus wird ſichtbar; man iſt im Lande des Königs von Preußen.

Neunter Brief.

Aachen. — Das Grab Karls des Großen.

Aachen, den 6. August.

Aachen iſt für den Kranken eine warme und kalte, eiſen- und ſchwefelhaltige Mineralquelle; für den Touriſten ein Land voll von Redouten und Concerten; für den Pilger der Kaſten der großen Reliquien, die man nur alle ſieben Jahre ſieht, Kleid der Jungfrau, Blut des Jeſuskindes, Tuch, auf welchem Johannes der Täufer enthauptet wurde; für den alterthumsforſchenden Chroniſten eine Abtei voll edler Aebtiſſinnen, die unmittelbare Erbin des Mönchskloſters, das der heilige Gregor, Sohn Nicephori, Kaiſers des Orients, erbaut hat; für den Jagdliebhaber das alte Thal der Eber, Porcetum, woraus man Burtſcheid gemacht hat; für den Fabrikanten eine Quelle Laugenwaſſers, das zum Waſchen der Wolle vortrefflich iſt; für den Kaufmann eine Fabrik von Tuch und Kaſimir, von Näh- und Stecknadeln; für den, der weder Kaufmann, noch Fabrikant, noch Jäger, noch Antiquar, noch Pilger, noch Touriſt, noch Kranker iſt, iſt es die Stadt Karls des Großen.

Karl der Große iſt in der That in Aachen geboren und geſtorben. Geboren iſt er in dem alten, halb römiſchen Palaſt der Frankenkönige, von dem nur noch der Thurm des Granus übrig iſt, gegenwärtig mit in das Rathhaus eingemauert. Begraben iſt er in der Kirche, die er zwei Jahre nach dem Tode ſeiner Frau Faſtrade 796 baute, die der Papſt Leo III. 804 einweihte, und bei deren Weihe, erzählt die Sage, zwei Biſchöfe von Tongres, die in Maeſtricht geſtorben und begraben

waren, aus ihren Gräbern ſtiegen, um bei dieſer Ceremonie die 365 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche die Tage des Jahres vorſtellten, vollſtändig zu machen.

Dieſe geſchichtliche und ſagenreiche Kirche, die der Stadt ihren Namen gegeben, hat ſeit tauſend Jahren viele Veränderungen erlitten.

Kaum war ich in Aachen angekommen, ſo ging ich in das Münſter.

Ein Portal aus der Zeit Ludwigs XV., von blaugrauem Granit, mit ehernen Thoren aus dem achtzehnten Jahrhundert, an eine karolingiſche Mauer gelehnt, über welche römiſche Bogen gehen. Ueber dieſen Archivolten ein ſchönes gothiſches Stockwerk, reich an Bildhauerarbeit, an dem man die ſtrenge Ogive des vierzehnten Jahrhunderts erkennt, und als Krone ein jämmerliches Mauerwerk von Ziegeln mit einem Schieferdach, das ungefähr zwanzig Jahre alt ſein mag. Rechts vom Portal liegt ein großer Pinienapfel von römiſcher Bronze auf einem Pfeiler von Granit, und auf der andern Seite, auch auf einem Pfeiler, eine eherne Wölfin, ebenſo alt und römiſch, die den Vorübergehenden halb den offenen Rachen und die ſpitzen Zähne zeigt.

(Pardon, mein Freund, aber erlauben Sie mir, daß ich hier eine Klammer öffne. Dieſer Pinienapfel hat ſeine Bedeutung und auch die Wölfin, oder der Wolf, denn ich habe nicht genau das Geſchlecht dieſer ehernen Beſtie ermitteln können. Hören Sie, was ſich die alten Spinnerinnen hier davon erzählen:

Vor langer, langer Zeit wollten die von Aachen eine Kirche bauen. Sie legten zuſammen und man fing an. Man grub den Grund aus, zog die Mauern, fing das Gerüſt an, und ſechs Monate lang war ein betäubender Lärm von Sägen, Hämmern und Beilen. Nach Verlauf der ſechs Monate fehlte das Geld.

Man sprach die Pilger an und stellte ein messingenes Becken vor die Kirchenthüre. Aber kaum fielen einige Heller und Kreuzpfennige hinein. Was war nun zu machen? Der Rath versammelte sich, suchte, sprach, gab an, berieth sich. Die Arbeiter verweigerten die Arbeit, und Gras und Dornen, Epheu und alle die unverschämten Trümmerpflanzen bemächtigten sich schon der neuen Steine des verlassenen Gebäudes. Sollte man die Kirche so lassen? Der wohlweise Rath und der Bürgermeister waren ganz niedergeschlagen.

Wie sie Rath pflegen, kommt ein Jemand herein, ein Fremder, ein Unbekannter, von hohem Wuchs und schmuckem Gesicht.

— Guten Tag, ihr Bürger. Um was handelt es sich denn? Ihr seid ja ganz niedergeschlagen? Liegt euch eure Kirche am Herzen? Wißt ihr nicht, wie ihr sie fertig bringen sollt? Man sagt, euch fehle Geld?

— Fremdling, spricht der Rath, geh zum Teufel. Wir brauchen eine Million.

— Da ist sie, sagt der Edelmann; und ein Fenster öffnend, zeigt er dem Bürgermeister einen großen Wagen, der auf dem Platz vor dem Rathhausthor hält. Der Wagen war mit zehn Joch Rindern bespannt und von zwanzig afrikanischen Negern bewacht, die bis an die Zähne bewaffnet waren.

Einer der Bürgermeister steigt mit dem Edelmann hinab, nimmt aufs Gerathewohl einen der Säcke, womit der Wagen bepackt ist, und beide, der Fremde und der Bürgermeister, steigen wieder hinauf. Man schüttelte den Beutel vor dem Rath aus; er war wirklich voll Gold.

Der Rath machte große Augen und sagte zum Fremden:

— Wer seid Ihr, mein edler Herr?

— Meine lieben Dummköpfe, ich bin einer, der Geld hat. Was wollt ihr mehr? Ich wohne im Schwarzwalde, dicht bei

Wildſee, nicht weit von den Ruinen von Heidenſtadt, der alten Stadt der Heiden. Ich habe Gold- und Silberminen und Nachts wühle ich mit meinen Händen Haufen von Karfunkeln auf. Aber ich habe einfache Bedürfniſſe, ich langweile mich, ich bin melancholiſch, ich bringe meine Tage damit zu, daß ich in dem durchſichtigen See die Fiſche ſpielen ſehe und in den Felſen die Eidechſen betrachte. Darum ſtill mit euren Fragen und eurem eitlen Geſchwätz. Ich habe meinen Gürtel losgeſchnallt, macht euch das zu Nutze. Da iſt eure Million, wollt ihr ſie?

— Meiner Treu, ja! ſprach der Rath. Wir bauen unſere Kirche zu Ende.

— Gut, nehmt es; aber unter einer Bedingung.

— Unter welcher, mein edler Herr?

— Baut eure Kirche zu Ende, ihr Bürger, nehmt den ganzen Haufen, aber verſprecht mir dagegen die erſte beſte Seele, die in eure Kirche treten und an dem Tage, wo die Glocken die Einweihung verkünden, über ihre Schwelle ſchreiten wird.

— Ihr ſeid der Teufel, rief der Rath.

— Ihr ſeid Dummköpfe, antwortete Urian.

Die Bürgermeiſter fingen an Sätze zu machen und bekreuzten ſich voll Schrecken. Da Urian aber ein guter Teufel war und lachen mußte, ſo daß er ſich den Bauch hielt, auch ſein ganz neues Gold klingen ließ, ſo beruhigten ſie ſich und man unterhandelte. Der Teufel iſt ſchlau, deßhalb iſt er ja der Teufel. — Genau genommen, ſagte er, verliere ich bei dem Handel. Ihr ſollt eure Million und eure Kirche haben, ich will nur eine Seele. Und welche Seele mit eurer Erlaubniß? Die erſte beſte, eine zufällige Seele. Irgend ein ſchlechter Scheinheiliger, der den Frommen ſpielen und aus falſchem Eifer zuerſt hinein treten will! Meine lieben Bürger, eure Kirche hat

ein gutes Ansehen. Der Riß gefällt mir. Das Gebäude wird schön werden, glaub' ich. Ich sehe mit Vergnügen, daß euer Baumeister das spitze Trompetengewölbe dem von Montpellier vorgezogen hat. Ich hasse die hängenden Gewölbe mit breiter Fläche und runden Trägern, aber ich hätte doch ein schräges, gleich breites Kreuzgewölbe vorgezogen. Freilich hat er dort eine rundgewölbte Thüre gemacht, aber ich weiß nicht, ob er die Dicke des Streckſteines wohl beachtet hat. — Wie heißt euer Baumeister, ihr Dummköpfe? — Sagt ihm von mir, daß er, wenn er die Thüre in einen runden Thurm recht machen will, vier Stücke haben muß; es wäre Schade, wenn dieſe da bliebe. — Er muß die Kirche zu Ende bauen, drum friſch, Gevatter, die Million für euch, die Seele für mich. Gilt's?

So ſprach Herr Urian. — Am Ende, ſagten die Bürger, ſind wir noch glücklich, daß er mit einer Seele zufrieden iſt. Er könnte, wenn er etwas genauer zuſähe, ſie recht gut alle in dieſer Stadt nehmen.

Der Handel wurde abgeſchloſſen, die Million eingeſeckelt, Urian verſchwand in einer Klappe, aus der eine kleine blaue Flamme herausſchlug, wie es ſich gebührt, und zwei Jahre nachher war die Kirche gebaut.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alle Rathsherren geſchworen hatten, die Sache Niemand zu erzählen, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß es am ſelben Abend jeder von ihnen ſeiner Frau erzählt hatte. Das iſt ein Geſetz, kein Geſetz, das die Rathsherren gemacht haben, aber eins, das ſie halten. Als nun die Kirche fertig war, und die ganze Stadt, Dank den Weibern der Rathsherren, das Geheimniß wußte, wollte Niemand zuerſt in die Kirche gehen.

Eine neue Verlegenheit, ebenſo groß wie die erſte. Die Kirche iſt gebaut, aber Niemand will einen Fuß hineinſetzen; die Kirche iſt fertig, aber leer, und wozu nützt eine leere

Kirche? — Der Rath verſammelt ſich, er findet nichts. — Man ruft den Biſchof von Tongres, er findet nichts. — Man ruft die Domherren des Kapitels, ſie erdenken nichts. — Man ruft die Mönche aus dem Kloſter. — Alle Wetter, ſagte ein Mönch, ich denke, meine edlen Herren, ihr werdet nicht viel Federleſens machen. Ihr ſeid Urian die erſte Seele ſchuldig, die durch die Kirchenthüre gehen wird. Wie aber die Seele ſein ſoll, iſt nicht feſtgeſetzt. Urian iſt nur ein Narr, ſag' ich euch. Meine edlen Herren, nach einem langen Kampf hat man dieſen Morgen im Thal von Burtſcheid einen Wolf lebendig gefangen. Dieſen Wolf laßt zuerſt in die Kirche hinein, Urian muß damit wohl zufrieden ſein. Es iſt zwar nur eine Wolfsſeele, aber es iſt doch die erſte beſte Seele.

— Bravo! rief der Rath. Der Mönch iſt klug.

Den andern Morgen läuteten die Glocken ſeit der Frühe. Wie? ſagten die Bürger, ſoll heute die Kirche eingeweiht werden? Aber wer wird denn zuerſt hineingehen wollen? Ich gewiß nicht. Ich auch nicht. Ich auch nicht. Ich auch nicht. — Sie liefen in Menge herbei. Der Rath und das Kapitel ſtanden vor dem Portal. Plötzlich führte man den Wolf in einem Käfig herbei, und auf ein beſtimmtes Zeichen öffnete man zugleich die Thüre des Käfigs und die Thüre der Kirche. Der durch die Menge erſchreckte Wolf ſieht die Kirche leer und ſtürzt ſich hinein. Urian erwartete ihn mit offenem Rachen und wollüſtig geſchloſſenen Augen. Man denke, wie wüthend er war, als er merkte, daß er einen Wolf verſchlang. Er ſtieß ein fürchterliches Geheul aus und flog lange Zeit unter den hohen Bögen der Kirche mit Sturmgebraus einher. Dann ging er vor Zorn raſend hinaus, und gab beim Fortgehen der großen ehernen Thüre einen ſolchen Fußtritt, daß ſie von oben bis unten barſt. — Man zeigt dieſen Riß noch heute.

Deßhalb, fügen die guten Alten hinzu, ſteht links von

der Kirchenthüre die eherne Statue des Wolfs, und rechts ein Pinienapfel, der die arme Seele vorstellt, die Urian in seiner Dummheit fraß.

Ich verlasse die Sage und komme auf die Kirche zurück. Ich muß Ihnen übrigens sagen, daß ich auf der Thüre den berühmten Spalt von dem Fuß des Teufels gesucht und nicht gefunden habe. Jetzt schließe ich die Klammer.)

Wenn man also zur Kapelle durch das gothische Portal tritt, so vermischen sich das Römische, Romanische, Gothische, Rokoko und Moderne, und bauen sich eins über das andere an dieser Façade, aber ohne Einheit, ohne Nothwendigkeit, ohne Ordnung und deßhalb ohne Großartigkeit.

Kommt man zur Kapelle durch die Haube des Chors, so ist der Eindruck ein ganz anderer. Die hohe Apside des vierzehnten Jahrhunderts erscheint in ihrer ganzen Kühnheit und Schönheit mit dem verständigen Winkel ihres Daches, der reichen Arbeit ihrer Balustraden, der Mannigfaltigkeit ihrer Dachrinnenköpfe, der düstern Farbe ihres Steines und der glasartigen Durchsichtigkeit ihrer ungeheuern Lanzetten, an deren Fuß die zwischen die Strebemauern gedrängten zweistöckigen Häuser fast unsichtbar erscheinen.

Indessen ist auch noch von da der Anblick der Kirche, wie imposant er auch sei, bastardartig und widersprechend. Zwischen der Apside und dem Portal, in einer Art von Loch, worin alle Linien des Gebäudes sich versenken, verbirgt sich, mit der Façade kaum durch eine hübsch gearbeitete Brücke aus dem vierzehnten Jahrhundert verbunden, der byzantinische Dom mit dreieckigen Giebeln, den Otto III. im zehnten Jahrhundert über dem Grabe Karls d. Gr. erbauen ließ.

Die beworfene Façade, der versteckte Dom, die gebrochene Apside — das ist das Münster zu Aachen. Der Baumeister von 1353 wollte in seiner wunderbaren Kapelle die Kirche

Karls d. Gr., die 882 von den Normannen zerstört war, und den Dom Otto's III., der 1236 abgebrannt war, vereinigen. Ein System niedriger Kapellen, an die Basis der großen Centralkapelle geknüpft, mußte das ganze Gebäude in seinen Gliederungen umfassen. Schon waren zwei dieser Kapellen, die noch vorhanden und vortrefflich sind, erbaut, als der Brand von 1366 eintrat. Diese mächtige architektonische Pflanze ist da stehen geblieben. Sonderbar, das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert haben nichts für die Kirche gethan, das achtzehnte und neunzehnte haben sie verdorben.

Indeß muß man gestehen, daß das Münster in Aachen, im Ganzen und wie es ist genommen, Masse und Großartigkeit hat. Nach einigen Augenblicken der Betrachtung strömt eine eigenthümliche Majestät von diesem seltenen Gebäude, das, wie das Werk Karls d. Gr. selbst, unvollendet geblieben und aus Architekturen zusammengesetzt ist, aus denen alle Style sprechen, wie sein Reich aus Nationen zusammengesetzt war, die alle Sprachen redeten.

Genau genommen liegt für den Denker, der es von Außen betrachtet, eine seltsame und tiefe Uebereinstimmung zwischen dem großen Mann und dem großen Grabe darin.

Ich war ungeduldig hineinzutreten.

Nachdem ich durch das Gewölbe des Porticus gegangen war und die alten ehernen Thüren, die in der Mitte mit einem Löwenkopf geziert und in Vierecke getheilt sind, um mit den Querbalken übereinzustimmen, hinter mir gelassen hatte, stieß mein Auge zuerst auf eine weiße zweistöckige Rotunde, die ihr Licht von oben erhält, und in der sich alle koketten Phantasien der schnörkelhaften Baukunst zeigen. Als ich dann meinen Blick auf die Erde senkte, bemerkte ich mitten im Pflaster dieser Rotunde, bei dem bleichen Licht, das durch die weißen Fenster fiel, eine große schwarze Marmorplatte, von den Füßen der

Darüberschreitenden ausgetreten, mit der Inschrift in kupfernen Buchstaben:

CAROLO MAGNO.

Nichts ist überraschender und merkwürdiger, als diese Rokokokapelle, die ihre curtisanenhaften Reize um den großen karolingischen Namen breitet. Engel, die Liebesgöttern ähnlich sehen, Palmen, die Federbüschen gleichen, Blumenguirlanden und Schleifen hat der Pompadourgeschmack unter dem Dom Otto's III. und über dem Grabe Karls d. Gr. angebracht.

Das Einzige, was des großen Mannes und Ortes in dieser indecenten Kapelle würdig ist, ist eine ungeheure runde Lampe mit 48 Armen und ungefähr 12 Fuß Durchmesser, die Friedrich Barbarossa im zwölften Jahrhundert Karl dem Gr. schenkte. Diese Lampe von Kupfer und vergoldetem Silber hat die Form einer Kaiserkrone; sie hängt an dem Gewölbe über der schwarzen Marmorplatte an einer großen eisernen Kette von 90 Fuß Länge.

Die schwarze Platte ist ungefähr neun Fuß lang und sieben breit.

Uebrigens ist es klar, daß Karl d. Gr. hier kein anderes Monument hatte; nichts kündet ihn an, als der schwarze Stein, der mit einem schmalen Kupferrande eingefaßt und von weißem Marmor umgeben ist, wenn dieser alt ist. Die Buchstaben Carolo Magno sind höchstens 100 Jahre alt.

Karl d. Gr. liegt nicht mehr unter diesem Stein. Friedrich Barbarossa, dessen Lampenkrone, so schön sie auch ist, das Sacrilegium nicht wieder gut macht, ließ den großen Kaiser 1166 ausgraben. Die Kirche hat das kaiserliche Skelett genommen und es wie einen Heiligen zerstückt, um aus jedem Knochen eine Reliquie zu machen. In der benachbarten Sakristei zeigt sie ein Vicar den Fremden, und ich habe für einen Thaler, den festen Preis, den Arm Karls d. Gr. gesehen, diesen Arm, der die Weltkugel getragen, dies ehrwürdige Gebein, das auf seiner

vertrockneten Haut die für einige Heller von einem Schreiber des zwölften Jahrhunderts verfertigte Inſchrift hat: **Brachium sancti Caroli magni.** Nach dem Arm ſah ich den Schädel, dieſen Schädel, der das Modell eines ganz neuen Europa's war, und auf den ein Küſter mit dem Nagel klopft.

Dieſe Sachen ſind in einem Schrank.

Ein Schrank von grau gemaltem Holz mit goldenen Rändern, oben mit einigen von den Engeln, die Liebesgöttern gleichen, und von denen ich oben ſprach, geſchmückt, iſt jetzt das Grab dieſes Karl, der durch zehn Jahrhunderte zu uns ſtrahlt, und der aus dieſer Welt, nachdem er ſie in ſeinen Namen eingehüllt, nur zu einer doppelten Unſterblichkeit gegangen, in den zwei Wörtern **sanctus, magnus,** groß und heilig, den beiden erhabenſten Beiwörtern, womit Himmel und Erde ein menſchliches Haupt krönen können!

Etwas, das auffällt, iſt die Größe dieſes Schädels und Arms, **grandia ossa.** Karl der Große war einer der ſeltenen Männer, die in jeder Beziehung große Männer ſind. Der Sohn Pipins des Kleinen war Rieſe an Körper wie an Geiſt. Er hatte ſiebenmal die Länge ſeines Fußes, der zum Maß geworden iſt. Es iſt dieſer Königsfuß, dieſer Fuß Karls des Gr., den wir jetzt einfältig durch das **mètre** erſetzen, indem wir auf einmal die Geſchichte, die Poeſie und die Sprache ich weiß nicht welcher Erfindung opfern, ohne die das menſchliche Geſchlecht 6000 Jahre fertig geworden iſt, und die man das Decimalſyſtem nennt.

Das Oeffnen dieſes Schrankes blendet einigermaßen, ſo reich iſt er an Goldarbeit. Die Flügel ſind im Innern mit Malerei auf Goldgrund bedeckt, unter denen ich acht vortreffliche Stücke bemerkte, die augenſcheinlich von Albrecht Dürer ſind. Außer dem Schädel und Arm enthält der Schrank: das Horn Karls des Gr., ein ungeheurer Elephantenzahn, der aus-

gehöhlt und unten künstlich geschnitzt ist; das Kreuz Karls d. Gr., ein Edelstein, in dem ein Stück vom ächten Kreuz befestigt ist, und das der Kaiser im Grabe um den Hals trug; ein reizendes Reliquienkästchen der Renaissance, ein Geschenk Karls V., das im letzten Jahrhundert durch einen geschmacklosen Zusatz verderbt worden ist; die 14 mit byzantinischen Sculpturen bedeckten Goldplatten, die den marmornen Stuhl des großen Kaisers schmückten; ein Reliquienkästchen von Philipp II., das den Dom zu Mailand darstellt; den Strick, womit Jesus während der Geißelung gebunden wurde; ein Stück Schwamm, in den Essig getaucht, mit dem man ihn am Kreuz tränkte; endlich den geflochtenen Gürtel der hl. Jungfrau und den kupfernen Jesu Christi. Dieser kleine um sich selbst gewundene Riemen, ähnlich einer Kinderpeitsche, hat drei Kaisern gehört; von Constantin, der ihn unter sein Sigillum setzte, das noch vorhanden ist, und das ich gesehen habe, fiel er in die Hände Harun al Raschids, der ihn Karl dem Gr. schenkte.

Alle diese ehrwürdigen Gegenstände sind in vortreffliche gothische und byzantinische Kästchen eingeschlossen, die ebenso viele Kapellen, Thürme und kleine Cathedralen von massivem Golde vorstellen, an denen Saphire, Smaragde und Diamanten die Stelle der Fenster vertreten.

Mitten unter diesen unzähligen Kleinigkeiten, die auf den beiden Borten des Schrankes aufgestellt sind, erheben sich, wie zwei Gebirge von Gold und Edelsteinen, zwei große Reliquienkasten, von ungeheurem Werth und wunderbarer Schönheit. Der erste und älteste ist byzantinisch, mit großen Nischen, in denen sechzehn Kaiser, die Krone auf dem Kopfe, sitzen; er enthält die übrigen Gebeine Karls d. Gr. und wird nie geöffnet. Der andere ist aus dem zwölften Jahrhundert, von Friedrich Barbarossa der Kirche geschenkt; er enthält die berühmten großen Reliquien, von denen ich im Anfang des

Digitized by Google

Briefes ſprach, und wird nur alle ſieben Jahre geöffnet. Eine einzige ſolche Oeffnung zog 1496 142,000 Pilger herbei, und brachte in 14 Tagen 80,000 Goldgulden ein.

Dieſer Reliquienkaſten hat nur einen Schlüſſel. Er iſt in zwei Stücke gebrochen, von denen eins das Kapitel, das andere der Magiſtrat der Stadt hat. Bisweilen öffnet man ihn bei außerordentlichen Gelegenheiten, doch bloß für gekrönte Häupter. Der gegenwärtige König von Preußen forderte, als er noch Kronprinz war, die Oeffnung. Sie wurde ihm abgeſchlagen.

In einem kleinen Schrank, der an den großen ſtößt, habe ich in vergoldetem Silber die genaue Kopie der germaniſchen Krone Karls des Großen geſehen. Die karolingiſche deutſche Krone, oben mit einem Kreuz, mit Steinen und Kameen bedeckt, beſteht nur aus einem mit Blumen geſchmückten Reif, der um den Kopf geht, und einem Halbkreis von der Stirn nach dem Genick mit einer leichten Biegung, wie die venetianiſche Herzogskrone. Jetzt iſt von den drei Kronen, die Karl der Große vor zehn Jahrhunderten als Kaiſer von Deutſchland, König von Frankreich und König der Lombardei getragen hat, die erſte, die Kaiſerkrone, in Wien; die zweite, die franzöſiſche Krone, in Reims; die dritte, die eiſerne Krone, in Mailand. *

Beim Herausgehen aus der Sakriſtei vertraute mich der Küſter dem Thürhüter an, der vor mir her durch die Kirche zu laufen begann und mir von Zeit zu Zeit ſchwarze Schränke öffnete, aus denen plötzlich Herrlichkeiten hervorleuchteten. So entkleidet ſich die Kanzel, die ganz wie eine Dorfkanzel ausſieht, ihres häßlichen Gewandes von rothem Holz und erſcheint plötzlich als ein prächtiger rother Thurm. Es iſt eine Kanzel von Ciſeleur- und Goldarbeit, die Kaiſer Heinrich II. der Kapelle ſchenkte. Byzantiniſches, tief geſchnitztes Elfenbein, eine

* In Monza bei Mailand.

Schale aus Bergkryſtall mit Unterſchüſſel, ein ungeheurer Onyx von neun Zoll Länge ſind in dieſen goldenen Harniſch eingefügt, der den Prieſter, welcher im Namen Gottes ſpricht, umgibt, und deſſen vordere Seite Karl den Großen vorſtellt, der das Münſter zu Aachen in der Hand trägt.

Dieſe Kanzel ſteht in dem Winkel des Chors, den die wunderbare Apſide von 1353 einnimmt. Alle gemalte Fenſter ſind verſchwunden. Die Lanzetten ſind weiß von oben bis unten. Das reiche Grab Otto's III., des Gründers dieſes Doms, das 1794 zerſtört wurde, iſt durch einen platten Stein erſetzt, der die Stelle am Eingang des Chors angibt. Eine Orgel, ein Geſchenk der Kaiſerin Joſephine, ſetzt neben das herrliche Gewölbe des vierzehnten Jahrhunderts den ſchlechten Styl von 1804. Gewölbe, Pfeiler, Kapitäler, Säulen, Statuen, der ganze Chor iſt gekalkt.

Mitten in dieſer geſchändeten Apſide, zürnt und ſträubt ſich mit offenem Schnabel, ſprühendem Auge und halbausgebreiteten Schwingen, der eherne Adler Otto's III., der zum Chorpult umgewandelt und ganz ärgerlich iſt, daß er das Geſangbuch tragen muß, er, der die Weltkugel unter ſeinen Füßen hat.

Man hätte doch dieſen Adler reſpektiren ſollen. Als Napoleon die Kapelle beſuchte, fügte man der Weltkugel, die der Adler Otto's III. in ſeinen Klauen hat, den Blitz hinzu, den ich noch heute zu beiden Seiten der kaiſerlichen Kugel geſehen habe.

Der Thürhüter ſchraubt auf Verlangen der Neugierigen dieſen Donner los.

Auf dem Rücken dieſes Adlers hatte der Bildhauer des zehnten Jahrhunderts, wie durch ein trauriges, ironiſches Vorgefühl beſtimmt, eine eherne Fledermaus mit menſchlichem Geſicht angebracht, die dort wie feſtgenagelt iſt und auf die jetzt das Geſangbuch gelegt wird.

Rechts von dem Altar iſt das Herz des Antonius Berdolet eingemauert, des erſten und letzten Erzbiſchofs von Aachen. Denn dieſe Kirche hat nur einen Biſchof gehabt, den Napoleon ernannte und den ſeine Grabſchrift als **primus Aquisgranensis episcopus** bezeichnet. Gegenwärtig, wie ehemals, wird die Kapelle von einem Kapitel verwaltet, an deſſen Spitze ein Dechant mit dem Titel Domprobſt ſteht.

In einem düſtern Saal der Kapelle öffnete mir der Thürhüter noch einen Schrank. Es iſt ein prächtiger römiſcher Sarg von weißem Marmor, auf deſſen vorderer Seite mit dem kunſtgerechten Meißel der Raub der Proſerpina eingegraben iſt. Ich habe lange dies Basrelief, das 2000 Jahre alt iſt, betrachtet. Am äußerſten Ende der Compoſition ziehen vier wüthende Pferde, zugleich infernaliſch und göttlich, von Mercur gezügelt, nach einem offenen Abgrund einen Wagen, auf dem Proſerpina, von Pluto gefaßt, verzweiflungsvoll kämpft und ſich windet. Die ſtarke Hand des Gottes drückt den halbnackten Buſen des Mädchens, das ſich hinten zurückwendet, und deren zerzauster Kopf auf die aufrechtſitzende, unbewegliche Figur der behelmten Minerva ſieht. Pluto entführt Proſerpina, der Minerva als Rathgeberin etwas leiſe ins Ohr ſagt, der lächelnde Liebesgott ſitzt zwiſchen den koloſſalen Beinen Pluto's auf dem Wagen. Hinter Proſerpina tobt in den kühnſten und ſtolzeſten Linien die Schaar der Nymphen und Furien; die Gefährtinnen der Proſerpina ſuchen den mit zwei geflügelten, feuerſpeienden Drachen beſpannten Wagen, der wie ein Bedientenwagen ausſieht, aufzuhalten. Eine der jungen Göttinnen, die einen Drachen keck an den Flügeln angefaßt hat, macht ihn vor Schmerz ſchreien. Dies Basrelief iſt ein Gedicht. Es iſt eine heftige, kräftige, übertreibende, prächtige, etwas emphatiſche Sculptur, wie man ſie im heidniſchen Rom machte und wie Rubens ſie gemacht hätte.

Digitized by Google

Dieſer Sarg war, ehe er der Sarcophag Karls des Großen wurde, der Sarcophag Auguſts geweſen, wie man ſagt.

Endlich führte mich mein Führer auf einer engen düſtern Treppe, die ſeit zehn Jahrhunderten viele Kaiſer, viele Könige, viele berühmte Reiſenden hinangeſtiegen ſind, auf die Galerie, die den erſten Stock der Rotunde bildet und die man das Hochmünſter heißt.

Da habe ich unter einem Ueberzug von Holz, den er halb hob und der nur für gekrönte Beſucher ganz fällt, den ſteinernen Stuhl Karls des Großen geſehen. — Er iſt niedrig, breit, mit runder Rücklehne, aus vier Wänden von nacktem weißem Marmor ohne Bildhauerarbeit, die durch eherne Klammern zuſammenhängen, hat als Sitz ein eichenes Brett mit einem Polſter von rothem Sammt bedeckt, und ſteht auf ſechs Stufen, deren zwei von Granit und vier von weißem Marmor ſind.

Auf dieſem Stuhl, der mit den vierzehn byzantiniſchen Platten bedeckt war, von denen ich Ihnen ſo eben erzählte, ſaß der Kaiſer Karl, oben auf einer ſteinernen Eſtrade, zu der die vier Stufen von weißem Marmor führten, die Krone auf dem Haupt, die Weltkugel in einer Hand, das Scepter in der andern, das deutſche Schwert an der Seite, den Kaiſermantel um die Schultern, das Kreuz Jeſu Chriſti am Halſe, die Füße auf den Sarcophag Auguſts ſtellend. Er blieb in dieſem Dunkel, auf dieſem Throne und in dieſer Stellung 302 Jahre von 814—1166.

1166 alſo ging Friedrich Barbaroſſa, der einen Stuhl für ſeine Krönung haben wollte, in dies Grab, deſſen monumentale Form keine Ueberlieferung bewahrt hat und zu dem die beiden bronzenen Thüren gehören, die heute in das Portal gefügt ſind. Barbaroſſa war ſelbſt ein berühmter Fürſt und tapferer Ritter. Es mußte ein ſonderbarer und fürchterlicher Augenblick ſein, als dieſer gekrönte Menſch ſich dieſem eben-

falls gekrönten Leichnam gegenüber befand; der eine in der ganzen Majestät der Herrschaft, der andere in der ganzen Majestät des Todes; der Krieger besiegte die Schatten, der Lebendige entsetzte den Todten. Die Kapelle behielt das Skelette; Barbarossa nahm den marmornen Stuhl; und aus diesem Stuhl, auf dem das Nichts Karl des Großen gesessen hatte, machte er den Thron, auf dem vier Jahrhunderte die Größe der Kaiser saß.

In der That sind sechsunddreißig Kaiser, Barbarossa mit einbegriffen, auf diesem Stuhl in dem Hochmünster von Aachen gesalbt und gekrönt worden. Ferdinand I. war der letzte, Karl V. der vorletzte. — Seitdem wurden die deutschen Kaiser in Frankfurt gekrönt.

Ich konnte mich von diesem so einfachen und so großen Stuhl nicht trennen. Ich betrachtete diese vier Marmorstufen, von dem Fuß dieser sechsunddreißig Kaiser zertreten, die ihr herrliches Strahlen dort hatten auflodern sehen, und die selbst wieder erloschen waren. Zahllose Gedanken und Erinnerungen wurden in mir geweckt. Ich rief mir ins Gedächtniß zurück, daß der Schänder dieses Grabes, Friedrich Barbarossa, als Greis zum zweiten oder dritten Mal das Kreuz nehmen wollte und in den Orient zog. Dort kam er eines schönen Tags an einen Fluß mit Namen Cydnus. Er war warm und bekam Lust, sich zu baden. Der Mann, der Karl den Großen profanirt hatte, konnte auch Alexander vergessen. Er ging in den Fluß, dessen eiskaltes Wasser ihn packte. Alexander, der Jüngling, mußte darin sterben; — Barbarossa, der Greis, starb darin. *

* Die Sache wird von den Geschichtschreibern auf verschiedene Weise erzählt. Nach andern Chronisten ertrank der erlauchte Kaiser Friedrich II., als er mit Gewalt den Cydnus oder Cyrocadnus [†] durchschreiten wollte.

[†] Hugo irrt sich! Friedrich I. und Callocadnus wollte er sagen.

Digitized by Google

Ich zweifle nicht, daß einſt ein König oder Kaiſer einen frommen Gedanken haben wird. Man wird Karl den Großen aus dem Schrank, in den ihn die Sakriſtane gelegt haben, nehmen und wieder in ſein Grab legen. Man wird fromm Alles, was von dem großen Skelett noch übrig iſt, ſammeln. Man wird ihm ſeine byzantiniſche Niſche, ſeine ehernen Thüren, ſeinen römiſchen Sarcophag, ſeinen marmornen Stuhl auf der Eſtrade von Stein und mit den vierzehn goldenen Platten geſchmückt, wiedergeben. Man wird ihm das karolingiſche Diadem aufs Haupt ſetzen, den Reichsapfel in die Hand geben, den goldenen Mantel um die Schultern hängen. Der eherne Adler wird ſtolz wieder ſeinen Platz zu den Füßen des Herrn der Welt einnehmen. Um die Eſtrade wird man alle die gold- und diamantgeſchmückten Reliquienkaſten als Hausrath der letzten königlichen Kammer ſetzen; und dann — weil die Kirche will, daß man ihre Heiligen in der Geſtalt betrachte, die ihnen der Tod gegeben hat — wird der Wanderer durch ein enges Fenſter, das in die Dicke der Mauer gehauen und mit eiſernen Kreuzſtäben verſehen iſt, bei dem Scheine einer Ampel, die im Grabgewölbe hängt, knieend auf dieſem weißen Marmor, den kein menſchlicher Fuß mehr betritt, auf einem marmornen mit Gold geſchmückten Stuhl, die Weltkugel in der Hand, in unbeſtimmten Formen in der Dunkelheit den kaiſerlichen Schatten glänzen ſehen, der Karl der Große war.

Es wird eine große Erſcheinung für Jeden ſein, der einen

mitten im Fluß von einem Pfeil der Sarazenen getroffen. Nach der Sage ertrank er nicht; er verſchwand, wurde nach den Einen von Hirten, nach den Andern von Feen gerettet und durch ein Wunder von Syrien nach Deutſchland gebracht, wo er in der berühmten Grotte zu Kaiſerslautern Buße that, wenn man den rheiniſchen Erzählungen, oder in der Höhle des Kyffhäuſer Bergs, wenn man den württembergiſchen [†] Ueberlieferungen glauben will.

[†] Sächſiſchen. A. d. U.

Blick in dieſe Niſche wagt, und Jeder wird einen großen Eindruck mitnehmen. Von allen Enden der Erde werden alle Denker kommen. Karl, Pipins Sohn, iſt in der That eines dieſer vollſtändigen Weſen, welche die Menſchheit mit vier Geſichtern betrachten. Für die Geſchichte iſt er ein großer Mann, wie Auguſtus und Seſoſtris; für die Sage iſt er ein Paladin, wie Roland, ein Zauberer, wie Merlin; für die Kirche ein Heiliger, wie Hieronymus und Petrus; für die Philoſophie die Civiliſation ſelbſt, die ſich perſonificirt, die ſich alle tauſend Jahre zum Rieſen macht, um irgend einen tiefen Abgrund, Bürgerkriege, Barbarei, Revolutionen, zu durchſchreiten, und die ſich dann bald Cäſar, bald Karl den Großen, bald Napoleon nennt.

1804, als Bonaparte Napoleon wurde, beſuchte er Aachen. Joſephine, die ihn begleitete, hatte den Einfall, ſich auf den marmornen Stuhl zu ſetzen. Der Kaiſer, der aus Ehrfurcht ſeine große Uniform angezogen hatte, ließ dieſe Kreolin ihr Weſen treiben. Er blieb unbeweglich, aufrecht, ſchweigend und baarhaupt vor dem Stuhl Karls des Großen ſtehen.

Sonderbar, da fällt mir ein, 814 ſtarb Karl der Große. 1000 Jahre ſpäter, gewiſſermaßen zur ſelben Stunde, fiel Napoleon.

In demſelben unglücklichen Jahr 1814 beſuchten die verbündeten Monarchen den Schatten Karls des Großen. Alexander von Rußland hatte wie Napoleon ſeine große Uniform angezogen; Friedrich Wilhelm von Preußen trug gewöhnliche Uniform; Franz von Oeſterreich war im Ueberrock und runden Hut. Der König von Preußen ſtieg auf die beiden Marmorſtufen und ließ ſich von dem Probſt die Einzelheiten bei der Krönung der deutſchen Kaiſer erzählen. Die beiden Kaiſer beobachteten Stillſchweigen.

Heute ſind Napoleon, Joſephine, Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz todt.

Digitized by Google

Mein Führer, der mir alle diese Details erzählte, war ein alter französischer Soldat von Austerlitz und Jena, der seitdem in Aachen wohnte und durch den großen Congreß von 1815 preußisch geworden war. Jetzt trug er das Bandelier und die Hellebarde dem Kapitel bei Festlichkeiten vor. Ich bewunderte die Vorsehung, die in den kleinsten Sachen deutlich wird. Dieser Mensch, der den Fremden von Karl dem Großen erzählt, ist voll von Napoleon. Daher liegt ohne sein Wissen eine gewisse Größe in seinen Worten. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er mir von seinen alten Schlachten, seinen alten Kameraden, seinem alten Oberst erzählte. Mit Begeisterung unterhielt er sich mit mir über den Marschall Soult, den Oberst Graindorge und, ohne zu wissen, wie der Name mich interessirte, den General Hugo. Er hatte mich als Franzosen erkannt und ich werde nie vergessen, mit welcher einfachen, tiefen Feierlichkeit er mir beim Fortgehen sagte: „Sie können erzählen, daß Sie in Aachen einen Sapeur des sechsunddreißigsten Regiments als Schweizer im Dom angetroffen haben."

Ein ander Mal sagte er: „Wie ich da bin, gehöre ich drei Nationen an; ich bin Preuße durch Zufall, Schweizer durch mein Gewerbe, Franzose durch mein Herz."

Als ich Aachen verließ, war ich von einem einzigen Gedanken so eingenommen, daß ich einige Schritte von der Kirche eine in der That sehr schöne Façade kaum betrachtete; sie war aus dem vierzehnten Jahrhundert und mit sieben stolzen Kaiserstatuen geschmückt, durch die man heute ich weiß nicht in welche Kloake geht. In diesem Augenblicke wurde ich zerstreut. Zwei Fremde kamen wie ich aus der Kapelle, in der mein alter Soldat sie wahrscheinlich einige Minuten herumgeführt hatte; da sie laut lachten, wandte ich mich um. Ich erkannte zwei Reisende darin, deren Aeltester am Morgen seinen Namen vor

mir in das Fremdenbuch des Hôtel de l'Empereur eingeschrieben hatte, den Grafen von A—, einen der ältesten und edelsten Namen der Provinz Artois. Sie sprachen laut.

— Was das für Namen sind! sagten sie, es hat der Revolution bedurft, um diese Namen hervorzubringen. Der Kapitän Lasoupe! der Oberst Graindorge! Woher kommt das? — Es waren die Namen des Kapitäns und Obersten meines alten Schweizers, der ihnen augenscheinlich dasselbe wie mir erzählt hatte. — Ich konnte nicht umhin, ihnen zu antworten: — Ich will es Ihnen sagen, meine Herren, woher es kommt. Der Oberst Graindorge war der Urneffe des Marschalls de Lorge, des Schwiegervaters des Herzogs von Saint-Simon; und was den Kapitän Lasoupe betrifft, so setze ich irgend eine Verwandtschaft mit dem Herzog von Bouillon, dem Oheim des Churfürsten von der Pfalz, voraus.

Einige Augenblicke nachher war ich auf dem Rathhausplatz, wohin ich eilte.

Das Rathhaus in Aachen ist, wie das Münster, aus fünf bis sechs andern Gebäuden zusammengesetzt. Zu beiden Seiten einer düstern Façade mit langen, schmalen und dicht an einander gereihten Fenstern aus der Zeit Karls V., erheben sich zwei Wachtthürme, der eine niedrig, rund, breit und gedrückt, der andere hoch, schlank und viereckig. Der erste ist ganz einfach der berühmte Thurm des Granus, den man unter dem schiefen, sonderbaren Glockenstuhl, den man hinaufgesetzt hat, kaum erkennt. Dieser Glockenthurm, der sich in kleinerem Maßstabe auf dem andern wiederholt, scheint eine Pyramide von riesenhaften Turbans aller Formen und Größen zu sein, die aufeinander gesetzt sind und in einem ziemlich spitzen Winkel abnehmen. Unten an der Façade entfaltet sich eine weite Treppe, welche wie die im Hof des Cheval blanc zu Fontainebleau gebaut ist. Gegenüber im Mittelpunkte des Platzes trägt ein

Springbrunnen von Marmor aus der Renaissance, im achtzehnten Jahrhundert etwas retouchirt und verbessert, über einer großen ehernen Schale die bronzene Statue Karls des Großen, bewaffnet und gekrönt. Rechts und links tragen zwei andere kleinere Springbrunnen auf ihrer Spitze zwei schwarze, federsträubende, schreckliche Adler, die sich halb dem ernsten, ruhigen Kaiser zuwenden.

Hier, auf diesem Platz, in diesem römischen Thurm vielleicht, ist Karl der Große geboren.

Dieser Springbrunnen, die Façade, die Thürme, dies ganze Ensemble ist königlich, melancholisch und ernst.

Karl der Große ist noch ganz gegenwärtig. In seiner mächtigen Einheit faßt er alle diese Gebäude zusammen. Der Thurm des Granus erinnert an Rom, seine Vorgängerin; die Façade und Springbrunnen an Karl V., den größten unter seinen Nachfolgern. Sogar die orientalische Figur des Thurms erinnert entfernt an seinen Freund, den prächtigen Kalifen Harun al Raschid.

Der Abend näherte sich; ich hatte den ganzen Tag vor diesen großen, erhabenen Denkmälern zugebracht, ich glaubte den Staub von zehn Jahrhunderten an mir zu haben, und empfand das Bedürfniß, vor die Stadt hinauszugehen, Luft zu schöpfen, die Felder, die Bäume und die Vögel zu sehen. Das führte mich aus Aachen in frische, grüne Alleen, wo ich bis in die Nacht an den altergrauen Mauern hinschweifte. Aachen hat noch seinen Gürtel von Thürmen. Vauban ist noch nicht da gewesen. Nur die unterirdischen Gänge, die von den Kellern des Rathhauses und der Kapelle bis nach Burtscheid, sogar bis Limburg gingen, sind jetzt verschüttet und eingestürzt.

Als die Nacht hereinbrach, setzte ich mich auf einen Rasenabhang. Ganz Aachen war vor mir ausgebreitet, in seinem Thal wie in einer lieblichen Vase gelegen. Allmählig verhüllte

der Abendnebel, der die zackigen Häuser der alten Gassen umfing, die Umrisse der beiden Thürme, die, durch die Perspective den Kirchthürmen zugesellt, ungefähr an das moskowitische, asiatische Profil des Kreml erinnerten. Nichts tritt mehr von der ganzen Stadt hervor, als zwei scharf abgezeichnete Massen, das Rathhaus und das Münster. Da kamen mir alle meine Empfindungen, alle meine Gedanken, alle meine Gesichte in Schaaren wieder. Die Stadt selbst, diese berühmte, symbolische Stadt, wandelte sich in meinem Geist und vor meinem Blick um. Die eine der beiden schwarzen Massen, die ich noch unterschied und allein unterschied, war für mich nur noch die Wiege eines Kindes, die andere die Hülle eines Todten; von Zeit zu Zeit glaubte ich in meiner tiefen Betrachtung, in der ich wie begraben war, den Schatten des Riesen, den wir Karl den Großen nennen, sich langsam an diesem bleichen Nachthorizonte, zwischen dieser großen Wiege und diesem großen Grabe, erheben zu sehen.

Zehnter Brief.

Köln.

Andernach a. R., den 11. August.

Ich bin gegen mich selbst aufgebracht, lieber Freund. Ich bin durch Köln wie ein Barbar gegangen. Ich rechnete darauf, 14 Tage dort zu bleiben; aber nach einer ganzen Woche voll Nebel und Regen schien die Sonne so schön auf den Rhein, daß ich dies benutzen wollte, um die Landschaft des Stromes in ihrem ganzen Reichthum und ihrer ganzen Lust zu sehen. Ich verließ also Köln heute Morgen auf dem Dampfboot

Cockerill. Ich habe die Stadt Agrippa's hinter mir gelaſſen und habe weder die alten Bilder in Sankt Maria am Kapitol geſehen, noch die moſaikgepflaſterte Krypte von St. Gereon, noch die Kreuzigung des heil. Petrus, die Rubens für die halb römiſche Peterskirche, in der er getauft wurde, gemalt hat, noch die Gebeine der 11,000 Jungfrauen im Kloſter der Urſulinerinnen, noch den unverweslichen Leichnam des Märtyrers Albinus, noch den ſilbernen Sarcophag St. Kuniberts, noch das Grab des Duns Scotus in der Minoritenkirche, noch das Denkmal der Kaiſerin Theophania, der Gemahlin Otto's II., in der St. Pantaleonskirche, noch die Maternusgruft in der Liſolphskirche, noch die beiden goldenen Kammern bei den Urſulinerinnen und im Dom, noch den Landtagsſaal der Kaiſer, das heutige Kaufhaus, noch das alte Arſenal, gegenwärtig ein Kornmagazin. Ich habe nichts von alle dem geſehen. Es iſt abgeſchmackt, aber es iſt ſo.

Was habe ich denn in Köln beſucht? den Dom und das Rathhaus, weiter nichts. Man muß in einer ſo wunderbaren Stadt wie Köln ſein, damit das wenig iſt, denn es ſind zwei ſeltene, wunderſame Gebäude.

Ich kam in Köln nach Sonnenuntergang an. Ich ging auf der Stelle nach dem Dom, nachdem ich meinen Nachtſack einem dieſer edlen Commiſſionäre in blauer Uniform mit gelben Aufſchlägen gegeben hatte, die in dieſem Lande für den König von Preußen arbeiten (eine treffliche, gewinnreiche Arbeit, verſichere ich Sie, wo der Reiſende hoch taxirt wird und der Commiſſionär mit dem König theilt). Hier eine nützliche Bemerkung: Ehe ich den Commiſſionär verließ, befahl ich ihm zu ſeinem großen Erſtaunen, mein Gepäck nicht in ein Gaſthaus in Köln, ſondern nach Deuz zu tragen, einer kleinen Stadt am andern Rheinufer, die durch eine Schiffbrücke mit Köln in Verbindung ſteht. Ich hatte folgenden Grund dazu. Ich wähle gern ſo viel

wie möglich den Horizont und die Landschaft, die ich vor meinem Fenster habe, wenn ich mehrere Tage in demselben Gasthof bleibe. Nun sehen die Fenster von Köln auf Deuz und die Fenster von Deuz auf Köln, deßhalb logirte ich in Deuz; denn ich hielt mir selbst den unbestreitbaren Satz vor: Es ist besser, in Deuz wohnen und Köln sehen, als in Köln wohnen und Deuz sehen.

Einmal allein, schritt ich vor mich hin, indem ich den Dom suchte und ihn an der Ecke jeder Straße erwartete. Aber ich kannte diese verwickelte Stadt nicht; der Abendschatten lag dicht in den engen Gassen; ich frage nicht gern nach dem Wege und ich irrte lange Zeit auf gut Glück umher.

Endlich, nachdem ich eine Art Thorweg in einer Art von Hof, der links durch eine Art von Corridor begrenzt wird, erreicht hatte, kam ich plötzlich auf einem ziemlich großen Platze heraus, der vollkommen dunkel und verlassen war.

Da hatte ich ein prächtiges Schauspiel. Vor mir, unter dem phantastischen Lichte des halbdunkeln Himmels, erhob sich gewaltig mitten unter einer Menge Häuser mit mannigfachen Giebeln eine ungeheure schwarze Masse von Spitzen und Thürmchen; etwas ferner, in Bogenschußweite, ragte isolirt eine andere schwarze Masse empor, minder breit und höher, eine Art großer viereckiger Festung, an den vier Enden von vier hohen Thürmen umgeben, auf deren Gipfel sich ein ich weiß nicht wie sonderbar abgezeichneter Balken erhob, der einer riesigen Feder glich, die wie auf einem Helm auf der Stirn des alten Thurmes lag. Diese Gruppe war eine Apside, dieser Thurm war der Anfang eines Kirchthurms; diese Apside und der angefangene Kirchthurm waren der Kölner Dom.

Was ich für eine schwarze Feder hielt, die auf dem Helmkamm des düstern Monuments läge, war der ungeheure symbolische Krahnen, den ich am andern Tage mit Bleiplatten

bedeckt und beharnischt wieder sah, und der jedem Vorübergehenden sagt, daß diese unvollendete Basilika fortgesetzt wird, daß dieser Thurm- und dieser Kirchenstumpf, gegenwärtig durch einen weiten Raum getrennt, sich einst vereinigen und ein gemeinsames Leben werden; daß der Traum Engelberts von Berg, der unter Konrad von Hochstedten zum Gebäude geworden ist, in einem oder zwei Jahrhunderten der größte Dom der Welt sein wird; daß diese unvollständige Iliade noch auf einen Homeros hofft.

Die Kirche war geschlossen. Ich näherte mich dem Thurm; seine Dimensionen sind ungeheuer. Was ich für Thürme an den vier Ecken gehalten hatte, waren nur seine Strebepfeiler. Der Grund und der erste Stock, aus einem ungeheuren Spitzgewölbe bestehend, sind nur erst fertig, und schon hat das Bauwerk beinahe die Höhe der Thürme von Notre-Dame in Paris erreicht. Wenn je der projektirte Thurm sich auf dieser ungeheuern Steinmasse erhebt, wird Straßburg nichts neben ihm sein. Ich zweifle selbst, ob der ebenfalls unvollendete Thurm von Mecheln auf dem Boden mit dieser Breite und Länge sitzt.

Anderswo habe ich gesagt, daß nichts so sehr einer Ruine gleiche, wie ein angefangenes Werk. Die Dornen, Saxifragen und Mauerkräuter, alle diese Gewächse, die gern in den Kalk dringen, und ihre Wurzeln in die Spalten der Steine senken, haben sich am ehrwürdigen Portal hinaufgerankt. Der Mensch hat noch nicht aufgehört zu bauen, so zerstört die Natur schon.

Der Platz war fortwährend still. Niemand ging vorüber. Ich trat so nah an das Portal, als es mir ein eisernes Gitter aus dem fünfzehnten Jahrhundert erlaubte, und hörte ruhig im Nachtwind diese unzähligen kleinen Wälder rauschen, die sich in allen Spalten des alten Mauerwerks installirt haben und dort wuchern. Ein Licht, das an einem benachbarten Fenster erschien, erhellte für einen Augenblick in den Nischen eine Menge sitzender

Statuetten, Engel und Heilige, die in einem großen, offenen Buch auf ihren Knieen lesen, oder mit erhobenem Finger reden und predigen. So studiren die Einen, die Andern lehren. Ein herrlicher Prolog für eine Kirche, die nichts anders ist, als das Marmor, Bronze, Stein gewordene Wort. Die zarte Maurerarbeit der Schwalbennester mischt sich überall wie ein reizendes Correktiv zwischen diese strenge Architektur.

Dann erlosch das Licht, und ich sah nichts mehr, als den ungeheuren Spitzbogen von achtzig Fuß, ganz offen, ohne Rahmen und Winddach, den Thurm von oben bis unten offen darlegend und meinem Blick den Zugang in das gewundene Innere des Glockenthurms verschaffend. In diesem Fenster malte sich, durch die Perspektive verkleinert, das gegenüberstehende ab, ebenso groß geöffnet, dessen Rosette und Kreuzstäbe, wie mit Tinte gezogen, sich mit einer unbeschreiblichen Reinheit auf dem klaren, metallischen Abendhimmel abzeichneten. Nichts ist melancholischer und sonderbarer, als dieser elegante kleine weiße Spitzbogen in diesem großen schwarzen Spitzbogen.

Das war mein erster Besuch beim Kölner Dom.

Ich habe Ihnen noch nichts von dem Weg von Aachen nach Köln gesagt. Viel kann man nicht davon sagen. Es ist gerade wie eine Reise in der Picardie oder Touraine, eine grüne oder blonde Fläche, hie und da mit einer krummen Ulme und im Hintergrund mit einem bleichen Vorhang von Pappeln. Ich hasse dies friedliche Genre nicht, aber ich freue mich seiner ohne Geschrei und Enthusiasmus.

In diesen Dörfern gehen alte Bäuerinnen wie Gespenster in langen Mänteln von grauer oder rother Indienne, deren Kapuze bis über die Augen geht, vorüber; die jungen in kurzen Röcken, mit einer Kopfbinde von falschen Perlen, die kaum ihre prächtigen Haare verbirgt, die über dem Nacken durch eine breite silberne Nadel zusammen gehalten werden,

Digitized by Google

waschen lustig die Vorderseite der Häuser, und zeigen, wenn sie sich bücken, den Vorübergehenden ihre Waden, wie auf den Bildern der alten holländischen Meister. Die Männer sind mit einem blauen Kittel und breitem Hute geschmückt, als wären sie die Bauern eines constitutionellen Landes.

Was den Weg betrifft, so war er, da es geregnet hatte, sehr kothig. Ich begegnete Niemand, als von Zeit zu Zeit einem jungen, blonden, magern, bleichen Musiker, der zu den Redouten von Aachen und Spaa ging, seinen Knapsack an der Seite und seinen mit einem grünen Ueberzug bedeckten Contrebaß auf dem Rücken, seinen Stock in der einen, sein Klapphorn in der andern Hand; sein Anzug bestand aus einem blauen Rock, einer geblümten Weste, einer weißen Kravatte und einer enganliegenden Hose, die des Schmutzes wegen über die Stiefel aufgekrempt war; ein armer Teufel, oben für den Ball, unten für die Reise eingerichtet. Ebenso habe ich auf einem am Wege liegenden Felde einen Jäger aus der Gegend in folgendem Kostüm gesehen: ein runder apfelgrüner Hut mit einer großen Kokarde von Lilaatlas, grauer Kittel, graue Blouse, Gewehr.

In einer niedlichen, kleinen, viereckigen Stadt, die von Backsteinmauern und zerfallenen Thürmen umgeben ist, auf der Hälfte des Weges liegt und deren Namen ich nicht weiß, habe ich vier prächtige Reisende bewundert, die bei offenen Fenstern im Parterre eines Wirthshauses vor einem pantagrueliſchen Tisch voll Fleisch, Fischen, Wein, Backwerk und Früchten saßen; trinkend, schneidend, beißend, drehend, zertheilend, verschlingend; der eine roth, der andere karmoisinfarben, der dritte purpurn, der vierte violett, wie vier lebendige Personifikationen der Gefräßigkeit und Schlemmerei. Ich meinte den Gott Schmecker, den Gott Schlucker, den Gott Schlinger und den Gott Schlemmer um einen Berg Eßwaaren sitzen zu sehen.

Uebrigens sind die Wirthshäuser hier zu Lande vortrefflich,

mit Ausnahme deſſen, in welchem ich in Aachen logirte (Hôtel de l'Empereur), das nur paſſabel iſt, und wo ich in meinem Zimmer, um mir die Füße zu erwärmen, eine treffliche auf den Boden gemalte Decke hatte, ein Luxus, der wahrſcheinlich die übertriebenen Preiſe des beſagten Gaſthofs rechtfertigt.

Um mit Aachen zu Ende zu kommen, ſage ich Ihnen, daß der Nachdruck hier wie in Belgien blüht. In einer großen Straße, die auf dem Rathhausplatz ausläuft, habe ich mich hinter den Fenſtern eines Ladens mit Lamartine — eine berühmte, liebe Genoſſenſchaft — ausgehängt geſehen. Das nachgedruckte Porträt dieſes preußiſchen Nachdrucks war etwas weniger ſchlecht, als alle dieſe gräßlichen Karrikaturen, welche die Kunſt- und Buchhändler, meine Verleger in Paris mitbegriffen, dem leichtgläubigen und verwunderten Publikum, als mir genau ähnlich, verkaufen; eine fürchterliche Verleumdung, gegen die ich hier feierlich proteſtire. **Coelum hoc et conscia sidera testor.**

Ich lebe übrigens vollkommen wie ein Deutſcher. Ich eſſe mit Servietten, die ſo groß wie Schnupftücher, und ſchlafe auf Tüchern, die ſo groß wie Servietten ſind. Ich eſſe Hammelkeulen mit Kirſchen und Haſen mit Pflaumen, und trinke vortrefflichen Rhein- und Moſelwein, den ein geiſtreicher Franzoſe, der geſtern hier zu Mittag aß, wenig Schritte von mir, Demoiſellenwein nannte. Derſelbe Franzoſe ſtellte, nachdem er ſeine Karaffe gekoſtet hatte, den Satz auf: das Rheinwaſſer iſt nicht ſo gut, wie der Rheinwein.

In den Gaſthöfen ſprechen Wirth, Wirthin, Diener und Dienerinnen nur deutſch; aber es iſt immer ein Kellner da, der franzöſiſch ſpricht, ein Franzöſiſch, das in der That durch das Deutſche, von dem es umgeben, etwas gefärbt iſt; aber dieſe Abwechslung iſt nicht ohne Reiz. Geſtern hörte ich den-

ſelben Reiſenden, meinen Gefährten, indem er auf die Schüſſel zeigte, die ihm ſervirt wurde, fragen: Qu'est-ce que cela? Der Kellner antwortete mit Würde: C'est des bichons. Es waren pigeons — Tauben.

Uebrigens iſt es für einen Franzoſen, der wie ich kein Deutſch verſteht, eine vergebliche Mühe, an dieſen Oberkellner, wie man ihn nennt, andere Fragen zu richten, als die vorhergeſehenen und im Reiſehandbuch abgedruckten. Dieſer Kellner iſt ganz einfach mit franzöſiſch angetüncht; will man hineinbohren, ſo findet man das Deutſche, das reine, taube Deutſche.

Ich komme jetzt zu meinem zweiten Beſuch im Kölner Dom.

Ich kehrte früh Morgens dorthin zurück. — Man kommt zu dieſer meiſterhaften Kirche durch einen Hof von Mauerwerk. Dort umlagern Sie Bettler. Während ich ihnen einige Landesmünze gab, fiel mir ein, daß es vor der franzöſiſchen Occupation 12,000 Bettler in Köln gab, die das Recht hatten, ihren Kindern die beſtimmten einzelnen Plätze, wo ſich Jeder aufhielt, zu vermachen. Dieſer Gebrauch iſt verſchwunden. Die Ariſtokratien ſtürzen zuſammen. Unſer Jahrhundert hat die erbliche Bettelei nicht mehr reſpectirt als die erbliche Pairſchaft. Jetzt haben die Baarfüßler ihrer Familie nichts zu vermachen.

Iſt man an den Bettlern vorbei, ſo kommt man an die Kirche.

Ein Wald von Pfeilern, Säulen und Säulchen, die unten mit einer bretternen Verkleidung umgeben ſind, und ſich oben in einen Zuſammenlauf von gedrückten Gewölben, ſpitzen Giebeln, verſchiedenen Kurven und ungleichen Höhen vereinigen; wenig Helle in der Kirche, da dieſe niedrigen Gewölbe den Blick nicht über 40 Fuß ſteigen laſſen; links ſind vier oder fünf helle Fenſter, die von der hölzernen Decke bis auf das ſteinerne Pflaſter wie vier Tücher voll Topaſe, Smaragde und Rubinen hinunter hängen; rechts liegt ein Haufen von Leitern, Winden,

Tauen, Hebebäumen, Krahnen und Maſchinen; im Hintergrunde der Chor, die ernſte Stimme der Sänger und Pfründner, das ſchöne Latein der Pſalmen, das ſtückweiſe mit den Weihrauchwolken durch den Dom geht, eine Orgel mit unbeſchreiblicher Milde weinend; an der erſten Säule das Knirſchen der Sägen, das Seufzen der Böcke und Hebel, das dumpfe Geräuſch der Hämmer auf den Brettern: ſo erſchien mir das Innere des Kölner Doms.

Die gothiſche Cathedrale, an eine Zimmerwerkſtatt verlobt, die edle Stiftsdame, an einen Maurer verheirathet, die große Dame, gezwungen ihre friedlichen Gewohnheiten, ihr erhabenes, zurückgezogenes Leben, ihre Geſänge, ihr Gebet, ihre Erholung mit dieſem Geräth, dieſem Lärm, dieſen rohen Geſprächen, dieſer ſchlechten Geſellſchaft zu vereinigen — dieſe ganze Mißheirath macht anfangs einen bizarren Eindruck, der daher kommt, daß wir keine gothiſchen Kirchen mehr bauen ſehen, und der nach einem Augenblick verſchwindet, wenn man bedenkt, daß am Ende nichts einfacher iſt. Der Krahnen des Thurms hat eine Bedeutung: man hat das 1499 unterbrochene Werk wieder angefangen. Dieſer ganze Tumult von Zimmerleuten und Steinmetzen iſt nothwendig. Man baut den Kölner Dom aus und vollendet ihn, wenn es Gottes Wille iſt. Nichts iſt beſſer, als wenn man zu vollenden weiß.

Dieſe Pfeiler, die hölzerne Gewölbe tragen, ſind der Anfang des Schiffes, das einſt die Apſide mit dem Portal vereinigen wird.

Ich ſah die Fenſter genauer an, die aus der Zeit Maximilians und mit der robuſten und prächtigen Uebertreibung der deutſchen Renaiſſance gemalt ſind. Da ſind überall dieſe Könige und Ritter mit ſtrengen Mienen, prächtiger Haltung, ungeheuren Federbüſchen, ſchrecklichen Helmdecken, großen Pickelhauben, gewaltigen Schwertern, wie Henker bewaffnet, wie

Bogen gekrümmt, wie Schlachtrosse geputzt. Neben sich haben sie ihre Frauen, oder besser gesagt, ihre fürchterlichen Weibsen, in einer Ecke des Fensters knieend, mit Gesichtern wie Löwinnen und Wölfinnen. Die Sonne scheint durch diese Figuren, gießt Feuer in ihre Augen und macht sie lebendig.

Eines dieser Fenster stellt das schöne Motiv dar, das ich so oft gesehen habe, den Stammbaum der Jungfrau. Unten auf dem Gemälde liegt der riesige Adam, im Kaiserschmuck, auf dem Rücken. Aus seinem Bauch wächst ein ungeheurer Baum hervor, der das ganze Fenster ausfüllt, und an dessen Zweigen die gekrönten Ahnen der Maria sind, David, die Harfe spielend, Salomo nachdenklich; oben auf dem Baum in einem grell blauen Felde öffnet sich die letzte Blume und läßt die Jungfrau, die das Kind trägt, sehen.

Einige Schritte weiter las ich auf einem großen Pfeiler diese traurige Grabschrift:

INCLITUS ANTE FUI, COMES EMUNDUS
VOCITATUS, HIC NECE PROSTRATUS, SUB
TEGOR UT VOLUI. FRISHEIM, SANCTE,
MEUM FERO, PETRE, TIBI COMITATUM,
ET MIHI REDDE STATUM, TE PRECOR,
AETHEREUM. HAEC LAPIDUM MASSA
COMITIS COMPLECTITUR OSSA.

Ich schrieb diese Grabschrift ab, wie sie auf der verticalen Tafel stand, wie Prosa, ohne Anzeige der etwas barbarischen Hexameter und Pentameter, welche die Distichen bilden. In dem Vers mit gereimter Cäsur, der die Inschrift schließt, ist ein Quantitätsfehler, massă, worüber ich mich gewundert habe, denn das Mittelalter verstand lateinische Verse zu machen.

Der linke Arm des Transepts ist erst angedeutet und endet in einer großen, kalten, häßlichen, langweiligen Kapelle, mit

einigen Betstühlen dabei. Ich eilte wieder in die Kirche zu kommen, und als ich aus der Kapelle ging, frappirten mich drei Dinge fast zugleich: links eine reizende kleine Kanzel aus dem sechzehnten Jahrhundert, sehr hübsch erfunden und sehr hübsch in Eichenholz geschnitzt; etwas weiter das Gitter des Chors, ein seltenes und vollkommenes Modell der ausgezeichneten Schlosserarbeit im fünfzehnten Jahrhundert; mir gegenüber eine sehr schöne Tribüne mit dicken Pfeilern und niedrigen Arkaden, im Styl vor unserer Renaissance, von der ich voraussetze, daß sie für die arme, flüchtige Königin Maria von Medicis hergerichtet worden ist.

Beim Eingang des Chors funkelt und glänzt in einem eleganten Rokokoschrank eine ächte italienische Madonna, mit Perlen und Flittern, ebenso wie ihr Kindchen, überladen. Unter diese prächtige Madonna mit Hals- und Armbändern hat man, augenscheinlich zum Gegensatz, einen massiven Armenstock gesetzt, im fünfzehnten Jahrhundert gefertigt, mit Ketten und eisernen Ringen umgeben, und halb in einen roh gearbeiteten Granitblock versenkt. Man meint, ein Block sei in ein Pflaster gemauert.

Als ich die Augen hob, sah ich am Spitzbogen über meinem Kopf vergoldete Stäbe hängen, die an einem Ende an eine querlaufende Kranzleiste befestigt waren. Neben diesen Stäben steht die Inschrift: **Quot pendere vides baculos, tot episcopus annos huic Agrippinae praefuit ecclesiae.** — Ich liebe diese strenge Art, die Jahre zu zählen, und dem Erzbischof beständig die Zeit vor Augen zu halten, die er schon benutzt oder verloren hat. Drei Stäbe hängen gegenwärtig am Gewölbe.

Der Chor ist eigentlich das Innere dieser berühmten Apside, die gegenwärtig so zu sagen noch der ganze Kölner Dom ist, da die Spitze dem Thurm, das Gewölbe dem Schiff, und der Transept der Kirche fehlt.

In diesem Chor ist ein Ueberfluß von Schätzen. Da sind

Sakristeien voll von prächtigem Schnitzwerk; Kapellen voll strenger Bildhauerarbeit; Gemälde aus allen Zeiten; Gräber von allen Formen; Bischöfe von Granit, die in einer Festung liegen, Bischöfe aus Tuffstein, die auf einem Bette liegen, das eine Prozession weinender Figürchen trägt, Bischöfe von Marmor, auf einem Schragen von Eisen, Bischöfe von Erz auf der Erde, Bischöfe von Holz vor den Altären knieend; Feldherren aus der Zeit Ludwigs **XV.**, auf ihr Grab gelehnt, Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge mit ihrem Hund, der sich an ihren Stahlfüßen reibt; Apostelstatuen mit Goldröcken; Beichtstühle aus Eichenholz mit gewundenen Säulen; edle Stühle der Domherren; gothische Taufbecken, welche die Form eines Sarges haben; Altartische mit Statuetten; schöne Bruchstücke von Scheiben; Verkündigungen des fünfzehnten Jahrhunderts auf Goldgrund, darüber mit weichen vielfarbigen, darunter mit weißen Flügeln des Engels, der die Jungfrau ansieht und fast begehrt; Stickereien nach Gemälden von Rubens; eiserne Gitter, die man für die Arbeit von Metzis-Quentin erklärte; Schränke mit gemalten Thüren, die man für das Werk von Francfloris halten möchte.

Alles dies ist, ich muß es gestehen, schrecklich verstümmelt. Wenn Einer den Kölner Dom von außen baut, so weiß ich nicht, wer ihn im Innern zerstört. Kein Grab, an dem nicht Figürchen losgerissen oder verstümmelt sind; kein Gitter, das nicht verrostet ist, wo es vergoldet war. Staub, Asche und Schmutz sind überall. Die Fliegen schänden das ehrwürdige Gesicht des Erzbischofs Philipp von Heinsberg. Der eherne Mann, der auf dem Boden liegt, der Konrad von Hochstedten heißt, und der diesen Dom bauen konnte, kann heute nicht die Spinngewebe zerreißen, die ihn wie Gulliver in ihren Netzen an den Boden fesseln. Leider sind Arme von Erz nicht so gut, wie Arme von Fleisch.

Digitized by Google

Ich glaube, daß die Statue eines liegenden, bärtigen Greises, die ich zerbrochen und verstümmelt in einem dunkeln Winkel entdeckte, von Michael Angelo ist; das erinnert mich daran, daß ich in Aachen, in einem Winkel des alten Klosterkirchhofes, wie Baumstämme, die auf den Zimmermann harren, die berühmten alten Marmorsäulen liegen sah, die Napoleon nahm und Blücher wieder eroberte. Napoleon hatte sie für das Louvre genommen, Blücher nahm sie wieder für das Beinhaus.

Eine der Fragen, die ich am häufigsten in der Welt aufwerfe, ist: Wozu?

In dieser ganzen Reihe habe ich nur zwei Gräber gesehen, die etwas respectirt und abgestäubt waren, die Kenotaphen der Grafen von Schauenburg. Die beiden Grafen von Schauenburg sind eines der Paare, die Virgil im Voraus gesehen zu haben scheint. Sie waren Brüder, beide Erzbischöfe von Köln, beide sind in demselben Chor begraben, beide haben sehr schöne neben einander stehende Gräber aus dem siebzehnten Jahrhundert. Adolph sieht Anton an.

Bis jetzt habe ich mit Absicht, um mit einiger Ausführlichkeit davon reden zu können, das ehrwürdigste Bauwerk, das der Kölner Dom hat, das Grab der h. drei Könige, unerwähnt gelassen. Es ist eine große Kammer aus Marmor von allen Farben, durch dichte kupferne Gitter geschlossen; eine bastardartige, bizarre Architektur, in der Ludwig XIV. und XV. ihre Koketterie und Schwerfälligkeit vereinigen. Sie liegt hinter dem Hauptaltar in der Kapelle der Apside. Drei Turbane, nach der Zeichnung des Hauptgitters vereinigt, ziehen zuerst das Auge auf sich. Man erhebt den Blick und sieht ein Relief, welches die Anbetung der Weisen darstellt; man senkt ihn und liest das mittelmäßige Distichon:

Corpora sanctorum recubant hic terna Magorum.
Ex his sublatum nihil est alibive locatum.

Häuser ein ausgezeichnetes Schlößchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert gesehen, mit einer Façade voll Voluten, seinen steinernen Kreuzfenstern, seinen backsteinernen Thürmchen und seinen sonderbar geformten Wetterhähnen.

Hinter Dinant öffnet sich das Thal, die Maas wird breiter, man unterscheidet auf zwei entfernten Höhen des rechten Ufers zwei zerfallene Schlösser; dann dehnt sich das Thal noch weiter aus, die Felsen erscheinen nur noch hie und da unter einer prächtigen Laubdecke; eine grünsammtne mit Blumen gestickte Schabracke bedeckt die ganze Landschaft. Ueberall sind Hopfen- und Obstgärten, Bäume, die mehr Früchte als Blätter haben, violette Pflaumen, rothe Aepfel, und alle Augenblicke erscheinen in ungeheuren Büscheln die scharlachrothen Beeren des Vogelbeerbaumes, dieser Pflanzencoralle. Enten und Hühner spielen auf dem Wege; man hört den Gesang der Schiffer auf dem Flusse; frische junge Mädchen gehen, mit bis an die Schultern nackten Armen, Körbe voll Gemüse auf dem Kopfe tragend, vorbei, und bisweilen lehnt ein Dorfkirchhof wehmüthig an der Straße voll Freude, Lust und Leben.

Auf einem dieser Kirchhöfe, dessen hohes Gras und verwittertes Gemäuer sich über den Weg neigen, las ich folgende Inschrift:

O pie, defunctis miseris succurre, viator!

Kein memento macht meiner Meinung nach so tiefen Eindruck. Gewöhnlich warnen die Todten, hier bitten sie.

Weiter weg, wenn man über einen Hügel oder die Felsen des rechten Ufers gekommen ist, die, von den Regengüssen bearbeitet und ausgemeißelt, die überschwemmten und verwitterten Steine unserer alten Fontäne zu Luxemburg nachahmen (die beiläufig gesagt, jetzt so jämmerlich hergestellt ist), fühlt man, daß man sich Namur nähert. Die Landhäuser fangen an sich

unter die Bauerhäuser zu mischen, die Villen unter die Dörfer, die Statuen unter die Felsen, die englischen Pärke unter die Hopfengärten, und in der That ohne großes Widerstreben.

Die Post wechselte in einem dieser so zusammengesetzten Dörfer die Pferde. Ich hatte auf der einen Seite einen prächtigen Garten mit Colonnaden und jonischen Tempeln, und auf der andern ein Wirthshaus, das links mit einer Gruppe Trinker, rechts mit einem herrlichen wilden Rosenstrauch geziert war. Hinter dem vergoldeten Gitter der Villa verbarg sich auf einem Piedestal von weißem, durch den Schatten der Bäume schwarzgeädertem Marmor die Medicäische Venus halb in Blättern, als schäme sie sich und zürne, daß sie ganz nackt von den flamändischen Bauern, die um einen Bierkrug saßen, gesehen würde. Wenige Schritte davon plünderten zwei oder drei große schöne Mädchen einen hohen Pflaumenbaum, und eine saß auf dem Hauptast desselben in höchst anmuthiger Stellung, worin sie die Vorüberkommenden so vergaß, daß sie den Reisenden auf der Imperiale allgemein Lust machte, abzusteigen.

Eine Stunde nachher war ich in Namur. Die beiden Thäler der Sambre und Maas begegnen und vereinen sich bei Namur, das an dem Zusammenfluß der beiden Ströme liegt. Die Weiber von Namur schienen mir hübsch und zuvorkommend zu sein: die Männer haben eine gute, ernste, gastfreie Physiognomie. Was die Stadt selbst betrifft, so hat sie, die beiden Aussichten von der Maas- und Sambrebrücke ausgenommen, nichts Sehenswerthes. Es ist eine Stadt, die ihre Vergangenheit nicht mehr auf ihr Aeußeres geschrieben hat. Ohne Architektur, ohne Monumente, ohne Gebäude, ohne alte Häuser, mit vier oder fünf schlechten Rokoko-Kirchen und einigen Fontänen à la Ludwig XV. in plattem, tristem Styl versehen, hat Namur nur zu zwei Gedichten begeistert, zu der Ode Boileau's und zu dem Liede eines unbekannten Dichters, das von einem

alten Weibe und dem Prinzen von Oranien handelt; in der That, Namur verdient keine andere Poesie.

Die Citadelle krönt kalt und traurig die Stadt. Ich muß indeß gestehen, daß ich diese starken Befestigungen, die einst die Ehre hatten, von Vauban belagert und von Cohorn vertheidigt zu werden, nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht ansehen konnte.

Wo keine Kirchen sind, da sehe ich die Schilder an. Für den, der eine Stadt zu besehen weiß, haben die Aushängeschilder der Läden eine große Bedeutung. Unabhängig von den vorherrschenden Gewerben und der Industrie des Orts, die sich sofort dadurch offenbaren, enthalten sie einen Ueberfluß von besonderen Redensarten, und die Namen der Bürger, die fast eben so wichtig als die des Adels sind, treten darauf in ihrer naivsten Form und klarsten Bedeutung hervor.

Da sind drei Namen, die ich auf's Gerathewohl von den Ladenschildern zu Namur genommen habe; alle drei haben eine Bedeutung. — **L'épouse Debarsy, négociante.** Man fühlt beim Lesen, daß man in einem gestern französischen, heut fremden und morgen wieder französischen Lande ist, in dem die Sprache sich empört und unmerklich entartet, allmählig zusammenstürzt, und unter französischen Ausdrücken linkische deutsche Wendungen gebraucht. Diese Worte sind noch französisch, die Phrase ist es nicht mehr. — Crucifix Mercier, Kleinhändler. Das ist ganz das katholische Flandern. Als Name, Vor- oder Zuname würde man Crucifix in dem voltairianischen Frankreich niemals finden. — Menandez-Wodon, Uhrmacher. Ein castilianischer und flamändischer Name, durch einen Verbindungsstrich zusammengenäht. Ist das nicht der ganze Einfluß Spaniens auf die Niederlande, geschrieben, bezeugt und erzählt durch einen Eigennamen? — Das sind drei Namen, deren jeder einen der großen Gesichtspunkte ausdrückt und in sich faßt, unter denen das Land betrachtet werden muß.

Ich bemerke auch noch gleich, daß auf den Schildern von Dinant, Namur und Lüttich der Name Demeuse sich oft wiederholt. So findet man in der Umgegend von Paris und Rouen Desenne und Deseine.

Um eine rein phantastische Beobachtung abzubrechen, habe ich noch in der Vorstadt von Namur einen gewissen Bäcker Janus bemerkt, der mich erinnert, daß ich in Paris, am Eingang der Vorstadt Saint-Denis, einen Zuckerbäcker Nero, und in Arles, gerade vor der Façade eines zertrümmerten römischen Tempels, einen Perückenmacher Marius fand.

Siebenter Brief.

Die Ufer der Maas. — Huy. — Lüttich.

Lüttich, den 4. August.

Der Weg nach Lüttich geht von Namur durch eine Allee prächtiger Bäume. Das herrliche Laubwerk thut sein Möglichstes, um den Reisenden die häßlichen Thürme der Stadt zu verbergen, die von Weitem wie ein gigantisches, buntes Kugelspiel aussehen. Sobald man aus dem Schatten dieser schönen Bäume tritt, weht einem der frische Wind von der Maas ins Gesicht, und der Weg zieht sich lustig das Ufer entlang. Die Maas, hier durch die Sambre vergrößert, hat ihr Thal ausgeweitet; aber die doppelte Felsenmauer kommt wieder zum Vorschein, und bildet jeden Augenblick cyclopische Festungen, große zertrümmerte Thürme und Gruppen titanischer Bauwerke. Diese Felsen der Maas enthalten viel Eisen; unter die Landschaft gemischt haben sie eine herrliche Färbung; Regen, Wind

und Sonne bearbeiten sie prächtig; aber aus dem Boden genommen, zugerichtet und zugehauen, wandeln sie sich in den häßlichen, graublauen Granit um, von dem ganz Belgien heimgesucht ist. Was herrliche Gebirge gäbe, macht nur gräßliche Häuser.

Gott hat den Felsen gemacht, der Mensch macht den Baustein.

Man fährt rasch durch Sanson, ein Dorf, oberhalb dessen die Trümmer eines alten, festen, wie man sagt unter Clodion erbauten Schlosses ganz in dem Brombeergestrüpp zerfallen. Der Felsen bildet dort ein Menschengesicht, bärtig und streng, worauf der Conducteur niemals die Reisenden aufmerksam zu machen verfehlt. Dann kommt man nach Andennes, wo ich eine unbezahlbare Rarität für den Antiquar, eine noch unversehrte kleine Bauernkirche aus dem zehnten Jahrhundert fand. In einem andern Dorf, in Selayen glaub' ich, fand ich folgende Inschrift mit großen Buchstaben über der Hauptthür der Kirche: Hunde gehören aus dem Hause Gottes. Wäre ich der würdige Pfarrer von Selayen, ich dächte, es sei nothwendiger zu sagen, daß die Menschen in die Kirche gehen, als die Hunde hinaus.

Hinter Andennes entfernen sich die Gebirge, das Thal wird zur Ebene, die Maas fließt fern von der Straße durch Wiesen. Die Landschaft ist noch schön; aber man sieht etwas zu oft den Schornstein der Fabriken, diesen tristen Obelisk unserer industriellen Civilisation, darin.

Dann treten die Hügel wieder näher, Fluß und Straße vereinigen sich wieder; man sieht ungeheure Bastionen wie ein Adlerhorst auf der Spitze eines Felsen kauernd, eine schöne Kirche aus dem vierzehnten Jahrhundert, daneben einen viereckigen Thurm und ein Stadtthor, von einem zerfallenen Mauerthurm gedeckt. Höchst reizende Häuser, dem Auge zur Lust, von

dem so reichen, so phantastischen und feinen Geist der flamändischen Renaissance erfunden, spiegeln sich in der Maas mit ihren blühenden Terrassen auf beiden Seiten einer alten Brücke. Man ist in Huy.

Huy und Dinant sind die beiden niedlichsten Städte, die es an der Maas gibt. Huy liegt auf der Hälfte des Weges zwischen Namur und Lüttich, gerade so wie Dinant zwischen Namur und Givet. Huy, noch immer eine stattliche Festung, hatte früher eine kriegerische Bürgerschaft, und hielt Belagerungen gegen die von Lüttich aus, wie Dinant gegen die von Namur, in jener heldenhaften Zeit, wo sich die Städte wie heute die Königreiche den Krieg erklärten, und von der Froissart sagt:

La grand' ville de Bar-sur-Saigne
A fait trembler Troyes en Champaigne. *

Hinter Huy beginnt dieser reizende Contrast wieder, der die ganze Schönheit der Maasufer ausmacht. Nichts Schrofferes, als diese Felsen, nichts Lieblicheres, als diese Wiesen. Es gibt dort einige mit Rahmen und Reben versehene Hügel, auf denen ein Wein wächst. Dies ist, glaub' ich, der einzige Weinberg in Belgien.

Von Zeit zu Zeit stößt man hart am Ufer des Flusses, in einer Schlucht, über die der Weg weggeht, auf eine Zinkfabrik, deren zerfallenes Aeußere und durchlöcherte Dächer, in denen der Rauch aus allen Ziegeln dringt, wie eine Feuersbrunst aussehen, die erlischt oder beginnt; oder auf eine Alaunhütte mit ihren Haufen rother Erde; oder man sieht auch hinter einem Hopfengarten, neben einem Felde großer Bohnen, mitten in dem Duft eines kleinen Gartens, der voll Blumen und mit einer Hecke umgeben ist, die hie und da durch verrostetes Gitterwerk ausgebessert wurde, unter dem betäubenden Lärm eines

* Die große Stadt Bar f. S. machte Troyes in der Champagne zittern.

Volks von Hühnern, Gänsen und Enten, ein von Ziegelsteinen erbautes Haus, mit Schieferthürmen, steinernen Kreuzfenstern, in Blei eingefaßten Scheiben, ernst, reinlich, behaglich, durch einen rankenden Weinstock freundlich gemacht, mit Taubenschlägen auf dem Dach, Vogelkäfigen an den Fenstern, mit einem kleinen Kinde und einem Sonnenstrahl auf der Schwelle, und man denkt an Teniers und Mieris.

Indessen kommt der Abend, der Wind hört auf, die Wiesen, Büsche und Bäume schweigen, man vernimmt nur das Geräusch des Wassers. Das Innere der Häuser erhellt sich allgemach; die Gegenstände verschwimmen wie im Nebel; die Reisenden gähnen um die Wette im Wagen und sagen: in einer Stunde sind wir in Lüttich. In diesem Augenblicke erhält die Landschaft auf einmal ein sonderbares Aussehen. Dort unten im Dickicht, am Fuß der braunen, laubigen Hügel im Osten, werden auf einmal zwei runde Flammenaugen sichtbar und gleichen Tigeraugen. Hier am Rand des Weges steht auf einmal ein ungeheurer Leuchter von 24 Fuß Höhe, der in die Landschaft leuchtet und auf Felsen, Wald und Schluchten düstere Lichter wirft. Weiter weg am Eingange dieses in Dunkel gehüllten Thales ist ein Rachen voll Glut, der sich rasch öffnet und schließt, und aus dem bisweilen mit erschrecklichem Schlucksen eine Flammenzunge schießt.

Es sind dies die Fabriken, die hell werden.

Ist man über den Ort, der Klein-Flemalle heißt, hinaus, so geht es über jeden Ausdruck und wird wahrhaft großartig. Das ganze Thal scheint voll feuerspeiender Krater zu sein. Einige speien hinter dem Unterholz Wirbel scharlachrothen Dampfes, mit Funken wie mit Sternen besät aus; andere zeichnen auf einem rothen Grund die schwarze Silhouette der Dörfer; anderswo erscheinen die Flammen durch die Lücken einer Häusergruppe. Man könnte glauben, ein feindliches Heer

habe das Land durchzogen, und daß 20 geplünderte Ortschaften in dieser dunkeln Nacht den ganzen Anblick und Wechsel einer Feuersbrunst gewähren, diese brennend, andere rauchend, jene flackernd.

Dies kriegerische Schauspiel hat uns der Friede geschenkt; dies schreckliche Bild der Verwüstung ist durch die Industrie hervorgebracht. Sie haben ganz einfach die Hochöfen des Herrn Cockerill vor Augen.

Ein wilder, heftiger Lärm kommt aus diesem Chaos von Arbeitern. Ich war so neugierig, auszusteigen und mich einer dieser Höhlen zu nähern. Da habe ich in der That die Industrie bewundert. Es ist ein schönes, wunderbares Schauspiel, das Nachts von der feierlichen Trauer dieser Stunde etwas zu entlehnen scheint. Die Räder, Sägen, Kessel, Plattmühlen, Cylinder, Wagen, alle diese Ungeheuer von Kupfer, Eisenblech und Erz, die wir Maschinen nennen, und denen der Dampf ein schreckliches, fürchterliches Leben einflößt, brüllen, pfeifen, knarren, heulen, schnaufen, bellen, kläffen, zerreißen die Bronze, strecken das Eisen, zerstampfen den Granit und heulen hie und da mitten aus den schwarzen, rauchigen Arbeitern, die sie stacheln, vor Schmerz in der heißen Glut des Ofens, wie Hydern und Drachen, die von Dämonen in der Hölle gequält werden.

Lüttich ist eine dieser alten Städte, die im Begriffe sind, neu zu werden — eine beklagenswerthe, aber nothwendige Umgestaltung! — Eine dieser Städte, in denen überall die gemalten und mit Bildwerk verzierten Vorderseiten sich abhäuten und fallen, und statt ihrer weiße mit Gypsstatuen gezierte Wände sehen lassen; in denen die guten, alten, großen Schieferdächer, mit Luken, Glocken, Thürmchen und Wetterhähnen über-

laden, von irgend einem blödsinnigen Bürger, der auf seiner mit Zink belegten Terrasse den Constitutionnel liest, mit Widerwillen betrachtet, traurig einstürzen; in denen das Accisegebäude, ein griechischer Tempel mit einem Zollbeamten, dem gewölbten Thor mit Seitenthürmen und spitzem Eisengitter versehen folgt; in denen die lange Röhre der Hochöfen den sonoren Glockenthurm der Kirchen ersetzt. Die alten Städte geben Lärm von sich, die neuern Rauch.

Lüttich hat nicht mehr die ungeheure Cathedrale der Fürstbischöfe, die der erlauchte Bischof Notger um 1000 baute, und die 1795 durch einen Unbekannten zerstört wurde; aber es hat die Fabriken des Herrn Cockerill.

Lüttich hat nicht mehr sein Dominikanerkloster, ein düsteres Convent von so großem Rufe, ein edles Gebäude von so stolzer Bauart, aber es hat gerade auf demselben Platz ein Theater, geschmückt durch Säulen mit gegossenen Kapitälern, in dem man komische Opern spielt und zu welchem Fräulein Mars den ersten Stein legte.

Lüttich ist noch, im neunzehnten Jahrhundert wie im sechzehnten, die Stadt der Waffenschmiede. Es streitet mit Frankreich in Kriegs- und mit Versailles in Luxuswaffen. Die alte Stadt Sankt-Huberts aber, die ehemalige Kirche und Festung, betet und schlägt sich nicht mehr; sie kauft und verkauft. Sie ist heute ein großer industrieller Bienenkorb. Lüttich ist zu einem reichen Handelsmittelpunkt umgewandelt. Das Thal der Maas reicht seinen einen Arm nach Frankreich und den andern nach Holland: unaufhörlich nimmt es vom einen und empfängt vom andern.

Alles verschwindet in dieser Stadt, sogar seine Etymologie. Der alte Bach Legia heißt heute die Hahnenschreiquelle.

Uebrigens muß man gestehen, daß Lüttich, anmuthig auf dem grünen Rücken des Berges der heiligen Wallburga aus-

gebreitet, durch die Maas in die obere und untere Stadt getheilt, von dreizehn Brücken durchschnitten, deren einige baulichen Werth haben, soweit man sieht, rings mit Bäumen, Hügeln und Wiesen umgeben, noch genug Thürmchen, genug Giebelfaçaden mit Voluten oder Schnitzwerk, genug römische Thürme, genug Thorgewölbe wie das von Saint-Martin und von Amercoeur hat, um den Poeten und Antiquar, selbst wenn er den größten Schauer vor Manufakturen, Werkstätten und Fabriken hätte, zu entzücken.

Da es stromweise regnete, konnte ich nur vier Kirchen besuchen: — Sankt Paul, die gegenwärtige Cathedrale, mit einem edlen Schiff aus dem fünfzehnten Jahrhundert, einem daranstoßenden gothischen Kloster und einem reizenden Portal aus der Renaissance, das albern verputzt ist, und von einem Thurm überragt, der sehr schön geworden wäre, dessen Seiten aber irgend ein dummer zeitgenossischer Baumeister verstümmelt hat; eine schreckliche Behandlung, die gegenwärtig unter unsern Augen die alten Dächer unseres Rathhauses zu Paris erdulden. — Sankt Johann: ernste Façade aus dem zehnten Jahrhundert, aus einem großen viereckigen Thurm mit schieferbedeckten Spitzen bestehend, an dessen beiden Seiten sich zwei andere ebenso viereckige, niedrigere Thürme lehnen. An diese Façade schließt sich einsam der Dom oder vielmehr der Rücken einer schrecklichen Rokoko-Kirche, deren eine Thüre in ein Kloster mit Spitzbogen, das verunstaltet, gekalkt, traurig und voll hohen Gekräutes ist, geht. — Sankt Hubert, deren romanische Apside mit niedrigen halbkreisförmig gewölbten Galerien in einem vortrefflichen Styl gebaut ist. — Sankt Dionysius, eine merkwürdige Kirche aus dem zehnten Jahrhundert mit einem Thurm aus dem neunten, der im Innern deutliche Spuren einer Verwüstung und eines Brandes trägt. Er ist wahrscheinlich nach dem großen Einfall der Normannen, 882 glaub' ich, verbrannt.

Die romaniſchen Baumeiſter haben naiver Weiſe den Thurm in Ziegelſteinen ausgebeſſert und fortgebaut, indem ſie ihn ſo ließen, wie der Brand ihn zugerichtet hatte, und die neue Mauer auf den alten verbrannten Stein ſetzten, ſo daß ſich das abgeſchnittene Profil der Ruine vollkommen auf dem Thurm, wie er jetzt iſt, abzeichnet. Dies große rothe Stück, das den Thurm, unten wie ein Lumpen ausgezackt, umgibt, macht einen ſonderbaren Eindruck.

Wie ich in die Sankt Dionyſius- und Sankt Hubertskirche durch ein Labyrinth von alten und niedrigen Gaſſen ging, die hie und da mit Madonnen geſchmückt ſind, um die ſich wie concentriſche Reifen große Bänder von Blech voll frommer Inſchriften ſchließen, ſtieß ich plötzlich auf eine weite, düſtere Steinmauer, von niedrig gewölbten Fenſterlöchern durchbrochen und mit jenem Ueberfluß von Rippen geſchmückt, der die hintere Seite eines mittelalterlichen Palaſtes anzeigt. Eine dunkle Pforte bot ſich mir dar, ich trat hinein und war nach wenigen Schritten in einem weiten Hofe. Dieſer Thurm, von dem Niemand ſpricht und der berühmt ſein ſollte, iſt der innere Hof des Palaſtes der Fürſtbiſchöfe zu Lüttich. Ich habe nie ein ſonderbareres, düſtereres und traurigeres architektoniſches Ganze geſehen. Vier hohe granitne Façaden, von vier ungeheuren Schieferdächern überragt, von vier Galerien ſpitzbögiger Arkaden, die ſich unter dem Gewicht zu beugen und auszuweiten ſcheinen, getragen, ſchließen von allen Seiten den Blick ein. Zwei dieſer Façaden, noch vollkommen erhalten, zeigen die ſchöne Zuſammenſtellung von Spitzbögen und gedrückten Gewölben, die das Ende des fünfzehnten und den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts charakteriſirt. Die Fenſter dieſes geiſtlichen Palaſtes haben Kreuzſtöcke wie die Kirchenfenſter. Unglücklicher Weiſe ſind die beiden andern Façaden, die durch den großen Brand von 1734 zerſtört wurden, in dem kümmer-

lichen Styl dieſer Epoche wieder aufgebaut und verderben einigermaßen den Totaleindruck. Indeſſen liegt in ihrer Dürftigkeit nichts, das geradezu der Strenge des alten Palaſtes widerſtrebte. Der Biſchof, der vor fünfhundert Jahren herrſchte, entzog ſich weiſe dem Muſchelwerk und Geſchnörkel, und man baute ihm zwei ernſte, ärmliche Façaden; das iſt die Eigenthümlichkeit dieſer Baukunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſie kennt keinen Mittelweg: Flitterwerk oder Nacktheit; falſcher Putz oder Armuth.

Die vierfache Galerie, die den Hof umgibt, iſt trefflich erhalten. Ich bin rings herumgegangen. Nichts iſt merkwürdiger zu ſtudiren, als die Pfeiler, auf denen ſich die Ausläufe dieſer breiten gedrückten Spitzbögen ſtützen. Die Pfeiler ſind von grauem Granit wie der ganze Palaſt. — Je nachdem man die eine oder andere der vier Reihen anſieht, verſchwindet der Schaft des Pfeilers, unter der mit Arabesken geſchmückten Ausbauſchung bis auf die Hälfte ſeiner Länge, bald oben, bald unten. Das iſt eine flamändiſche Caprice des ſechzehnten Jahrhunderts. Was aber den Archäologen irre macht, iſt, daß die auf die Ausbauſchungen gemeißelten Arabesken, die naiv und grob ausgehauen ſind, an dem Abacus chimäriſche Figuren, unmögliche Laubverſchlingungen, apokalyptiſche Thiere, faſt egyptiſche und hieroglyphiſche geflügelte Drachen enthalten, die der Kunſt des elften Jahrhunderts anzugehören ſcheinen; um dieſe kurzen, dicken, buckligen Pfeiler nicht dem byzantiniſchen Styl zuzuſchreiben, muß man bedenken, daß der erzbiſchöfliche Palaſt von Lüttich erſt 1508 durch den Fürſten Ehrhardt von der Mark angefangen wurde, der zweiunddreißig Jahre regierte.

Dies ernſte Gebäude iſt jetzt der Juſtizpalaſt. Buchhändler- und Spielwaarenläden ſind in allen Arkaden eingerichtet. Ein Gemüſemarkt wird im Hof gehalten. Man ſieht die ſchwarzen Roben der Advokaten mitten durch Körbe voll rothen und

violetten Kohls gehen. Luſtige und zankende Gruppen flamändiſcher Kaufleute ſchwatzen und ſtreiten vor jedem Pfeiler; heftige Plaidoyers tönen aus allen Fenſtern; und in dieſem ſonſt ſo düſtern, ernſten, ſchweigſamen Hofe kreuzt und vereint ſich beſtändig das doppelte und unvertilgbare Wort des Advokaten und der Gevatterin, die Rede und das Geſchwätz.

Ueber den großen Dächern des Palaſtes ſieht man einen hohen, maſſiven, viereckigen Thurm aus Backſteinen. Es war früher der Glockenthurm des Fürſtbiſchofs und iſt heute das Gefängniß der Freudenmädchen, ein trauriger und kalter Gegenſatz, den der voltairianiſche Bürger vor dreißig Jahren mit Bewußtſein gemacht hätte, während der eigennützige, poſitive gegenwärtige Bürger ihn in ſeiner Dummheit macht.

Wie ich aus dem Palaſt durch die große Thüre ging, konnte ich die gegenwärtige Façade betrachten, ein kaltes, ruhmrediges Werk des ſchrecklichen Baumeiſters von 1734. Man glaubt eine Tragödie von Lagrange-Chancel in Marmor und Steinen zu ſehen. Auf dem Platz vor der Façade ſtand ein guter Mann, der mir mit aller Gewalt Bewunderung davor einflößen wollte. Ich kehrte ihm erbarmungslos den Rücken, obwohl er mir erklärte, daß Liège im Holländiſchen Luik, im Deutſchen Lüttich, im Lateiniſchen Leodium heiße.

Das Zimmer, das ich in Lüttich bewohnte, war mit Mouſſelinvorhängen geſchmückt, auf denen nicht Blumen, ſondern Melonen geſtickt waren. Ich bewunderte ebenſo darin prächtige Gemälde, die zur Ehre der Verbündeten unſer Unglück von 1814 vorſtellten und uns in unſerer Sprache grauſam herunterſetzten. Folgendes ſtand wörtlich unter einem dieſer Bilder: „Schlacht von Arcis-ſur-Aube den 21. März 1814. Der größte Theil der Beſatzung dieſes Platzes, wahrſcheinlich aus der alten Garde beſtehend, wurde zu Gefangenen gemacht, und die Verbündeten rückten den 2. April als Sieger in Paris ein."

Achter Brief.

Die Ufer der Vesdre. — Verviers.

Aachen, den 4. August.

Als gestern um 9 Uhr Morgens der Eilwagen von Lüttich nach Aachen abfahren wollte, brachte ein braver wallonischer Bauer die Vorübergehenden in Aufruhr, weil er nicht auf die Imperiale steigen wollte, und mich durch sein gewaltiges Sträuben an den Bauern aus der Auvergne erinnerte, der bezahlt hatte, um im Kasten, und nicht auf der Oper zu sein. Ich bot mich an, den Platz dieses edlen Reisenden einzunehmen, stieg auf die Oper, Alles gab sich zufrieden und die Post fuhr ab.

Es kam mir gut zu Statten. Die Straße ist lustig und hübsch. Die Maas ist nicht mehr da, aber die Vesdre. Die Maas fließt über Maestricht und Roermond nach Rotterdam und ins Meer.

Die Vesdre ist ein reißender Fluß, der von Sankt Cornelius Münster, zwischen Aachen und Düren, durch Verviers und Chauffontaines bis Lüttich durch das reizendste Thal von der Welt fließt. In dieser Jahreszeit ist sie an einem schönen Tage unter heiterem Himmel bald eine Schlucht, bald ein Garten, immer aber ein Paradies. — Die Straße verläßt den Fluß keinen Augenblick. Bald ziehen sie sich zusammen durch ein glückliches Dorf, das unter Bäumen dichtgedrängt liegt, mit einer bäurischen Brücke vor jedem Hause; bald gehen sie in einer einsamen Falte des Thales an einem alten Schöppenschloß mit seinen viereckigen Thürmen, seinen hohen, spitzen Tächern, seiner großen Façade von wenigen Fenstern vorbei,

das stolz und zugleich bescheiden daliegt, wie es sich für ein Gebäude ziemt, das zwischen der Hütte des Bauern und der Burg des Edelmannes die Mitte hält. Plötzlich wird die Landschaft laut und lustig, und bei der Biegung eines Hügels sieht das Auge unter einer Gruppe Linden und Erlen, welche die Sonne durchlassen, das niedrige Haus und das große schwarze mit Tropfen übersäete Rad, das man eine Windmühle nennt.

Zwischen Chauffontaines und Verviers schien mir das Thal von virgilianischer Milde. Das Wetter war vortrefflich; reizende Kinder spielten vor deren Gärten; der Schatten der Espen und Pappeln verbreitete sich auf dem Wege; hübsche Kälber, in Gruppen zu drei und vier, lagen anmuthig im Kühlen auf den grünen Weiden. Fern von jedem Hause, allein auf einer großen, mit lebendigen Hecken eingeschlossenen Wiese graste majestätisch eine treffliche Kuh, die würdig war, von Argus bewacht zu werden. Ich hörte im Gebirge eine Flöte.

Mercurius septem mulcet arundinibus.

Von Zeit zu Zeit unterbrach der Schornstein einer Fabrik oder ein langes Stück Tuch, das neben der Straße in der Sonne trocknete, diese Eklogen.

Die Eisenbahn, die ganz Belgien von Antwerpen bis Lüttich durchzieht und bis Verviers gehen soll, wird diese Hügel zu durchgraben und diese Thäler zu durchschneiden wissen.

Diese Bahn, eine kolossale Unternehmung, wird das Gebirge an zwölf bis fünfzehn Stellen durchschneiden. Bei jedem Schritt stößt man auf Abgrabungen, Ausfüllungen von Gräben, Gerippen von Brücken und Viaducten; oder man sieht am Fuße einer ungeheuren Felsenwand einen kleinen schwarzen Ameisenhaufen damit beschäftigt, ein kleines Loch zu graben. Diese Ameisen machen ein Riesenwerk.

Hie und da, an den Stellen, wo die Löcher schon breit und tief sind, gehen plötzlich ein dichter Wind und rauher Lärm

daraus hervor. Man möchte ſagen, das verwundete Gebirge ſchreie durch dieſen Mund. Es iſt die Mine, die im Gange ſpielt. Dann hielt die Poſt plötzlich an, die Arbeiter, die an einem Walle in der Nähe arbeiteten, flohen nach allen Richtungen, ein Donner bricht los, von dem Echo im Hügel lauter wiederholt, Felsſtücke ſpringen heraus und bedecken die Ebene auf allen Seiten. Es iſt die Mine, die unter offenem Himmel ſpielt. Während dieſes Halts erzählen ſich die Reiſenden, daß geſtern durch einen dieſer Blöcke, der 20,000 Pfund wog, ein Menſch getödtet und ein Baum auseinander geriſſen, und daß vorgeſtern die Frau eines Arbeiters, die ihrem Mann den Kaffee (nicht die Suppe) brachte, auf dieſelbe Weiſe zerſchmettert worden ſei. — Das ſtörte die Idylle etwas.

Verviers, übrigens eine unbedeutende Stadt, iſt in drei Viertel, die Chick-Chan, Baſſe-Crotte und Dardanelle heißen, getheilt. Ich ſah dort einen kleinen Knaben von ſechs Jahren, der ganz ernſthaft ſeine Pfeife rauchte und auf der Thürſchwelle ſaß.

Als der kleine Raucher mich vorübergehen ſah, fing er an zu lachen. Ich ſchloß daraus, daß ich ihm ſehr lächerlich vorkam.

Hinter Verviers folgte die Straße der Vesdre noch bis Limburg. Limburg, dieſe gräfliche Stadt, dieſe Paſtete, deren Kruſte Ludwig XIV. ſo hart fand, iſt heute nur eine abgetragene Feſtung, die pittoreske Krone eines Hügels.

Einen Augenblick nachher wird das Land flach, die Ebene tritt hervor, ein großes Thor öffnet ſeine beiden Flügel: es iſt das Zollhaus; ein von oben bis unten ſchwarz und weiß angeſtrichenes Schilderhaus wird ſichtbar; man iſt im Lande des Königs von Preußen.

Neunter Brief.

Aachen. — Das Grab Karls des Großen.

Aachen, den 6. August.

Aachen ist für den Kranken eine warme und kalte, eisen- und schwefelhaltige Mineralquelle; für den Touristen ein Land voll von Redouten und Concerten; für den Pilger der Kasten der großen Reliquien, die man nur alle sieben Jahre sieht, Kleid der Jungfrau, Blut des Jesuskindes, Tuch, auf welchem Johannes der Täufer enthauptet wurde; für den alterthumsforschenden Chronisten eine Abtei voll edler Aebtissinnen, die unmittelbare Erbin des Mönchsklosters, das der heilige Gregor, Sohn Nicephori, Kaisers des Orients, erbaut hat; für den Jagdliebhaber das alte Thal der Eber, Porcetum, woraus man Burtscheid gemacht hat; für den Fabrikanten eine Quelle Laugenwassers, das zum Waschen der Wolle vortrefflich ist; für den Kaufmann eine Fabrik von Tuch und Kasimir, von Näh- und Stecknadeln; für den, der weder Kaufmann, noch Fabrikant, noch Jäger, noch Antiquar, noch Pilger, noch Tourist, noch Kranker ist, ist es die Stadt Karls des Großen.

Karl der Große ist in der That in Aachen geboren und gestorben. Geboren ist er in dem alten, halb römischen Palast der Frankenkönige, von dem nur noch der Thurm des Granus übrig ist, gegenwärtig mit in das Rathhaus eingemauert. Begraben ist er in der Kirche, die er zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau Fastrade 796 baute, die der Papst Leo III. 804 einweihte, und bei deren Weihe, erzählt die Sage, zwei Bischöfe von Tongres, die in Maestricht gestorben und begraben

waren, aus ihren Gräbern ſtiegen, um bei dieſer Ceremonie die 365 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche die Tage des Jahres vorſtellten, vollſtändig zu machen.

Dieſe geſchichtliche und ſagenreiche Kirche, die der Stadt ihren Namen gegeben, hat ſeit tauſend Jahren viele Veränderungen erlitten.

Kaum war ich in Aachen angekommen, ſo ging ich in das Münſter.

Ein Portal aus der Zeit Ludwigs XV., von blaugrauem Granit, mit ehernen Thoren aus dem achtzehnten Jahrhundert, an eine karolingiſche Mauer gelehnt, über welche römiſche Bogen gehen. Ueber dieſen Archivolten ein ſchönes gothiſches Stockwerk, reich an Bildhauerarbeit, an dem man die ſtrenge Ogive des vierzehnten Jahrhunderts erkennt, und als Krone ein jämmerliches Mauerwerk von Ziegeln mit einem Schieferdach, das ungefähr zwanzig Jahre alt ſein mag. Rechts vom Portal liegt ein großer Pinienapfel von römiſcher Bronze auf einem Pfeiler von Granit, und auf der andern Seite, auch auf einem Pfeiler, eine eherne Wölfin, ebenſo alt und römiſch, die den Vorübergehenden halb den offenen Rachen und die ſpitzen Zähne zeigt.

(Pardon, mein Freund, aber erlauben Sie mir, daß ich hier eine Klammer öffne. Dieſer Pinienapfel hat ſeine Bedeutung und auch die Wölfin, oder der Wolf, denn ich habe nicht genau das Geſchlecht dieſer ehernen Beſtie ermitteln können. Hören Sie, was ſich die alten Spinnerinnen hier davon erzählen:

Vor langer, langer Zeit wollten die von Aachen eine Kirche bauen. Sie legten zuſammen und man fing an. Man grub den Grund aus, zog die Mauern, fing das Gerüſt an, und ſechs Monate lang war ein betäubender Lärm von Sägen, Hämmern und Beilen. Nach Verlauf der ſechs Monate fehlte das Geld.

Man sprach die Pilger an und stellte ein messingenes Becken vor die Kirchenthüre. Aber kaum fielen einige Heller und Kreuzpfennige hinein. Was war nun zu machen? Der Rath versammelte sich, suchte, sprach, gab an, berieth sich. Die Arbeiter verweigerten die Arbeit, und Gras und Dornen, Epheu und alle die unverschämten Trümmerpflanzen bemächtigten sich schon der neuen Steine des verlassenen Gebäudes. Sollte man die Kirche so lassen? Der wohlweise Rath und der Bürgermeister waren ganz niedergeschlagen.

Wie sie Rath pflegen, kommt ein Jemand herein, ein Fremder, ein Unbekannter, von hohem Wuchs und schmuckem Gesicht.

— Guten Tag, ihr Bürger. Um was handelt es sich denn? Ihr seid ja ganz niedergeschlagen? Liegt euch eure Kirche am Herzen? Wißt ihr nicht, wie ihr sie fertig bringen sollt? Man sagt, euch fehle Geld?

— Fremdling, spricht der Rath, geh zum Teufel. Wir brauchen eine Million.

— Da ist sie, sagt der Edelmann; und ein Fenster öffnend, zeigt er dem Bürgermeister einen großen Wagen, der auf dem Platz vor dem Rathhausthor hält. Der Wagen war mit zehn Joch Rindern bespannt und von zwanzig afrikanischen Negern bewacht, die bis an die Zähne bewaffnet waren.

Einer der Bürgermeister steigt mit dem Edelmann hinab, nimmt aufs Gerathewohl einen der Säcke, womit der Wagen bepackt ist, und beide, der Fremde und der Bürgermeister, steigen wieder hinauf. Man schüttelte den Beutel vor dem Rath aus; er war wirklich voll Gold.

Der Rath machte große Augen und sagte zum Fremden:

— Wer seid Ihr, mein edler Herr?

— Meine lieben Dummköpfe, ich bin einer, der Geld hat. Was wollt ihr mehr? Ich wohne im Schwarzwalde, dicht bei

Wildſee, nicht weit von den Ruinen von Heidenſtadt, der alten Stadt der Heiden. Ich habe Gold- und Silberminen und Nachts wühle ich mit meinen Händen Haufen von Karfunkeln auf. Aber ich habe einfache Bedürfniſſe, ich langweile mich, ich bin melancholiſch, ich bringe meine Tage damit zu, daß ich in dem durchſichtigen See die Fiſche ſpielen ſehe und in den Felſen die Eidechſen betrachte. Darum ſtill mit euren Fragen und eurem eitlen Geſchwätz. Ich habe meinen Gürtel losgeſchnallt, macht euch das zu Nutze. Da iſt eure Million, wollt ihr ſie?

— Meiner Treu, ja! ſprach der Rath. Wir bauen unſere Kirche zu Ende.

— Gut, nehmt es; aber unter einer Bedingung.

— Unter welcher, mein edler Herr?

— Baut eure Kirche zu Ende, ihr Bürger, nehmt den ganzen Haufen, aber verſprecht mir dagegen die erſte beſte Seele, die in eure Kirche treten und an dem Tage, wo die Glocken die Einweihung verkünden, über ihre Schwelle ſchreiten wird.

— Ihr ſeid der Teufel, rief der Rath.

— Ihr ſeid Dummköpfe, antwortete Urian.

Die Bürgermeiſter fingen an Sätze zu machen und bekreuzten ſich voll Schrecken. Da Urian aber ein guter Teufel war und lachen mußte, ſo daß er ſich den Bauch hielt, auch ſein ganz neues Gold klingen ließ, ſo beruhigten ſie ſich und man unterhandelte. Der Teufel iſt ſchlau, deßhalb iſt er ja der Teufel. — Genau genommen, ſagte er, verliere ich bei dem Handel. Ihr ſollt eure Million und eure Kirche haben, ich will nur eine Seele. Und welche Seele mit eurer Erlaubniß? Die erſte beſte, eine zufällige Seele. Irgend ein ſchlechter Scheinheiliger, der den Frommen ſpielen und aus falſchem Eifer zuerſt hinein treten will! Meine lieben Bürger, eure Kirche hat

ein gutes Anſehen. Der Riß gefällt mir. Das Gebäude wird ſchön werden, glaub' ich. Ich ſehe mit Vergnügen, daß euer Baumeiſter das ſpitze Trompetengewölbe dem von Montpellier vorgezogen hat. Ich haſſe die hängenden Gewölbe mit breiter Fläche und runden Trägern, aber ich hätte doch ein ſchräges, gleich breites Kreuzgewölbe vorgezogen. Freilich hat er dort eine rundgewölbte Thüre gemacht, aber ich weiß nicht, ob er die Dicke des Streckſteines wohl beachtet hat. — Wie heißt euer Baumeiſter, ihr Dummköpfe? — Sagt ihm von mir, daß er, wenn er die Thüre in einen runden Thurm recht machen will, vier Stücke haben muß; es wäre Schade, wenn dieſe da bliebe. — Er muß die Kirche zu Ende bauen, drum friſch, Gevatter, die Million für euch, die Seele für mich. Gilt's?

So ſprach Herr Urian. — Am Ende, ſagten die Bürger, ſind wir noch glücklich, daß er mit einer Seele zufrieden iſt. Er könnte, wenn er etwas genauer zuſähe, ſie recht gut alle in dieſer Stadt nehmen.

Der Handel wurde abgeſchloſſen, die Million eingeſeckelt, Urian verſchwand in einer Klappe, aus der eine kleine blaue Flamme herausſchlug, wie es ſich gebührt, und zwei Jahre nachher war die Kirche gebaut.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alle Rathsherren geſchworen hatten, die Sache Niemand zu erzählen, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß es am ſelben Abend jeder von ihnen ſeiner Frau erzählt hatte. Das iſt ein Geſetz, kein Geſetz, das die Rathsherren gemacht haben, aber eins, das ſie halten. Als nun die Kirche fertig war, und die ganze Stadt, Dank den Weibern der Rathsherren, das Geheimniß wußte, wollte Niemand zuerſt in die Kirche gehen.

Eine neue Verlegenheit, ebenſo groß wie die erſte. Die Kirche iſt gebaut, aber Niemand will einen Fuß hineinſetzen; die Kirche iſt fertig, aber leer, und wozu nützt eine leere

Kirche? — Der Rath verſammelt ſich, er findet nichts. — Man ruft den Biſchof von Tongres, er findet nichts. — Man ruft die Domherren des Kapitels, ſie erdenken nichts. — Man ruft die Mönche aus dem Kloſter. — Alle Wetter, ſagte ein Mönch, ich denke, meine edlen Herren, ihr werdet nicht viel Federleſens machen. Ihr ſeid Urian die erſte Seele ſchuldig, die durch die Kirchenthüre gehen wird. Wie aber die Seele ſein ſoll, iſt nicht feſtgeſetzt. Urian iſt nur ein Narr, ſag' ich euch. Meine edlen Herren, nach einem langen Kampf hat man dieſen Morgen im Thal von Burtſcheid einen Wolf lebendig gefangen. Dieſen Wolf laßt zuerſt in die Kirche hinein, Urian muß damit wohl zufrieden ſein. Es iſt zwar nur eine Wolfsſeele, aber es iſt doch die erſte beſte Seele.

— Bravo! rief der Rath. Der Mönch iſt klug.

Den andern Morgen läuteten die Glocken ſeit der Frühe. Wie? ſagten die Bürger, ſoll heute die Kirche eingeweiht werden? Aber wer wird denn zuerſt hineingehen wollen? Ich gewiß nicht. Ich auch nicht. Ich auch nicht. Ich auch nicht. — Sie liefen in Menge herbei. Der Rath und das Kapitel ſtanden vor dem Portal. Plötzlich führte man den Wolf in einem Käfig herbei, und auf ein beſtimmtes Zeichen öffnete man zugleich die Thüre des Käfigs und die Thüre der Kirche. Der durch die Menge erſchreckte Wolf ſieht die Kirche leer und ſtürzt ſich hinein. Urian erwartete ihn mit offenem Rachen und wollüſtig geſchloſſenen Augen. Man denke, wie wüthend er war, als er merkte, daß er einen Wolf verſchlang. Er ſtieß ein fürchterliches Geheul aus und flog lange Zeit unter den hohen Bögen der Kirche mit Sturmgebraus einher. Dann ging er vor Zorn raſend hinaus, und gab beim Fortgehen der großen ehernen Thüre einen ſolchen Fußtritt, daß ſie von oben bis unten barſt. — Man zeigt dieſen Riß noch heute.

Deßhalb, fügen die guten Alten hinzu, ſteht links von

der Kirchenthüre die eherne Statue des Wolfs, und rechts ein Pinienapfel, der die arme Seele vorstellt, die Urian in seiner Dummheit fraß.

Ich verlasse die Sage und komme auf die Kirche zurück. Ich muß Ihnen übrigens sagen, daß ich auf der Thüre den berühmten Spalt von dem Fuß des Teufels gesucht und nicht gefunden habe. Jetzt schließe ich die Klammer.)

Wenn man also zur Kapelle durch das gothische Portal tritt, so vermischen sich das Römische, Romanische, Gothische, Rokoko und Moderne, und bauen sich eins über das andere an dieser Façade, aber ohne Einheit, ohne Nothwendigkeit, ohne Ordnung und deßhalb ohne Großartigkeit.

Kommt man zur Kapelle durch die Haube des Chors, so ist der Eindruck ein ganz anderer. Die hohe Apside des vierzehnten Jahrhunderts erscheint in ihrer ganzen Kühnheit und Schönheit mit dem verständigen Winkel ihres Daches, der reichen Arbeit ihrer Balustraden, der Mannigfaltigkeit ihrer Dachrinnenköpfe, der düstern Farbe ihres Steines und der glasartigen Durchsichtigkeit ihrer ungeheuern Lanzetten, an deren Fuß die zwischen die Strebemauern gedrängten zweistöckigen Häuser fast unsichtbar erscheinen.

Indessen ist auch noch von da der Anblick der Kirche, wie imposant er auch sei, bastardartig und widersprechend. Zwischen der Apside und dem Portal, in einer Art von Loch, worin alle Linien des Gebäudes sich versenken, verbirgt sich, mit der Façade kaum durch eine hübsch gearbeitete Brücke aus dem vierzehnten Jahrhundert verbunden, der byzantinische Dom mit dreieckigen Giebeln, den Otto III. im zehnten Jahrhundert über dem Grabe Karls d. Gr. erbauen ließ.

Die beworfene Façade, der versteckte Dom, die gebrochene Apside — das ist das Münster zu Aachen. Der Baumeister von 1353 wollte in seiner wunderbaren Kapelle die Kirche

Karls d. Gr., die 882 von den Normannen zerstört war, und den Dom Otto's III., der 1236 abgebrannt war, vereinigen. Ein System niedriger Kapellen, an die Basis der großen Centralkapelle geknüpft, mußte das ganze Gebäude in seinen Gliederungen umfassen. Schon waren zwei dieser Kapellen, die noch vorhanden und vortrefflich sind, erbaut, als der Brand von 1366 eintrat. Diese mächtige architektonische Pflanze ist da stehen geblieben. Sonderbar, das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert haben nichts für die Kirche gethan, das achtzehnte und neunzehnte haben sie verdorben.

Indeß muß man gestehen, daß das Münster in Aachen, im Ganzen und wie es ist genommen, Masse und Großartigkeit hat. Nach einigen Augenblicken der Betrachtung strömt eine eigenthümliche Majestät von diesem seltenen Gebäude, das, wie das Werk Karls d. Gr. selbst, unvollendet geblieben und aus Architekturen zusammengesetzt ist, aus denen alle Style sprechen, wie sein Reich aus Nationen zusammengesetzt war, die alle Sprachen redeten.

Genau genommen liegt für den Denker, der es von Außen betrachtet, eine seltsame und tiefe Uebereinstimmung zwischen dem großen Mann und dem großen Grabe darin.

Ich war ungeduldig hineinzutreten.

Nachdem ich durch das Gewölbe des Porticus gegangen war und die alten ehernen Thüren, die in der Mitte mit einem Löwenkopf geziert und in Vierecke getheilt sind, um mit den Querbalken übereinzustimmen, hinter mir gelassen hatte, stieß mein Auge zuerst auf eine weiße zweistöckige Rotunde, die ihr Licht von oben erhält, und in der sich alle koketten Phantasien der schnörkelhaften Baukunst zeigen. Als ich dann meinen Blick auf die Erde senkte, bemerkte ich mitten im Pflaster dieser Rotunde, bei dem bleichen Licht, das durch die weißen Fenster fiel, eine große schwarze Marmorplatte, von den Füßen der

Darüberschreitenden ausgetreten, mit der Inschrift in kupfernen Buchstaben:

CAROLO MAGNO.

Nichts ist überraschender und merkwürdiger, als diese Rokokokapelle, die ihre curtisanenhaften Reize um den großen karolingischen Namen breitet. Engel, die Liebesgöttern ähnlich sehen, Palmen, die Federbüschen gleichen, Blumenguirlanden und Schleifen hat der Pompadourgeschmack unter dem Dom Otto's III. und über dem Grabe Karls d. Gr. angebracht.

Das Einzige, was des großen Mannes und Ortes in dieser indecenten Kapelle würdig ist, ist eine ungeheure runde Lampe mit 48 Armen und ungefähr 12 Fuß Durchmesser, die Friedrich Barbarossa im zwölften Jahrhundert Karl dem Gr. schenkte. Diese Lampe von Kupfer und vergoldetem Silber hat die Form einer Kaiserkrone; sie hängt an dem Gewölbe über der schwarzen Marmorplatte an einer großen eisernen Kette von 90 Fuß Länge.

Die schwarze Platte ist ungefähr neun Fuß lang und sieben breit.

Uebrigens ist es klar, daß Karl d. Gr. hier kein anderes Monument hatte; nichts kündet ihn an, als der schwarze Stein, der mit einem schmalen Kupferrande eingefaßt und von weißem Marmor umgeben ist, wenn dieser alt ist. Die Buchstaben Carolo Magno sind höchstens 100 Jahre alt.

Karl d. Gr. liegt nicht mehr unter diesem Stein. Friedrich Barbarossa, dessen Lampenkrone, so schön sie auch ist, das Sacrilegium nicht wieder gut macht, ließ den großen Kaiser 1166 ausgraben. Die Kirche hat das kaiserliche Skelett genommen und es wie einen Heiligen zerstückt, um aus jedem Knochen eine Reliquie zu machen. In der benachbarten Sakristei zeigt sie ein Vicar den Fremden, und ich habe für einen Thaler, den festen Preis, den Arm Karls d. Gr. gesehen, diesen Arm, der die Weltkugel getragen, dies ehrwürdige Gebein, das auf seiner

vertrockneten Haut die für einige Heller von einem Schreiber des zwölften Jahrhunderts verfertigte Inſchrift hat: Brachium sancti Caroli magni. Nach dem Arm ſah ich den Schädel, dieſen Schädel, der das Modell eines ganz neuen Europa's war, und auf den ein Küſter mit dem Nagel klopft.

Dieſe Sachen ſind in einem Schrank.

Ein Schrank von grau gemaltem Holz mit goldenen Rändern, oben mit einigen von den Engeln, die Liebesgöttern gleichen, und von denen ich oben ſprach, geſchmückt, iſt jetzt das Grab dieſes Karl, der durch zehn Jahrhunderte zu uns ſtrahlt, und der aus dieſer Welt, nachdem er ſie in ſeinen Namen eingehüllt, nur zu einer doppelten Unſterblichkeit gegangen, in den zwei Wörtern sanctus, magnus, groß und heilig, den beiden erhabenſten Beiwörtern, womit Himmel und Erde ein menſchliches Haupt krönen können!

Etwas, das auffällt, iſt die Größe dieſes Schädels und Arms, grandia ossa. Karl der Große war einer der ſeltenen Männer, die in jeder Beziehung große Männer ſind. Der Sohn Pipins des Kleinen war Rieſe an Körper wie an Geiſt. Er hatte ſiebenmal die Länge ſeines Fußes, der zum Maß geworden iſt. Es iſt dieſer Königsfuß, dieſer Fuß Karls des Gr., den wir jetzt einfältig durch das mètre erſetzen, indem wir auf einmal die Geſchichte, die Poeſie und die Sprache ich weiß nicht welcher Erfindung opfern, ohne die das menſchliche Geſchlecht 6000 Jahre fertig geworden iſt, und die man das Decimalſyſtem nennt.

Das Oeffnen dieſes Schrankes blendet einigermaßen, ſo reich iſt er an Goldarbeit. Die Flügel ſind im Innern mit Malerei auf Goldgrund bedeckt, unter denen ich acht vortreffliche Stücke bemerkte, die augenſcheinlich von Albrecht Dürer ſind. Außer dem Schädel und Arm enthält der Schrank: das Horn Karls des Gr., ein ungeheurer Elephantenzahn, der aus-

gehöhlt und unten künstlich geschnitzt ist; das Kreuz Karls d. Gr., ein Edelstein, in dem ein Stück vom ächten Kreuz befestigt ist, und das der Kaiser im Grabe um den Hals trug; ein reizendes Reliquienkästchen der Renaissance, ein Geschenk Karls V., das im letzten Jahrhundert durch einen geschmacklosen Zusatz verderbt worden ist; die 14 mit byzantinischen Sculpturen bedeckten Goldplatten, die den marmornen Stuhl des großen Kaisers schmückten; ein Reliquienkästchen von Philipp II., das den Dom zu Mailand darstellt; den Strick, womit Jesus während der Geißelung gebunden wurde; ein Stück Schwamm, in den Essig getaucht, mit dem man ihn am Kreuz tränkte; endlich den geflochtenen Gürtel der hl. Jungfrau und den kupfernen Jesu Christi. Dieser kleine um sich selbst gewundene Riemen, ähnlich einer Kinderpeitsche, hat drei Kaisern gehört; von Constantin, der ihn unter sein Sigillum setzte, das noch vorhanden ist, und das ich gesehen habe, fiel er in die Hände Harun al Raschids, der ihn Karl dem Gr. schenkte.

Alle diese ehrwürdigen Gegenstände sind in vortreffliche gothische und byzantinische Kästchen eingeschlossen, die ebenso viele Kapellen, Thürme und kleine Cathedralen von massivem Golde vorstellen, an denen Saphire, Smaragde und Diamanten die Stelle der Fenster vertreten.

Mitten unter diesen unzähligen Kleinigkeiten, die auf den beiden Borten des Schrankes aufgestellt sind, erheben sich, wie zwei Gebirge von Gold und Edelsteinen, zwei große Reliquienkasten, von ungeheurem Werth und wunderbarer Schönheit. Der erste und älteste ist byzantinisch, mit großen Nischen, in denen sechzehn Kaiser, die Krone auf dem Kopfe, sitzen; er enthält die übrigen Gebeine Karls d. Gr. und wird nie geöffnet. Der andere ist aus dem zwölften Jahrhundert, von Friedrich Barbarossa der Kirche geschenkt; er enthält die berühmten großen Reliquien, von denen ich im Anfang des

Briefes sprach, und wird nur alle sieben Jahre geöffnet. Eine einzige solche Oeffnung zog 1496 142,000 Pilger herbei, und brachte in 14 Tagen 80,000 Goldgulden ein.

Dieser Reliquienkasten hat nur einen Schlüssel. Er ist in zwei Stücke gebrochen, von denen eins das Kapitel, das andere der Magistrat der Stadt hat. Bisweilen öffnet man ihn bei außerordentlichen Gelegenheiten, doch bloß für gekrönte Häupter. Der gegenwärtige König von Preußen forderte, als er noch Kronprinz war, die Oeffnung. Sie wurde ihm abgeschlagen.

In einem kleinen Schrank, der an den großen stößt, habe ich in vergoldetem Silber die genaue Kopie der germanischen Krone Karls des Großen gesehen. Die karolingische deutsche Krone, oben mit einem Kreuz, mit Steinen und Kameen bedeckt, besteht nur aus einem mit Blumen geschmückten Reif, der um den Kopf geht, und einem Halbkreis von der Stirn nach dem Genick mit einer leichten Biegung, wie die venetianische Herzogskrone. Jetzt ist von den drei Kronen, die Karl der Große vor zehn Jahrhunderten als Kaiser von Deutschland, König von Frankreich und König der Lombardei getragen hat, die erste, die Kaiserkrone, in Wien; die zweite, die französische Krone, in Reims; die dritte, die eiserne Krone, in Mailand. *

Beim Herausgehen aus der Sakristei vertraute mich der Küster dem Thürhüter an, der vor mir her durch die Kirche zu laufen begann und mir von Zeit zu Zeit schwarze Schränke öffnete, aus denen plötzlich Herrlichkeiten hervorleuchteten. So entkleidet sich die Kanzel, die ganz wie eine Dorfkanzel aussieht, ihres häßlichen Gewandes von rothem Holz und erscheint plötzlich als ein prächtiger rother Thurm. Es ist eine Kanzel von Ciseleur- und Goldarbeit, die Kaiser Heinrich II. der Kapelle schenkte. Byzantinisches, tief geschnitztes Elfenbein, eine

* In Monza bei Mailand.

Schale aus Bergkryſtall mit Unterſchüſſel, ein ungeheurer Onyx von neun Zoll Länge ſind in dieſen goldenen Harniſch eingefügt, der den Prieſter, welcher im Namen Gottes ſpricht, umgibt, und deſſen vordere Seite Karl den Großen vorſtellt, der das Münſter zu Aachen in der Hand trägt.

Dieſe Kanzel ſteht in dem Winkel des Chors, den die wunderbare Apſide von 1353 einnimmt. Alle gemalte Fenſter ſind verſchwunden. Die Lanzetten ſind weiß von oben bis unten. Das reiche Grab Otto's III., des Gründers dieſes Doms, das 1794 zerſtört wurde, iſt durch einen platten Stein erſetzt, der die Stelle am Eingang des Chors angibt. Eine Orgel, ein Geſchenk der Kaiſerin Joſephine, ſetzt neben das herrliche Gewölbe des vierzehnten Jahrhunderts den ſchlechten Styl von 1804. Gewölbe, Pfeiler, Kapitäler, Säulen, Statuen, der ganze Chor iſt gekalkt.

Mitten in dieſer geſchändeten Apſide, zürnt und ſträubt ſich mit offenem Schnabel, ſprühendem Auge und halbausgebreiteten Schwingen, der eherne Adler Otto's III., der zum Chorpult umgewandelt und ganz ärgerlich iſt, daß er das Geſangbuch tragen muß, er, der die Weltkugel unter ſeinen Füßen hat.

Man hätte doch dieſen Adler reſpektiren ſollen. Als Napoleon die Kapelle beſuchte, fügte man der Weltkugel, die der Adler Otto's III. in ſeinen Klauen hat, den Blitz hinzu, den ich noch heute zu beiden Seiten der kaiſerlichen Kugel geſehen habe.

Der Thürhüter ſchraubt auf Verlangen der Neugierigen dieſen Donner los.

Auf dem Rücken dieſes Adlers hatte der Bildhauer des zehnten Jahrhunderts, wie durch ein trauriges, ironiſches Vorgefühl beſtimmt, eine eherne Fledermaus mit menſchlichem Geſicht angebracht, die dort wie feſtgenagelt iſt und auf die jetzt das Geſangbuch gelegt wird.

Rechts von dem Altar iſt das Herz des Antonius Berdolet eingemauert, des erſten und letzten Erzbiſchofs von Aachen. Denn dieſe Kirche hat nur einen Biſchof gehabt, den Napoleon ernannte und den ſeine Grabſchrift als primus Aquisgranensis episcopus bezeichnet. Gegenwärtig, wie ehemals, wird die Kapelle von einem Kapitel verwaltet, an deſſen Spitze ein Dechant mit dem Titel Domprobſt ſteht.

In einem düſtern Saal der Kapelle öffnete mir der Thürhüter noch einen Schrank. Es iſt ein prächtiger römiſcher Sarg von weißem Marmor, auf deſſen vorderer Seite mit dem kunſtgerechten Meißel der Raub der Proſerpina eingegraben iſt. Ich habe lange dies Basrelief, das 2000 Jahre alt iſt, betrachtet. Am äußerſten Ende der Compoſition ziehen vier wüthende Pferde, zugleich infernaliſch und göttlich, von Mercur gezügelt, nach einem offenen Abgrund einen Wagen, auf dem Proſerpina, von Pluto gefaßt, verzweiflungsvoll kämpft und ſich windet. Die ſtarke Hand des Gottes drückt den halbnackten Buſen des Mädchens, das ſich hinten zurückwendet, und deren zerzauster Kopf auf die aufrechtſitzende, unbewegliche Figur der behelmten Minerva ſieht. Pluto entführt Proſerpina, der Minerva als Rathgeberin etwas leiſe ins Ohr ſagt, der lächelnde Liebesgott ſitzt zwiſchen den koloſſalen Beinen Pluto's auf dem Wagen. Hinter Proſerpina tobt in den kühnſten und ſtolzeſten Linien die Schaar der Nymphen und Furien; die Gefährtinnen der Proſerpina ſuchen den mit zwei geflügelten, feuerſpeienden Drachen beſpannten Wagen, der wie ein Bedientenwagen ausſieht, aufzuhalten. Eine der jungen Göttinnen, die einen Drachen keck an den Flügeln angefaßt hat, macht ihn vor Schmerz ſchreien. Dies Basrelief iſt ein Gedicht. Es iſt eine heftige, kräftige, übertreibende, prächtige, etwas emphatiſche Sculptur, wie man ſie im heidniſchen Rom machte und wie Rubens ſie gemacht hätte.

Dieſer Sarg war, ehe er der Sarcophag Karls des Großen wurde, der Sarcophag Auguſts geweſen, wie man ſagt.

Endlich führte mich mein Führer auf einer engen düſtern Treppe, die ſeit zehn Jahrhunderten viele Kaiſer, viele Könige, viele berühmte Reiſenden hinangeſtiegen ſind, auf die Galerie, die den erſten Stock der Rotunde bildet und die man das Hochmünſter heißt.

Da habe ich unter einem Ueberzug von Holz, den er halb hob und der nur für gekrönte Beſucher ganz fällt, den ſteinernen Stuhl Karls des Großen geſehen. — Er iſt niedrig, breit, mit runder Rücklehne, aus vier Wänden von nacktem weißem Marmor ohne Bildhauerarbeit, die durch eherne Klammern zuſammenhängen, hat als Sitz ein eichenes Brett mit einem Polſter von rothem Sammt bedeckt, und ſteht auf ſechs Stufen, deren zwei von Granit und vier von weißem Marmor ſind.

Auf dieſem Stuhl, der mit den vierzehn byzantiniſchen Platten bedeckt war, von denen ich Ihnen ſo eben erzählte, ſaß der Kaiſer Karl, oben auf einer ſteinernen Eſtrade, zu der die vier Stufen von weißem Marmor führten, die Krone auf dem Haupt, die Weltkugel in einer Hand, das Scepter in der andern, das deutſche Schwert an der Seite, den Kaiſermantel um die Schultern, das Kreuz Jeſu Chriſti am Halſe, die Füße auf den Sarcophag Auguſts ſtellend. Er blieb in dieſem Dunkel, auf dieſem Throne und in dieſer Stellung 302 Jahre von 814—1166.

1166 alſo ging Friedrich Barbaroſſa, der einen Stuhl für ſeine Krönung haben wollte, in dies Grab, deſſen monumentale Form keine Ueberlieferung bewahrt hat und zu dem die beiden bronzenen Thüren gehören, die heute in das Portal gefügt ſind. Barbaroſſa war ſelbſt ein berühmter Fürſt und tapferer Ritter. Es mußte ein ſonderbarer und fürchterlicher Augenblick ſein, als dieſer gekrönte Menſch ſich dieſem eben-

falls gekrönten Leichnam gegenüber befand; der eine in der ganzen Majestät der Herrschaft, der andere in der ganzen Majestät des Todes; der Krieger besiegte die Schatten, der Lebendige entsetzte den Todten. Die Kapelle behielt das Skelette; Barbarossa nahm den marmornen Stuhl; und aus diesem Stuhl, auf dem das Nichts Karl des Großen gesessen hatte, machte er den Thron, auf dem vier Jahrhunderte die Größe der Kaiser saß.

In der That sind sechsunddreißig Kaiser, Barbarossa mit einbegriffen, auf diesem Stuhl in dem Hochmünster von Aachen gesalbt und gekrönt worden. Ferdinand I. war der letzte, Karl V. der vorletzte. — Seitdem wurden die deutschen Kaiser in Frankfurt gekrönt.

Ich konnte mich von diesem so einfachen und so großen Stuhl nicht trennen. Ich betrachtete diese vier Marmorstufen, von dem Fuß dieser sechsunddreißig Kaiser zertreten, die ihr herrliches Strahlen dort hatten auflodern sehen, und die selbst wieder erloschen waren. Zahllose Gedanken und Erinnerungen wurden in mir geweckt. Ich rief mir ins Gedächtniß zurück, daß der Schänder dieses Grabes, Friedrich Barbarossa, als Greis zum zweiten oder dritten Mal das Kreuz nehmen wollte und in den Orient zog. Dort kam er eines schönen Tags an einen Fluß mit Namen Cydnus. Er war warm und bekam Lust, sich zu baden. Der Mann, der Karl den Großen profanirt hatte, konnte auch Alexander vergessen. Er ging in den Fluß, dessen eiskaltes Wasser ihn packte. Alexander, der Jüngling, mußte darin sterben; — Barbarossa, der Greis, starb darin. *

* Die Sache wird von den Geschichtschreibern auf verschiedene Weise erzählt. Nach andern Chronisten ertrank der erlauchte Kaiser Friedrich II., als er mit Gewalt den Cydnus oder Cyrocadnus [†] durchschreiten wollte,

[†] Hugo irrt sich! Friedrich I. und Callocadnus wollte er sagen.

Ich zweifle nicht, daß einſt ein König oder Kaiſer einen frommen Gedanken haben wird. Man wird Karl den Großen aus dem Schrank, in den ihn die Sakriſtane gelegt haben, nehmen und wieder in ſein Grab legen. Man wird fromm Alles, was von dem großen Skelett noch übrig iſt, ſammeln. Man wird ihm ſeine byzantiniſche Niſche, ſeine ehernen Thüren, ſeinen römiſchen Sarcophag, ſeinen marmornen Stuhl auf der Eſtrade von Stein und mit den vierzehn goldenen Platten geſchmückt, wiedergeben. Man wird ihm das karolingiſche Diadem aufs Haupt ſetzen, den Reichsapfel in die Hand geben, den goldenen Mantel um die Schultern hängen. Der eherne Adler wird ſtolz wieder ſeinen Platz zu den Füßen des Herrn der Welt einnehmen. Um die Eſtrade wird man alle die gold- und diamantgeſchmückten Reliquienkaſten als Hausrath der letzten königlichen Kammer ſetzen; und dann — weil die Kirche will, daß man ihre Heiligen in der Geſtalt betrachte, die ihnen der Tod gegeben hat — wird der Wanderer durch ein enges Fenſter, das in die Dicke der Mauer gehauen und mit eiſernen Kreuzſtäben verſehen iſt, bei dem Scheine einer Ampel, die im Grabgewölbe hängt, knieend auf dieſem weißen Marmor, den kein menſchlicher Fuß mehr betritt, auf einem marmornen mit Gold geſchmückten Stuhl, die Weltkugel in der Hand, in unbeſtimmten Formen in der Dunkelheit den kaiſerlichen Schatten glänzen ſehen, der Karl der Große war.

Es wird eine große Erſcheinung für Jeden ſein, der einen

mitten im Fluß von einem Pfeil der Sarazenen getroffen. Nach der Sage ertrank er nicht; er verſchwand, wurde nach den Einen von Hirten, nach den Andern von Feen gerettet und durch ein Wunder von Syrien nach Deutſchland gebracht, wo er in der berühmten Grotte zu Kaiſerslautern Buße thut, wenn man den rheiniſchen Erzählungen, oder in der Höhle des Kyffhäuſer Bergs, wenn man den württembergiſchen [†] Ueberlieferungen glauben will.

[†] Sächſiſchen. A. d. U.

Blick in dieſe Niſche wagt, und Jeder wird einen großen Eindruck mitnehmen. Von allen Enden der Erde werden alle Denker kommen. Karl, Pipins Sohn, iſt in der That eines dieſer vollſtändigen Weſen, welche die Menſchheit mit vier Geſichtern betrachten. Für die Geſchichte iſt er ein großer Mann, wie Auguſtus und Seſoſtris; für die Sage iſt er ein Paladin, wie Roland, ein Zauberer, wie Merlin; für die Kirche ein Heiliger, wie Hieronymus und Petrus; für die Philoſophie die Civiliſation ſelbſt, die ſich perſonificirt, die ſich alle tauſend Jahre zum Rieſen macht, um irgend einen tiefen Abgrund, Bürgerkriege, Barbarei, Revolutionen, zu durchſchreiten, und die ſich dann bald Cäſar, bald Karl den Großen, bald Napoleon nennt.

1804, als Bonaparte Napoleon wurde, beſuchte er Aachen. Joſephine, die ihn begleitete, hatte den Einfall, ſich auf den marmornen Stuhl zu ſetzen. Der Kaiſer, der aus Ehrfurcht ſeine große Uniform angezogen hatte, ließ dieſe Kreolin ihr Weſen treiben. Er blieb unbeweglich, aufrecht, ſchweigend und baarhaupt vor dem Stuhl Karls des Großen ſtehen.

Sonderbar, da fällt mir ein, 814 ſtarb Karl der Große. 1000 Jahre ſpäter, gewiſſermaßen zur ſelben Stunde, fiel Napoleon.

In demſelben unglücklichen Jahr 1814 beſuchten die verbündeten Monarchen den Schatten Karls des Großen. Alexander von Rußland hatte wie Napoleon ſeine große Uniform angezogen; Friedrich Wilhelm von Preußen trug gewöhnliche Uniform; Franz von Oeſterreich war im Ueberrock und runden Hut. Der König von Preußen ſtieg auf die beiden Marmorſtufen und ließ ſich von dem Probſt die Einzelheiten bei der Krönung der deutſchen Kaiſer erzählen. Die beiden Kaiſer beobachteten Stillſchweigen.

Heute ſind Napoleon, Joſephine, Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz todt.

Mein Führer, der mir alle dieſe Details erzählte, war ein alter franzöſiſcher Soldat von Auſterlitz und Jena, der ſeitdem in Aachen wohnte und durch den großen Congreß von 1815 preußiſch geworden war. Jetzt trug er das Bandelier und die Hellebarde dem Kapitel bei Feſtlichkeiten vor. Ich bewunderte die Vorſehung, die in den kleinſten Sachen deutlich wird. Dieſer Menſch, der den Fremden von Karl dem Großen erzählt, iſt voll von Napoleon. Daher liegt ohne ſein Wiſſen eine gewiſſe Größe in ſeinen Worten. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er mir von ſeinen alten Schlachten, ſeinen alten Kameraden, ſeinem alten Oberſt erzählte. Mit Begeiſterung unterhielt er ſich mit mir über den Marſchall Soult, den Oberſt Graindorge und, ohne zu wiſſen, wie der Name mich intereſſirte, den General Hugo. Er hatte mich als Franzoſen erkannt und ich werde nie vergeſſen, mit welcher einfachen, tiefen Feierlichkeit er mir beim Fortgehen ſagte: „Sie können erzählen, daß Sie in Aachen einen Sapeur des ſechsunddreißigſten Regiments als Schweizer im Dom angetroffen haben."

Ein ander Mal ſagte er: „Wie ich da bin, gehöre ich drei Nationen an; ich bin Preuße durch Zufall, Schweizer durch mein Gewerbe, Franzoſe durch mein Herz."

Als ich Aachen verließ, war ich von einem einzigen Gedanken ſo eingenommen, daß ich einige Schritte von der Kirche eine in der That ſehr ſchöne Façade kaum betrachtete; ſie war aus dem vierzehnten Jahrhundert und mit ſieben ſtolzen Kaiſerſtatuen geſchmückt, durch die man heute ich weiß nicht in welche Kloake geht. In dieſem Augenblicke wurde ich zerſtreut. Zwei Fremde kamen wie ich aus der Kapelle, in der mein alter Soldat ſie wahrſcheinlich einige Minuten herumgeführt hatte; da ſie laut lachten, wandte ich mich um. Ich erkannte zwei Reiſende darin, deren Aelteſter am Morgen ſeinen Namen vor

mir in das Fremdenbuch des Hôtel de l'Empereur eingeschrieben hatte, den Grafen von A—, einen der ältesten und edelsten Namen der Provinz Artois. Sie sprachen laut.

— Was das für Namen sind! sagten sie, es hat der Revolution bedurft, um diese Namen hervorzubringen. Der Kapitän Lasoupe! der Oberst Graindorge! Woher kommt das? — Es waren die Namen des Kapitäns und Obersten meines alten Schweizers, der ihnen augenscheinlich dasselbe wie mir erzählt hatte. — Ich konnte nicht umhin, ihnen zu antworten: — Ich will es Ihnen sagen, meine Herren, woher es kommt. Der Oberst Graindorge war der Urneffe des Marschalls de Lorge, des Schwiegervaters des Herzogs von Saint-Simon; und was den Kapitän Lasoupe betrifft, so setze ich irgend eine Verwandtschaft mit dem Herzog von Bouillon, dem Oheim des Churfürsten von der Pfalz, voraus.

Einige Augenblicke nachher war ich auf dem Rathhausplatz, wohin ich eilte.

Das Rathhaus in Aachen ist, wie das Münster, aus fünf bis sechs andern Gebäuden zusammengesetzt. Zu beiden Seiten einer düstern Façade mit langen, schmalen und dicht an einander gereihten Fenstern aus der Zeit Karls V., erheben sich zwei Wachtthürme, der eine niedrig, rund, breit und gedrückt, der andere hoch, schlank und viereckig. Der erste ist ganz einfach der berühmte Thurm des Granus, den man unter dem schiefen, sonderbaren Glockenstuhl, den man hinaufgesetzt hat, kaum erkennt. Dieser Glockenthurm, der sich in kleinerem Maßstabe auf dem andern wiederholt, scheint eine Pyramide von riesenhaften Turbans aller Formen und Größen zu sein, die aufeinander gesetzt sind und in einem ziemlich spitzen Winkel abnehmen. Unten an der Façade entfaltet sich eine weite Treppe, welche wie die im Hof des Cheval blanc zu Fontainebleau gebaut ist. Gegenüber im Mittelpunkte des Platzes trägt ein

Springbrunnen von Marmor aus der Renaissance, im achtzehnten Jahrhundert etwas retouchirt und verbessert, über einer großen ehernen Schale die bronzene Statue Karls des Großen, bewaffnet und gekrönt. Rechts und links tragen zwei andere kleinere Springbrunnen auf ihrer Spitze zwei schwarze, federsträubende, schreckliche Adler, die sich halb dem ernsten, ruhigen Kaiser zuwenden.

Hier, auf diesem Platz, in diesem römischen Thurm vielleicht, ist Karl der Große geboren.

Dieser Springbrunnen, die Façade, die Thürme, dies ganze Ensemble ist königlich, melancholisch und ernst.

Karl der Große ist noch ganz gegenwärtig. In seiner mächtigen Einheit faßt er alle diese Gebäude zusammen. Der Thurm des Granus erinnert an Rom, seine Vorgängerin; die Façade und Springbrunnen an Karl V., den größten unter seinen Nachfolgern. Sogar die orientalische Figur des Thurms erinnert entfernt an seinen Freund, den prächtigen Kalifen Harun al Raschid.

Der Abend näherte sich; ich hatte den ganzen Tag vor diesen großen, erhabenen Denkmälern zugebracht, ich glaubte den Staub von zehn Jahrhunderten an mir zu haben, und empfand das Bedürfniß, vor die Stadt hinauszugehen, Luft zu schöpfen, die Felder, die Bäume und die Vögel zu sehen. Das führte mich aus Aachen in frische, grüne Alleen, wo ich bis in die Nacht an den altergrauen Mauern hinschweifte. Aachen hat noch seinen Gürtel von Thürmen. Vauban ist noch nicht da gewesen. Nur die unterirdischen Gänge, die von den Kellern des Rathhauses und der Kapelle bis nach Burtscheid, sogar bis Limburg gingen, sind jetzt verschüttet und eingestürzt.

Als die Nacht hereinbrach, setzte ich mich auf einen Rasenabhang. Ganz Aachen war vor mir ausgebreitet, in seinem Thal wie in einer lieblichen Vase gelegen. Allmählig verhüllte

der Abendnebel, der die zackigen Häuser der alten Gassen umfing, die Umrisse der beiden Thürme, die, durch die Perspective den Kirchthürmen zugesellt, ungefähr an das moskowitische, asiatische Profil des Kreml erinnerten. Nichts tritt mehr von der ganzen Stadt hervor, als zwei scharf abgezeichnete Massen, das Rathhaus und das Münster. Da kamen mir alle meine Empfindungen, alle meine Gedanken, alle meine Gesichte in Schaaren wieder. Die Stadt selbst, diese berühmte, symbolische Stadt, wandelte sich in meinem Geist und vor meinem Blick um. Die eine der beiden schwarzen Massen, die ich noch unterschied und allein unterschied, war für mich nur noch die Wiege eines Kindes, die andere die Hülle eines Todten; von Zeit zu Zeit glaubte ich in meiner tiefen Betrachtung, in der ich wie begraben war, den Schatten des Riesen, den wir Karl den Großen nennen, sich langsam an diesem bleichen Nachthorizonte, zwischen dieser großen Wiege und diesem großen Grabe, erheben zu sehen.

Zehnter Brief.

Köln.

Andernach a. R., den 11. August.

Ich bin gegen mich selbst aufgebracht, lieber Freund. Ich bin durch Köln wie ein Barbar gegangen. Ich rechnete darauf, 14 Tage dort zu bleiben; aber nach einer ganzen Woche voll Nebel und Regen schien die Sonne so schön auf den Rhein, daß ich dies benutzen wollte, um die Landschaft des Stromes in ihrem ganzen Reichthum und ihrer ganzen Lust zu sehen. Ich verließ also Köln heute Morgen auf dem Dampfboot

Cockerill. Ich habe die Stadt Agrippa's hinter mir gelaſſen und habe weder die alten Bilder in Sankt Maria am Kapitol geſehen, noch die moſaikgepflaſterte Krypte von St. Gereon, noch die Kreuzigung des heil. Petrus, die Rubens für die halb römiſche Peterskirche, in der er getauft wurde, gemalt hat, noch die Gebeine der 11,000 Jungfrauen im Kloſter der Urſulinerinnen, noch den unverweslichen Leichnam des Märtyrers Albinus, noch den ſilbernen Sarcophag St. Kuniberts, noch das Grab des Duns Scotus in der Minoritenkirche, noch das Denkmal der Kaiſerin Theophania, der Gemahlin Otto's II., in der St. Pantaleonskirche, noch die Maternusgruft in der Liſolphskirche, noch die beiden goldenen Kammern bei den Urſulinerinnen und im Dom, noch den Landtagsſaal der Kaiſer, das heutige Kaufhaus, noch das alte Arſenal, gegenwärtig ein Kornmagazin. Ich habe nichts von alle dem geſehen. Es iſt abgeſchmackt, aber es iſt ſo.

Was habe ich denn in Köln beſucht? den Dom und das Rathhaus, weiter nichts. Man muß in einer ſo wunderbaren Stadt wie Köln ſein, damit das wenig iſt, denn es ſind zwei ſeltene, wunderſame Gebäude.

Ich kam in Köln nach Sonnenuntergang an. Ich ging auf der Stelle nach dem Dom, nachdem ich meinen Nachtſack einem dieſer edlen Commiſſionäre in blauer Uniform mit gelben Aufſchlägen gegeben hatte, die in dieſem Lande für den König von Preußen arbeiten (eine treffliche, gewinnreiche Arbeit, verſichere ich Sie, wo der Reiſende hoch taxirt wird und der Commiſſionär mit dem König theilt). Hier eine nützliche Bemerkung: Ehe ich den Commiſſionär verließ, befahl ich ihm zu ſeinem großen Erſtaunen, mein Gepäck nicht in ein Gaſthaus in Köln, ſondern nach Deuz zu tragen, einer kleinen Stadt am andern Rheinufer, die durch eine Schiffbrücke mit Köln in Verbindung ſteht. Ich hatte folgenden Grund dazu. Ich wähle gern ſo viel

wie möglich den Horizont und die Landschaft, die ich vor meinem Fenster habe, wenn ich mehrere Tage in demselben Gasthof bleibe. Nun sehen die Fenster von Köln auf Deuz und die Fenster von Deuz auf Köln, deßhalb logirte ich in Deuz; denn ich hielt mir selbst den unbestreitbaren Satz vor: Es ist besser, in Deuz wohnen und Köln sehen, als in Köln wohnen und Deuz sehen.

Einmal allein, schritt ich vor mich hin, indem ich den Dom suchte und ihn an der Ecke jeder Straße erwartete. Aber ich kannte diese verwickelte Stadt nicht; der Abendschatten lag dicht in den engen Gassen; ich frage nicht gern nach dem Wege und ich irrte lange Zeit auf gut Glück umher.

Endlich, nachdem ich eine Art Thorweg in einer Art von Hof, der links durch eine Art von Corridor begrenzt wird, erreicht hatte, kam ich plötzlich auf einem ziemlich großen Platze heraus, der vollkommen dunkel und verlassen war.

Da hatte ich ein prächtiges Schauspiel. Vor mir, unter dem phantastischen Lichte des halbdunkeln Himmels, erhob sich gewaltig mitten unter einer Menge Häuser mit mannigfachen Giebeln eine ungeheure schwarze Masse von Spitzen und Thürmchen; etwas ferner, in Bogenschußweite, ragte isolirt eine andere schwarze Masse empor, minder breit und höher, eine Art großer viereckiger Festung, an den vier Enden von vier hohen Thürmen umgeben, auf deren Gipfel sich ein ich weiß nicht wie sonderbar abgezeichneter Balken erhob, der einer riesigen Feder glich, die wie auf einem Helm auf der Stirn des alten Thurmes lag. Diese Gruppe war eine Apside, dieser Thurm war der Anfang eines Kirchthurms; diese Apside und der angefangene Kirchthurm waren der Kölner Dom.

Was ich für eine schwarze Feder hielt, die auf dem Helmkamm des düstern Monuments läge, war der ungeheure symbolische Krahnen, den ich am andern Tage mit Bleiplatten

bedeckt und beharnischt wieder sah, und der jedem Vorübergehenden sagt, daß diese unvollendete Basilika fortgesetzt wird, daß dieser Thurm- und dieser Kirchenstumpf, gegenwärtig durch einen weiten Raum getrennt, sich einst vereinigen und ein gemeinsames Leben werden; daß der Traum Engelberts von Berg, der unter Konrad von Hochstedten zum Gebäude geworden ist, in einem oder zwei Jahrhunderten der größte Dom der Welt sein wird; daß diese unvollständige Iliade noch auf einen Homeros hofft.

Die Kirche war geschlossen. Ich näherte mich dem Thurm; seine Dimensionen sind ungeheuer. Was ich für Thürme an den vier Ecken gehalten hatte, waren nur seine Strebepfeiler. Der Grund und der erste Stock, aus einem ungeheuren Spitzgewölbe bestehend, sind nur erst fertig, und schon hat das Bauwerk beinahe die Höhe der Thürme von Notre-Dame in Paris erreicht. Wenn je der projektirte Thurm sich auf dieser ungeheuern Steinmasse erhebt, wird Straßburg nichts neben ihm sein. Ich zweifle selbst, ob der ebenfalls unvollendete Thurm von Mecheln auf dem Boden mit dieser Breite und Länge sitzt.

Anderswo habe ich gesagt, daß nichts so sehr einer Ruine gleiche, wie ein angefangenes Werk. Die Dornen, Saxifragen und Mauerkräuter, alle diese Gewächse, die gern in den Kalk dringen, und ihre Wurzeln in die Spalten der Steine senken, haben sich am ehrwürdigen Portal hinaufgerankt. Der Mensch hat noch nicht aufgehört zu bauen, so zerstört die Natur schon.

Der Platz war fortwährend still. Niemand ging vorüber. Ich trat so nah an das Portal, als es mir ein eisernes Gitter aus dem fünfzehnten Jahrhundert erlaubte, und hörte ruhig im Nachtwind diese unzähligen kleinen Wälder rauschen, die sich in allen Spalten des alten Mauerwerks installirt haben und dort wuchern. Ein Licht, das an einem benachbarten Fenster erschien, erhellte für einen Augenblick in den Nischen eine Menge sitzender

Statuetten, Engel und Heilige, die in einem großen, offenen Buch auf ihren Knieen lesen, oder mit erhobenem Finger reden und predigen. So studiren die Einen, die Andern lehren. Ein herrlicher Prolog für eine Kirche, die nichts anders ist, als das Marmor, Bronze, Stein gewordene Wort. Die zarte Maurerarbeit der Schwalbennester mischt sich überall wie ein reizendes Correktiv zwischen diese strenge Architektur.

Dann erlosch das Licht, und ich sah nichts mehr, als den ungeheuren Spitzbogen von achtzig Fuß, ganz offen, ohne Rahmen und Winddach, den Thurm von oben bis unten offen darlegend und meinem Blick den Zugang in das gewundene Innere des Glockenthurms verschaffend. In diesem Fenster malte sich, durch die Perspektive verkleinert, das gegenüberstehende ab, ebenso groß geöffnet, dessen Rosette und Kreuzstäbe, wie mit Tinte gezogen, sich mit einer unbeschreiblichen Reinheit auf dem klaren, metallischen Abendhimmel abzeichneten. Nichts ist melancholischer und sonderbarer, als dieser elegante kleine weiße Spitzbogen in diesem großen schwarzen Spitzbogen.

Das war mein erster Besuch beim Kölner Dom.

Ich habe Ihnen noch nichts von dem Weg von Aachen nach Köln gesagt. Viel kann man nicht davon sagen. Es ist gerade wie eine Reise in der Picardie oder Touraine, eine grüne oder blonde Fläche, hie und da mit einer krummen Ulme und im Hintergrund mit einem bleichen Vorhang von Pappeln. Ich hasse dies friedliche Genre nicht, aber ich freue mich seiner ohne Geschrei und Enthusiasmus.

In diesen Dörfern gehen alte Bäuerinnen wie Gespenster in langen Mänteln von grauer oder rother Indienne, deren Kapuze bis über die Augen geht, vorüber; die jungen in kurzen Röcken, mit einer Kopfbinde von falschen Perlen, die kaum ihre prächtigen Haare verbirgt, die über dem Nacken durch eine breite silberne Nadel zusammen gehalten werden,

waschen lustig die Vorderseite der Häuser, und zeigen, wenn sie sich bücken, den Vorübergehenden ihre Waden, wie auf den Bildern der alten holländischen Meister. Die Männer sind mit einem blauen Kittel und breitem Hute geschmückt, als wären sie die Bauern eines constitutionellen Landes.

Was den Weg betrifft, so war er, da es geregnet hatte, sehr kothig. Ich begegnete Niemand, als von Zeit zu Zeit einem jungen, blonden, magern, bleichen Musiker, der zu den Redouten von Aachen und Spaa ging, seinen Knapsack an der Seite und seinen mit einem grünen Ueberzug bedeckten Contrebaß auf dem Rücken, seinen Stock in der einen, sein Klapphorn in der andern Hand; sein Anzug bestand aus einem blauen Rock, einer geblümten Weste, einer weißen Kravatte und einer enganliegenden Hose, die des Schmutzes wegen über die Stiefel aufgekrempt war; ein armer Teufel, oben für den Ball, unten für die Reise eingerichtet. Ebenso habe ich auf einem am Wege liegenden Felde einen Jäger aus der Gegend in folgendem Kostüm gesehen: ein runder apfelgrüner Hut mit einer großen Kokarde von Lilaatlas, grauer Kittel, graue Blouse, Gewehr.

In einer niedlichen, kleinen, viereckigen Stadt, die von Backsteinmauern und zerfallenen Thürmen umgeben ist, auf der Hälfte des Weges liegt und deren Namen ich nicht weiß, habe ich vier prächtige Reisende bewundert, die bei offenen Fenstern im Parterre eines Wirthshauses vor einem pantagruelischen Tisch voll Fleisch, Fischen, Wein, Backwerk und Früchten saßen; trinkend, schneidend, beißend, drehend, zertheilend, verschlingend; der eine roth, der andere karmoisinfarben, der dritte purpurn, der vierte violett, wie vier lebendige Personifikationen der Gefräßigkeit und Schlemmerei. Ich meinte den Gott Schmecker, den Gott Schlucker, den Gott Schlinger und den Gott Schlemmer um einen Berg Eßwaaren sitzen zu sehen.

Uebrigens sind die Wirthshäuser hier zu Lande vortrefflich,

mit Ausnahme deſſen, in welchem ich in Aachen logirte (Hôtel de l'Empereur), das nur paſſabel iſt, und wo ich in meinem Zimmer, um mir die Füße zu erwärmen, eine treffliche auf den Boden gemalte Decke hatte, ein Luxus, der wahrſcheinlich die übertriebenen Preiſe des beſagten Gaſthofs rechtfertigt.

Um mit Aachen zu Ende zu kommen, ſage ich Ihnen, daß der Nachdruck hier wie in Belgien blüht. In einer großen Straße, die auf dem Rathhausplatz ausläuft, habe ich mich hinter den Fenſtern eines Ladens mit Lamartine — eine berühmte, liebe Genoſſenſchaft — ausgehängt geſehen. Das nachgedruckte Porträt dieſes preußiſchen Nachdrucks war etwas weniger ſchlecht, als alle dieſe gräßlichen Karrikaturen, welche die Kunſt- und Buchhändler, meine Verleger in Paris mitbegriffen, dem leichtgläubigen und verwunderten Publikum, als mir genau ähnlich, verkaufen; eine fürchterliche Verleumdung, gegen die ich hier feierlich proteſtire. **Coelum hoc et conscia sidera testor.**

Ich lebe übrigens vollkommen wie ein Deutſcher. Ich eſſe mit Servietten, die ſo groß wie Schnupftücher, und ſchlafe auf Tüchern, die ſo groß wie Servietten ſind. Ich eſſe Hammelkeulen mit Kirſchen und Haſen mit Pflaumen, und trinke vortrefflichen Rhein- und Moſelwein, den ein geiſtreicher Franzoſe, der geſtern hier zu Mittag aß, wenig Schritte von mir, Demoiſellenwein nannte. Derſelbe Franzoſe ſtellte, nachdem er ſeine Karaffe gekoſtet hatte, den Satz auf: das Rheinwaſſer iſt nicht ſo gut, wie der Rheinwein.

In den Gaſthöfen ſprechen Wirth, Wirthin, Diener und Dienerinnen nur deutſch; aber es iſt immer ein Kellner da, der franzöſiſch ſpricht, ein Franzöſiſch, das in der That durch das Deutſche, von dem es umgeben, etwas gefärbt iſt; aber dieſe Abwechslung iſt nicht ohne Reiz. Geſtern hörte ich den-

ſelben Reiſenden, meinen Gefährten, indem er auf die Schüſſel zeigte, die ihm ſervirt wurde, fragen: Qu'est-ce que cela? Der Kellner antwortete mit Würde: C'est des bichons. Es waren pigeons — Tauben.

Uebrigens iſt es für einen Franzoſen, der wie ich kein Deutſch verſteht, eine vergebliche Mühe, an dieſen Oberkellner, wie man ihn nennt, andere Fragen zu richten, als die vorhergeſehenen und im Reiſehandbuch abgedruckten. Dieſer Kellner iſt ganz einfach mit franzöſiſch angetüncht; will man hineinbohren, ſo findet man das Deutſche, das reine, taube Deutſche.

Ich komme jetzt zu meinem zweiten Beſuch im Kölner Dom.

Ich kehrte früh Morgens dorthin zurück. — Man kommt zu dieſer meiſterhaften Kirche durch einen Hof von Mauerwerk. Dort umlagern Sie Bettler. Während ich ihnen einige Landesmünze gab, fiel mir ein, daß es vor der franzöſiſchen Occupation 12,000 Bettler in Köln gab, die das Recht hatten, ihren Kindern die beſtimmten einzelnen Plätze, wo ſich Jeder aufhielt, zu vermachen. Dieſer Gebrauch iſt verſchwunden. Die Ariſtokratien ſtürzen zuſammen. Unſer Jahrhundert hat die erbliche Bettelei nicht mehr reſpectirt als die erbliche Pairſchaft. Jetzt haben die Baarfüßler ihrer Familie nichts zu vermachen.

Iſt man an den Bettlern vorbei, ſo kommt man an die Kirche.

Ein Wald von Pfeilern, Säulen und Säulchen, die unten mit einer bretternen Verkleidung umgeben ſind, und ſich oben in einen Zuſammenlauf von gedrückten Gewölben, ſpitzen Giebeln, verſchiedenen Kurven und ungleichen Höhen vereinigen; wenig Helle in der Kirche, da dieſe niedrigen Gewölbe den Blick nicht über 40 Fuß ſteigen laſſen; links ſind vier oder fünf helle Fenſter, die von der hölzernen Decke bis auf das ſteinerne Pflaſter wie vier Tücher voll Topaſe, Smaragde und Rubinen hinunter hängen; rechts liegt ein Haufen von Leitern, Winden,

Tauen, Hebebäumen, Krahnen und Maſchinen; im Hintergrunde der Chor, die ernſte Stimme der Sänger und Pfründner, das ſchöne Latein der Pſalmen, das ſtückweiſe mit den Weihrauchwolken durch den Dom geht, eine Orgel mit unbeſchreiblicher Milde weinend; an der erſten Säule das Knirſchen der Sägen, das Seufzen der Böcke und Hebel, das dumpfe Geräuſch der Hämmer auf den Brettern: ſo erſchien mir das Innere des Kölner Doms.

Die gothiſche Cathedrale, an eine Zimmerwerkſtatt verlobt, die edle Stiftsdame, an einen Maurer verheirathet, die große Dame, gezwungen ihre friedlichen Gewohnheiten, ihr erhabenes, zurückgezogenes Leben, ihre Geſänge, ihr Gebet, ihre Erholung mit dieſem Geräth, dieſem Lärm, dieſen rohen Geſprächen, dieſer ſchlechten Geſellſchaft zu vereinigen — dieſe ganze Mißheirath macht anfangs einen bizarren Eindruck, der daher kommt, daß wir keine gothiſchen Kirchen mehr bauen ſehen, und der nach einem Augenblick verſchwindet, wenn man bedenkt, daß am Ende nichts einfacher iſt. Der Krahnen des Thurms hat eine Bedeutung: man hat das 1499 unterbrochene Werk wieder angefangen. Dieſer ganze Tumult von Zimmerleuten und Steinmetzen iſt nothwendig. Man baut den Kölner Dom aus und vollendet ihn, wenn es Gottes Wille iſt. Nichts iſt beſſer, als wenn man zu vollenden weiß.

Dieſe Pfeiler, die hölzerne Gewölbe tragen, ſind der Anfang des Schiffes, das einſt die Apſide mit dem Portal vereinigen wird.

Ich ſah die Fenſter genauer an, die aus der Zeit Maximilians und mit der robuſten und prächtigen Uebertreibung der deutſchen Renaiſſance gemalt ſind. Da ſind überall dieſe Könige und Ritter mit ſtrengen Mienen, prächtiger Haltung, ungeheuren Federbüſchen, ſchrecklichen Helmdecken, großen Pickelhauben, gewaltigen Schwertern, wie Henker bewaffnet, wie

Bogen gekrümmt, wie Schlachtrosse geputzt. Neben sich haben sie ihre Frauen, oder besser gesagt, ihre fürchterlichen Weibsen, in einer Ecke des Fensters knieend, mit Gesichtern wie Löwinnen und Wölfinnen. Die Sonne scheint durch diese Figuren, gießt Feuer in ihre Augen und macht sie lebendig.

Eines dieser Fenster stellt das schöne Motiv dar, das ich so oft gesehen habe, den Stammbaum der Jungfrau. Unten auf dem Gemälde liegt der riesige Adam, im Kaiserschmuck, auf dem Rücken. Aus seinem Bauch wächst ein ungeheurer Baum hervor, der das ganze Fenster ausfüllt, und an dessen Zweigen die gekrönten Ahnen der Maria sind, David, die Harfe spielend, Salomo nachdenklich; oben auf dem Baum in einem grell blauen Felde öffnet sich die letzte Blume und läßt die Jungfrau, die das Kind trägt, sehen.

Einige Schritte weiter las ich auf einem großen Pfeiler diese traurige Grabschrift:

INCLITUS ANTE FUI, COMES EMUNDUS
VOCITATUS, HIC NECE PROSTRATUS, SUB
TEGOR UT VOLUI. FRISHEIM, SANCTE,
MEUM FERO, PETRE, TIBI COMITATUM,
ET MIHI REDDE STATUM, TE PRECOR,
AETHEREUM. HAEC LAPIDUM MASSA
COMITIS COMPLECTITUR OSSA.

Ich schrieb diese Grabschrift ab, wie sie auf der verticalen Tafel stand, wie Prosa, ohne Anzeige der etwas barbarischen Hexameter und Pentameter, welche die Distichen bilden. In dem Vers mit gereimter Cäsur, der die Inschrift schließt, ist ein Quantitätsfehler, massă, worüber ich mich gewundert habe, denn das Mittelalter verstand lateinische Verse zu machen.

Der linke Arm des Transepts ist erst angedeutet und endet in einer großen, kalten, häßlichen, langweiligen Kapelle, mit

einigen Betstühlen dabei. Ich eilte wieder in die Kirche zu kommen, und als ich aus der Kapelle ging, frappirten mich drei Dinge fast zugleich: links eine reizende kleine Kanzel aus dem sechzehnten Jahrhundert, sehr hübsch erfunden und sehr hübsch in Eichenholz geschnitzt; etwas weiter das Gitter des Chors, ein seltenes und vollkommenes Modell der ausgezeichneten Schlosserarbeit im fünfzehnten Jahrhundert; mir gegenüber eine sehr schöne Tribüne mit dicken Pfeilern und niedrigen Arkaden, im Styl vor unserer Renaissance, von der ich voraussetze, daß sie für die arme, flüchtige Königin Maria von Medicis hergerichtet worden ist.

Beim Eingang des Chors funkelt und glänzt in einem eleganten Rokokoschrank eine ächte italienische Madonna, mit Perlen und Flittern, ebenso wie ihr Kindchen, überladen. Unter diese prächtige Madonna mit Hals- und Armbändern hat man, augenscheinlich zum Gegensatz, einen massiven Armenstock gesetzt, im fünfzehnten Jahrhundert gefertigt, mit Ketten und eisernen Ringen umgeben, und halb in einen roh gearbeiteten Granitblock versenkt. Man meint, ein Block sei in ein Pflaster gemauert.

Als ich die Augen hob, sah ich am Spitzbogen über meinem Kopf vergoldete Stäbe hängen, die an einem Ende an eine querlaufende Kranzleiste befestigt waren. Neben diesen Stäben steht die Inschrift: Quot pendere vides baculos, tot episcopus annos hnic Agrippinae praefuit ecclesiae. — Ich liebe diese strenge Art, die Jahre zu zählen, und dem Erzbischof beständig die Zeit vor Augen zu halten, die er schon benutzt oder verloren hat. Drei Stäbe hängen gegenwärtig am Gewölbe.

Der Chor ist eigentlich das Innere dieser berühmten Apside, die gegenwärtig so zu sagen noch der ganze Kölner Dom ist, da die Spitze dem Thurm, das Gewölbe dem Schiff, und der Transept der Kirche fehlt.

In diesem Chor ist ein Ueberfluß von Schätzen. Da sind

Sakristeien voll von prächtigem Schnitzwerk; Kapellen voll strenger Bildhauerarbeit; Gemälde aus allen Zeiten; Gräber von allen Formen; Bischöfe von Granit, die in einer Festung liegen, Bischöfe aus Tuffstein, die auf einem Bette liegen, das eine Prozession weinender Figürchen trägt, Bischöfe von Marmor, auf einem Schragen von Eisen, Bischöfe von Erz auf der Erde, Bischöfe von Holz vor den Altären knieend; Feldherren aus der Zeit Ludwigs **XV.**, auf ihr Grab gelehnt, Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge mit ihrem Hund, der sich an ihren Stahlfüßen reibt; Apostelstatuen mit Goldröcken; Beichtstühle aus Eichenholz mit gewundenen Säulen; edle Stühle der Domherren; gothische Taufbecken, welche die Form eines Sarges haben; Altartische mit Statuetten; schöne Bruchstücke von Scheiben; Verkündigungen des fünfzehnten Jahrhunderts auf Goldgrund, darüber mit weichen vielfarbigen, darunter mit weißen Flügeln des Engels, der die Jungfrau ansieht und fast begehrt; Stickereien nach Gemälden von Rubens; eiserne Gitter, die man für die Arbeit von Metzis-Quentin erklärte; Schränke mit gemalten Thüren, die man für das Werk von Francfloris halten möchte.

Alles dies ist, ich muß es gestehen, schrecklich verstümmelt. Wenn Einer den Kölner Dom von außen baut, so weiß ich nicht, wer ihn im Innern zerstört. Kein Grab, an dem nicht Figürchen losgerissen oder verstümmelt sind; kein Gitter, das nicht verrostet ist, wo es vergoldet war. Staub, Asche und Schmutz sind überall. Die Fliegen schänden das ehrwürdige Gesicht des Erzbischofs Philipp von Heinsberg. Der eherne Mann, der auf dem Boden liegt, der Konrad von Hochstedten heißt, und der diesen Dom bauen konnte, kann heute nicht die Spinngewebe zerreißen, die ihn wie Gulliver in ihren Netzen an den Boden fesseln. Leider sind Arme von Erz nicht so gut, wie Arme von Fleisch.

Ich glaube, daß die Statue eines liegenden, bärtigen Greises, die ich zerbrochen und verstümmelt in einem dunkeln Winkel entdeckte, von Michael Angelo ist; das erinnert mich daran, daß ich in Aachen, in einem Winkel des alten Klosterkirchhofes, wie Baumstämme, die auf den Zimmermann harren, die berühmten alten Marmorsäulen liegen sah, die Napoleon nahm und Blücher wieder eroberte. Napoleon hatte sie für das Louvre genommen, Blücher nahm sie wieder für das Beinhaus.

Eine der Fragen, die ich am häufigsten in der Welt aufwerfe, ist: Wozu?

In dieser ganzen Reihe habe ich nur zwei Gräber gesehen, die etwas respectirt und abgestäubt waren, die Kenotaphen der Grafen von Schauenburg. Die beiden Grafen von Schauenburg sind eines der Paare, die Virgil im Voraus gesehen zu haben scheint. Sie waren Brüder, beide Erzbischöfe von Köln, beide sind in demselben Chor begraben, beide haben sehr schöne neben einander stehende Gräber aus dem siebzehnten Jahrhundert. Adolph sieht Anton an.

Bis jetzt habe ich mit Absicht, um mit einiger Ausführlichkeit davon reden zu können, das ehrwürdigste Bauwerk, das der Kölner Dom hat, das Grab der h. drei Könige, unerwähnt gelassen. Es ist eine große Kammer aus Marmor von allen Farben, durch dichte kupferne Gitter geschlossen; eine bastardartige, bizarre Architektur, in der Ludwig XIV. und XV. ihre Koketterie und Schwerfälligkeit vereinigen. Sie liegt hinter dem Hauptaltar in der Kapelle der Apside. Drei Turbane, nach der Zeichnung des Hauptgitters vereinigt, ziehen zuerst das Auge auf sich. Man erhebt den Blick und sieht ein Relief, welches die Anbetung der Weisen darstellt; man senkt ihn und liest das mittelmäßige Distichon:

Corpora sanctorum recubant hic terna Magorum.
Ex his sublatum nihil est alibive locatum.

Ein zugleich komischer und ernster Gedanke kommt mir hier in den Sinn. Hier also liegen die drei poetischen Könige des Morgenlandes, die durch den Stern geleitet herbeikamen, **ab Oriente venerunt**, und die ein Kind in einem Stall anbeteten, **et procidentes adoraverunt.** Ich habe auch angebetet. Ich gestehe, daß mich nichts in der Welt mehr ergötzt, als diese Sage der tausend und einen Nacht, die in das Evangelium gekommen ist. Ich näherte mich dem Grabe und bemerkte durch das eifersüchtig verschlossene Gitter hinter einem dunkeln Glase im Schatten einen großen, wunderbaren byzantinischen Reliquienkasten von massivem Gold, von Arabesken, Perlen und Diamanten funkelnd, gerade so, wie man durch die Finsterniß von zwanzig Jahrhunderten hinter dem düstern und strengen Gitter der Ueberlieferungen der Kirche, die orientalische, blendende Geschichte der heiligen drei Könige sieht.

Zu beiden Seiten des heiligen Gitters gehen zwei Arme von vergoldetem Kupfer heraus und öffnen jeder einen Almosenstock, unter den das Kapitel diese indirekte Aufforderung hat eingraben lassen: — **Et apertis thesauris suis obtulerunt ei munera.**

Dem Grabe gegenüber brennen drei kupferne Lampen: die eine trägt den Namen Kaspar, die andere Melchior, die dritte Balthasar. Es ist eine sinnreiche Idee, vor dem Grabe gewissermaßen die Namen der drei Weisen angezündet zu haben.

Als ich mich zurückziehen wollte, drang eine Spitze durch die Sohle meines Stiefels; ich senkte den Blick, es war der Kopf eines kupfernen Nagels, der in eine breite Platte von schwarzem Marmor, auf der ich ging, geschlagen war. Ich erinnerte mich, wie ich den Stein näher ansah, daß Maria von Medicis wünschte, daß ihr Herz unter dem Pflaster des Kölner Doms vor der Kapelle der heil. drei Könige liegen sollte. Diese Platte, auf die mein Fuß trat, bedeckte ohne

Zweifel ihr Herz. Früher war auf der Platte, auf der man noch die Spur sieht, ein Schild von Kupfer oder vergoldeter Bronze, das nach deutscher Sitte das Wappen und Epitaph der Todten trug, und zu dessen Befestigung der Nagel diente, der meinen Stiefel zerriß. Als die Franzosen Köln besetzten, haben die revolutionären Ideen und vielleicht auch einige spekulative Köpfe dies mit Lilien geschmückte Schild fortgerissen, ebenso wie andere ringsherum, denn eine Menge von kupfernen Nägeln, die aus den benachbarten Platten hervorstehen, bezeugen viele Herausreißungen derselben Art. So, arme Königin, warst du erst in dem Herzen Ludwigs XIII., deines Sohnes, ausgelöscht, dann aus der Erinnerung Richelieu's, deiner Kreatur, jetzt bist du von der Erde ausgelöscht.

Was hat das Geschick für sonderbare Launen! Diese Königin Maria von Medicis, diese Wittwe Heinrichs IV., verbannt, verlassen, dürftig, wie sie war, kam mit ihrer Tochter Henriette, Wittwe Karls I., nach Köln, um hier 1642 zu sterben, in dem Hause Ibach, Sterngasse 10, wo 65 Jahre früher, 1577, ihr Maler Rubens geboren war.

Der Kölner Dom schien mir, bei hellem Lichte betrachtet, ohne die phantastische Vergrößerung, die der Abend den Gegenständen leiht, und ich die Dämmerungsgröße nenne, etwas von seiner Erhabenheit zu verlieren. Seine Linien sind immer schön, aber sein Profil ist etwas trocken. Das kommt vielleicht von dem Eifer her, mit dem der jetzige Architekt diese ehrwürdige Apside verkittet und verstopft. Man muß die alten Kirchen nicht wieder zu neu machen. Bei dieser Operation, welche die Linien vermindert, die sie feststellen soll, verschwindet das Geheimnißvolle der Umrisse. Wie sie zur Zeit sind, ziehe ich den angefangenen Thurm der vollendeten Apside vor. Auf alle Fälle, — die Auserwählten, welche in dem Kölner Dom das

Parthenon der christlichen Architektur sehen, mögen verzeihen — sehe ich meinerseits keinen Grund, diesen Anfang einer Kirche unsern vollständigen Notre-Damen in Amiens, Reims, Chartres und Paris vorzuziehen.

Ich gestehe sogar, daß mir der Dom in Beauvais, der auch bei der Apside stehen geblieben, der kaum bekannt, wenig gepriesen ist, weder in der Masse, noch in den Einzelheiten dem Kölner Dom nachzustehen scheint.

Das Rathhaus in Köln, das sehr nahe bei dem Dome liegt, ist eines dieser liebenswürdigen Harlequingebäude, die aus Stücken aller Zeiten und aller Style zusammengesetzt sind, und auf die man in den alten Gemeinden stößt, die sich selbst Sitten, Gesetze und Gewohnheiten gebildet haben. Die Bildungsart dieser Gebäude und Gemeinden ist merkwürdig. Es ist mehr eine Anhäufung, als eine Construktion, ein allmähliges Wachsen, ein capriciöses Größerwerden, ein Aufpfropfen auf das Benachbarte; nichts ist nach einem regelmäßigen Plane gemacht und im Voraus bestimmt; eines ist nach dem andern gekommen, je nach den steigenden Bedürfnissen.

So war das Rathhaus in Köln, das wahrscheinlich einen römischen Keller in seinem Grunde hat, um 1250 nur ein ernstes, strenges Haus mit Spitzbögen, wie unser Pfeilerhaus; dann sah man ein, es müsse ein Thurm da sein, um Sturm zu läuten, zu den Waffen zu rufen, für die Nachtwachen, und das vierzehnte Jahrhundert baute einen schönen Thurm, feudal und bürgerlich zugleich; dann begann unter Maximilian der fröhliche Hauch der Renaissance die düstern steinernen Blätter der Cathedralen zu durchwehen, ein Geschmack an Eleganz und Schmuck verbreitete sich überall; die Kölner Spießbürger fühlten das Bedürfniß, ihrem Rathhaus Toilette zu machen, sie riefen einen Baumeister aus Italien, einen Schüler Michael Angelo's, oder einen Bildhauer aus

Frankreich, einen Freund des jungen Jean Goujon, und schmückten ihre schwarze Façade aus dem dreizehnten Jahrhundert durch eine herrliche prächtige Halle. Einige Jahre nachher brauchten sie einen Gang neben ihrer Kanzlei, und sie bauten sich einen hübschen Vorhof mit Galerien unter Arkaden, prächtig geschmückt durch Wappen und Basreliefs, die ich sah, die aber in zwei oder drei Jahren Niemand mehr sehen wird, denn man läßt sie verfallen. Endlich haben sie unter Karl V. eingesehen, daß ihnen ein großer Saal für die Versteigerungen und Bürgerversammlungen Noth that, und sie haben ihrem Thurm und ihrer Vorhalle gegenüber ein reiches Nebengebäude aus Ziegeln und Steinen nach dem schönsten Geschmack erbaut. — Heute bilden Schiff aus dem dreizehnten Jahrhundert, Thurm aus dem vierzehnten, Halle und Vorhof von Maximilian, Galerien Karls V., zusammen durch die Zeit gealtert, mit Ueberlieferungen und Erinnerungen durch die Ereignisse beladen, durch den Zufall auf die originellste und pittoreskeste Weise zusammengestellt, das Rathhaus in Köln.

Beiläufig gesagt, mein Freund, ist dies sowohl als Kunstprodukt, als auch als Ausdruck der Geschichte etwas mehr werth, als dies häßliche, kalte Bauwerk, Bastard durch seine dreifache mit Archivolten bedeckte Vorderseite, Bastard durch die sparsame, ekelhafte Monotonie seiner Ornamente, in denen sich Alles wiederholt und Nichts heraustritt, Bastard durch seine drei schiefen Dächer ohne Giebel und Schornsteine, in die heute die ersten besten Mauret, im Angesicht unserer guten Stadt Paris, das herrliche Meisterwerk des Bocador senken. Wir sind sonderbare Leute, wir lassen das Rathhaus von La Tremouille zerstören und bauen dies. Wir dulden, daß Menschen, die sich für Baumeister halten und sich so nennen, das reizende spitze Dach des Dominicus Bocador heimlich um zwei oder drei Fuß niedriger machen, das heißt entstellen, um es

mit ihren ſchrecklichen platten Giebeln, die ſie erfunden haben, in Einklang zu bringen. Wollen wir denn immer daſſelbe Volk bleiben, das Corneille bewundert und ihn von Andrieux retouchiren, emendiren und corrigiren läßt! — Doch ich kehre nach Köln zurück.

Ich bin auf den Thurm geſtiegen und habe von da unter einem grauen, finſtern Himmel, der nicht ohne Harmonie mit dieſen Gebäuden und meinen Gedanken war, zu meinen Füßen die ganze wunderbare Stadt geſehen.

Köln am Rhein hat wie Rouen an der Seine, Antwerpen an der Schelde, wie alle Städte, die an einem Waſſer liegen, das zu breit iſt, um es leicht zu überſchreiten, die Form eines geſpannten Bogens, deſſen Sehne der Fluß iſt.

Die Dächer ſind aus Schiefern, eines an das andere gedrängt, ſpitz wie zuſammengefaltete Karten; die Gaſſen ſind eng, die Giebel ausgezackt. Eine röthliche Kurve von Mauern und Backſteinthürmen, die allerwärts über den Dächern ſichtbar iſt, umgibt die Stadt wie ein Gürtel, der an den Fluß ſelbſt geknüpft iſt, ſtromab durch das Thürmchen, ſtromauf durch den prächtigen Baienthurm, auf deſſen Zinnen ein marmorner Biſchof ſteht, der den Rhein ſegnet. Vom Thürmchen zum Baienthurm zeigt die Stadt, eine Stunde lang, Fenſter und Façaden. Mitten in dieſer langen Linie geht eine ungeheure Schiffbrücke, anmuthig gegen den Strom gekrümmt, über den hier ſehr breiten Fluß und verbindet mit der ungeheuren Maſſe ſchwarzer Gebäude, die Köln heißt, Deuz, einen kleinen Haufen weißer Häuſer.

Mitten in Köln, aus den Dächern, Thürmchen und blumenreichen Manſarden ſteigen die Giebel von ſiebenundzwanzig Kirchen empor, unter denen, den Dom nicht mitgezählt, vier majeſtätiſche romaniſche Kirchen ſind, alle von verſchiedener Zeichnung, durch ihre Größe und Schönheit würdig,

ſelbſt Dome zu ſein, Sankt Martin im Norden, Sankt Gereon im Weſten, Apoſtel im Süden, Maria am Kapitol im Oſten, und treten wie ungeheure Ketten von Apſiden und Thürmen zuſammen.

Wenn man die Einzelheiten der Stadt betrachtet, lebt und bewegt ſich Alles; die Brücke iſt mit Vorübergehenden und Wagen beladen, der Fluß iſt mit Segeln bedeckt, der Strand von Maſten eingefaßt. Alle Straßen wimmeln, alle Fenſter ſprechen, alle Dächer ſingen. Da und dort ſchmeicheln grüne Baumgruppen ſanft den ſchwarzen Häuſern, und die alten ſteinernen Gebäude des fünfzehnten Jahrhunderts miſchen unter die Monotonie der Schieferdächer und backſteinernen Façaden ihre langen Frieſe mit Blumen, Früchten und Laub, auf die ſich die Tauben luſtig ſetzen.

Um dieſe ungeheure Gemeinde, durch ihre Induſtrie Kaufmännin, Kriegerin durch ihre Lage, Schifferin durch ihren Fluß, breitet ſich eine weite und reiche Ebene aus, die ſich nach Holland ſenkt, die der Rhein hie und da durchzieht und die im Nordweſten mit ſeinen ſieben hiſtoriſchen Spitzen dies wunderbare Neſt der Ueberlieferungen und Sagen krönt, welches das Siebengebirge heißt.

So erheben ſich Holland und ſein Handel, Deutſchland und ſeine Poeſie, wie die beiden gewaltigen Geſichter des menſchlichen Geiſtes, das Poſitive und das Ideale am Horizont von Köln, das ſelbſt eine Stadt voll Handel und Sinnen iſt.

Wie ich wieder vom Thurm ſtieg, blieb ich vor der reizenden Halle aus der Renaiſſance ſtehen. Der zweite Stock dieſer hübſchen Compoſition beſteht aus einer Reihe kleiner Triumphbögen, die wie Arkaden an einander gelehnt ſind, und von denen der erſte, laut ſeiner Inſchrift, Cäſar, der zweite Auguſtus, der dritte Agrippa, dem Gründer Kölns (Colonia

Agrippina), der vierte Conſtantin, dem chriſtlichen Kaiſer, der fünfte Juſtinian, dem geſetzgebenden Kaiſer, der ſechste Maximilian, dem damals lebenden Kaiſer, geweiht iſt. Auf der Façade hat der Bildhauer drei Basreliefs ausgehauen, welche die drei Löwenbändiger, Milo von Kroton, Pipin den Kleinen und Daniel vorſtellen. An den beiden äußerſten Enden hat er Milo von Kroton hingeſetzt, der die Löwen durch die Gewalt ſeines Körpers zu Boden warf, und Daniel, der ſie durch die Gewalt ſeines Geiſtes beſiegte; zwiſchen Daniel und Milo hat er, als eine natürliche Verbindung zwiſchen dem einen und dem andern, Pipin den Kleinen geſetzt, der die wilden Thiere mit dieſer Miſchung phyſiſcher Kraft und moraliſcher Stärke, die den Krieger ausmacht, angriff. Zwiſchen der reinen Kraft und dem reinen Gedanken ſteht der Muth. Zwiſchen dem Athleten und dem Propheten der Held.

Pipin hat das Schwert in der Hand, ſein linker mit dem Mantel umwickelter Arm iſt dem Löwen in den Rachen geſtoßen; der Löwe ſteht, Klauen und Gebiß offen, in der fürchterlichen Stellung, die man in der Wappenſprache einen ſchreitenden Löwen nennt; Pipin tritt ihm kräftig entgegen, er kämpft. Daniel ſteht unbeweglich, mit hängenden Armen, die Augen zum Himmel erhoben, während ſich die Löwen freundlich zu ſeinen Füßen legen; der Geiſt kämpft nicht, er ſiegt. Milo von Kroton ringt, die Arme zwiſchen den Baum geklemmt, der Löwe verſchlingt ihn; es iſt die Agonie der unverſtändigen und blinden Vorausſetzung, die auf ihre Muskeln und Fäuſte vertraut hat; die reine Kraft iſt beſiegt. — Die drei Basreliefs ſind von hohem Werth. Das letztere macht einen ſchrecklichen Eindruck: Ich weiß nicht, welche ſchreckliche, unheilvolle Idee, vielleicht wider Wiſſen des Bildhauers, aus dieſem düſtern Gedicht entgegentritt. Es iſt die Natur, die ſich an dem Menſchen rächt, die Pflanzen- und Thierwelt, die ge-

meinschaftliche Sache machen, die Eiche, die dem Löwen zu Hülfe kommt. *

Unglücklicher Weise sind Archivolten, Basreliefs, Gesimse, Impoſten, Karnieße und Säulen, die ganze schöne Vorhalle restaurirt, beschmiert, verkittet und verkalkt mit der beklagenswertheſten Reinlichkeit.

Als ich aus dem Rathhaus gehen wollte, kam ein Mann, mehr gealtert als alt, mehr gebeugt als gekrümmt, von elendem Aeußern und stolzem Gang über den Hof. Der Aufseher, der mich auf den Thurm geführt hatte, zeigte ihn mir. Der Mensch ist ein Dichter, der von seinen Renten in den Wirthshäusern lebt und Epopöen macht. Uebrigens ein vollkommen unbekannter Name. Er hat, wie mein Führer, der ihn sehr bewundert, sagt, Epopöen gegen Napoleon, gegen die Revolution von 1830, gegen die Romantiker, gegen die Franzosen und eine andere schöne Epopöe gemacht, um den gegenwärtigen Baumeister in Köln aufzufordern, die Kirche in der Art und Weise des Pantheon in Paris fortzusetzen. Epopöen, sei's. Aber der Mensch besitzt eine seltene Unsauberkeit. Ich habe in meinem Leben keinen weniger gebürsteten Narren gesehen. Ich glaube nicht, daß wir in Frankreich irgend etwas Aehnliches haben, das mit diesem epischen Dichter verglichen werden könnte.

* V. Hugo hat sich hier von seiner Phantasie fortreißen lassen. Das Basrelief stellt ganz einfach die Geschichte des Bürgermeisters Gryn vor, den, als heftigen Vertheidiger der Rechte der Bürgerschaft, der Bischof Engelbert 1266 gern aus dem Wege geräumt hätte. Unter dem Vorwande eines Gastmahls lockte er ihn in sein Haus und warf ihn dann in seinen Keller, in dem ein Löwe war. Gryn bewältigte diesen und ward bald von seinen treuen Bürgern, die den Verrath merkten und das Haus des Bischofs umlagerten, befreit. Im Februarheft des Morgenblatts 1842 steht eine sehr schöne poetische Bearbeitung dieser Sage von Freiligrath. — Daß außerdem noch eine Menge falscher Einzelheiten in diesem Werke sind, wird Niemand entgehen; sie alle zu verbessern oder zu widerlegen, ist hier nicht am Platz: dies Buch ist eine Uebersetzung, keine Bearbeitung. A. d. U.

Zur Entschädigung trat einige Augenblicke nachher, als ich durch eine, ich weiß nicht welche, enge und dunkle Gasse ging, ein kleiner Alter mit lebhaftem Auge rasch aus einem Barbierladen auf mich zu und rief: Monsieur! Monsieur! sous Français! oh! les Français! ran! plan! plan! ran! tan! plan! la guerre à toute le monde! praſes! praſes! Napoleon, n'est-ce pas! La guerre à toute l'Europe! Oh! les Français! pien praſes! monsieur! La poïonnete au qui à tous ces Priciens! eine ponne quilpite gomme à Jénâ! Praſo les Français! ran! plan! plan!

Ich gestehe, die Anrede gefiel mir. Frankreich ist groß in den Erinnerungen und Hoffnungen dieser edlen Nationen. Dies ganze Rheinufer liebt uns — ich hätte beinahe gesagt, erwartet uns.

Am Abend, als die Sterne zu funkeln begannen, ging ich auf der andern Seite des Flusses, auf dem Köln entgegengesetzten Strande. Vor mir hatte ich die ganze Stadt, deren zahllose Giebel und schwarze Thürme sich mit allen Einzelheiten auf dem bleichen westlichen Himmel abzeichneten. Zu meiner Linken erhob sich, als der Riese Kölns, der hohe Thurm von Sankt Martin mit seinen beiden durchbrochenen Thürmchen. Fast gerade vor mir bildete die düstere Apside des Doms, ihre tausend spitzen Thürmchen erhebend, ein stachlichtes Ungeheuer, am Ufer gelagert, von dem der Krahn den Schwanz zu bilden schien und dessen Augen zwei unten an dieser dunkeln Masse angezündete Laternen bildeten. Ich hörte in der Dunkelheit nur das schmeichelnde und verschwiegene Geplätscher der Flut zu meinen Füßen, den schweren Tritt eines Pferdes auf den Bohlen der Schiffbrücke und in der Ferne in einer Schmiede, die ich sah, den schweren Fall eines Hammers auf den Amboß. Kein anderer Ton der Stadt drang über den Rhein. Einige Fenster funkelten unbestimmt, und unter der Schmiede, dem

glühenden Ofen, dem sprühenden Punkt, hing und zertheilte sich ein langer Lichtstreifen im Fluß, als ob sich diese Tasche voll Feuer ins Wasser ausleerte.

Von diesem schönen, düstern Schauspiel theilte sich meinem Geiste eine melancholische Träumerei mit. Ich sagte mir: — Die deutsche Stadt ist verschwunden, die Stadt des Agrippa ist verschwunden, die Stadt des heiligen Engelbert steht noch da. Aber wie lange wird es dauern? der dort unten von der heiligen Helena erbaute Tempel ist vor 1000 Jahren zerfallen, die von dem Erzbischof Anno erbaute Kirche wird zerfallen. Diese Stadt ist von ihrem Fluß abgenutzt. Alle Tage löst sich ein alter Stein, eine alte Erinnerung, eine alte Gewohnheit bei dem Schlagen der zwanzig Dampfboote los. Eine Stadt liegt nicht ungestraft an der großen Pulsader Europa's. Köln, obwohl jünger als Trier und Solothurn, die beiden ältesten Gemeinden des Continents, ist schon dreimal umgebildet durch den raschen und gewaltsamen Ideenstrom, der es durchdringt, unaufhörlich steigend und fallend von den Städten Wilhelms des Verschwiegenen bis zu den Bergen Wilhelm Tells, und nach Köln von Mainz die Einflüsse Deutschlands, von Straßburg die Einflüsse Frankreichs bringend. Gegenwärtig scheint sich eine vierte Epoche für Köln zu entwickeln. Der Geist des Positivismus und Utilitarismus, wie die Barbaren von heute sprechen, durchdringt und verwüstet es. Neue Erscheinungen zeigen sich überall in dem Labyrinth seiner alten Architektur; die neuen Straßen machen große Löcher durch diese gothische Masse; „der gute moderne Geschmack" wird heimisch, man baut Rivolifaçaden und freut sich der Bewunderung der Kaufleute. Es gibt trunkene Reimer, die der Stadt Konrads das Pantheon von Soufflot wünschen. Die Gräber der Erzbischöfe zerfallen in dem Dome, der heute aus Eitelkeit, nicht aus Glauben fortgesetzt wird. Muntere Bäuerinnen in Scharlach gekleidet und

mit einem Kopfputz von Gold und Silber verschwinden, und Pariser Grisetten gehen auf den Quais; ich habe heute die letzten Ziegel von dem romanischen Kloster Sankt Martin fallen sehen; man will daselbst ein Café Tortoni bauen; lange Reihen weißer Häuser geben der feudalen, katholischen Vorstadt der Märtyrer eine mißlungene Aehnlichkeit mit Batignolles. Ein Omnibus geht über die uralte Schiffbrücke und fährt für sechs Sous von Agrippina nach Tuitium. — Weh! die alten Städte verschwinden!

Elfter Brief.

Ueber das Haus Ibach.

Andernach.

Lieber, guter Freund! was die Dinge thun, wissen Sie vielleicht, aber gewiß, und andere wie ich haben das gesagt, die Menschen wissen nicht, was sie selbst thun. Oft habe ich, wenn ich die Geschichte mit der Natur zusammenstelle, mitten unter den ewigen Vergleichen, die mein Geist zwischen den Ereignissen, in denen sich Gott verbirgt, und der Schöpfung, in der er sich zeigt, anstellt, plötzlich gezittert mit geheimem Beben, und mir vorgestellt, daß die Wälder, Seen, Berge, der tiefe Donner der Wolken, die Blume, die ihr kleines Köpfchen senkt, wenn wir vorübergehen, der Stern, der in dem Nebel des Horizonts blinzelt, der Orcan, der spricht und grollt, und immer Jemand zurechtzuweisen scheint, wissende und fürchterliche Dinge seien, voll Licht und voll Kenntnissen, die mitleidig den Menschen, diesen Stolz, dem die Ohnmacht die Hand fesselt, diese Eitelkeit, der die Unwissenheit die Augen verbindet, mitten

unter ſich in der ihm eigenthümlichen Nacht herumtappen ſehen. Nichts in mir iſt dagegen, daß der Baum das Bewußtſein ſeiner Frucht habe, aber gewiß hat der Menſch nicht das Bewußtſein ſeiner Beſtimmung.

Das Leben und die Einſicht des Menſchen ſind ich weiß nicht welcher dunkeln, göttlichen Maſchine preisgegeben, welche die Einen Vorſehung, die Andern Zufall nennen, die Alles vermiſcht, zuſammenſetzt und von einander trennt, die ihre Räder in der Finſterniß verbirgt und die Reſultate am hellen Tag entfaltet. Man glaubt etwas zu thun, und thut etwas Anderes. Urceus exit. Die Geſchichte iſt voll davon. Wenn der Gemahl der Catharine von Medicis und der Geliebte der Diana von Poitiers ſich bei Philippe Duc, dem ſchönen piemonteſiſchen Mädchen, in wunderbaren Zerſtreuungen gehen läßt, ſo iſt es nicht allein Diana von Angouleme, die er Horaz Farneſe zur Schwiegertochter gibt, es iſt die künftige Vereinigung desjenigen ſeiner Söhne, der Heinrich III. ſein wird, mit demjenigen ſeiner Couſins, der Heinrich IV. wird. Wenn der Herzog von Nemours im Galopp die Stufen der heiligen Kapelle auf ſeinem Hengſt Réal hinabreitet, ſo macht er nicht allein die närriſche Vorliebe für gefährliche Spiele zur Mode, ſondern er bereitet den Tod des Königs von Frankreich vor. Wenn am 10. Juli 1559 in den Turnieren der Rue Saint-Antoine Montgommery von Schweiß triefend ſeine Lanze feſtnimmt und gegen den ſchönen, mit Lilien geſchmückten Ritter, den alle Damen beklatſchen, ſprengt, ſo ahnt er nicht, welche wunderbare Dinge er in ſeiner Hand hält. Nie hat der Zauberſtab einer Fee wie dieſe Lanze gearbeitet. Mit einem Stoß tödtet Montgommery Heinrich II., zerſtört den Palaſt des Tournelles und erbaut die Place Royale, d. h. er ſtürzt die Komödie der Vorſehung, unterdrückt die Perſonen und ändert die Decoration.

Als Karl II. von England sich nach der Schlacht von Worcester in einer hohen Eiche verbirgt, glaubt er sich zu verbergen und weiter nichts; keineswegs, er benennt ein Sternbild, die Königseiche, und gibt Halley die Gelegenheit, den Ruhm Tycho's anzugreifen. Der zweite Gemahl der Frau von Maintenon, indem er das Edikt von Nantes zurücknimmt, und das Parlament von 1638, indem es Jakob II. vertreibt, thut nichts Anderes, als daß sie die sonderbare Schlacht von Almanza möglich machen, in der man, Mann gegen Mann auf demselben Terrain, die französische Armee von einem Engländer, dem Marschall von Berwick, und die englische von einem Franzosen, Ruvigny, Lord Galloway, commandirt sieht. Wenn Ludwig XIII. nicht den 14. Mai 1643 gestorben wäre, wäre dem alten Grafen Fontana der Gedanke nicht gekommen, Rocroy in den fünf Tagen anzugreifen, und ein heldenmüthiger Prinz von 22 Jahren hätte nicht die Gelegenheit vom 19. Mai gehabt, die aus dem Herzog von Enghien den großen Condé gemacht hat. Wie viel sonderbare Echos, wie viel außergewöhnliche Parallelismen, wie viel fürchterliche Gegengrößen sind nicht inmitten dieses Getreibes von Facten, welche die Chronologie überschwemmen! Ludwig XIV. läßt 1664, nach der Beleidigung, die sein Gesandter, der Herzog von Créqui, erlitten, alle Corsen aus Rom verbannen; 140 Jahre später verbannt Napoleon Bonaparte die Bourbonen aus Frankreich.

Welches Dunkel und welche Blitze in diesem Dunkel! Als 1612 der junge Heinrich von Montmorency, damals 17 Jahre alt, bei seinem Vater, unter den Edelleuten, welche den Dienst hatten und die Wasserkanne brachten und Wasser einschütteten, in der demüthigen Stellung dieser Verrichtung einen schwächlichen, bleichen Pagen, den kleinen Laubespine von Chateauneuf, sah, wer hätte damals gesagt, daß dieser Page, der sich so demüthig vor ihm neigte, Unterdiakonus, dieser Unterdia-

konus Siegelbewahrer werden, daß dieser Siegelbewahrer aus Auftrag bei dem Parlament von Toulouse den Vorsitz führen, und daß derselbe 20 Jahre später einen geheimen Dispens vom Papst erbitten würde, um ihn köpfen lassen zu können, ihn, den Herrn dieses Burschen, ihn, Heinrich II., Herzog von Montmorency, Marschall von Frankreich durch seinen Degen, Pair von Frankreich durch Gottes Gnade. Als der Präsident de Thou in seinem Buch das Edikt Ludwigs XI. vom 22. Dezember 1477 hervorsuchte, schärfte und so sorgfältig aufs Neue feststellte, wer hätte da dem Vater gesagt, daß einst dasselbe Edikt, mit Laubardemont als Stiel, das Beil sein werde, mit dem Richelieu das Haupt seines Sohnes herunterschlüge!

Und mitten in diesem Chaos gibt es Gesetze. Das Chaos ist nur die Oberfläche, die Ordnung ist der Grund. Nach langen Zwischenräumen kommen dieselben schrecklichen Facta, die unsere Väter schon die Augen aufschlagen machten, wie Kometen aus den tiefsten Finsternissen der Geschichte wieder. Es sind immer dieselben Schlingen, derselbe Sturz, dieselben Verräthereien, immer derselbe Schiffbruch an denselben Klippen; die Namen ändern sich, die Sachen bestehen. Wenige Tage vor den unglücklichen Ostern 1814 hätte der Kaiser zu seinen dreizehn Marschällen sagen können: **Amen dico vobis quia unus vestrum me traditurus est.** — Cäsar adoptirt stets Brutus; Karl I. hält stets Cromwell von seiner Reise nach Jamaica zurück; Ludwig XVI. verhindert immer Mirabeau, sich nach Indien einzuschiffen; immer und überall sind grausame Königinnen durch undankbare Söhne bestraft; jede Maria von Medicis gebiert Ludwig XIII., der sie verbannen wird.

Und sehen Sie nicht sogar, auf wie sonderbare Weise mein Gedanke von Idee zu Idee, fast wider meinen Willen zu diesen beiden Weibern kommt, den beiden Italienerinnen, den beiden Gespenstern, Agrippina und Maria von Medicis, den beiden

Gespenstern von Köln! Köln ist die Stadt der unglücklichen Königinnen Mütter. In einem Zwischenraum von 1600 Jahren haben die Tochter des Germanicus, die Mutter Nero's, und die Gemahlin Heinrichs IV., die Mutter Ludwigs XIII., an Köln ihren Namen und ihr Gedächtniß geknüpft. Von diesen beiden Wittwen — denn eine Waise ist eine Wittwe — von denen die eine es durch Gift, die andere durch den Dolch wurde, ist Maria von Medicis dort gestorben, Agrippina dort geboren.

Ich besuchte in Köln das Haus, das Maria von Frankreich verscheiden sah — das Haus Ibach nach Einigen, Jabach nach Andern — und statt Ihnen zu sagen, was ich dort gesehen, will ich Ihnen sagen, was ich gedacht habe. Vergeben Sie mir, mein Freund, wenn ich diesmal Ihnen nicht alle Localeinzelheiten schildere, die ich liebe, und die meiner Meinung nach den Menschen durch seine Hülle malen und den Geist vom Aeußern zum Innern der Facta wandern lassen. Diesmal enthalte ich mich ihrer. Ich habe Furcht, Sie mit meinen Guirlanden und Säulenstäbchen zu langweilen.

Die traurige Königin starb dort den 3. Juli 1642. Sie war 66 Jahre alt. Seit 11 Jahren war sie aus Frankreich verbannt. Sie war eine Zeitlang überall umhergeirrt, in Flandern, in England, jedem Lande sehr zur Last. In London behandelte Karl I. sie würdig; während der drei Jahre, die sie dort zubrachte, gab er ihr 100 Pfund Sterling den Tag. Später, ich schäme mich es zu sagen, gab Paris der Königin von England die Gastfreundschaft zurück, welche die Königin von Frankreich empfangen hatte. Henriette, Tochter Heinrichs IV. und Wittwe Karls I., wurde im Louvre ich weiß nicht in welche Dachkammer quartirt, wo sie im Winter aus Mangel an Holz im Bett blieb, da sie 300 Louisd'or erwartete, welche ihr der Coadjutor leihen wollte. Ihre Mutter, die Wittwe Heinrichs IV.,

ſtarb in Köln faſt ebenſo im tiefſten Elend. Auf Antrag des Cardinal Miniſters hatte Karl I. ſie aus England fortgeſchickt. Ich ärgere mich über den königlichen melancholiſchen Verfaſſer des Eikon Baſilike, und ich begreife nicht, wie der Menſch, der Cromwell gegenüber König zu bleiben wußte, es nicht vor Richelieu blieb.

Uebrigens beharre ich auf dieſen Einzelnheiten voll düſterer Bedeutung; auf Maria von Medicis folgte bald Richelieu, der im ſelben Jahre, und Ludwig XIII., der ein Jahr nachher ſtarb. Wozu dieſer widernatürliche Haß zwiſchen dieſen drei menſchlichen Geſchöpfen, wozu ſo viel Intriguen, ſo viel Verfolgungen, ſo viel Kämpfe, ſo viel Treuloſigkeiten, da alle drei faſt zur ſelben Stunde ſtarben? — Gott weiß, was er thut.

Es herrſcht ein trauriger Zweifel über Maria von Medicis. Der Schatten, den Ravaillac wirft, ſcheint mir immer die Falten ihres Schleppkleides zu berühren. Ich habe mich immer über die fürchterliche Phraſe gewundert, die der Präſident Henault, vielleicht abſichtslos, über die Königin ſchrieb: — Sie wurde durch den Tod Heinrichs IV. nicht ſehr überraſcht.

Ich geſtehe, daß mir alles dies die klare, geſetzmäßige, prächtige Epoche Ludwigs XIV. bewunderungswürdiger macht. Die Schatten und Dunkelheiten, die den Anfang dieſes Jahrhunderts bedecken, bringen die Helle ſeines Endes zur Geltung. Ludwig XIV. iſt, wenn Richelieu die Macht war, mehr die Majeſtät; war Cromwell die Größe, mehr die Heiterkeit. Ludwig XIV. iſt nicht das Genie im Herrn, ſondern er iſt das Genie um den Herrn, was vielleicht den König minder groß, aber die Regierung größer macht. Was mich betrifft, der, wie Sie wiſſen, die vollendeten und vollſtändigen Sachen liebt, ohne alle die Mittel, die man anwenden muß, zu billigen, ſo habe ich immer eine tiefe Sympathie für dieſen ernſten und

prächtigen Fürsten gehabt, der so zu rechter Zeit geboren, so recht gekommen und umgeben, König seit seiner Wiege und König im Grabe ist; ein wahrer Monarch in der höchsten Bedeutung des Wortes, der Central-Souverän der Civilisation, die Angel Europa's, der es gegeben war, während der ganzen Dauer seiner Regierung um seinen Thron erscheinen, glänzen und verschwinden zu sehen: acht Päpste, fünf Sultane, drei Kaiser, zwei Könige von Spanien, drei Könige von Portugal, vier Könige und eine Königin von England, drei Könige von Dänemark, eine Königin und zwei Könige von Schweden, vier Könige von Polen und vier Czare von Moskau; Polarsternen eines ganzen Jahrhunderts, der 72 Jahre lang alle Sternbilder desselben majestätisch um sich hat wandeln sehen!

Zwölfter Brief.

Ueber das Wallraf'sche Museum.

Andernach.

Außer dem Dom, dem Rathhaus und dem Hause Ibach habe ich in Schleiß Kotten bei Köln die Spuren einer unterirdischen Wasserleitung besucht, die zur Zeit der Römer von Köln nach Trier ging, und von der man noch heute die Spur in 33 Ortschaften findet. In Köln selbst habe ich das Wallraf'sche Museum gesehen. Ich bin in großer Versuchung, Ihnen hier das Inventarium desselben aufzuzählen, aber ich verschone Sie damit. Es genüge Ihnen, zu wissen, daß ich, wenn ich, Dank dem Diebstahl des Barons v. Hübsch, dort nicht den Kriegswagen der alten Germanen, die berühmte egyptische Mumie und die große um 1400 in Köln gegossene Schlange

gefunden, dagegen einen sehr schönen römischen Sarcophag und die Rüstung des Bischofs Bernhard von Galen gesehen habe. Man hat mir auch einen ungeheuren Harnisch gezeigt, der dem Reichsgeneral Johann von Werth gehört haben soll; aber ich habe vergebens sein 8½ Fuß langes Schwert, seine große, der Tanne des Polyphem ähnliche Lanze, seinen großen homerischen Schild, den zwei Männer, wie man sagt, kaum aufheben konnten, gesucht.

Das Vergnügen, alle diese schönen und merkwürdigen Dinge, Museen, Kirchen, Rathhäuser, zu sehen, wird, muß ich sagen, sehr durch die Unannehmlichkeit der Trinkgelder gemindert. An den Rheinufern ist, wie in allen sehr besuchten Gegenden, das Trinkgeld eine sehr unbequeme Fliege, die alle Augenblicke und bei jeder Gelegenheit, nicht Ihre Haut, sondern Ihre Börse sticht. Nun enthält aber die Börse des Reisenden, diese köstliche Börse, für ihn Alles, weil die h. Gastfreundschaft nicht mehr mit ihrem einnehmenden Lächeln und ihrer würdigen Herzlichkeit auf den Söllern sitzt, um ihn zu empfangen. Sehen Sie, bis zu welcher Höhe die Intelligenzen in diesem Lande das Trinkgeld erhoben haben. Ich erzähle Facta, ich übertreibe nichts. — Sie gehen in irgend einen Ort, am Stadtthor erkundigt sich ein Beamter nach dem Hotel, in dem Sie abzusteigen gedenken, nach Ihrem Paß, nimmt ihn, behält ihn. Der Wagen hält im Posthof. Der Conducteur, der Ihnen während der ganzen Reise keinen Blick geschenkt hat, öffnet Ihnen die Thüre und streckt mit gieriger Miene die Hand aus. Trinkgeld. Einen Augenblick später kommt der Postillon, da dies von der Polizei verboten ist, und kauderwelscht Ihnen Etwas vor, was heißen will: Trinkgeld. Man steigt aus, ein großer Bursch steigt auf den Wagen und langt Ihren Koffer und Nachtsack herunter. Trinkgeld. Ein

anderer Burſche legt das Gepäck auf einen Karren, fragt Sie, in welches Hotel Sie gehen, und läuft vor Ihnen, den Karren ſchiebend, her. Im Hotel kommt der Wirth und fängt mit Ihnen folgendes kleine Geſpräch an, das man in allen Sprachen an die Thüren aller Wirthshäuſer hängen ſollte: — Empfehle mich Ihnen, mein Herr. — Ich möchte ein Zimmer. — Sehr gut, mein Herr (nach hinten): Führen Sie den Herrn auf Nro. 4. — Ich möchte zu Mittag eſſen. — Sogleich, mein Herr u. ſ. w. u. ſ. w. Sie ſteigen auf Nro. 4. Ihr Gepäck iſt da. Ein Menſch tritt herein: es iſt der, welcher es ins Wirthshaus geſchoben hat. Trinkgeld. Ein zweiter kommt. Was will er? Er hat Ihre Sachen in das Zimmer getragen. Sie ſagen ihm: Gut, ich werde Ihnen bei meiner Abreiſe mit den andern Domeſtiken etwas geben. — Ich gehöre nicht ins Haus, mein Herr. Trinkgeld. — Sie gehen aus, Sie ſehen eine Kirche, eine ſchöne Kirche. Man muß hineingehen. Sie gehen rings herum, betrachten, ſuchen. Die Thüren ſind verſchloſſen. Jeſus hat geſagt: Compelle intrare. Die Prieſter würden die Thüren ſchon offen laſſen, aber die Küſter verſchließen ſie, um 30 Sous zu verdienen. Indeß hat ein altes Weib Ihre Verlegenheit geſehen und zeigt Ihnen eine kleine Klingel neben einem Pförtchen. Sie verſtehen und ſchellen, die Thüre öffnet ſich und der Küſter erſcheint. Sie ſagen, Sie wollen die Kirche ſehen. Der Küſter nimmt einen Bund Schlüſſel und geht auf die Kirche zu. Als Sie in die Kirche treten wollen, fühlen Sie ſich am Aermel gezupft; es iſt die gefällige Alte, die Sie Undankbarer vergeſſen haben und die Ihnen gefolgt iſt. Trinkgeld. Sie ſind in der Kirche; Sie betrachten, bewundern, rufen vor Freude. — Warum iſt der grüne Vorhang vor dem Gemälde? — Weil es das ſchönſte in der Kirche iſt, ſagt der Küſter. — Nehmen Sie ihn fort. Hier verbirgt man die ſchönen Gemälde, anderswo würde man ſie zeigen. Von wem iſt das Gemälde? — Von

Rubens. — Ich möchte es ſehen. — Der Küſter geht fort und kommt nach einigen Augenblicken mit einem ſehr ernſten und traurigen Weſen wieder zurück. Es iſt der Kuſtos. Der gute Mann drückt an eine Feder, der Vorhang theilt ſich und Sie ſehen das Gemälde. Haben Sie es geſehen, ſo ſchließt ſich der Vorhang und der Kuſtos macht Ihnen ein bezeichnendes Compliment. Trinkgeld. Während Sie Ihren Gang durch die Kirche, immer von dem Küſter gefolgt, fortſetzen, kommen Sie an das Gitter des Chors, das vollkommen verroſtet iſt, und vor dem eine prächtig koſtümirte Perſon ſteht, der Schweizer, der von Ihrem Daſein benachrichtigt iſt und Sie erwartet. Der Chor gehört dem Schweizer. Sie gehen darin herum. Als Sie ihn verlaſſen wollen, grüßt Sie Ihr gallonirter Cicerone majeſtätiſch. Trinkgeld. Der Schweizer übergibt Sie dem Küſter. Sie gehen vor der Sakriſtei vorbei. O Wunder! ſie iſt offen. Sie treten hinein. Ein Sakriſtan iſt darin. Der Küſter entfernt ſich würdevoll, denn er muß dem Sakriſtan ſeinen Raub laſſen. Der Sakriſtan bemächtigt ſich Ihrer, zeigt Ihnen die Ciborien, Meßgewänder, Fenſter, die Sie ohne ihn ſehr gut ſehen würden, die Mitra des Erzbiſchofs und unter Glas in einem mit weißem Atlas geſchmückten Kaſten irgend ein Skelett eines Heiligen als Troubadour angekleidet. Die Sakriſtei iſt geſehen, der Sakriſtan bleibt zurück. Trinkgeld. Der Küſter nimmt Sie wieder in Empfang. Da iſt die Treppe im Thurm. Die Ausſicht von oben muß ſchön ſein, Sie wollen hinaufſteigen. Sie ſteigen ungefähr 30 Stufen hinauf. Plötzlich iſt die Paſſage geſperrt. Eine verſchloſſene Thüre iſt da. Sie wenden ſich um, Sie ſind allein, der Küſter iſt nicht mehr da. Sie klopfen an. Ein Geſicht erſcheint an einer Luke. Es iſt der Glöckner. Er öffnet und ſagt Ihnen: Steigen Sie hinauf, mein Herr. Trinkgeld. Sie ſteigen hinauf, der Glöckner folgt Ihnen nicht; deſto beſſer, denken Sie; Sie ſchöpfen friſche Luft, Sie freuen ſich,

allein zu ſein, Sie kommen ſo luſtig auf die höchſte Plattform des Thurms. Da betrachten Sie, gehen auf und ab; der Himmel iſt blau, die Landſchaft prächtig, der Horizont unermeßlich. Plötzlich bemerken Sie, daß ſeit einiger Zeit ein widriges Weſen Ihnen folgt, Sie antritt und Ihnen unverſtändliche Dinge ins Ohr murmelt. Das iſt der geſchworene und privilegirte Erklärer, damit beauftragt, den Fremden die Herrlichkeiten des Thurms, der Kirche und der Landſchaft auseinanderzuſetzen. Dieſer Menſch ſtottert gewöhnlich, bisweilen iſt er auch taub. Sie hören nicht auf ihn, Sie laſſen ihn nach Gefallen ſchwatzen, Sie betrachten die ungeheure Kirche, die tauſend Einzelheiten des Thurmes, die Dächer, Straßen, Giebel, Wege, die ſich nach allen Richtungen wie die Speichen eines Rades ausdehnen, deſſen Umkreis der Horizont und deſſen Mittelpunkt die Stadt iſt, die Ebenen, Bäume, Flüſſe, Hügel. Wenn Sie genug geſehen haben, denken Sie ans Hinuntersteigen, Sie gehen nach der Treppe. Der Menſch ſtellt ſich vor Sie hin. Trinkgeld. Sehr gut, mein Herr, ſagt er, indem er es einſteckt, wollen Sie mir nicht auch etwas für mich geben? — Wie? und was ich Ihnen eben gab? — Iſt für die Kirche, der ich für die Perſon 2 Franken geben muß; Sie werden jetzt einſehen, daß mir auch etwas zukommt. Trinkgeld. Sie ſteigen hinab. Plötzlich öffnet ſich neben Ihnen eine Thüre. Es iſt der Glockenſtuhl. Man muß die Glocken in dieſem ſchönen Thurm wohl auch ſehen. Ein junger Burſch zeigt ſie Ihnen und nennt ſie mit Namen. Trinkgeld. Unten am Thurm finden Sie den Küſter wieder, der geduldig auf Sie gewartet hat und Sie ehrfurchtsvoll bis an die Kirchenſchwelle begleitet. Trinkgeld. Sie gehen in Ihr Hotel zurück und hüten ſich wohl irgend Jemand um den Weg zu fragen, denn das Trinkgeld würde jede Gelegenheit ergreifen. Kaum haben Sie den erſten Fuß ins Wirthshaus geſetzt, als Sie eine Figur mit freundlichem Geſicht finden,

die Ihnen vollkommen unbekannt ist. Es ist der Bediente, der Ihnen Ihren Paß zurückbringt. Trinkgeld. Sie speisen zu Mittag, die Stunde der Abreise rückt heran, der Domestik bringt Ihnen die Rechnung. Trinkgeld. Ein Stallknecht bringt Ihr Gepäck auf die Diligence oder Schnellpost. Trinkgeld. Ein Arbeiter wirft es auf die Imperiale. Trinkgeld. Sie steigen in den Wagen, man reist ab, es wird Nacht; morgen werden Sie wieder anfangen.

Wiederholen wir: Trinkgeld für den Conducteur, Trinkgeld für den Postillon, Trinkgeld für den, der das Gepäck herunter gibt, Trinkgeld für den, der es fortschiebt, Trinkgeld für den Mann, der nicht zum Haus gehört, Trinkgeld für die alte Frau, Trinkgeld für Rubens, Trinkgeld für den Schweizer, Trinkgeld für den Sakristan, Trinkgeld für den Glöckner, Trinkgeld für den Erklärer, Trinkgeld für die Kirche, Trinkgeld für den Unterglöckner, Trinkgeld für den Bedienten, Trinkgeld für die Domestiken, Trinkgeld für den Stallknecht, Trinkgeld für den Postgehülfen; das sind achtzehn Trinkgelder an einem Tage! Nehmen Sie die Kirche, die sehr theuer ist, davon weg, so bleiben neun. Jetzt rechnen Sie alle diese Trinkgelder zu einem Minimum von 50 Centimes und einem Maximum von 2 Franken, die bisweilen nothwendig sind, und Sie haben eine sehr bedrohliche Summe. Bedenken Sie, daß jedes dieser Trinkgelder eine Silbermünze sein muß; die Sous und Kupfermünzen sind Kehricht, die der letzte Straßenjunge mit unbeschreiblicher Verachtung wegwerfen würde.

Für diese sinnreichen Völker ist der Reisende nur ein Sack mit Thalern, bei dem es darauf ankommt, ihn möglichst schnell zu leeren. Jeder stürzt sich darauf, die Regierung selbst mischt sich bisweilen hinein, sie nimmt Ihnen Ihren Nachtsack, legt ihn auf die Schulter und reicht Ihnen die Hand. In den großen Städten müssen die Bagagenträger dem Staate 12 Sous und

2 Liards für jeden Reisenden zahlen. Ich war noch keine Viertelstunde in Aachen, als ich auch schon dem König von Preußen ein Trinkgeld gegeben hatte.

Dreizehnter Brief.

Andernach.

Andernach.

Ich schreibe Ihnen wieder von Andernach am Rhein, wo ich vor drei Tagen ans Land gestiegen bin. Andernach ist ein altes römisches Municipium, an dessen Stelle eine gothische Gemeinde getreten ist, die noch existirt. Die Aussicht aus meinem Fenster ist reizend. Vor mir habe ich am Fuß eines hohen Hügels, der mich kaum ein schmales Stück Himmel sehen läßt, einen schönen Thurm aus dem dreizehnten Jahrhundert, auf dessen Gipfel sich (eine reizende Composition, die ich nur hier gesehen habe) ein anderer, kleinerer octogoner Thurm, mit acht Giebelfeldern und einer konischen Spitze gekrönt, erhebt; rechts ist der Rhein und das hübsche kleine weiße Oertchen Leutersdorf, das aus den Bäumen herausſieht, links vier byzantinische Thürme einer prächtigen Kirche aus dem elften Jahrhundert, zwei am Portal, zwei an der Apside. Die beiden Thürme am Portal haben ein fremdartiges Aussehen, sind aber groß. Es sind viereckige Thürme mit vier spitzen dreieckigen Giebeln, die dazwischen Schieferdächer haben, die sich oben vereinigen und die Spitze bilden. Unter meinem Fenster lärmen in vollster Sorglosigkeit Hühner, Kinder und Enten. Im Hintergrunde klettern Bauern in den Weinbergen. Es scheint übrigens, daß dies Gemälde dem Mann voll Geschmack, der mein Zimmer

decorirt hat, noch nicht genügte. Neben meinem Fenster hat er ein anderes hingenagelt, als Pendant ohne Zweifel, es ist ein Bild, das zwei große Leuchter auf dem Boden vorstellt und darunter steht: Ansicht von Paris. Nach langem Kopfzerbrechen habe ich herausgebracht, daß es in der That eine Ansicht der Barrière du Trone war. — Die Sache ist ähnlich.

Am Tage meiner Ankunft habe ich die Kirche besucht, die inwendig schön, aber überkalkt ist. Der Kaiser Valentinian und ein Kind Friedrich Barbarossa's sind darin begraben worden. Es ist keine Spur mehr davon vorhanden. Ein schöner Christus am Grabe in natürlicher Größe, aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ein Ritter aus dem sechzehnten in Halbrelief, an eine Mauer gelehnt; auf einem Speicher ein Haufen angemalter Figuren von grauem Elfenbein, die Reste irgend eines Mausoleums aus der Renaissance: das ist Alles, was mir ein buckeliger, lachender Glöckner für das kleine Stück Silber, das hier dreißig Sous vorstellt, zeigen konnte.

Jetzt muß ich Ihnen noch eine Thatsache erzählen, mehr eine Begebenheit, als ein Abenteuer, die in mir den Eindruck eines finsteren Traumes zurückgelassen hat.

Als ich aus der Kirche kam, die fast ins Freie führt, ging ich um die Stadt. Die Sonne sank hinter den großen bebauten und mit Busch bewachsenen Hügel, der in den vorgeschichtlichen Zeiten ein Stück Lava gewesen und heute ein Basaltbruch ist, der vor zweitausend Jahren Artonacum beherrschte und heute Andernach beherrscht, der nach einander die Citadelle des römischen Präfekten, den Palast der austrasischen Könige, aus dessen Fenstern die Prinzen Karpfen im Rhein fingen, das kaiserliche Grab Valentinians, die Abtei der Fräulein von Sankt Thomas zerfallen sah und der jetzt Stein für Stein die alten Mauern der Stadt der trierischen Churfürsten zerfallen sieht.

Ich folgte dem Graben, der die Mauer entlang geht, an die sich jetzt zutraulich Bauerhäuser lehnen, und die nur noch dazu dient, die Kohl- und Lattichfelder vor dem Nordwind zu schützen. Die edle abgetragene Stadt hat noch vierzehn runde oder viereckige Thürme, die aber zu ärmlichen Gärtnerwohnungen umgewandelt sind. Halbnackte Buben setzen sich zum Spielen auf die heruntergestürzten Steine, und junge Mädchen legen sich ins Fenster und schwatzen von ihren Liebesgeschichten in den Löchern der Katapulten. Das fürchterliche Schloß, das Andernach nach Osten vertheidigte, ist nur noch ein Schutthaufen, der allen Sonnen- und Mondstrahlen seine Fenster öffnet, der Waffenhof dieser kriegerischen Wohnung ist von einem schönen grünen Rasen erobert, auf dem die Weiber aus der Stadt im Sommer die Leinwand bleichen, die sie im Winter gesponnen haben.

Nachdem ich das alte spitzbögige Thor von Andernach, das ganz voll schwarzer Kugellöcher ist, hinter mir gelassen hatte, befand ich mich am Rheinufer. Der feine, von kleinen Grasplätzen durchschnittene Sand lud mich ein, und ich ging langsam den Fluß hinan, nach den fernen Hügeln von Sayn zu. Der Abend war bezaubernd mild; die Natur war still, ehe sie einschlief. Bachstelzen kamen an den Fluß, um zu trinken, und flohen in das Weidengebüsch; durch die Tabaksfelder sah ich in den engen Wegen mit Stieren bespannte Wagen voll Basalttuffstein, aus dem Holland seine Dämme erbaut. Vor mir lag ein Kahn aus Leutersdorf, auf den nur das eine weiche Wort: Pius geschrieben war. Auf der andern Seite des Rheins, am Fuß des Hügels, zogen dreizehn Pferde langsam ein anderes Schiff, das sich mit durch seine großen, dreieckigen vom Abendwind geschwellten Segel forthalf. Der gemessene Schritt der Pferde, das Zurufen und das Knallen der Peitschen drangen bis zu mir. Eine weiße Stadt verlor sich fern im Nebel, und

ganz im Hintergrunde, im Osten, am Rande des Horizonts, ward der Vollmond, roth und rund wie ein Cyklopenauge zwischen zwei Augenlidern von Wolken, am Gesicht des Himmels sichtbar.

Wie lange ich so in die Träumerei der ganzen Natur versenkt ging, weiß ich nicht. Aber die Nacht war ganz hereingebrochen, das Feld ganz verlassen, der funkelnde Mond reichte fast an den Zenith, als ich am Fuße einer Erhöhung, die oben einen kleinen dunkeln Block trug, so zu sagen erwachte; um ihn zeichneten sich schwarze Linien ab, von denen die einen Galgen, die andern Masten mit ihren Querstangen vorstellten. Ich stieg hinauf, indem ich auf Haufen von frisch geschnittenen großen Bohnen trat. Dieser Block, der auf einem runden Mauerwerk lag, war ein Grab von einem Baugerüst umgeben.

Für wen war das Grab? Für wen das Gerüst?

In dem Mauerwerk war eine niedrige, gewölbte Thüre angebracht, die roh durch Bretter verschlossen war. Ich klopfte mit meinem Stock daran; der schlafende Bewohner gab mir keine Antwort.

Dann stieg ich auf einer sanften Rampe, die mit einem dichten, mit blauen Blumen, die sich im Mondschein geöffnet zu haben schienen, besäeten Rasen bedeckt war, auf das runde Mauerwerk und besah das Grab.

Ein ungeheurer Obelisk, auf einem großen, einen römischen Sarcophag bildenden Würfel liegend; Alles, Obelisk und Würfel, von bläulichem Granit; um das Monument, bis an seinen Gipfel ein schwaches Gerüst mit einer langen Leiter; die vier Seiten des Würfels sind hohl und offen, als ob man Basreliefs herausgerissen hätte; hie und da lagen zu meinen Füßen Platten von zerbrochenem blauem Granit, Bruchstücke von Karnießen — das zeigte mir der Mond.

Ich ging um das Grab und suchte den Namen des Todten.

Auf den drei ersten Seiten stand Nichts; auf der vierten sah ich in kupfernen Buchstaben, die glänzten, die Inschrift: Die Sambre- und Maasarmee ihrem commandirenden General; und über diesen beiden Linien konnte ich beim Mondschein den Namen mehr angedeutet, als geschrieben lesen:

HOCHE.

Die Buchstaben waren herausgerissen, aber sie hatten einen unbestimmten Eindruck auf dem Granit zurückgelassen.

Dieser Name, an dem Ort, zu der Stunde, bei dem Lichte gesehen, machte einen tiefen, unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Ich habe Hoche stets lieb gehabt. Hoche war wie Marceau einer der jungen großen Leute, durch welche die Vorsehung, die wollte, daß die Revolution siege und Frankreich herrsche, Bonaparte vorarbeitete; halbgeglückte Versuche, unvollständige Proben, die das Geschick brach, nachdem es einmal das fertige und strenge Profil des bestimmten Mannes aus dem Schatten gezogen hatte.

Da, dachte ich, ist Hoche also gestorben. — Und der Heldentag, der 13. April 1797, kam mir wieder ins Gedächtniß.

Ich wußte nicht, wo ich war. Ich sah rund um mich. Im Norden hatte ich eine weite Ebene; im Süden in Büchsenschußweite den Rhein, und zu meinen Füßen, unten an dem Hügel, der die Basis dieses Grabes war, ein Dorf, an dessen Eingange sich ein alter viereckiger Thurm erhob.

In dem Augenblick ging ein Mann, wenige Schritte von dem Monument, durchs Feld; ich fragte ihn zufällig auf französisch nach dem Namen des Dorfes. Der Mann, vielleicht ein alter Soldat, denn der Krieg hat wie die Civilisation unsere Sprache alle Nationen der Welt gelehrt — der Mann rief: Weißthurm, und verschwand hinter einer Hecke.

Ich dachte an den turris alba der Römer. Hoche ist an

einem berühmten Platz gestorben. An demselben Ort setzte Cäsar vor zweitausend Jahren zum ersten Mal über den Rhein.

Was soll das Gerüst auf dem Monument? Stellt man es wieder her? Reißt man es herunter? Ich weiß es nicht.

Ich kletterte auf dasselbe, und indem ich mich an den Balken festhielt, sah ich durch eine der in dem Würfel angebrachten Oeffnungen in das Grab. Es war eine kleine, viereckige Kammer, nackt, düster und kalt. Ein Mondstrahl, der durch eines der Löcher hereinfiel, zeichnete im Schatten eine weiße, aufrecht an der Mauer stehende Gestalt ab.

Ich trat in die Kammer durch die enge Oeffnung, indem ich den Kopf bückte und auf den Knieen kroch. Da sah ich mitten im Pflaster ein rundes offenes, dunkles Loch. Durch dies Loch hatte man früher gewiß den Sarg in das untere Gewölbe hinabgelassen. Ein Strick hing da und verlor sich in der Nacht. Ich näherte mich, ich wagte einen Blick in dies Loch, in diese Dunkelheit, in dies Gewölbe; ich suchte den Sarg, ich sah Nichts.

Kaum unterschied ich den unbestimmten Umriß eines düstern Alkovens, der in das Gewölbe gehauen war und sich im Halbschatten abzeichnete.

Ich blieb lange dort, Auge und Geist in das doppelte Geheimniß des Todes und der Nacht versenkt. Ein eisiger Athem wehte aus dem Kellerloch wie aus einem offenen Munde.

Ich konnte nicht sagen, was in mir vorging. Dies Grab, auf das ich so plötzlich stieß, dieser große unerwartete Name, diese finstere Kammer, diese bewohnte oder leere Gruft, dies Gerüst, das ich durch die Oeffnung des Monuments erblickte, diese Einsamkeit und dieser das Grab einhüllende Mondschein, alle diese Ideen stellten sich auf einmal vor meinen Geist und erfüllten ihn mit Bildern. Ein tiefes Mitleiden preßte mir die Brust zusammen. Das wird also aus den berühmten Todten,

die bei den Fremden verbannt oder vergessen sind. Diese Leichentrophäe, die ein ganzes Heer errichtet hat, ist der Laune der Vorübergehenden preisgegeben. Der französische General schläft fern von seinem Lande in einem Bohnenfelde, und preußische Maurer machen mit seinem Grabe, was ihnen beliebt.

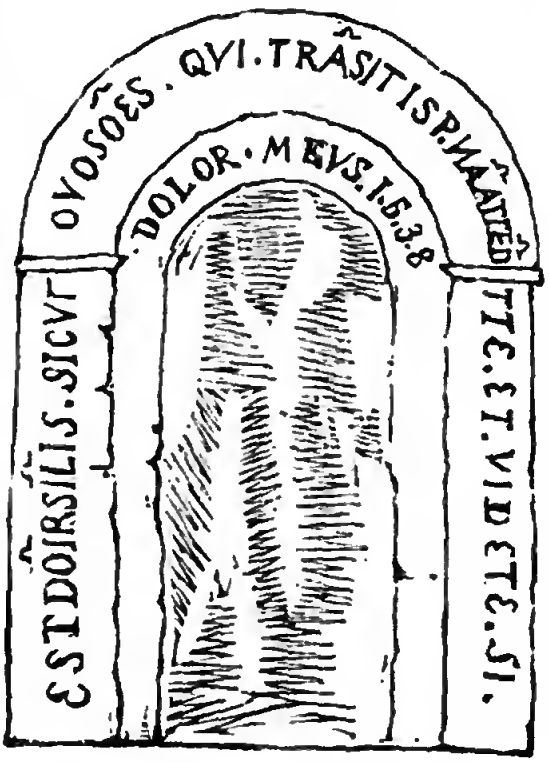
Es schien mir aus diesem Steinhaufen eine Stimme zu tönen, die sprach: Frankreich muß den Rhein wieder haben.

Eine halbe Stunde nachher war ich auf dem Weg nach Andernach, von dem ich mich nur drei Viertelmeilen entfernt hatte.

Ich habe Nichts mit den Touristen gemein. Das ist ein prächtiger Ort. Ich durchstreife das Land, das herrlich ist. Von der Höhe der Hügel umfaßt das Auge einen Zirkel von Riesen vom Siebengebirge bis zu den Spitzen des Ehrenbreitstein. Hier ist kein Stein an einem Gebäude, der nicht eine Erinnerung hat. Die Einwohner haben das ausdrucksvolle, gute Gesicht, das den Fremden freut. Das Wirthshaus (l'Hôtel de l'Empereur) gehört zu den besten in Deutschland. Andernach ist eine öde Stadt. Kein Mensch kommt hin. Man geht dahin, wo der Zusammenfluß ist, nach Coblenz, Baden, Mannheim; nach Andernach, wo die Geschichte, die Natur und die Poesie ist, kommt man nicht.

Ich kehrte noch ein Mal in die Kirche zurück. Die byzantinischen Ornamente der Thürme sind sehr reich und geschmackvoll. Das südliche Portal hat sonderbare Kapitäler und eine große tiefe Archivoltenrippe. Das Giebelfeld trägt ein byzantinisches Bild der Kreuzigung, das noch vollkommen sichtbar und deutlich ist. Auf der Façade stellt ein gemaltes Basrelief Jesus auf den Knieen, mit ausgebreiteten Armen, in der

Stellung der Verwundrung vor. Um ihn wirbeln und drehen ſich, wie in einem gräßlichen Traum, alle die fürchterlichen Dinge, aus denen ſeine Paſſion beſteht: der Verhöhnungs-Mantel, der Rohrſcepter, die Dornenkrone, die Ruthen, die Stricke, der Hammer, die Nägel, die Leiter, die Lanze, der Eſſigſchwamm, das düſtere Profil des ſchlechten Miſſethäters, die bleiche Larve des Judas mit dem Beutel am Halſe; endlich vor den Augen des göttlichen Meiſters das Kreuz, und unter den Armen des Kreuzes als die höchſte Folter, als der ſchlimmſte Schmerz unter allen Schmerzen, eine kleine Säule, auf deren Spitze ein krähender Hahn ſteht, das heißt: die Undankbarkeit und das Imſtichlaſſen eines Freundes. Die Letztere iſt wunderſchön. Es liegt darin die ganze große Wahrheit, daß Seelenleiden ſchlimmer ſei, als Körperleiden. Der rieſige Schatten der beiden großen Thürme breitet ſich über dieſe düſtere Elegie. Um das Relief hat der Bildhauer eine Sentenz geſchrieben, die ich copirt habe:



O vos omnes, qui transitis per viam, attendite et videte si est dolor similis sicut dolor meus. 1538.

Vor dieſer ſtrengen Façade, wenige Schritte vor dieſer doppelten Klage Hiobs und Jeſu, ſpielten allerliebſte kleine Kinder, friſch und roſig, auf einem grünen Raſen und ließen mit großem Geſchrei ein armes Kaninchen ſpringen, das zugleich zahm und wild war. Sonſt ging Niemand über den Weg.

Noch eine zweite schöne Kirche ist in Andernach, eine gothische. Ein Schiff aus dem vierzehnten Jahrhundert ist zu einem Kasernenstall umgeformt und wird von preußischen Kavalleristen mit dem Säbel in der Faust bewacht. Durch die offene Thüre sieht man eine lange Reihe von Pferdegruppen, die sich im Dunkel der Kapelle verliert. Ueber dem Portal sieht man: Sancta Maria, ora pro nobis. Gegenwärtig sagen das die Pferde.

Ich wäre gern in den merkwürdigen Thurm gestiegen, den ich von meinem Fenster aus sehe, und der allem Anschein nach der alte Wachtthurm der Stadt war, aber die Treppe ist zerbrochen und die Gewölbe eingestürzt. Ich mußte darauf verzichten. Uebrigens hat das prächtige Gebäude so viel Blumen und so prächtige Blumen, mit so viel Geschmack und so viel Sorgfalt an allen Fenstern unterhalten, daß man es für bewohnt halten könnte. Und in der That ist es bewohnt, von der koketteſten und wildesten aller Bewohnerinnen, von dieser guten unsichtbaren Fee, die in allen Ruinen wohnt, die sie für sich ganz allein nimmt, die alle Stockwerke, alle Decken, alle Treppen einstößt, damit kein Menschentritt die Vogelnester störe, und an alle Fenster und vor alle Thüren Blumenfenster setzt, die sie als Fee aus jedem vom Regen ausgehöhlten oder von der Zeit verwitterten Stein zu machen weiß.

Vierzehnter Brief.

Der Rhein.

Sankt Goar, den 17. August.

Sie wissen, ich habe es Ihnen oft gesagt, ich liebe die Flüsse. Die Flüsse bringen die Ideen so gut wie die Waaren fort. Jedes hat seine herrliche Rolle in der Schöpfung. Die Flüsse singen als ungeheure Zinken dem Ocean die Schönheit der Erde, die Kultur der Felder, den Glanz der Städte und den Ruhm der Menschen.

Und habe ich Ihnen nicht auch gesagt, daß ich vor allen Flüssen den Rhein liebe? Das erste Mal, daß ich ihn sah, war vor einem Jahre in Kehl auf der Schiffbrücke. Die Nacht brach herein, der Wagen ging im Schritte. Ich erinnere mich, ich empfand damals eine gewisse Ehrfurcht, als ich über den alten Strom setzte. Ich wollte ihn seit langer Zeit gern sehen. Ich trete nie ohne große Aufregung in Verbindung mit den gewaltigen Dingen der Natur, die eben so groß, als die Geschichte sind. Nehmen Sie dazu, daß die verschiedenartigsten Dinge für mich, ich weiß nicht warum, Verwandtschaften und Uebereinstimmungen haben. Denken Sie, lieber Freund, noch an die Rhone bei La Valserine — wir sahen sie 1825 auf der Schweizerreise, die eine der hellsten Erinnerungen meines Lebens ist; wir waren damals 20 Jahre alt. — Sie erinnern sich, mit welchem wüthenden Schreien, welchem wilden Brüllen die Rhone sich in den Abgrund stürzte, während die schwache hölzerne Brücke zu unsern Füßen zitterte? Nun, seit dieser Zeit weckte die Rhone in mir den Gedanken an einen Tiger, der Rhein weckte darin den Gedanken an einen Löwen.

Als ich an jenem Abend den Rhein zum ersten Mal sah, änderte sich dieser Gedanke nicht. Ich sah lange den stolzen, edlen Fluß an, heftig, aber ohne Wuth, wild, aber majestätisch. Er war angeschwollen und prächtig, als ich ihn überschritt. Er rieb an den Kähnen der Brücke seine gelbe Mähne ab, oder seinen schlammigten Bart, wie Boileau sagt. Seine beiden Ufer verloren sich im Dunkeln. Sein Geräusch war ein mächtiges und friedliches Brausen. Ich sah eine Aehnlichkeit mit der offenen See in ihm.

Ja, mein Freund, es ist ein edler, feudaler, republikanischer, kaiserlicher Fluß, werth zugleich deutsch und französisch zu sein. Die ganze Geschichte von Europa, unter ihren beiden großen Gesichtspunkten betrachtet, liegt in diesem Fluß der Krieger und Denker, in dieser prächtigen Woge, die Frankreich toben, in diesem tiefen Gemurmel, das Deutschland träumen macht.

Der Rhein vereinigt Alles. Der Rhein ist reißend wie die Rhone, breit wie die Loire, eingedämmt wie die Maas, geschlungen wie die Seine, hell und grün wie die Somme, geschichtlich wie die Tiber, königlich wie die Donau, geheimnißvoll wie der Nil, mit Gold gefleckt wie ein amerikanischer Fluß, mit Fabeln und Fantomen bedeckt wie ein Fluß Asiens.

Ehe die Geschichte schrieb, vielleicht ehe der Mensch existirte, rauchte und dampfte da, wo jetzt der Rhein ist, eine doppelte Kette von Vulcanen, die erloschen sind und zwei Haufen Lava und Basalt, die parallel wie zwei Mauern liegen, zurückgelassen haben. Zu derselben Zeit hörten die gigantischen Krystallisationen, die Urgebirge, auf, die ungeheuren Anschwemmungen, die secundären Gebirge, trockneten aus, die ungeheure Masse, die wir jetzt die Alpen nennen, wurde allmählig kalt, der Schnee häufte sich dort auf; zwei große Ströme dieses Schnees verbreiteten sich über die Erde: der eine, der nördliche Strom, durchschnitt

die Ebene, ſtieß auf die doppelte Reihe ausgebrannter Vulkane, und floß durch ſie zum Ocean; der andere, der weſtliche Strom, fiel von Berg zu Berg, floß den zweiten Block todter Vulkane, den wir Ardèche nennen, entlang und ergoß ſich in das mittelländiſche Meer. Die erſte dieſer Strömungen iſt der Rhein, die andere die Rhone.

Die erſten Menſchen, welche die Geſchichte an den Ufern des Rheins ſitzen ſieht, ſind die große Familie halbwilder Völker, welche ſich Kelten nennen, und die Rom Gallier nannte; qui ipsorum lingua Celtae, nostra vero Galli vocantur, ſagt Cäſar. Die Rauraker wohnten näher an der Quelle, die Argentoraker und Neaguntier mehr nach der Mündung zu. Als die Stunde dann gekommen war, erſchien Rom: Cäſar überſchritt den Rhein. Druſus baute ſeine fünfzig Feſtungen, der Conſul Munatius Plancus begann eine Stadt auf dem nördlichen Sattel des Jura; Martius Vipſanius Agrippa baute eine Feſtung vor der Mainmündung, und errichtete dann eine Kolonie Tuitium gegenüber; der Senator Antonius gründete unter Nero ein Municipium am bataviſchen Meer; und der ganze Rhein war in Roms Hand. Als die 22ſte Legion, die unter denſelben Olivenbäumen gekämpft hatte, unter denen Jeſus Chriſtus ſtarb, von der Belagerung Jeruſalems heimkehrte, ſchickte Titus ſie an den Rhein. Die römiſche Legion ſetzte das Werk des Martius Agrippa fort; den Eroberern ſchien eine Stadt nothwendig, um den Melibocus mit dem Taunus zu verbinden, und Moguntiacum, von Martius entworfen, wurde von der Legion erbaut, ſpäter von Trajan erweitert und von Hadrian verſchönert. — Eine merkwürdige Sache, die ich beiläufig anführen muß! — Dieſe 22ſte Legion hatte den Crescentius mitgebracht, der zuerſt das Chriſtenthum ins Rheingau brachte und dort die neue Religion gründete. Gott wollte, daß dieſelben blinden Menſchen, die den letzten Stein am Jordan umgeſtürzt hatten,

den ersten Stein dazu am Rhein legen sollten. — Nach Trajan und Hadrian kam Julian, der eine Stadt am Zusammenfluß des Rheins und der Mosel anlegte; nach Julian kam Valentinian, der Schlösser auf den beiden ausgebrannten Vulkanen, Löwenberg und Stromberg, errichtete; und so war in wenigen Jahrhunderten, wie eine Kette längs des Flusses, diese Reihe römischer Kolonien entstanden: Vinicella, Altavilla, Lorca, Trajani castrum, Versalia, Mola Romanorum, Turris alba, Victoria, Bodobriga, Antoniacum, Sentiacum, Rigodulum, Rigomagum, Tulpetum, Broilum, die, von Cornu Romanorum am Bodensee an, den Rhein hinabgeht, sich auf Augusta stützt, das heute Basel, auf Argentina, das Straßburg, Moguntiacum, das Mainz, Confluentia, das Coblenz, Colonia Agrippina, das Köln ist, und sich nahe am Meer an Trajectum ad Mosam, d. h. Maestricht, und Trajectum ad Rhenum, d. h. Utrecht, knüpft.

Seit der Zeit war der Rhein römisch. Er war nur noch der Fluß, der die äußere helvetische Provinz, die erste und zweite Germania, das erste Belgicum und die batavische Provinz bewässerte. Der langhaarige Gallier des Nordens, der aus Neugier im dritten Jahrhundert den Gallier mit der Toga von Mailand und den Gallier mit dem Untergewande von Lyon besuchte, der langhaarige Gallier wurde besiegt. Die römischen Vesten des linken Rheinufers hielten das rechte in Respekt, und der mit Tuch von Trier bekleidete und mit einer Partisane von Tongern bewaffnete Legionssoldat brauchte nur von der Höhe seines Felsens den alten Kriegswagen der Germanen zu überwachen, einen schweren, rollenden Thurm, mit Sichelrädern, Deichseln voll Piken, von Stieren gezogen, mit Zinnen für 12 Bogenschützen versehen, die sich oft auf die andere Seite des Rheins unter die Balisten der Festungen des Drusus wagten.

Der schreckliche Zug der Nordländer nach den südlichen Gegenden, der sich leider in gewissen Epochen des Lebens der

Nationen wiederholt, und den man den Einfall der Barbaren nennt, unterdrückte Rom, als der Augenblick gekommen war, daß Rom sich umbilden mußte. Die granitene und kriegerische Barriere der Rheinfestungen wurde durch diesen Anfall gebrochen, und es gab eine Zeit im sechsten Jahrhundert, wo die Hügel des Rheins mit römischen Ruinen gekrönt waren, wie sie es heute mit feudalen Ruinen sind.

Karl der Große stellte die Trümmer wieder her, erneuerte die Festungen, stellte sie den alten germanischen Horden, die unter andern Namen wieder auftauchten, den Böhmen, Obotriten, Walebaten, Seraben entgegen; baute in Mainz, wo seine Frau Fastrade begraben wurde, eine Brücke mit steinernen Pfeilern, von der man noch, sagt man, die Spuren unter dem Wasser sieht; erhob den Aquaduct zu Bonn; besserte die alten römischen Wege von Victoria, heute Neuwied, aus, von Bacchiara, heute Bacharach, von Vinicella, heute Winkel, und von Thronus Bacchi, heute Trarbach; und erbaute sich selbst aus den Trümmern eines Bades von Julian einen Palast, den Saal in Unteringelheim. Aber trotz seines Genies und seiner Willenskraft machte Karl die Knochen doch nur zucken. Das alte Rom war todt. Die Physiognomie des Rheins war geändert.

Schon war, wie ich es weiter oben angedeutet habe, unter der römischen Herrschaft fast unbemerkt ein Keim in dem Rheingau gelegt. Das Christenthum, dieser göttliche Adler, der seine Flügel zu entfalten begann, hatte in seine Felsen das Ei gelegt, das eine Welt enthielt. Nach dem Beispiele des Crescentius, der seit dem Jahre 70 den Taunus bekehrte, hatte der h. Apollinarius Rigomagum besucht; Sankt Goar hatte in Bacchiara gepredigt; Sankt Martin, Bischof von Tours, hatte Confluentia bekehrt; Sankt Maternus hatte, ehe er nach Tongern ging, in Köln gewohnt; Sankt Eucharius hatte sich im Walde bei Trier eine Eremitenklause gebaut, und ebendaselbst

Digitized by Google

hatte Sankt Gezelin, seit drei Jahren auf einer Säule stehend, Leib an Leib mit einer Statue der Diana gekämpft, die er am Ende so zu sagen durch seinen Blick gestürzt hatte. In Trier waren sogar viele unbekannte Christen den Märtyrertod gestorben im Hofe des Palastpräfekten Galliens, und man hatte ihre Asche in den Wind geworfen, aber diese Asche war ein Saatkorn.

Das Korn war in der Furche, aber so lang die Wanderung der Barbaren dauerte, erhob sich nichts.

Im Gegentheil, eine tiefe Erschütterung geschah, in der die Civilisation zu stürzen schien; die Kette gewisser Ueberlieferungen brach; die Geschichte schien zu erlöschen; die Menschen und Ereignisse dieser düstern Epoche zogen wie Schatten über den Rhein, indem sie kaum einen phantastischen Wiederschein, der entschwand, sobald man ihn entdeckte, auf den Fluß warfen.

Von da an folgte immer auf eine geschichtliche eine wunderbare Periode für den Rhein.

Die Phantasie des Menschen duldet eben so wenig wie die Natur das Leere. Wo das menschliche Geräusch schweigt, läßt die Natur Vogelnester zwitschern, Baumblätter flüstern und tausend Stimmen der Einsamkeit murmeln. Wo die historische Gewißheit aufhört, läßt die Phantasie den Schatten, den Traum und die Erscheinung leben. Die Sagen wachsen, nehmen zu, gedeihen und blühen in den Lücken der zusammengestürzten Geschichte, wie Weißdorn und Genzianen in den Ritzen eines zerfallenen Palastes.

Die Civilisation ist wie die Sonne, sie hat Tag und Nacht, ihre Vollheit und Finsterniß; sie verschwindet und erscheint wieder.

Sobald die Dämmerung einer entstehenden Civilisation auf dem Taunus zu leuchten begann, gab es am Rheinufer ein schönes Gezwitscher von Sagen und Fabeln; in allen von diesem fernen Strahl erhellten Gegenden erschienen plötzlich übernatür-

liche, reizende Figuren, indeß in den düstern Theilen scheußliche und schreckliche Gestalten sich herumtrieben. Darauf verbreitete sich, während mit schönen neuen Basalten, neben den heute verschwundenen römischen Trümmern, die sächsischen und gothischen Schlösser erbaut wurden, die heute abgetragen sind, eine ganz neue Bevölkerung von imaginären Wesen, die in direkter Verbindung mit den schönen Rittern und schönen Jungfrauen standen, im Rheingau: die Oreaden, welche die Gehölze nahmen; die Undinen, die das Wasser nahmen; die Gnomen, die das Innere der Erde nahmen; der Geist der Felsen; der Donnerer; der schwarze Jäger, der die Berge auf einem großen Sechzehnender durchstreift; das schwarze Sumpfmädchen; die sechs rothen Sumpfmädchen; Wodan, der Gott mit zehn Händen; die zwölf schwarzen Männer; der Staar, der sein Räthsel aufgab; der Rabe, der sein Lied krächzte; die Elster, welche die Geschichte ihrer Großmutter erzählte; die Fratzenbilder im Zeitelmoos; Eberhard der Bärtige, der den auf der Jagd verirrten Prinzen guten Rath gab; der gehörnte Siegfried, der die Drachen in den Höhlen tödtete. Der Teufel setzte seinen Stein bei Teufelsstein und seine Leiter bei Teufelsleiter; er wagte sogar öffentlich in Gernsbach beim Schwarzwalde zu predigen; aber glücklicherweise erhob Gott am andern Ufer des Flusses gegenüber der Teufelskanzel die Engelskanzel. Während das Siebengebirge, dieser ungeheure, ausgebrannte Krater, sich mit Scheusalen, Drachen und riesigen Gespenstern bevölkerte, brachte am Ende dieser Kette, am Anfang des Rheingaus, der rauhe Wind der Wisper bis nach Bingen Wolken alter Feen, die klein wie Heuschrecken waren. Die Mythologie warf sich in diesen Thälern auf die Legenden der Heiligen und brachte sonderbare Resultate zu Wege, bizarre Blumen der menschlichen Phantasie. Der Drachenfels hatte unter andern Namen seine Taraska und seine heil. Martha; die doppelte Fabel des Echo's

und des Hylas niſtete ſich in dem furchtbaren Lurleifelſen ein; die Schlangenjungfrau kroch in den Keller von Augſt; Hatto, der ſchlechte Biſchof, wurde in ſeinem Thurm von ſeinen in Ratten verwandelten Unterthanen gefreſſen; die ſieben läſternden Schweſtern von Schönberg wurden in Felſen verwandelt. Der Dämon Urian ging bei Düſſeldorf über den Rhein, indem er wie einen Mehlſack die große Düne auf dem Rücken trug, die er bei Leyden am Meerufer genommen hatte, um Aachen zu überſchütten, und die er, von Mattigkeit erſchöpft und durch ein altes Weib betrogen, dummerweiſe an den Thoren der Kaiſerſtadt fallen ließ, wo ſie heute den Loosberg bildet. In dieſer Epoche, die für uns im Halbdunkel, worin magiſche Lichter funkeln, liegt, ſind in den Felſen, in den Thälern, in den Wäldern nur Erſcheinungen, Geſichte, wunderbare Abenteuer, teufliſche Jagden, hölliſche Burgen, Harfenklang im Dickicht; ſchöne Lieder von unſichtbaren Sängerinnen geſungen, ſchreckliches Gelächter von geheimnißvollen Wanderern ausgeſtoßen. Die menſchlichen Helden ſind faſt eben ſo fabelhaft wie die übernatürlichen Perſonen. Kuno von Sayn, Sebo von Lorch, der ſtarke Degen, Griſo der Heide, Attich, Herzog von Elſaß, Thaſſilo, Herzog von Baiern, Anthys, Herzog von Franken, Samo, König der Wenden, irren wild in dieſen zauberhaften Wäldern umher, ſuchen oder beweinen ihre Schönen, hochgewachſene und ſchlanke weiße Prinzeſſinnen, mit reizenden Namen gekrönt, Gela, Garlinde, Liba, Williswinde, Schonetta. Alle dieſe Abenteuer, halb in das Unmögliche verſenkt und kaum mit der Ferſe am wirklichen Leben klebend, gehen und kommen in den Sagen, Abends in undurchdringlichen Wäldern verloren, Dornen und Geſtrüpp, wie der Todtenritter Albrecht Dürers, unter dem Fuß ihres Pferdes durchbrechend, von ihrem ſchlanken Windhund gefolgt, aus den Baumzweigen von zwei Larven angeſehen, und im Schatten bald einen ſchwarzen Köhler

treffend, der neben seinem Feuer sitzt und der Teufel ist, welcher die Seelen der Todten zu einem Haufen sammelt; bald ganz nackte Nymphen, die ihre Kasten voll Edelsteine anbieten; bald kleine alte Männer, die ihnen ihre Schwester, Tochter oder Braut wieder geben, die sie auf einem Berge in einem Moosbett schlafend gefunden, im Grunde eines schönen mit Korallen, Muscheln und Krystallen geschmückten Pavillons; bald einen kleinen Zwerg, der, wie die Lieder sagen, Riesenworte führt.

Unter diesen chimärischen Helden entstehen zu Zeiten Figuren von Fleisch und Blut; zuerst und hauptsächlich Karl der Große und Roland; Karl d. G. hat alle Lebensalter, Kind, Jüngling, Greis; Karl d. Gr., den die Sage bei einem Müller im Schwarzwald geboren werden läßt; Roland, den sie nicht in Ronceval unter den Streichen eines ganzen Heeres, sondern vor Liebe am Rhein, vor dem Kloster auf Nonnenwerth sterben läßt; dann später Kaiser Otto, Friedrich Barbarossa, Adolph von Nassau. Diese historischen Männer, die in den Erzählungen unter die wunderbaren Personen gemischt sind, bilden die Ueberlieferung wirklicher Facta, die unter den Einbildungen und Träumereien liegt; es ist die Geschichte, die sich allmählig durch die Sagen Bahn bricht, der Verfall, der hier und da unter den Blumen erscheint.

Indeß zerstreuen sich die Gespenster, die Erzählungen verschwinden, es wird Tag, die Civilisation bildet sich um: die Geschichte nimmt mit ihr eine bestimmte Gestalt an.

Vier Männer, die von vier verschiedenen Seiten kamen, vereinigten sich von Zeit zu Zeit bei einem Stein am Strande des Rheins, auf dem linken Ufer, wenige Schritte von einer Allee, zwischen Rhense und Kapellen. Diese vier Männer setzten sich auf den Stein und da machten sie die deutschen Kaiser und setzten sie ab. Die Männer sind die vier Churfürsten am Rhein. Der Stein ist der Königsstuhl.

Digitized by Google

Der Ort, den man gewählt hat, faſt mitten im Rheinthal, Rhenſe, gehört dem Churfürſten von Köln und ſieht zugleich nach Weſten auf Kapellen, das dem Churfürſten von Trier gehört; im Norden, auf dem rechten Ufer, auf der einen Seite Oberlahnſtein, das dem Erzbiſchof von Mainz, und Braubach, das dem Churfürſten von der Pfalz gehört. In einer Stunde kann ſich jeder der Churfürſten von Rhenſe aus in ſein Gebiet begeben.

Von ihrer Seite vereinigen ſich den zweiten Tag nach Pfingſten die Edlen von Coblenz und Rhenſe dort unter dem Vorwande eines Feſtes und verhandeln über gewiſſe dunkle Dinge; ein Anfang der Gemeinde und Bürgerſchaft, der heimlich ein Loch in den Grund des gewaltigen deutſchen Gebäudes bricht, das ſchon erbaut iſt: die lebendige und ewige Verſchwörung der Kleinen gegen die Großen, die kühn beim Königsſtuhl Samen ſtreut, im Schatten des ſteinernen Throns der Feudalität.

An derſelben Stelle faſt, in dem kurfürſtlichen Schloſſe Stolzenfels, welches das kleine Städtchen Kapellen beherrſcht, heute eine prächtige Ruine, unterhält Werner, Erzbiſchof von Köln, von 1380—1418 Alchymiſten, die zwar kein Geld machen, aber, nach dem Stein der Weiſen ſuchend, mehrere große Geſetze der Chemie entdecken. So ſieht in einem ſehr kurzen Zeitraum derſelbe Punkt am Rhein, der heute kaum bemerkte Punkt der Mündung der Lahn gegenüber, für Deutſchland das Kaiſerreich, die Demokratie und die Wiſſenſchaft entſtehen.

Seitdem hat der Rhein ein zugleich kriegeriſches und religiöſes Aeußere bekommen. Die Abteien und Klöſter mehren ſich; die Kirchen auf der halben Höhe vereinigen mit den Thürmen der Berge die Dörfer der Flußufer, ein frappantes, ſich bei jeder Krümmung des Rheins wiederholendes Bild von der Art, wie der Prieſter in der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen muß. Die Kirchenfürſten vermehren die Gebäude im Rheingau,

wie es 1000 Jahre vorher die römischen Präfekten gethan hatten. Der Erzbischof Balduin von Trier baut die Kirche in Oberwesel, der Erzbischof Heinrich von Wittingen die Moselbrücke bei Coblenz; der Erzbischof Walram von Jülich heiligt durch ein prächtig in Stein ausgehauenes Kreuz die römischen Ruinen und den vulkanischen Kegel des Godesberges, die beide der Magie verdächtig waren. Die geistliche und weltliche Macht vereinigen sich in diesen Fürsten wie im Papst. Daher eine doppelte Gesetzgebung, die Körper und Seele einfaßt. Johann von Barnich, Kaplan von Sankt Goar, vergiftet mit dem Abendmahlswein seine Herrin, die Gräfin von Katzenellenbogen; der Kurfürst von Köln excommunicirt ihn als sein Bischof und läßt ihn als sein Fürst lebendig verbrennen.

Von seiner Seite fühlt der Kurfürst von der Pfalz immer das Bedürfniß, gegen die möglichen Eingriffe der drei Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier zu protestiren, und die Pfalzgräfinnen halten ihr Kindbett, zum Zeichen der Souveränetät, in der Pfalz, einem Thurm, der vor Caub mitten im Rhein erbaut ist.

Zu derselben Zeit fassen, mitten unter den plötzlichen oder allmähligen Fortschritten der Kurfürsten, die Ritterorden Fuß am Rhein; der deutsche Orden richtet sich in Mainz ein, dem Taunus gegenüber, während bei Trier im Angesicht des Siebengebirges die Rhodenserritter sich im Martinshofe niederlassen. Von Mainz verzweigt sich der deutsche Orden bis nach Koblenz, wo eine seiner Commandanturen Fuß faßt. Die Templer, schon Herren von Courgenay und Porentruy im Bisthum von Basel, hatten Boppard und Sault Goar am Rhein und Trarbach zwischen Rhein und Mosel. Es ist dasselbe Trarbach, das Land trefflicher Weine, der Thronus Bacchi der Römer, das später dem Peter Flotte gehörte, den der Papst Bonifacius einäugig am Leib und blind am Geist nannte.

Digitized by Google

Während die Bischöfe, Fürsten und Ritter ihre Stiftungen machten, gründete der Handel seine Kolonien. Eine Menge kleiner Handelsstädte entstanden nach dem Beispiel von Koblenz an der Mosel und Mainz vor dem Main, an dem Zusammenfluß aller der Flüsse und Bäche, welche die zahllosen Thäler des Hunsrück, Hohenrück, die Höhen von Hammerstein und das Siebengebirge in den Rhein schicken. Bingen setzte sich an die Nahe, Niederlahnstein an die Lahn, Engers an die Sayn, Irrlich an die Wied, Linz, der Aar gegenüber, Rheindorf an den Mahrbach und Bergheim an die Sieg.

Während der Zwischenzeiten, welche die Kurfürsten und Feudalfürsten, die Rittercommandanturen und die Stadtschultheißen der Gemeinden trennten, hatte der Geist der Zeit und die Natur der Gegend eine sonderbare Art von Herren hervorgebracht. Vom Bodensee bis zum Siebengebirge hatte jeder Hügel am Rhein seine Burg und seine Burggrafen. Diese gewaltigen Barone am Rhein, robuste Erzeugnisse einer wilden Natur, in ihren Basalten und Haiden nistend und so gut wie der Kaiser von ihren Dienern auf den Knieen bedient, Räuber, die dem Adler und der Eule ähnlich waren, nur um sich herum mächtig, aber da allmächtig, beherrschten sie die Schlucht und das Thal, hoben Soldaten aus, verboten die Wege, legten Steuern auf, brandschatzten die Kaufleute, die von Sankt Gallen oder Düsseldorf kamen, sperrten den Rhein mit ihrer Kette, und schickten stolz den benachbarten Städten ihr Kartel, wenn diese es wagten, ihnen eine Schmach anzuthun. So forderte der Burggraf von Ockenfels die große Gemeinde von Linz heraus und der Ritter Hausner vom Hegau die kaiserliche Stadt Kaufbeuren. Bisweilen hatten die Städte in diesen sonderbaren Kämpfen Angst und riefen den Kaiser zu Hülfe; dann lachte der Burggraf und ritt beim nächsten Feste zum Turnier der Stadt auf seinem Müllereſel. Während der schrecklichen Kämpfe

und Ritter ihre Stiftungen
ne Kolonien. Eine Menge
h dem Beispiel von Koblenz
Main, an dem Zusammen-
welche die zahllosen Thäler
n von Hammerstein und das
. Bingen setzte sich an die
Engers an die Sayn, Irr-
genüber, Rheindorf an den
ieg.
welche die Kurfürsten und
nturen und die Stadtschult-
atte der Geist der Zeit und
ıre Art von Herren hervor-
Siebengebirge hatte jeder
seine Burggrafen. Diese ge-
ste Erzeugnisse einer wilden
iden nistend und so gut wie
den Knieen bedient, Räuber,
h waren, nur um sich herum
rrschten sie die Schlucht und
verboten die Wege, legten
fleute, die von Sankt Gallen
en Rhein mit ihrer Kette,
Städten ihr Kartel, wenn
ach anzuthun. So forderte
ße Gemeinde von Linz her-
Hegau die kaiserliche Stadt
Städte in diesen sonderbaren
iser zu Hülfe; dann lachte
ten Feste zum Turnier der
end der schrecklichen Kämpfe

zwischen Adolph von Nassau und Desiderius von Isenburg, trieben mehrere dieser Ritter, die ihre Festungen im Taunus hatten, die Kühnheit so weit, daß sie unter den Augen zweier Prätendenten, die sich um die Stadt stritten, die Vorstädte plünderten. Das war ihre Art, neutral zu sein. Der Burggraf war weder für Isenburg, noch für Nassau, er war für den Burggrafen. Erst unter Maximilian, als der große Reichshauptmann, Georg von Frundsberg, die letzte dieser Burgen, Hohenkrachen, zerstört hatte, starb dieser gefährliche Stamm wilder Edelleute aus, der im zehnten Jahrhundert mit den Burggrafen anfängt und im sechzehnten mit den Raubrittern endet. *

Aber die unsichtbaren Ereignisse, deren Resultate erst nach vielen Jahren sichtbar werden, erfüllten sich auch am Rhein. Zu derselben Zeit wie der Handel, ja auf denselben Schiffen kam der Geist der Ketzerei, Prüfung und Freiheit den großen Strom hinab, auf dem jeder Gedanke der Menschheit schwimmen zu müssen scheint. Johann Huß wurde verbrannt, Doucet geviertheilt, die Stunde Luthers hatte noch nicht geschlagen. Auf den Wegen der Vorsehung gibt es Männer für die grünen und Männer für die reifen Früchte.

Inzwischen kam das sechzehnte Jahrhundert heran. Der Rhein hatte im vierzehnten Jahrhundert nicht weit von sich, bei Nürnberg, die Artillerie entstehen gesehen, im fünfzehnten an seinem Ufer in Straßburg die Druckerei. 1400 hatte Köln seine berühmte vierzehn Fuß lange Schlange gegossen. 1472 hatte Windelin von Speier seine Bibel gedruckt. Eine neue Welt entstand, und am Ufer des Rheins fanden die beiden geheimen Werkzeuge, mit denen Gott immer an der Civilisation des Menschen arbeitet, das Geschoß und das Buch, der Krieg und der Gedanke, eine neue Form.

* Wie V. Hugo hier wieder fabelt und dem guten Frundsberg eine ganz falsche Rolle zutheilt, brauche ich wohl kaum anzudeuten. A. d. U.

Digitized by Google

Der Rhein hat in den Geschicken Europas eine Bedeutung von der Vorsehung. Er ist der große Graben, der den Süden vom Norden trennt. Die Vorsehung hat ihn zum Gränzfluß gemacht, die Festungen zum Mauerfluß. Der Rhein hat den Schatten fast jedes großen Kriegers abgespiegelt, der seit dreißig Jahrhunderten die Erde mit dem großen Pfluge, den man Schwert heißt, durchackert hat. Cäsar zog von Süden her über den Rhein, Attila von Norden. Chlodwig gewann seine Schlacht von Zülpich daran. Karl der Große und Bonaparte regierten dort. Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Rudolph von Habsburg und Friedrich I. waren dort groß, siegreich und gewaltig. Gustav Adolph commandirte sein Heer von der Höhe des Thurms in Caub. Ludwig XIV. hat den Rhein gesehen, Enghien und Condé sind hinübergegangen. Weh! auch Turenne. Drusus hat seinen Stein zu Mainz, wie Marceau zu Coblenz, Hoche bei Andernach. Für das Auge des Denkers, der die Geschichte leben sieht, schweben immer zwei große Adler über dem Rhein, der Adler der römischen Legionen und der Adler der französischen Regimenter.

Für Homer existirte der Rhein nicht. Er war einer der möglichen, aber unbekannten Flüsse des finstern Landes der Kimmerier, auf die es immer regnet und die nie die Sonne sehen. Für Virgil ist er nicht der unbekannte, aber der kalte Fluß. Frigora Rheni. Für Shakspeare ist er der schöne Rhein: Beautiful Rhine. Für uns ist er bis heute, wo der Rhein die europäische Frage wird, eine modische, pittoreske Excursion, ein Spaziergang der Müßiggänger von Ems, Baden und Spaa.

Petrarka kam nach Aachen, aber ich glaube nicht, daß er vom Rhein spricht. *

Die Geographie gibt mit diesem unbiegsamen Willen der

* Petrarka war auch in Köln, und kennt und preist den Rhein allerdings. A. d. U.

Abdachungen, Bassins und Wasserscheiden, dem alle Congresse der Welt nicht lange entgegentreten können, das linke Rheinufer an Frankreich. Die Vorsehung hat ihm drei Mal beide Ufer gegeben: unter Pipin dem Kleinen, Karl dem Großen und Napoleon.

Das Reich Pipin des Kleinen lag auf den beiden Ufern des Rheins. Es begriff das eigentliche Frankreich, außer Aquitanien und Gascogne, und das eigentliche Deutschland bis an das Land der Baiern in sich.

Das Reich Karls des Großen war zweimal größer, als das Napoleons.

Es ist wahr, und das muß in Betracht gezogen werden, Napoleon hatte drei Reiche oder war, besser gesagt, auf dreierlei Weise Kaiser: unmittelbar und direkt von dem französischen Reich; mittelbar und durch seine Brüder von Spanien, Italien, Westphalen und Holland, Königreichen, aus denen er Vorposten seines Centralreiches gemacht hatte; moralisch und durch das Recht der Suprematie von Europa, das nur noch die tagtäglich kleiner werdende Basis seines ungeheuren Gebäudes war.

Auf diese Weise angesehen glich das Reich Napoleons wenigstens dem von Karl dem Großen.

Karl der Große, dessen Reich dasselbe Centrum und dieselbe Entstehungsweise hatte, wie das Reich Napoleons, nahm und häufte auf die Erbschaft Pipin des Kleinen Sachsen bis an die Elbe, Deutschland bis an die Saale, Slavonien bis an die Donau, Dalmatien bis an die Mündungen von Cattaro, Italien bis Gaeta, Spanien bis an den Ebro.

In Italien machte er nur an den Grenzen der Beneventiner und Griechen, in Spanien an den Grenzen der Sarazenen Halt.

Als diese ungeheure Masse zum ersten Mal 843 auseinander ging, als Ludwig der Fromme todt war und schon die

Sarazenen ihren Theil hatte nehmen lassen, d. h. das ganze Stück Spaniens zwischen dem Ebro und dem Llobregat, konnte man aus den drei Theilen, in die es zerfiel, einen Kaiser machen: Lothar, der Italien und ein dreieckiges Stück von Gallien hatte, und zwei Könige, Ludwig, der Deutschland, und Karl, der Frankreich hatte. Als sich 855 das erste der drei Stücke wieder theilte, konnte man aus diesen Stücken eines Stückes des Reichs Karls des Großen noch einen Kaiser, Ludwig mit Italien, einen König, Karl mit Provence und Burgund, und noch einen König, Lothar mit Austrasien, das von da Lothringen hieß, machen. Als die Zeit kam, in welcher der zweite Theil, das Königreich Ludwig des Deutschen, zerriß, bildete das größte Stück das Kaiserthum Deutschland, und in die kleinen setzte sich eine Masse von Grafen, Herzogen und freien Städten fest, die von Markgrafen, als Wächtern der Grenzen, beschützt wurden. Als der dritte Theil endlich, der Staat Karls des Kahlen, sich bog und unter dem Gewicht der Jahre und Fürsten brach, genügte diese letzte Ruine zu der Gründung eines Königs, des Königs von Frankreich, der fünf souveränen Herzoge von Burgund, Normandie, Bretagne, Aquitanien und Gascogne, und der drei Grafen von Champagne, Toulouse und Flandern.

Diese Kaiser sind Titanen. Sie halten einen Augenblick das Universum in ihrer Hand, dann reißt der Tod ihre Finger auseinander, und Alles zerfällt.

Man kann sagen, daß das rechte Ufer des Rheins Napoleon wie Karl dem Großen gehört.

Bonaparte dachte nicht an ein rheinisches Herzogthum, wie es einige mittelmäßige Politiker in den Kämpfen der Häuser Oesterreich und Frankreich gethan haben. Es müßte das ein längliches Königreich sein, das, ohne Insel zu sein, unmöglich ist; es biegt sich und bricht entzwei beim ersten gewaltsamen

Stoß. Nach einigen Fortnehmungen und einigen Zusätzen nahm der Kaiser den Rheinbund, so wie die Geographie und die Geschichte ihn gemacht hatten, und begnügte sich damit, ihn zu systematisiren. Der Rheinbund muß nach Norden oder nach Süden gerüstet sein. Er lag nach Frankreich hin, der Kaiser kehrte ihn um. Seine Politik war eine Hand, welche die Reiche mit der Kraft eines Riesen und der Einsicht eines Schachspielers hinsetzte und fortnahm. Wenn er die rheinischen Fürsten vergrößerte, begriff der Kaiser, daß er dadurch die Krone Frankreichs vergrößerte und die Deutschlands verringerte. In der That, diese zu Königen gewordenen Kurfürsten, diese zu Großherzogen gewordenen Mark- und Landgrafen gewannen an der österreichischen und russischen Seite, was sie an der französischen verloren, groß für die Zukunft, klein in der Vergangenheit, Könige für die nordischen Kaiser, Präfekte für Napoleon.

So gibt es für den Rhein vier genau unterschiedene Phasen, vier scharf geschnittene Gesichter. Erste Phase: antediluvianische, vielleicht präadamitische Epoche. Zweite Phase: altgeschichtliche Epoche, Kämpfe zwischen Deutschland und Rom, in denen Cäsar strahlt. Dritte Phase: wunderbare Epoche, in der Karl der Große aufsteht. Vierte Phase: Epoche der neuern Geschichte, Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich, die Napoleon beherrscht. Was auch der Schriftsteller thue, um die Monotonie dieser großen Berühmtheiten zu vermeiden, wenn man durch die europäische Geschichte von einem Ende zum andern geht, sind Cäsar, Karl der Große und Napoleon die drei ungeheuren militärischen Mark- oder vielmehr Meilensteine, die man am Wege findet.

Und jetzt, um mit einer letzten Beobachtung zu schließen, scheint der Rhein, der Fluß der Vorsehung, auch ein symbolischer Fluß zu sein. In seinem Fall, in seinem Lauf, in den Ländern, die er durchzieht, ist er so zu sagen das Bild der

Civiliſation, der er ſchon ſo viel gedient hat und der er noch immer dienen wird. Er fließt von Conſtanz nach Rotterdam, von dem Lande der Adler in das Land der Häringe, von der Stadt der Päpſte, Concilien und Kaiſer zu den Comptoirs der Kaufleute und Bürger, von den Alpen zum Ocean, wie die Menſchheit ſelbſt herabgeſtiegen iſt von den hohen Ideen, den unerſchütterlichen, unzugänglichen, heitern, ſtrahlenden, zu den breiten, beweglichen, ſtürmiſchen, finſtern, nützlichen, ſchiffbaren, gefährlichen, unergründlichen, die ſich mit Allem beladen, die Alles tragen, Alles befruchten, Alles verſchlingen; von der Theokratie zur Demokratie; von einer Größe zur andern.

Victor Hugo's

ſämmtliche Werke,

überſetzt von Mehreren.

Siebenzehnter Band.

Dritte revidirte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'ſche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Digitized by Google

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Der Rhein.

Briefe an einen Freund.

Ueberſetzt von

F. W. Dralle.

II.

Digitized by Google

Fünfzehnter Brief.

Die Maus.

Sankt Goar, August.

Letzten Samstag hatte es den ganzen Morgen geregnet. Ich fuhr von Andernach auf dem Dampfschiff Stadt Mannheim. Wir fuhren seit einigen Stunden stromaufwärts, als plötzlich, ich weiß nicht durch welchen Zufall, denn dort sind gewöhnlich Wolken, der Südwestwind, der Favonius des Virgil und Horaz, derselbe, der unter dem Namen Föhn so fürchterliche Verheerungen auf dem Bodensee anrichtet, mit einem Flügelschlage das große Gewölbe von Wolken, das über unsern Köpfen lag, zertheilte und die Trümmer desselben mit kindischer Freude in alle Ecken des Himmels jagte. In einigen Augenblicken erschien die echte ewige Kuppel wieder, auf die vier Ecken des Horizonts gestützt, und eine warme Mittagssonne lockte alle Reisenden aufs Verdeck.

In diesem Augenblicke fuhren wir, immer zwischen Reben und Eichen, vor einem pittoresken alten Dorfe am rechten Ufer, Welmich, vorbei, dessen romanischer Thurm, jetzt dummer Weise restaurirt und bekalkt, vor wenigen Jahren noch von vier kleinen Wachtthürmen, wie der Thurm eines Burggrafen, umgeben war. Ueber Welmich erhob sich fast ganz vertikal eine dieser ungeheuren Lavakuppen. Auf diesem vulkanischen Berg liegt

die prächtige Ruine einer feudalen Burg, aus demſelben Stein, in derſelben Farbe erbaut, wie ein natürlicher Auswuchs des Gebirges. Hart am Rhein ſchwatzte eine Gruppe junger Wäſcherinnen, die fröhlich ihre Leinwand in der Sonne ausbreiteten.

Das Ufer reizte mich, ich ließ mich ausſetzen. Ich kannte die Ruine als eine der beſuchteſten und berühmteſten, die es am Rheine gibt. Für den Reiſenden iſt der Zugang ſchwierig, ja ſogar gefährlich, ſagt man, für die Bauern iſt ſie voll von Geſpenſtern und ſchrecklichen Geſchichten. Sie wird von lebendigen Flammen bewohnt, die ſich Tags in unzugänglichen Kellern verbergen und nur des Nachts oben auf einem großen Thurm ſichtbar ſind. Dieſer Thurm iſt nur die Verlängerung eines ungeheuren, jetzt verſchütteten Brunnens, der ehemals durch den ganzen Berg und tiefer als der Grund des Rheines ging. In dieſen Brunnen ließ ein Herr von Welmich, ein Falkenſtein, ein unheilvoller Name in den Sagen, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, ohne Beichte jeden, den er Luſt hatte, werfen, ob er ein Fremder oder ein Vaſall war. Alle dieſe gequälten Seelen bewohnen jetzt das Schloß. Zu dieſer Zeit war im Thurm von Welmich eine Glocke, die der heil. Welmich, Biſchof von Mainz, geſchenkt und geweiht hatte, im Jahre 740 zu der denkwürdigen Zeit, als Conſtantin VI. Kaiſer in Rom und Conſtantinopel war, da der heidniſche König Maſilius vier Königreiche in Spanien hatte, und da in Frankreich der König Chlotar regierte. Man läutete nur mit dieſer Glocke, wenn ein Herr von Welmich ſehr krank oder in Todesgefahr war. Nun hatte Falkenſtein, der nicht an Gott und Teufel glaubte, und Geld brauchte, Gelüſte nach dieſer Glocke. Er ließ ſie aus dem Thurm nehmen und in ſeine Veſte bringen. Der Prieſter von Welmich ſtieg im Meßgewande zum Herrn von Welmich hinauf, zwei Chorknaben gingen mit dem Kreuz

vor ihm her, um seine Glocke zurück zu verlangen. Falkenstein fing an zu lachen und rief: Du willst Deine Glocke haben? Gut, Du sollst sie haben und sie soll Dich nie verlassen. Darauf ließ er dem Priester die Glocke um den Hals binden, ihn in den Brunnen werfen und denselben dann mit Steinen bis auf sechzig Ellen füllen. Einige Tage nachher wurde Falkenstein plötzlich krank. — Als es Nacht wurde, hörten der Astrolog und der Arzt, welche bei dem Burggrafen wachten, mit Schrecken das Klingen der silbernen Glocke aus der Tiefe der Erde; den andern Morgen war Falkenstein todt. Seit der Zeit hört man alle Jahre, wenn die Zeit des Todes des Burggrafen wiederkehrt, in der Nacht vom 18. Januar, ganz deutlich die Silberglocke im Gebirge läuten. — Das ist eine der Geschichten. — Nehmen Sie dazu, daß der benachbarte Berg, der auf der andern Seite das Thal von Welmich einfaßt, selbst das Grab eines Riesen ist; denn die Phantasie der Menschen, die mit Recht in den Vulkanen die großen Schmieden der Natur gesehen hat, setzte überall Cyclopen hin, wo sie Berge rauchen sah, und alle Aetnas haben ihren Polyphem.

Ich begann also die Ruine zwischen dem Denkmal Falkensteins und des Riesen hinanzuklettern. Ich muß Ihnen sagen, daß ich mir durch Kinder aus dem Dorf zuerst den besten Weg hatte zeigen lassen, wofür ich sie aus meiner Börse nehmen ließ, was sie wollten, denn die Silber- und Kupfermünzen dieser entfernten Völker, Thaler, Groschen, Pfennige sind die phantastischsten und unverständlichsten Dinge von der Welt, und ich verstehe diese barbarischen Münzen, welche die Borussen den Ubiern auferlegt haben, durchaus nicht.

Der Weg war in der That steil, aber nicht gefährlich, außer für Personen, die dem Schwindel unterworfen, oder nach starken Regengüssen, wenn Weg und Felsen schlüpfrig sind. Uebrigens hat diese verwünschte und gefürchtete Ruine vor

andern am Rhein den Vortheil, daß sie nicht ausgeforscht ist. Kein Bedienter folgt Ihnen beim Hinaufsteigen, Niemand, der die Gespenster zeigt, fordert Ihnen ein Trinkgeld ab, keine verrostete Thüre sperrt Ihnen auf der Hälfte den Weg. Nach zwanzig Minuten war ich auf dem Gipfel des Berges, der Schwelle der Ruine. Da wandte ich mich um und machte einen Augenblick Halt, ehe ich hineintrat. Hinter mir ging eine rohe, durch den Rasen zu einer Rampe umgeformte Treppe hinauf. Vor mir entfaltete sich eine ungeheure, fast geometrisch zusammengesetzte Landschaft von concentrischen Bergen, in der aber keine Monotonie lag; zu meinen Füßen das Dorf um den Felsen, um das Dorf eine Krümmung des Rheins, um die Krümmung ein finsterer Halbkreis von Bergen, die hie und dort von Thürmen und alten Bergen gekrönt sind, und über dem Gebirge der blaue Himmel.

Nachdem ich wieder zu Athem gekommen war, ging ich durch die Pforte und begann den schmalen Grasabhang hinanzuklettern. In diesem Augenblick erschien mir die leere Veste so traurig und schrecklich, daß ich gestehe, ich wäre durchaus nicht überrascht, wenn auf einmal hinter den Vorhängen von Epheu eine übernatürliche Gestalt mit Blumen in der Schürze hervorgetreten wäre, Gela, die Braut Barbarossa's, oder Hildegard, das Weib Karls des Großen, diese sanfte Kaiserin, die die geheimen Kräfte der Metalle kannte und im Gebirg botanisirt. Ich sah einen Augenblick nach der nördlichen Mauer, mit einem unbestimmten Wunsch, plötzlich zwischen den Steinen Kobolde, die immer im Norden sind, wie der Gnom zu Kuno von Sayn sagt, oder die drei kleinen Alten sich erheben zu sehen, die das traurige Lied der Sage singen:

Drei Nesseln, die ich auf dem Grabe
Des Riesen brach, da der Tag begann,
Und sie zu Garn gesponnen habe,
Nimm, Schwester, als Geschenke an!

Aber ich mußte mich begnügen, nichts zu ſehen und zu hören, als das ironiſche Pfeifen einer Amſel in einem Loche des Felſens.

Wenn Sie jetzt, mein Freund, ein klares Bild von dem Innern dieſer berühmten Ruine haben wollen, kann ich nichts beſſeres thun, als die Notizen abſchreiben, die ich bei jedem Schritt aufzeichnete. Das iſt etwas durcheinander, kleinlich genau, aber auf der That ergriffen und alſo ähnlich.

„Ich bin in der Ruine. — Der runde Thurm hat, wiewohl in der Spitze verfallen, noch eine wunderbare Höhe. Auf zwei Dritttheile ſeiner Höhe ſind die vertikalen Einſchnitte einer Zugbrücke, deren Oeffnung vermauert iſt. — Ueberall große Mauern mit ungeſtalten Fenſtern, welche noch Säle ohne Thüren und Decken zeigen. — Stockwerke ohne Treppen, Treppen ohne Zimmer. — Ungleicher, hügeligter, von eingeſtürzten Gewölben gebildeter und mit Gras bewachſener Boden, undurchdringliches Geſtrüpp. — Ich habe es ſchon oft bewundert, mit welcher geizigen Eiferſucht die Einſamkeit das, was der Menſch ihr einmal preisgegeben hat, bewahrt, verſchließt und vertheidigt. Sorgfältig vertheilt ſie auf dem Söller die wildeſten Geſträuche, die ſchlimmſten und am beſten bewaffneten Pflanzen, die Stechpalme, Brennneſſel, Diſtel, Dornen, Haiden, das heißt mehr Nägel und Klauen, als es in einer Menagerie von Tigern gibt. Durch dieſe ſtachligten und dornigten Gebüſche kriecht und gleitet die Brombeere, dieſe Schlange der Pflanzenwelt, und beißt Einen in die Füße. Uebrigens iſt hier, wie die Natur denn nie den Schmuck vergißt, dies Geſtrüpp reizend. Es iſt eine Art großer, wilder Blumenſtrauß, in dem Blumen von aller Form und aller Art ſind, die einen in ihren Blüten, die andern mit ihren Früchten, die mit ihrem reichen Herſtlaub, Malve, Winde, Anis, Pimpernell, Königskerze, gelber Enzian, Erdbeere, Thymian,

violette Pflaumen, Weißdorn, den man mit ſeinen ſcharlachenen Beeren im Auguſt Rothdorn nennen ſollte, lange Schlingen mit ſchon blutrothen Brombeeren bedeckt. Ein Hollunderſtrauch. — Zwei allerliebſte Acacien. — Ein unerwarteter Winkel, in dem ein voltairianiſcher Bauer, von dem Aberglauben der Andern Nutzen ziehend, für ſich ein kleines Feld mit Runkelrüben baut, aus dem er ein Stück Zucker machen kann. — — Links der Thurm ohne Thür und Fenſter, noch einem ſichtbaren Zugang, rechts ein durch das Gewölbe eingeſtürzter Keller, der zu einem Abgrund geworden iſt. — Prächtiges Windebrauſen, herrlicher blauer Himmel, durch die Oeffnungen des ungeheuren Mauerwerks. — Ich ſteige auf einer Treppe voll Gras in eine Art von oberem Saal. — Ich bin da. — Nichts als zwei bezaubernde Ausſichten auf den Rhein, die Hügel und die Dörfer. Ich neige mich nach hinten; unter mir iſt das eingeſtürzte Gewölbe. Ueber meinem Haupte zwei ausgebrochene Schornſteine aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in blauem Granit gemeißelt. Spuren von Ruß und Rauch im Kamin. — Verloſchene Malereien an den Fenſtern. — Oben ein hübſcher Thurm ohne Dach und Treppe, voll blühender Pflanzen, die ſich neigen, um mich anzuſehen. — Ich höre die Wäſcherinnen am Rhein lachen. — Ich ſteige in den unteren Saal zurück. — Nichts als Spuren von Aufgrabungen im Pflaſter. Ein von den Gnomen verſenkter Schatz, den die Bauern ausgraben wollten. — Ein zweiter Saal. — Viereckiges Loch in der Mitte, das in einen Keller geht. Auf der Mauer die beiden Namen: **Phaedovius. Kutorga.** Ich ſchreibe den meinen mit einem ſcharfen Stück Baſalt daneben. — Anderes Gewölbe. — Nichts. — Von hier aus ſehe ich den Schlund wieder. Er iſt unzugänglich. Ein Sonnenſtrahl fällt hinein. — Dies Gewölbe iſt unter dem großen viereckigen Thurm, der den dem runden entgegengeſetzten Winkel einnimmt. Es mußte

das Gefängniß der Burg ſein. — Drei Schornſteine, einer mit Säulchen, hingen losgeriſſen in verſchiedener Höhe. Zu meinen Füßen drei verſunkene Stockwerke. Hinter mir zwei Bogengewölbe, am einen todte Aeſte, am andern zwei zierliche Epheuranken, die ſich anmuthig wiegen. Ich trete hinein. Gewölbe auf dem Baſalt des Berges, der zu Tage liegt, erbaut. Spuren von Rauch. In dem andern Viereck, in das ich zuerſt trat und das der Hof ſein mußte, neben dem runden Thurm, Kalk auf der Mauer mit Spuren von Malerei und den beiden rothen Chiffern:

$$23 - 18 - 2^3 \varphi$$

— Ich gehe von außen in dem Graben um das Schloß herum. — Beſchwerliches Steigen. — Das Gras iſt glatt. — Man muß von Geſtrüpp zu Geſtrüpp über einen ziemlich tiefen Abgrund klettern. Noch immer weder ein Eingang, noch Spur eines vermauerten Thores in dem großen Thurm. Spuren von Malereien auf dem Mauerkranz. Der Wind ſchlägt die Blätter meines Buchs um und hindert mich am Schreiben. Ich will wieder in die Ruine gehen. — Ich bin da. — Ich ſchreibe auf einem kleinen Pult von grünem Sammt, das mir die alte Mauer bietet."

Ich vergaß Ihnen noch zu ſagen, daß dieſe ungeheure Ruine die Maus heißt. Hören Sie warum.

Im zwölften Jahrhundert war dort nur noch eine kleine Burg, die ſehr oft von einer ſtarken Veſte, welche die Katze (aus Katzenellenbogen abgekürzt) hieß, angegriffen wurde. Kuno von Falkenſtein, dem die ärmliche Burg Welmichs durch Erbſchaft zufiel, ließ ſie einreißen und baute auf demſelben Platz eine viel größere Veſte als das benachbarte Schloß, in-

Digitized by Google

dem er ſagte, daß nun die Maus die Katze freſſen ſollte.

Er hatte Recht. Die Maus iſt noch, obwohl jetzt zerfallen, eine gefährliche Alte, die, früher lebendig und bewaffnet, mit ihren Klauen von Lava und Baſalt hervorbrach, ja ſelbſt mit den Eingeweiden des ausgebrannten Vulkans, der ſie, ſcheint es, mit Stolz trägt. Ich denke, daß Niemand in Verſuchung gekommen iſt, den Berg zu necken, der die Maus geboren hat.

Uebrigens blieb ich bis zum Sonnenuntergang im Gemäuer, zur Zeit der Geſpenſter. Es ſcheint, mein Freund, ich bin wieder ein luſtiger Schüler geworden. Ich ſchweifte und kletterte überall umher, warf die großen Steine auseinander, aß reife Maulbeeren, verſuchte die übernatürlichen Bewohner, um ſie aus ihrem Verſteck zu bringen, zu reizen, und während ich mitten durch das dickſte Gekräut ging, fühlte ich den ſcharfen Geruch der Trümmerpflanzen, den ich von Kind auf geliebt habe, bis zu mir dringen.

Gewiß iſt, daß dieſer unzugängliche Thurm ohne Thür und Fenſter, mit ſeinem übelberüchtigten Brunnen voll Geſpenſter, einen traurigen, finſtern Anblick gewährt.

Die Sonne war inzwiſchen hinter das Gebirge geſunken; auch ich machte es wie ſie, als ſich plötzlich etwas Sonderbares neben mir regte. Ich bückte mich. Eine große Eidechſe, etwa 9 Zoll lang, von auffallender Form, mit dickem Bauch, kurzem Schwanz, plattem, dreieckigem Kopf, ſchwarz wie Dinte und vom Kopf bis zum Schwanz mit goldgelben Flecken beſät, legte ihre vier ſchwarzen Füße auf das naſſe Gras und kroch langſam auf ein niedriges Loch der alten Mauer zu. Es war der geheimnißvolle, einſame Bewohner dieſes Schloſſes, der Thiergeiſt, das zugleich wirkliche und fabelhafte Thier — ein Salamander, der mich ſanft anſah, als er in ſein Loch kroch.

Sechzehnter Brief.

Querfeldein.

Sankt Goar, Auguſt.

Ich konnte mich nicht von dieſen Ruinen trennen. Mehrere Male fing ich an, ſie hinabzuſteigen, immer kehrte ich wieder um.

Die Natur iſt wie eine lächelnde Mutter allen unſern Launen und Träumen gefällig. Als ich endlich mit dem feſten Vorſatz fortging, die Maus zu verlaſſen, kam mir der Gedanke — und ich geſtehe, daß ich ihn realiſirt habe — mein Ohr gegen den großen Thurm zu legen, damit ich mir wenigſtens gewiſſenhaft ſagen konnte, ich hätte, wäre ich auch nicht hineingegangen, doch hinein gehorcht. Ich hoffte auf irgend ein Geräuſch, ohne mir übrigens zu ſchmeicheln, daß mich die Glocke Winfrieds für würdig hielt, jetzt zu erwachen. In dieſem Augenblicke hörte ich, o Wunder! aber ich hörte es mit meinen eigenen Ohren! ein leiſes Metalltönen, das ſchwache, aber beſtimmte Läuten einer Glocke, das durch die Dämmerung bis zu mir drang und in der That unten aus dem Thurm zu kommen ſchien. Ich geſtehe, daß bei dieſem ſonderbaren Geräuſch mir plötzlich die Verſe, die Hamlet zu Horatio ſagt, einfielen, als ſähe ich ſie mit hellen Buchſtaben geſchrieben. Aber ich fiel bald in die wirkliche Welt zurück. — Es war die Abendglocke irgend eines entfernten, in den Falten des Thals verſteckten Dorfes, deren Töne mir der Wind gefällig zutrug. Was thut's! Es hängt nur von mir ab, zu ſagen und zu glauben, daß ich unter dem Berge die geheimnißvolle ſilberne Glocke von Welmich habe läuten hören.

Als ich aus dem nördlichen Graben, der zu 'einer sehr dornigten Schlucht umgewandelt ist, stieg, trat der benachbarte Berg, das Riesengrab, mir plötzlich vor die Augen. Von dem Punkt aus, wo ich war, zeichnet der Felsen am Fuße des Gebirges das ungeheuere Profil eines rückwärts gebeugten Kopfes, mit offenem Munde, ab. Man könnte sagen, daß der Riese, der nach der Fabel auf dem Bauch unter dem Felsen liegt, die Last etwas gehoben habe, und daß schon der Kopf aus dem Felsen heraus komme, daß aber in dem Augenblick ein Apollo oder Michael den Fuß auf den Berg setzt, so daß das zerschmetterte Ungeheuer so mit einem gewaltigen Schrei stirbt. Der Schrei ist in der Finsterniß von vierzig Jahrhunderten verloren gegangen, aber der Mund ist offen geblieben.

Uebrigens muß ich hier erklären, daß weder der Riese, noch die Silberglocke, noch das Gespenst Falkensteins die Reben und Rahmen hindert, von Terrasse zu Terrasse sehr nahe bei der Maus zu klettern. Um so schlimmer für die Gespenster, die im Lande der Winzer wohnen! Man macht Wein vor ihrer Thüre, und die Reben ranken sich lustig um ihr Gemäuer. Wenigstens wird der Hügel von Welmich nicht von den Geistern selbst bebaut werden, und man wird auf diese gespenstischen Winzer nicht die Phrase anwenden dürfen, die ich gestern in irgend einem deutschen Handbuch des Rheins las: — „Hinter dem Johannisberg liegt ein kleines gleichnamiges Dorf mit 700 Seelen, die einen sehr guten Wein bauen."

Uebrigens muß selbst der durstigste Fremde sich hüten, daß er eine Beere der beherten oder nicht beherten Reben pflückt, denn man ist im Herzogthum Nassau, und die nassauischen Gesetze über Felddiebstahl sind sehr streng. Der Ertappte muß eine Summe zahlen, die dem Schaden gleich ist, den alle früher nicht ergriffene Verbrecher angerichtet haben. Letzthin

hat ein englischer Touriſt auf einem Feld eine Pflaume abgepflückt und gegeſſen und 50. Gulden dafür bezahlen müſſen.

Ich wollte Nachtquartier in Sankt Goar nehmen, das auf dem linken Ufer eine halbe Stunde höher als Welmich liegt. Ein Schiffer aus dem Dorf führte mich über den Rhein und ſetzte mich höflich beim König von Preußen ans Land, denn das linke Ufer gehört dem König von Preußen. Ehe er mich verließ, gab mir der gute Mann in einer halb deutſchen, halb galliſchen Sprache, Anweiſungen über den Weg, die ich ohne Zweifel ſchlecht verſtanden habe, denn ſtatt auf dem Weg den Fluß entlang zu gehen, ſchlug ich den durchs Gebirge ein, glaubte dadurch abzukürzen und verirrte mich etwas.

Während ich durch friſch gemähtes Korn, durch hohe rothe Ebenen, wo des Abends ſtarke Winde gehen, ſchritt, ſtellte ſich mir links plötzlich eine Schlucht entgegen. Ich ſtieg hinein und nach einigen Minuten ſehr ſteilen Steigens auf einem Fußpfad, der mir an einzelnen Stellen Treppen aus breiten Schiefern zu haben ſchien, ſah ich den Rhein wieder.

Da ſetzte ich mich, ich war müde.

Die Helle war noch nicht ganz verſchwunden. In der Schlucht, in der ich war, und in den Thälern des linken Ufers, die ſich an die ſchwarzen Berge lehnen, war es Nacht; aber eine unbeſchreibliche roſenrothe Helle, ein Reflex der untergehenden Sonne, ſchwamm auf den gegenüberſtehenden Bergen und auf den unbeſtimmten Umriſſen der Ruinen, die ich überall erblickte. Vor mir entzog ſich in einem Abgrunde der Rhein, deſſen Murmeln bis zu mir drang, unter einem dichten weißen Nebel, aus dem von fern die hohe Spitze eines halb darin gehüllten gothiſchen Thurms tauchte. Ohne Zweifel lag dort eine Stadt, die durch dieſes Tuch von Dunſt verſteckt wurde. Rechts ſah ich, einige Ellen niedriger, als ich war, die mit grünem Kraut bedeckte Spitze eines grauen verfallenen Thurms,

der sich noch stolz auf dem Abhang des Gebirges hielt, ohne Zimmer, ohne Fenster und Treppen. Auf dieser Spitze war in einem noch aufrechtstehenden Stück Gemäuer eine offene Thüre ohne Flügel, unter der kein menschlicher Fuß mehr gehen konnte. Ueber mir hörte ich im Gebirge gehen und sprechen, und ich sah den Schatten sich in der Dunkelheit bewegen. — Die rosenrothe Helle war verschwunden.

Ich blieb lange dort auf einem Stein sitzen, ausruhend und träumend, still die düstere Stunde erwartend, wo der Flor von Nebel und Dunst langsam die Landschaft verhüllt, wo die Umrisse der Gegenstände eine phantastische Form annehmen. Einige Sterne schienen am Zenith das schwarze Schweißtuch der Nacht, das über die eine Hälfte des Himmels, und das weiße Leichentuch der Dämmerung, das über die andere ausgebreitet war, festzunageln.

Allmählig hörte das Geräusch der Stimmen und Schritte in der Schlucht auf, der Wind wurde still und mit ihm erstarb das sanfte Geflüster des Krautes, das mit dem müden Wanderer plaudert und ihm Gesellschaft leistet. Von der unsichtbaren Stadt drang kein Ton zu mir; der Rhein selbst schien eingeschlafen zu sein; eine bleiche, blasse Wolke dehnte sich von Westen nach Osten aus; die Sterne hatten sich einer nach dem andern verhüllt, und ich hatte nur noch einen der bleifarbigen Himmel vor mir, unter denen, dem Dichter sichtbar, die große, fahle Fledermaus umherfliegt, an deren offenem Bauch Melancholie geschrieben steht.

Plötzlich erhob sich ein Wind, der Nebel zerriß, die Kirche trat hervor, eine düstere Masse Häuser, von tausend Fenstern erhellt, erschien im Hintergrunde der Schlucht durch das Loch, das im Nebel entstanden war. Es war Sankt Goar.

Digitized by Google

Siebenzehnter Brief.

Sankt Goar.

Sankt Goar, August.

Man kann in Sankt Goar eine Woche gut zubringen; nur muß man dafür sorgen, daß man in dem sehr comfortablen Wirthshaus zur Lilie Fenster mit der Aussicht auf den Rhein bekommt. Dort ist man zwischen der Katze und der Maus. Links hat man am Rand des Horizonts, halb durch die Rheinnebel verschleiert, die Maus; rechts und vor sich die Katze, einen festen Thurm, von kleineren umgeben, der oben auf seinem Hügel den Gipfel eines Dreiecks inne hat, dessen beide Winkel das hübsche Dorf Sankt Goarshausen am Ufer des Rheins, das seine Basis ist, durch zwei alte Thürme, einen viereckigen und einen runden, angibt. — Die beiden feindlichen Schlösser bewachen sich und scheinen sich durch die Landschaft wüthende Blicke zuzuwerfen: denn wenn ein Thurm in Trümmern liegt, sieht sein zerfallenes Fenster noch, aber mit dem gräßlichen Blick eines leeren Auges.

Vor mir, auf dem rechten Ufer, wacht, wie bereit, das Halt zwischen die beiden Gegner zu rufen, das riesige Gespenst des Residenzschlosses der Landgrafen von Hessen, der Rheinfels.

Bei Sankt Goar ist der Rhein kein Fluß mehr, er ist ein See, ein wahrer Jurasee, von allen Seiten eingeschlossen, mit seiner düstern Umgebung, seiner tiefen Spiegelung und seinem ungeheuren Gebrause.

Bleibt man zu Hause, so hat man den ganzen Tag den Anblick des Rheins, die Flöße, die langen Segelschiffe, die

kleinen Nachen und die acht oder zehn Dampfomnibus, die gehen und kommen, auf- und abfahren, und alle Augenblicke mit dem Gepolter eines großen Hundes, der schwimmt, vorüberrauschen, dampfend und beflaggt. In der Ferne sieht man auf dem entgegengesetzten Ufer, unter schönen Nußbäumen, die einen Rasenplatz beschatten, in grünen Röcken und weißen Hosen die Soldaten des Herrn von Nassau exerciren und hört das Trommelgerassel eines kleinen souveränen Herzogs.

Ganz dicht unter dem Fenster sieht man die Weiber von Sankt Goar in ihren himmelblauen, einer Tiara gleichen Mützen, die durch einen Druck eine andere Form erhalten würden, vorübergehen, und man hört einen Haufen kleiner Kinder, die mit dem Rhein spielen, plaudern und lachen. Warum auch nicht? Die von Tréport und Etretat spielen gewiß mit dem Ocean. Uebrigens sind die Kinder am Rhein charmant. Keins von ihnen hat z. B. das trotzige, strenge Gesicht der englischen Jungen. Die deutschen Buben haben freundliche Gesichter wie alte Pfarrer.

Wenn man ausgeht, kann man um 6 Sous, den Preis eines Pariser Omnibus, über den Rhein setzen und auf die Katze steigen. In diesem Schlosse der Barone von Katzenellenbogen trug sich 1471 die traurige Geschichte des Kaplans Johann von Barnich zu. Gegenwärtig ist die Katze eine schöne Ruine, deren Nutznießung vom Herzog von Nassau für 4 oder 5 Gulden an einen preußischen Major vermiethet ist. Drei oder vier Besucher bezahlen den Zins. Ich blätterte in dem Buch, in das sich die Fremden einschreiben, und auf dreißig Seiten — ungefähr ein Jahr — habe ich keinen einzigen französischen Namen gefunden. Eine Menge deutscher Namen, einige englische, zwei oder drei italienische, das war das ganze Register. Uebrigens ist das Innere der Katze vollkommen zerfallen. Der untere Saal des Thurms, in dem der

Kaplan das Gift für die Gräfin bereitete, dient heute zum Keller. Einige ärmliche Reben winden ſich um ihre Rahmen auf derſelben Stelle, wo der Bilderſaal war. In einem kleinen Zimmer, dem einzigen, das noch Thür und Fenſter hat, hat man ein Bild an die Mauer genagelt, das Bohdan Chmielnicki vorſtellt, und unter welchem man lieſt: **Belli servilis autor rebelliumque Cosaccorum et plebis Ukraynen.** Der gewaltige zaporaviſche Krieger in einem Koſtüm, das die Mitte zwiſchen dem ruſſiſchen und türkiſchen hält, ſcheint zwei oder drei Bilder lebender Fürſten, die um ihn hängen, von der Seite anzuſehen, vielleicht nur durch einen Fehler des Kupferſtechers.

Oben von der Katze fällt der Blick auf den berüchtigten Wirbel im Rhein, der die Bank heißt. Zwiſchen der Bank und dem viereckigen Thurm von Sankt Goarshauſen iſt nur ein enges Fahrwaſſer. Man findet Alles auf dem Rhein, ſelbſt die Scylla und Charybdis. Um durch dieſe ſehr gefürchtete Enge zu kommen, binden die Flößer an ihrer linken Seite mit einem ziemlich langen Seil einen Baumaſt feſt, welcher der Hund heißt, und in dem Augenblick, wo ſie zwiſchen der Bank und dem Thurm durchfahren, werfen ſie dieſen Aſt auf die Bank. Dieſe faßt denſelben voll Wuth und reißt ihn an ſich. So hält ſie das Floß in gehöriger Entfernung von dem Thurm. Iſt die Gefahr vorüber, ſo ſchneidet man das Seil ab, und der Wirbel frißt den Hund. Das iſt der Kuchen dieſes Cerberus.

Wenn man auf der Plattform der Katze ſteht, fragt man ſeinen Führer: Wo iſt denn die Bank? Er zeigt Ihnen zu Ihren Füßen eine kleine Falte im Rhein. Dieſe Falte iſt der Schlund.

Man muß die Schlünde nicht nach dem Anſchein beurtheilen.

Etwas weiter als die Bank, in einer der wildeſten Krüm-

mungen, stürzt sich senkrecht mit seinen tausend Granitvorsprüngen, die ihm das Ansehen einer verwitterten Treppe geben, der sagenreiche Lurleyfelsen in den Rhein. Dort ist ein berühmtes Echo, das, wie man sagt, siebenmal Alles, was man zu ihm redet oder singt, wiederholt.

Fürchtete ich nicht das Ansehen eines Mannes zu haben, welcher der Reputation der Echos schaden will, so würde ich sagen, daß das Echo für mich nie über fünf Wiederholungen hinausgegangen ist. Wahrscheinlich wird die Oreade des Lurley, welcher früher von so viel fabelhaften Prinzen und Grafen der Hof gemacht wurde, allmählig heiser und des Dinges überdrüssig. Die arme Nymphe hat gegenwärtig nur noch einen einzigen Anbeter, der sich ihr gegenüber am andern Ufer des Rheins zwei kleine Kammern in den Fels gegraben hat, und seine Tage damit hinbringt, ihr auf dem Horn vorzublasen und ihr zu schießen. Dieser Mann, der das Echo arbeiten läßt, und der davon lebt, ist ein alter, braver französischer Husar.

Uebrigens bleibt für einen Wanderer, der nicht darauf gefaßt ist, der Effekt des Lurleyechos außerordentlich. Ein kleines Boot, das hier über den Rhein fährt, macht mit seinen beiden Rudern ein fürchterliches Geräusch. Wenn man die Augen schlösse, glaubte man, eine Galeere von Malta führe mit ihren fünfzig großen Rudern, von je vier angeschmiedeten Sklaven gedreht, vorüber.

Beim Heruntersteigen von der Katze muß man, ehe man Sankt Goarshausen verläßt, in einer alten, mit dem Rhein parallel laufenden Gasse ein hübsches Haus aus der deutschen Renaissance sehen, das von den Bewohnern wohlverstanden sehr verachtet wird. Dann wendet man sich links, geht über eine Brücke und dringt beim Geklapper der Wassermühlen in das Schweizerthal, eine prächtige, fast alpenartige Schlucht,

die durch den Petersberg und eine der Hinterwände des Lurleyfelsens gebildet wird.

Dies Schweizerthal ist ein reizender Spaziergang. Man geht, man kommt, besucht oben die Dörfer, man steigt in enge Schlünde hinab, die so düster und verlassen sind, daß ich in einem derselben von dem Hauer eines Ebers den Boden frisch aufgewühlt und den Rasen umgeworfen gesehen habe. Oder man geht auch dem Grunde der Schlucht nach, zwischen Felsen, die cyclopischen Mauern ähnlich sehen, unter Weiden und Eschen. Dort kann man, allein, tief in einen Abgrund von Blättern und Blumen versenkt, den ganzen Tag umherschweifen und träumen, und wie einen Freund, der als Dritter in den Bund aufgenommen ist, das geheimnißvolle Geplauder des Baches und des Pfades anhören. Naht man sich dann den Wegen voller Spuren, den Höfen und Mühlen, so scheint Alles, auf das man stößt, im Voraus geordnet und gruppirt zu sein, um den Winkel einer Landschaft von Poussin auszufüllen. Hier ist ein halbnackter Schäfer, allein mit seiner Heerde auf einem fahlen Acker, der sonderbare Melodien auf einer Art alten Lituus bläst. Dort ist ein von Stieren gezogener Wagen, wie ich ihn auf den Bildern der Herhan'schen Virgilausgabe sah, die ich als Knabe interpretirte. Zwischen dem Joch und der Stirn der Stiere ist ein kleines Kissen von Leder, das mit rothen Blumen und hellen Arabesken gestickt ist. Junge Dirnen gehen baarfuß vorüber, mit einem Kopfputz wie an den Statuen aus der Kaiserzeit. Ich sah eine, die reizend war. Sie saß neben einem Ofen, der leise rauchte, um Früchte zu trocknen; sie hob ihre großen, blauen, traurigen Augen, wie zwei Mandeln auf ihrem von der Sonne gebräunten Gesichte abgeschnitten, zum Himmel. Ihr Hals war mit Glasperlen und künstlich geordneten Halsbändern bedeckt, um einen entstehenden Kropf zu verdecken. Von dieser Verunstaltung

im Verein mit dieſer Schönheit konnte man ſagen, ſie gleiche einem indiſchen Götzenbild, das neben ſeinem Altar kauert.

Plötzlich geht man durch eine Wieſe, die Lippen der Schlucht öffnen ſich, und man ſieht unvermuthet auf dem Gipfel eines laubigen Hügels eine Ruine ragen. Dies Schloß iſt der Reichenberg. Dort lebte während der Kriege des Fauſtrechts im Mittelalter einer der gefürchtetſten unter dieſen Raubrittern, die ſich ſelbſt Landſchaden nannten. Vergebens klagte die benachbarte Stadt, vergebens lud der Kaiſer den mit Wappenſchild verſehenen Räuber vor den Reichstag; der eherne Mann ſchloß ſich in ſein Haus von Granit ein, ſetzte kühn ſein Leben voll Willkür und Raub fort, und lebte, von der Kirche excommunicirt, vom Reichstag geächtet, vom Kaiſer überzogen, bis ſein weißer Bart ihm auf den Bauch herabfiel. Ich ging in den Reichenberg hinein. Es gibt in dieſer homeriſchen Räuberhöhle nichts mehr, als wilde Scabioſen, den zerriſſenen Schatten der Fenſter, der auf den Trümmern irrt, zwei oder drei Kühe, die das Gras in der Ruine abweiden, einen Reſt von Wappen über dem großen Thor, den der Hammer zerſtümmelt hat, und hie und da unter den Füßen des Reiſenden Steine, die von dem Zwiſchendurchſchlüpfen der Eidechſen auseinander geſchoben ſind.

Hinter dem Hügel von Reichenberg habe ich auch einige, gegenwärtig kaum ſichtbare Trümmer eines verſchwundenen Dorfes beſucht, welches das Dorf der Barbiere hieß. Damit hatte es folgende Bewandtniß:

Der Teufel, der Friedrich Barbaroſſa wegen ſeiner häufigen Kreuzzüge gern was am Zeuge flicken wollte, kam eines Tages auf den Einfall, ihm den Bart abzuſchneiden. Das war ein ächter Schelmenſtreich, ſehr paſſend für einen Teufel und einen Kaiſer. Er veranlaßte alſo mit einer Delila des Ortes ich weiß nicht welche Verrätherei, durch die der Kaiſer Barbaroſſa, wenn er an Bacharach vorüberfuhr, eingeſchläfert und dann von ei-

nem der zahlreichen Barbiere des Ortes barbiert werden sollte. Nun hatte Barbarossa, als er nur noch Herzog von Schwaben war, zur Zeit seiner Liebe mit der schönen Gela, sich eine alte Fee der Wisper verpflichtet, die den Entschluß faßte, dem Teufel entgegenzuarbeiten. Die kleine Fee, so groß wie eine Heuschrecke, ging zu einem ihrer Freunde, einem sehr gewaltigen Riesen, und bat ihn, ihr seinen Sack zu leihen, der Riese willigte ein und bot sich sogar sehr galant an, die Fee begleiten zu wollen. Die kleine Fee machte sich wahrscheinlich etwas größer, ging dann nach Bacharach in derselben Nacht, welche der Vorüberfahrt Barbarossas vorherging, nahm alle Barbiere des Dorfes, die tief schliefen, einen um den andern und steckte sie in den Sack des Riesen; darauf sagte sie zum Riesen, er solle den Sack auf seine Schultern nehmen und ihn weit forttragen, einerlei wohin. Der Riese, der wegen seiner Dummheit in der Dunkelheit nichts von dem, was die Alte that, gesehen hatte, gehorchte ihr und ging mit großen Schritten, den Sack auf seinem Rücken, durch das schlafende Land. Inzwischen begannen die Barbiere von Bacharach alle, einer auf den andern gepfropft, zu erwachen und in dem Sack sich zu bewegen. Der Riese erschrack und verdoppelte seine Schritte. Als er über den Reichenberg ging und wegen eines großen Thurms das eine Bein etwas aufgehoben hatte, zog einer der Barbiere, der sein Rasierzeug in der Tasche hatte, dies heraus und schnitt ein Loch in den Sack, durch das alle Barbiere, etwas zerstoßen und zerschunden, mit lautem Geschrei in die Büsche fielen. Der Riese glaubte ein Nest voll Teufel auf dem Rücken zu haben und machte sich mit großen Schritten davon. Als der Kaiser am folgenden Tag bei Bacharach vorüberfuhr, war kein einziger Barbier in der Gegend, und als Beelzebub dort ankam, sagte ein schelmischer Teufel, der auf dem Stadtthor saß, zum Herrn Urian: Mein Freund, Du hast mitten im Gesicht ein

großes Ding, das Du im besten Spiegel nicht sehen kannst, eine dicke Nase. — Seit der Zeit gibt es keine Barbiere mehr in Bacharach. Gewiß ist, daß man heute noch keine Barbierstube dort finden kann. Die durch die Fee fortgeschafften Barbiere ließen sich an dem Ort, wo sie hingefallen waren, nieder und bauten dort ein Dorf, das man das Dorf der Barbiere nannte. So bewahrte Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, seinen Bart und seinen Beinamen.

Außer der Katze und der Maus, dem Lurley, dem Schweizerthal und dem Reichenberg, ist noch der Rheinfels, von dem ich oben sprach, bei Sankt Goar.

Ein ganzes inwendig ausgehauenes Gebirge mit Ruinen auf seiner Spitze; zwei oder drei Stockwerke von unterirdischen Zimmern und Gängen, die durch kolossale Maulwürfe gegraben zu sein scheinen; ungeheure Trümmer; große Säle, deren Ogive fünfzig Fuß Oeffnung hat; sieben Verließe voll Wasser, das kalt und todt beim Fall eines Steines tönt, und durch die Löcher der Façade, der Rhein mit einem Dampfschiff, das, aus dieser Höhe gesehen, einem großen grünen Fisch mit gelben Augen gleicht, der auf der Oberfläche schwimmt und abgerichtet ist, auf seinem Rücken Menschen und Wagen zu tragen; ein feudaler Palast der Landgrafen von Hessen, der zu einer ungeheuern Ruine umgewandelt ist; Scharten für Kanonen und Katapulten, die den Käfigen der wilden Thiere in den römischen Cirken ähnlich sehen, und in denen Gras wächst; hie und da, halb in einer zerfallenen Mauer, eine zertrümmerte Schraube, deren hohle Windungen einer vorsündflutlichen Schnecke gleichen; unbehauene Schiefer und Basalte, die den Archivolten das Ansehen von Sägen und offenen Kinnbacken geben; große runde Mauerthürme, die ganz umgefallen sind, oder besser gesagt auf einer Seite liegen, als ob sie müde wären, aufrecht zu stehen; so ist der Rheinfels. Das Alles sieht man für zwei Sous.

Digitized by Google

Es ſcheint mir, als hätte die Erde unter dieſer Ruine gebebt. Aber es iſt kein Erdbeben, es iſt Napoleon, der darüber ging. 1807 ließ der Kaiſer den Rheinfels ſprengen.

Sonderbar! Alles iſt eingeſtürzt, außer den vier Mauern der Kapelle. Man durchſchreitet dieſen Ort des Friedens, der allein in dieſer zuſammengeſtürzten Feſtung erhalten iſt, nicht ohne eine melancholiſche Rührung. In den Fenſterniſchen lieſt man dieſe inhaltsſchweren Inſchriften, zwei in jeder: — **Sanctus Franciscus de Paula vixit 1500. S. Franciscus vixit 1526. — Sanctus Dominicus vixit ...** (erloſchen) **S. Albertus vixit 1292. — S. Norbertus 1150. S. Bernardus 1139. — S. Bruno 1115. — S. Benedictus 1140.** — Dann iſt noch ein Name ausgelöſcht, und endlich kommt man, nachdem man durch die chriſtlichen Jahrhunderte von Heiligenſchein zu Heiligenſchein gegangen iſt, an dieſe drei prächtigen Zeilen: **Sanctus Basilius magnus, episc. Caesareae Cappadoci, magister monachorum orientalium, vixit anno 372.** — Ueber Baſilius dem Großen unter der Thüre der Kapelle ſtehen die beiden Namen: **Sanctus Antonius magnus. Sanctus Paulus eremita.** Das iſt Alles, was die Bomben und Minen reſpektirt haben.

Dies gewaltige Schloß, das unter Napoleon einſtürzte, hatte vor Ludwig XIV. gezittert. Die alte Gazette de France, die im Adreßbüreau in den Entreſols des Louvre gedruckt wurde, ſagt unter dem 23. Januar 1693: „daß der Landgraf von Heſſen-Kaſſel die Stadt Sankt Goar und den Rheinfels in Beſitz nimmt, die ihm von dem Landgrafen Friedrich von Heſſen, der den Entſchluß gefaßt hat, ſeine Tage in Köln zuzubringen, abgetreten ſind.“ In der folgenden Nummer, unter dem 5. Februar, thut ſie zu wiſſen, daß 500 Bauern mit den Soldaten an den Befeſtigungen des Rheinfels arbeiten.“ Vierzehn Tage ſpäter verkündet ſie, „daß der Graf von Thingen die Kette ziehen und die Schanzen am Rhein aufwerfen läßt.“

Digitized by Google

Woher die Flucht des Landgrafen? Woher die 500 Bauern, die mit den Soldaten arbeiten? Woher die Schanzen und die Kette, die eilig über den Rhein gezogen wird? Weil Ludwig der Große mit der Augenbraue gezuckt hat. Der Krieg mit Deutschland fängt an.

Gegenwärtig ist der Rheinfels, über dessen Thor noch die herzogliche Krone, in rothem Sandstein ausgehauen, eingemauert ist, das Zubehör einer Meierei. Einige Reben wachsen und einige Ziegen nagen dort. Des Abends ist die ganze Ruine, mit ihren durchsichtigen Fenstern am Himmel abgezeichnet, imposant.

Wenn man den Rhein hinaufgeht, findet man eine Meile von Skt. Goar (eine preußische Meile ist, wie die spanische **Legua**, wie die türkische Stunde, zwei französische **Lieues**) plötzlich zwischen zwei Gebirgen eine schöne mittelalterliche Stadt, am Ufer des Rheins ausgebreitet, mit alten Gassen, wie wir sie in Paris nur auf den Operdecorationen sehen, vierzehn Thürmen mit Zinnen, die mehr oder weniger mit Epheu drapirt sind, und zwei Kirchen im reinsten gothischen Styl. Es ist Oberwesel, eine der Städte am Rhein, die am meisten Krieg geführt haben. Die alten Mauern von Oberwesel sind von Kanonenschüssen und Flintenkugeln durchlöchert. Man kann darauf, wie auf einem Palimpsest, die großen eisernen Kugeln der Erzbischöfe von Trier, die Standbüchsen Ludwigs **XIV.** und unsere revolutionäre Mitraille erkennen. Gegenwärtig ist Oberwesel nur noch ein alter Soldat, der Winzer geworden ist. Sein rother Wein ist vortrefflich.

Wie fast alle rheinische Städte hat auch Oberwesel auf seinem Gebirge seine Schloßruine, den Schönberg, eine der schönsten Ruinen, die in Europa sind. Im Schönberg wohnten im zehnten Jahrhundert die sieben lachenden, grausamen Fräulein, die man jetzt durch die Breschen ihres Schlosses in sieben Felsen mitten im Fluß verwandelt sehen kann.

Ein Ausflug von Skt. Goar nach Oberwesel ist voll Interesse. Der Weg schlängelt sich den Rhein entlang, der sich dort plötzlich zusammenzieht und zwischen hohen Hügeln durchwindet. Kein Haus, fast kein Wanderer. Die Gegend ist einsam, stumm und wild. Große, halb abgespülte Schieferfelsen treten aus dem Fluß hervor und bedecken das Ufer wie ein Haufen riesiger Schuppen. Von Zeit zu Zeit sieht man halb unter den Dornen und Weiden versteckt, eine Art von ungeheurem Spinnennetz aus zwei langen, kreuzweis gebogenen Stäben, die in der Mitte durch ein starkes Seil an einen Hebel befestigt sind, und ihre vier Enden in das Wasser tauchen. Es ist in der That ein Netz.

Hie und da bebt in dieser Einsamkeit, in diesem Schweigen der Hebel, und man sieht das häßliche Thier sich langsam erheben, in seinen Klauen das Gewebe haltend, in dessen Mitte ein schöner Silberlachs springt und sich windet.

Abends kehrt man, nachdem man einen dieser trefflichen Spaziergänge gemacht hat, die den Magen bis in seine tiefsten Tiefen öffnen, nach Skt. Goar zurück, und findet am Ende eines langen Tisches, der hie und da mit schweigsamen Rauchern besetzt ist, eines jener trefflichen, einfachen deutschen Abendessen, bei denen die Rebhühner größer als die Hühner sind. Dort restaurirt man sich vortrefflich, besonders wenn man sich, wie der Reisende Ulysses, den Sitten des Landes zu fügen versteht, und wenn man so klug ist, sich nicht über gewisse Eigenheiten zu ärgern, die bisweilen in dieselbe Schüssel eine gebratene Ente und eine Apfelmarmelade, oder einen Schweinskopf und Confitüren bringen. Gegen das Ende der Mahlzeit läßt sich plötzlich Trompetengeschmetter mit Flintenschüssen untermischt hören. Der französische Husar läßt das Echo von Skt. Goar arbeiten. Das Echo von Skt. Goar ist nicht weniger merkwürdig, als das des Lurley. Es ist in der That wunder-

bar. Jeder Piſtolenſchuß wird zum Kanonenſchuß in dieſen Bergen. Jeder Trompetenſtoß wiederholt ſich mit wunderbarer Genauigkeit in dem tiefen Dunkel der Thäler. Es ſind zarte, ausgeſuchte, verſchleierte, gedämpfte, neckiſche Symphonien, die Sie zu verhöhnen ſcheinen, indem ſie Ihnen ſchmeicheln. Da man unmöglich glauben kann, daß dies plumpe, ſchwarze Gebirge ſo viel Geiſt habe, iſt man nach wenigen Augenblicken von der Illuſion befangen, und der poſitivſte Denker würde ſchwören, daß in der Dunkelheit, unter einem phantaſtiſchen Gebüſch, ein übernatürliches, einſames Weſen, irgend eine Fee, eine Titania ſei, die ſich damit vergnüge, auf allerliebſte Weiſe die menſchliche Muſik zu parodiren und, ſo oft ſie einen Flintenſchuß hört, einen halben Berg auf den Boden zu ſtürzen. Es iſt ſchrecklich und reizend zugleich. Der Eindruck würde noch tiefer ſein, wenn man einen Augenblick vergeſſen könnte, daß man an dem Fenſter eines Wirthshauſes ſteht, und daß dies außerordentliche Gefühl einem wie eine weitere Schüſſel beim Deſſert ſervirt iſt. Aber Alles geht in der Welt auf die natürlichſte Weiſe zu. Wenn die Geſchichte vorbei iſt, geht ein Knecht aus dem Wirthshauſe, mit einem Zinnteller für die Gaben, im Saal für den Huſaren, der ſich aus Anſtand in einem Winkel hält, umher, und Alles iſt vorbei. Jeder zieht ſich zurück, nachdem er ſein Echo bezahlt hat.

Achtzehnter Brief.

Bacharach.

Lorch, den 23. Auguſt.

Gegenwärtig bin ich in den reizendſten, ehrlichſten und unbekannteſten alten Städten von der Welt. Ich bewohne Rembrandt'ſche Häuſer mit Vogelbauern an den Fenſtern, bizarren Laternen an der Decke und im Winkel der Stube eine Wendelſtiege, die ein Sonnenſtrahl langſam hinaufklettert. Eine alte Frau und ein Spinnrad ſchnurren im Dunkeln nach Leibeskräften.

Ich war drei Tage in Bacharach, einer Art Wunderhof, den der voltairianiſche Geſchmack, die franzöſiſche Revolution, die Schlachten Ludwigs XIV., die Kanonaden von 97 und 1805 und die eleganten und weiſen Baumeiſter, die Häuſer in Form von Commoden und Sekretären bauen, am Rhein vergeſſen haben. Bacharach enthält die älteſten menſchlichen Wohnungen, die ich in meinem Leben geſehen habe. Neben Bacharach ſind Oberweſel, Sankt Goar und Andernach Rivoliſtraßen und Cités-Bergères. Bacharach iſt das alte Bacchi ara. Es ſieht aus, als wenn ein Rieſe, ein Spielwaarenhändler, der ſeine Bude am Rhein aufſchlagen wollte, einen Berg als Ladentiſch genommen und darauf mit ſeinem Rieſengeſchmack einen Haufen koloſſaler Merkwürdigkeiten gelegt hätte. Dies fängt ſchon auf dem Rhein ſelbſt an. Dort iſt auf dem Spiegel des Waſſers ein vulkaniſcher Felſen nach Einen, ein celtiſcher Götze nach Andern, ein römiſcher Altar nach den Dritten, den man ara Bacchi nennt. Dann am Ufer zwei oder drei alte verwitterte Schiffsrümpfe, die, durchgeſägt und aufrecht hingeſtellt,

Digitized by Google

zu Fiſcherhütten dienen. Dann hinter den Hütten eine ehemals mit Zinnen verſehene Ringmauer, durch vier viereckige Thürme geſtützt, welche die zertrümmertſten, zerſchoſſenſten und zerfallenſten ſind, die es nur geben kann. Dann in der Ringmauer ſelbſt, in der ſich die Häuſer, Fenſter und Galerien durchgebrochen haben, und darüber an dem Fuß des Berges iſt ein unbeſchreibliches Durcheinander von hübſchen Gebäuden, phantaſtiſchen Thürmen, krummen Façaden, unmöglichen Giebeln, deren doppelte Treppe einen Glockenſtuhl trägt, der wie eine Spargel aus jeder Stufe wächst, ſchwere Balken, die auf Hütten allerliebſte Arabesken abzeichnen, Heuboden mit Voluten, durchbrochene Altane, Kamine, die Tiaren und Kronen, philoſophiſch durchräuchert, bilden, ſeltſame Wetterſtangen, die nicht mehr Wetterſtangen, ſondern gewaltige Buchſtaben eines alten Manuſcripts mit dem Durchſchlag in Blech ausgehauen ſind, die im Winde knarren. (So hatte ich unter andern über meinem Kopfe ein R, das ſich die ganze Nacht rrrr nannte.) In dieſem wunderbaren Gewirr iſt ein Platz, ein gewundener Platz, der durch Häuſermaſſen, die zufällig vom Himmel gefallen ſind, gebildet wird, und mehr Baien, Inſeln, Klippen und Vorgebirge hat, als eine norwegiſche Bucht. Auf der einen Seite dieſes Platzes ſind zwei Polyeder aus gothiſchen Bauwerken, überhängend, ſchief, fratzenhaft und ſich fürchterlich gegen alle Mathematik und alles Gleichgewicht haltend. Auf der andern eine ſchöne, ſeltene, romaniſche Kirche, mit einem in Blumen durchbrochenen Portal und einem hohen Glockenthurm, an der Apſide von einer kleinen Galerie von Archivolten mit Pfeilerchen von ſchwarzem Marmor umgeben und überall, wie ein Reliquienkaſten mit Edelſteinen, mit Gräbern aus der Renaiſſance bekleidet. Neben der byzantiniſchen Kirche liegt auf dem Anhang des Hügels die Ruine einer andern Kirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert in rothem Sandſtein,

ohne Thüren, Dach und Fenſter, ein prächtiges Skelett, das ſich ſtolz in der Luft abzeichnet. Endlich liegen als Krone oben auf dem Berge die Trümmer und mit Epheu bedeckten Reſte eines Schloſſes, Stahleck, im zwölften Jahrhundert die Reſidenz der Pfalzgrafen. Das Alles iſt Bacharach.

Dieſe alte Feenſtadt, in der die Sagen und Erzählungen wimmeln, wird von einer pittoresken Bevölkerung bewohnt, da Alle, alt wie jung, Buben wie Großväter, kropfige wie hübſche Dirnen, im Blick, im Profil und in der Haltung einen gewiſſen Ausdruck vom dreizehnten Jahrhundert haben.

Das hindert nicht, daß die hübſchen Mädchen dort ſehr hübſch ſind, im Gegentheil.

Oben vom Schloß hat man eine ungeheure Ausſicht, und man entdeckt im Gebirge fünf andere Schloßruinen: auf dem linken Ufer Fürſtenberg, Sonneck und Heimburg; auf dem andern Flußufer ſieht man nach Weſten den ungeheuren Gutenfels, voll von Erinnerungen an Guſtav Adolph, und nach Oſten über dem märchenhaften Wisperthal, oben auf einem Hügel auf einer kleinen Erhöhung, die ihm als Piedeſtal dient, eine Maſſe ſchwarzer Thürme, die der alten Baſtille von Paris ähnlich ſieht; es iſt das unfreundliche Schloß, deſſen Thüren Sibo von Lorch den Gnomen in den ſtürmiſchen Nächten nicht öffnen wollte.

Bacharach liegt in einer wilden Gegend. Wolken, die faſt immer über ſeinen Ruinen hängen, jähe Felſen, ein wildes Waſſer, hüllen würdig dieſe alte ſtrenge Stadt ein, die römiſch, romaniſch, gothiſch war und nicht modern werden will. Sonderbar, eine Reihe von Klippen, die es von allen Seiten umgibt, hält die Dampfböte ab, dort anzulegen, und ſo bleibt die Civiliſation fern.

Keine damit in Widerſpruch ſtehende Partie, kein weißes Haus mit grünen Jalouſien ſtört die ſtrenge Einheit. Alles

ſtimmt dort zuſammen, bis auf den Namen Bacharach, der ein alter Schrei der Bacchanalien, für den Sabbat zugeſtutzt, zu ſein ſcheint.

Als treuer Geſchichtſchreiber muß ich indeß ſagen, daß ich eine Modehändlerin, mit ihren rothen Bändern und weißen Hauben, in einer ganz ſchwarzen Ogive aus dem zwölften Jahrhundert inſtallirt geſehen habe.

Der Rhein brüllt prächtig um Bacharach. Es ſcheint, er liebt und hütet die alte Stadt mit Stolz. Man iſt verſucht, ihm zuzurufen: Gut gebrüllt, Löwe! In Bogenſchußweite von der Stadt bildet er einen Wirbel und drängt ſich zwiſchen Klippen um ſich ſelbſt, den Schaum und Lärm des Oceans nachahmend. Dieſe ſchlimme Stelle heißt wildes Gefährt. Sie iſt viel ſchrecklicher und viel weniger gefährlich, als die Bank bei Samkt Goar. Man muß nicht urtheilen über die Schlünde u. ſ. w.

Wenn die Sonne ein Gewölk durchbricht und durch ein Dachfenſter am Himmel ſcheint, iſt nichts reizender, als Bacharach. Alle die ſonderbar gezackten Façaden werden glatt und offen. Die Schatten der Thürmchen und Wetterfahnen bilden tauſend bizarre Winkel. Die Blumen — Blumen ſind dort überall — ſtellen ſich ſammt den Frauen ans Fenſter, und auf allen Söllern erſcheinen in fröhlichen friedlichen Gruppen die Greiſe und die Kinder, ſich untereinander in der Mittagsſonne wärmend, die Greiſe mit dem bleichen Lächeln, das: Schon nicht mehr! heißt, die Kinder mit dem ſanften Blick, der: Noch nicht! ſagt.

Mitten durch dies gute Volk geht ein preußiſcher Gendarme in Uniform auf und ab, mit einem Geſicht, das zwiſchen Hund und Wolf die Mitte hält.

Sei es übrigens Volksgeiſt, ſei es preußiſche Eiferſucht, ich habe in den Rahmen, die an den Wänden der Wirths-

Digitized by Google

häuſer hängen, keinen andern großen Mann geſehen, als dies gebietende Rococo-Profil, dieſe Art Napoleon-Ludwig XV., übrigens ein wahrer Held, Denker und Fürſt, den man Friedrich II. nennt.

In Bacharach iſt ein Reiſender ein Phänomen. Man iſt nicht allein fremd, man iſt fremdartig. Der Reiſende wird mit großen Augen angeblickt und verfolgt. Das kommt daher, daß außer den armen Malern, die, den Torniſter auf dem Rücken, zu Fuß gehen, Niemand die alte verſchmähte Hauptſtadt der Pfalzgrafen, das ſchreckliche Loch, von dem ſich die Dampfſchiffe fern halten, und das alle Rheinreiſen als einen triſten Ort bezeichnen, eines Beſuchs würdig hält.

Uebrigens muß ich noch geſtehen, daß in einer an mein Zimmer ſtoßenden Kammer eine Lithographie hing, die Europa vorſtellte, d. h. zwei ſchöne Damen mit bloßem Hals und einen ſchönen Herrn mit einem Schnurrbart, die zum Piano ſangen, und zwar folgendes leichtſinnige, Bacharachs nicht ſehr würdige Lied:

Europa.

Die Mode Frankreichs führt beſtändig
Als Zaub'rin uns am Gängelband:
Die Kunſt, die Schönen, das Vergnügen
Bewohnen das beglückte Land.

Die Modehändlerin mit ihren rothen Bändern, dieſe Lithographie und dieſer Vers ſind die Morgendämmerung des neunzehnten Jahrhunderts, die in Bacharach anzubrechen beginnt.

Unter meinem Fenſter hatte ich eine glückliche, reizende kleine Welt. Es war eine Art Hinterhof, zu der romaniſchen Kirche gehörend, von wo man auf einer ſteilen Treppe von Lava bis zu den Ruinen der gothiſchen Kirche ſteigen kann. Dort ſpielten in dem Graſe, das ihnen bis an das Knie ging, den ganzen Tag drei kleine Knaben und zwei kleine Mädchen,

welche die drei kleinen Knaben gern schlugen. Die fünf zusammen mochten etwa fünfzehn Jahre haben. Der Rasen, hie und da etwas hügelig, war so dicht, daß man den Boden nicht sah. Auf diesem Rasen erhoben sich fröhlich zwei grüne Lauben, mit prächtigen Trauben beladen. Mitten unter diesen Ranken bemühten sich zwei schreckliche Strohmänner, als Lubins aus der komischen Oper costümirt, mit noch drei andern gräßlichen Vogelscheuchen mit Perücken und Hüten, den kleinen Vögeln Furcht einzujagen, was die Grünfinken, Ortolanen und Bachstelzen nicht hinderte, auf den Trauben umherzuhüpfen. In allen Ecken des Gärtchens funkelten Sonnenblumen, Klatschrosen, chinesische Astern wie Bouquets eines Feuerwerks. Um diese Sträuße schwärmte beständig ein lebendiger Schnee von weißen Schmetterlingen, unter den sich die Federn, die von einem benachbarten Taubenschlag fielen, mischten. Jede Traube und jede Blume hatte außerdem noch seine Wolke von Fliegen jeder Farbe, die in der Sonne glänzten. Die Fliegen summten, die Kinder plauderten und die Vögel sangen, und das Gesumm der Fliegen, das Geplauder der Kinder und der Gesang der Vögel tönte durch ein beständiges Kollern der Tauben und Turteltauben.

Den Abend nach meiner Ankunft zeigte sich mir, nachdem ich bis zur Nacht den hübschen Garten bewundert hatte, die Treppe von Lava, und ich bekam Lust bei dem schönen Sternenhimmel bis zu den Ruinen der gothischen Kirche zu steigen, die dem heil. Werner, der in Oberwesel den Märtyrertod erlitt, gewidmet war. Nachdem ich die sechzig oder achtzig Stufen ohne Geländer hinangestiegen war, kam ich auf die mit Gras bedeckte Plattform, auf der mächtig das zerfallene Schiff steht. Dort betrachtete ich, während die Stadt zu meinen Füßen im tiefen Dunkel schlief, den Himmel und die ungestalten Ruinen des pfalzgräflichen Schlosses durch die schwarzen Rosetten und Kreuzstäbe der Fenster. Ein leichter Nachtwind bog kaum die

Digitized by Google

trockenen Gräser. Plötzlich fühlte ich, daß die Erde unter mir wankte und sich senkte. Ich warf die Augen zur Erde und sah beim Schein der Sterne, daß ich auf einer frisch gegrabenen Grube stand. Ich blickte um mich; schwarze Kreuze mit weißen Todtenköpfen ragten überall empor. Ich dachte wieder an die kleinen Hügel unten. Ich gestehe, ich konnte mich in diesem Augenblicke des Schauers nicht erwehren, den das Unerwartete hervorbringt. Mein reizender Garten mit Kindern, Vögeln, Tauben, Schmetterlingen, Musik, Licht, Leben und Luft war ein Kirchhof.

Neunzehnter Brief.

Feuer! Feuer!

Lorch, August.

In Bacharach legt man sich um Mitternacht ins Bett, macht die Augen zu, läßt seine Gedanken, die man den ganzen Tag getragen hat, fallen, gelangt zu dem Punkt, wo man zugleich in sich etwas Waches und etwas Schlafendes hat, wo der ermüdete Körper schon ruht, der hartnäckige Gedanke noch arbeitet, wo es scheint, daß der Schlummer sich leben und das Leben sich schlummern fühlt. Plötzlich durchdringt ein Schrei das Dunkel und gelangt bis an uns, ein sonderbares, unbeschreibliches, schreckliches Geräusch, eine Art schrillen Grollens, das sich mit dem Nachtwind vereint und oben von dem Kirchhof zu kommen scheint, der über der Stadt liegt, auf dem man heute Morgen die elf Dachrinnenköpfe der Kirche des heiligen Werner den Rachen wie zum Heulen bereit öffnen sah. Man erwacht jäh, richtet sich in die Höhe, horcht: — Was ist das?

Digitized by Google

Der Nachtwächter, der in ſein Horn ſtößt und die Stadt benachrichtigt, daß Alles in Ordnung iſt und ſie ruhig ſchlafen kann. Ich glaube nicht, daß man die Leute auf eine erſchreckendere Weiſe beruhigen kann.

In Lorch kann man auf eine noch dramatiſchere Weiſe geweckt werden.

Doch vorher, mein Freund, laſſen Sie mich Ihnen ſagen, was Lorch iſt.

Lorch iſt ein großer Flecken von ungefähr 1800 Einwohnern, der auf der rechten Seite des Rheins liegt und ſich im rechten Winkel die Wisper, deren Mündung er bezeichnet, hinaufzieht. Dies iſt das Thal der Mährchen und Sagen, das Land der kleinen heuſchreckenartigen Feen. Lorch liegt am Fuße der Teufelsleiter, eines hohen, faſt ſenkrechten Felſens, den der ſtarke Gilgen zu Pferde hinaufritt, um ſeine Braut zu ſuchen, die von den Gnomen auf dem Gipfel des Berges verſteckt war. In Lorch, ſagen die Erzählungen, erfand die Fee Ave die Kunſt, Tuch zu machen, um ihren Geliebten zu bekleiden, den froſtigen römiſchen Ritter Heppius, der Heppenheim ſeinen Namen gegeben hat. Beiläufig geſagt, iſt es ſonderbar, daß bei allen Völkern und in allen Mythologien die Webekunſt durch ein Weib erfunden iſt; bei den Egyptiern iſt es Iſis, bei den Lydiern Arachne, bei den Griechen Minerva, bei den Peruanern Menacella, die Frau des Manco Capak, für die rheiniſchen Dörfer die alte Fee Ave. Die Chineſen allein ſchreiben dieſe Erfindung einem Manne, dem Kaiſer Yas zu, und für die Chineſen ſelbſt iſt der Kaiſer kein Mann; es iſt ein phantaſtiſches Weſen, deſſen Wirklichkeit unter den Titeln, mit denen ſie ihn überhäufen, verſchwindet. Sie kennen ſeine Natur nicht, denn ſie nennen ihn den Drachen; ſie wiſſen nicht ſein Alter, denn ſie nennen ihn 10,000 Jahre, und nicht ſein Geſchlecht, denn ſie nennen ihn die Mutter. Doch was will ich in China

machen? Ich kehre nach Lorch zurück. Verzeihen Sie mir den Sprung.

Der erste rothe Wein am Rhein wurde in Lorch gemacht. Lorch existirte vor Karl dem Großen und ist in den Karten von 732 verzeichnet. Heinrich III., Erzbischof von Mainz, gefiel sich dort und schlug dort 1348 seine Residenz auf. Gegenwärtig sind in Lorch weder römische Ritter, noch Feen, noch Erzbischöfe; aber die kleine Stadt ist glücklich, die Gegend vortrefflich, die Einwohner gastfrei. Das schöne Haus aus der Renaissance am Rhein hat eine ebenso originelle und in ihrer Art ebenso reiche Façade, wie unser französisches Schloß von Meillan. Die mährchenhafte Veste des alten Sibo beschirmt die Stadt, die am andern Ufer des Flusses das geschichtliche Schloß Fürstenberg mit seinem großen, von Außen runden, von Innen sechseckigen Thurm bedroht. Nichts ist reizender, als diese kleine Kolonie von Bauern lustig zwischen diesen beiden schrecklichen Skeletten gedeihen zu sehen, die Festungen waren.

Eine meiner Nächte in Lorch wurde so gestört.

Vorige Woche, es mochte ein Uhr Morgens sein, schlief die ganze Stadt und ich schrieb in meinem Zimmer, als ich plötzlich bemerkte, daß das Papier unter meiner Feder roth wurde. Ich hob die Augen auf, ich war nicht mehr von meiner Lampe, sondern von meinen Fenstern beschienen. Meine beiden Fenster hatten sich in zwei große Opale verwandelt, durch die sich ein sonderbarer Wiederschein um mich verbreitete. Ich öffne sie, sehe hinaus. Ein großes Gewölbe von Flammen und Rauch bog sich einige Ellen über meinem Haupte mit fürchterlichem Geräusch. Es war ganz einfach das Hotel P.., das dem meinigen benachbarte Gasthaus, das Feuer gefangen hatte und brannte.

In einem Augenblick ist das Wirthshaus wach, der ganze Ort auf den Beinen, das Geschrei Feuer! Feuer! erfüllt die Straßen und den Strand, die Sturmglocke läutet. Ich schließe

meine Fenſter und öffne meine Thüre. Ein anderes Schauſpiel. Die große hölzerne Treppe meines Gaſthauſes, die faſt an das brennende Haus ſtößt und durch große Fenſter erhellt iſt, ſcheint ſelbſt in Flammen zu ſtehen. Und auf dieſer Treppe ſtieß, drängte und trat ſich von oben bis unten eine Menge Schatten mit ſonderbaren Bildern. Es war das ganze Wirthshaus, das auszog, die Einen in Unterhoſen, die Andern im Hemde, die Reiſenden mit ihren Koffern, die Domeſtiken mit den Möbeln. Alle dieſe Flüchtlinge waren noch halb im Schlafe. Niemand ſchrie und ſprach. Es war das Geräuſch eines Ameiſenhaufens.

Eine fürchterliche Helle füllte die Zwiſchenräume aller dieſer Köpfe aus.

Was mich betrifft, denn Jeder denkt in dieſen Augenblicken zuerſt an ſich, ſo hatte ich wenig Gepäck, war im erſten Stock logirt, und lief alſo keine andere Gefahr, als durch das Fenſter zum Hauſe hinaus ſpringen zu müſſen.

Indeß war ein Gewitter ausgebrochen und es regnete ſtromweiſe. Das Gaſthaus wurde, wie es immer geſchieht, wenn man ſich eilt, langſam leer, und einen Augenblick gab es eine fürchterliche Verwirrung. Die Einen wollten hinein, die Andern heraus; die großen Möbel wurden langſam an Stricken aus den Fenſtern gelaſſen, die Mantel- und Nachtſäcke, der Leinenzeug fiel oben vom Dach auf das Pflaſter; die Weiber waren voll Angſt, die Kinder weinten; die Bauern, von der Sturmglocke geweckt, liefen vom Berge mit ihren großen, von Waſſer triefenden Hüten und ihren kupfernen Eimern herbei. Das Feuer hatte ſchon den Boden des Hauſes gefaßt, und man ſagte ſich, es ſei im Gaſthauſe P . . . angelegt; ein Umſtand, der immer etwas Düſteres und eine Art von dramatiſchen Hintergrund zu einer Feuersbrunſt fügt.

Bald ſind die Spritzen da, die Reihen Arbeiter bilden ſich, und ich ſteige auf den Boden, ein ungeheures, mehrere Stock-

Digitized by Google

werk hohes, pittoreskes Gebälk, wie alle große Schieferdächer am Rheinufer deren haben. Das ganze Balkenwerk des Nachbarhauſes ſtand in einer Flamme. Dieſe ungeheure Feuerpyramide, von einem großen Federbuſch, den der Sturmwind ſchüttelte, überragt, neigte ſich mit dumpfem Krachen auf unſer ſchwarzes Dach, das ſchon hie und da brannte und ſprühte. Die Sache wurde ernſtlich; wenn unſer Haus Feuer fing, ſo brannten gewiß zehn Häuſer, und vielleicht durch den Wind der dritte Theil der Stadt ab. Die Arbeit war hart. Man mußte unter dem Flammen- und Funkenſprühen einen Theil des Daches abdecken und die Wetterſtangen der Erker abhauen. Die Spritzen wurden vortrefflich bedient.

Aus den Bodenfenſtern ſah ich in die Glut hinein und war ſo zu ſagen mitten in dem Brande. Ein Haus in hellen Flammen iſt gräßlich und prächtig. Ich hatte dies Schauſpiel nie geſehen; da ich da war, nahm ich die Gelegenheit wahr.

Man kann ſich im erſten Augenblick, wenn man ſich wie eingehüllt in dieſer fürchterlichen Feuerhöhle ſieht, in der Alles flammt, glänzt, ſprüht, kracht, biegt, bricht und zuſammenſtürzt, einer gewiſſen Angſt nicht erwehren; es ſcheint, Alles ſei verloren und Nichts könne gegen dieſe fürchterliche Gewalt, die man das Feuer nennt, kämpfen; ſobald aber die Spritzen kommen, faßt man Muth.

Man kann ſich vorſtellen, mit welcher Wuth das Waſſer ſeinen Feind angreift. Kaum hat die Spritze, dieſe lange Schlange, die man unten in der Finſterniß ſchnaufen hört, über die dunkle Mauer ihren dünnen Hals geſtreckt und ihren feinen kupfernen Kopf in der Flamme glänzen laſſen, als ſie einen Strahl flüſſigen Stahls auf das fürchterliche, hundertköpfige Ungeheuer ſpeit. Die unvermuthet angegriffene Brunſt heult, ſteigt empor, macht gräßliche Sätze, öffnet fürchterliche Rachen und leckt mit ihren unzähligen Zungen alle Fenſter und Thüren

zugleich; der Waſſerdunſt miſcht ſich mit dem Rauch; weiße und ſchwarze Wirbel ſteigen bei jedem Windſtoß empor, und winden und verlieren ſich im Dunkel ins Gewölk. Das Pfeifen des Waſſers antwortet dem Brüllen des Feuers. Nichts iſt ſchrecklicher und größer, als dieſer alte, ewige Kampf der Hydra mit dem Drachen.

Die Gewalt der durch die Spritze geſchleuderten Waſſerſäule iſt wunderbar. Die Schiefern und Ziegel, die ſie berührt, brechen und zerſpringen wie Schuppen. Wenn das Gebälk am Ende eingeſtürzt iſt, in dem prächtigen Augenblick, wo der ſcharlachrothe Federbuſch der Feuersbrunſt unter gräßlichem Lärm durch eine gewaltige hohe Agraffe von Funken erſetzt iſt, bleibt noch ein Schornſtein aufrecht auf dem Hauſe, wie ein kleiner ſteinerner Thurm ſtehen. Ein Strahl aus der Spritze wirft ihn in den Schlund.

Der Rhein, die Dörfer, die Berge, die Ruinen, das ganze blutige Skelett der Gegend, die bei der Helle wieder ſichtbar wird, vereinte ſich mit dem Rauch, den Flammen, dem fortwährenden Sturmläuten, dem Gekrach der einfallenden Wände, die auf einmal wie Zugbrücken niederſanken, den dumpfen Beilſchlägen, dem Brauſen des Sturms und dem Geräuſch der Stadt. In der That es war gräßlich, aber es war ſchön.

Nichts iſt ſonderbarer, als die Einzelheiten dieſes großen Ganzen. Zwiſchen einer Feuer- und einer Rauchwolke ragen Menſchenköpfe am Ende einer Leiter hervor. Man ſieht dieſe Menſchen die wüthende Flamme, die kämpft und ſpringt und ſelbſt noch unter dem Waſſerſtrahl hartnäckig iſt, überſchwemmen. Mitten in dieſem fürchterlichen Chaos gibt es ſtille Plätze, wo ruhige kleine Brände ſanft in den Winkeln wie ein Wittwenfeuer ſprühen. Die Kammerfenſter, die unzugänglich geworden ſind, öffnen und ſchließen ſich im Winde. Hübſche kleine blaue Flammen zittern am Ende der Latten. Schwere Balken löſen

ſich von dem Rande des Daches los und bleiben, von der Gewalt des Sturmes über der Straße gewiegt und in eine große Flamme eingehüllt, an einem Nagel hängen. Andere fallen in den Gang zwiſchen zwei Häuſer und bilden dort eine feurige Brücke. Im Innern der Zimmer erſcheinen und verſchwinden zwiſchen den Wolken rother Aſche Tapeten mit ſtolzen Borduren. Im dritten Stock war ein armer Spiegel aus der Zeit Ludwigs XV. mit Bäumen von Muſcheln und Schäfern von Gentil-Bernard, der lange widerſtand. Ich ſah ihm mit Bewunderung zu. Ich habe nie eine Ekloge ſo guten Widerſtand leiſten ſehen. Endlich drang eine große Flamme in das Zimmer, ergriff die unglückliche, ſeladongrüne Landſchaft, und der Bauer, die Bäurin umarmend, und Tircis, Glyceren ſchmeichelnd, verſchwanden im Rauch. Als Gegenſtück dazu brannte ein armer kleiner Garten, mit glühenden Kohlen gräßlich überſchwemmt, unten am Hauſe. Eine junge Acazie, die an ein brennendes Geländer gelehnt war, wollte hartnäckig nicht Feuer fangen und blieb vier Stunden unverſehrt, ihr hübſches grünes Köpfchen unter einem Funkenregen ſchüttelnd.

Dazu denken Sie ſich einige blonde, bleiche, halbnackte Engländerinnen, die unter dem Platzregen wenige Schritte von dem Gaſthof bei ihrem Gepäck ſaßen, und alle Kinder aus dem Ort, die laut lachten und, ſo oft ein Waſſerſtrahl aus der Spritze ſich über ſie ergoß, in die Hände klatſchten, und Sie werden eine ziemlich vollſtändige Idee von dem Brande des Gaſthofes P... in Lorch haben.

Ein brennendes Haus iſt nur ein brennendes Haus. Das Traurige bei der Sache iſt, daß ein armer Menſch dabei ums Leben kam.

Um vier Uhr Morgens war man, wie man ſagt, Herr des Feuers geworden; das Gaſthaus P..., Dach, Decke, eingeſtürzte Treppen und Dielen brannten zwiſchen den vier

Wänden, und es war uns gelungen, unſern Gaſthof zu retten.

Nun folgte, faſt ohne Zwiſchenakt, das Waſſer auf das Feuer. Eine Wolke von Mägden überſchwemmte bürſtend, reibend, aufwaſchend und abwiſchend alle Zimmer, und in weniger als einer Stunde war das Haus von oben bis unten gewaſchen.

Sonderbar, Nichts war geſtohlen. Alle dieſe haſtig im Regen, mitten in der Nacht hinausgeſchafften Effekten wurden ſorgfältig von den ſehr armen Bauern von Lorch wiedergebracht.

Uebrigens ſind dieſe Unglücksfälle nicht ſelten am Rhein. Jedes Haus von Holz ſchließt einen Brand in ſich, und hier ſind die Häuſer von Holz ſehr zahlreich. In Sankt Goar allein ſind an verſchiedenen Plätzen der Stadt vier oder fünf Schutthaufen einer Feuersbrunſt.

Am folgenden Morgen ſah ich mit einigem Erſtaunen im untern Stock des abgebrannten Hauſes zwei oder drei verſchloſſene, vollkommen erhaltene Zimmer, um die der ganze Brand gewüthet hatte, ohne irgend etwas darin zu zerſtören. Bei dieſer Gelegenheit hören Sie folgende Geſchichte, die man ſich hier erzählt; ich verbürge ſie aber nicht. — Vor einigen Jahren kam ein Engländer ſehr ſpät in ein Wirthshaus in Braubach, ſpeiste zu Nacht und legte ſich in's Bett. Mitten in der Nacht fängt das Gaſthaus Feuer. Man geht eilig in das Zimmer des Engländers. Er ſchlief; man weckt ihn, man ſetzt ihm die Sache auseinander, daß das Haus brennt und er ſogleich ausziehen muß. — Schwerenoth! ſagt der Engländer, deßhalb wecken Sie mich? Laſſen Sie mich in Ruhe. Ich bin müde und will nicht aufſtehen. Sind Sie ſo toll, ſich einzubilden, daß ich um Mitternacht im Hemde durch die Felder laufen werde! Ich will meine neun Stunden ganz behaglich

ſchlafen. Löſchen Sie das Feuer, ſo gut Sie können, ich habe Nichts dagegen. Was mich betrifft, ſo liege ich ſehr gut in meinem Bett und bleibe darin liegen. Gute Nacht, bis morgen. — Damit ſchlief er wieder ein. Man konnte ihn nicht zur Vernunft bringen, und da das Feuer überhand nahm, ſo retteten ſich die Leute, nachdem ſie die Thür hinter dem ſchlafenden und ſchnarchenden Engländer wieder geſchloſſen hatten. Der Brand war ſchrecklich, man löſchte ihn mit Mühe. Den folgenden Tag kamen die Leute, welche die Trümmer fortſchafften, an das Zimmer des Engländers, öffneten die Thüre und fanden den Reiſenden halb wach in ſeinem Bette; er rieb ſich die Augen und rief ihnen, ſobald er ſie ſah, ſtotternd zu: — Gibt es hier im Hauſe denn keinen Stiefelzieher? — Er ſtand auf, frühſtückte ſehr viel, und reiſte herrlich geſtärkt und munter zum großen Mißvergnügen der Burſchen des Ortes wieder ab; ſie hatten darauf gerechnet, aus der Mumie des Engländers das, was man im Rheingau einen trockenen Bürgermeiſter nennt, zu machen, d. h. einen vollkommen durchräucherten und erhaltenen Leichnam, den man um einige Kreuzer den Fremden zeigt.

Zwanzigſter Brief.

Von Lorch nach Bingen.

Bingen, den 27. Auguſt.

Von Lorch nach Bingen ſind zwei deutſche Meilen, mit andern Worten vier franzöſiſche Lieues oder ſechzehn Kilometer in der ſchrecklichen Sprache, die das Geſetz uns machen will,

als wenn es dem Geſetz zuſtände, eine Sprache zu machen. Im Gegentheil, mein Freund, in hundert Fällen macht die Sprache das Geſetz.

Sie kennen meinen Geſchmack. So oft ich meine Reiſe zu Fuß fortſetzen, d. h. die Reiſe in einen Spaziergang umwandeln kann, verſäume ich es nicht.

Nichts iſt meiner Meinung nach ſo reizend, als dieſe Art zu reiſen. — Zu Fuß! — Man gehört ſich ſelbſt, man iſt frei, man iſt fröhlich; man iſt ganz ohne Rückhalt den Zufällen des Weges preisgegeben, dem Bauerhof, wo man frühſtückt, dem Baum, unter dem man Schutz ſucht, der Kirche, in der man ſich ſammelt. Man reist, man hält an, man reist wieder ab; Nichts hindert, Nichts hält zurück. Man geht und träumt vor ſich hin. Das Gehen wiegt die Träume; die Träume verhüllen die Ermüdung. Die Schönheit der Gegend verſteckt die Länge des Weges. Man reist nicht, man ſchweift umher. Mit jedem Schritt, den man macht, kommt einem ein Gedanke. Es iſt, als hätte man Bienenſchwärme in ſeinem Hirn ſummen. Oft habe ich, im Schatten am Rande einer Chauſſee neben einem kleinen Quell ſitzend, aus dem mit dem Waſſer Luſt, Leben und Friſche ſtrömten, unter einer Ulme voller Vögel, neben einem Felde voll Mähderinnen, ruhig, heiter, glücklich, mit tauſend Träumen ſanft beſchäftigt, mitleidig, wie einen Donner, in dem der Blitz rollt, den Poſtwagen vor mir betrachtet, dies raſche, lebendige Ding, das irgend welche langſame, langweilige, ſchwerfällige, müßige Reiſende in ſich ſchließt; dieſen Blitz, der Schildkröten mit ſich führt. — O wie würden ſich dieſe armen Leute, oft herz- und gemüthvolle Leute, raſch aus ihrem Gefängniß, wo die Harmonie der Landſchaft ſich in Lärm, die Sonne in Hitze, die Straße in Staub umwandelt, herabwerfen, wenn ſie alle die Blumen kennten, die ein reicher glücklicher Mann zu Fuß im Geſtrüpp findet, alle die Perlen,

die er aus den Kieſeln aufliest, alle die Huris, welche die geflügelte Phantaſie unter den Bäuerinnen entdeckt. **Musa pedestris!**

Und dann kommt Alles dem Fußgänger entgegen. Nicht allein Ideen kommen ihm, er erlebt auch Abenteuer, und ich liebe die Abenteuer, die mir begegnen, ſehr. Wenn es für Andere amüſant iſt, daß man Abenteuer erfindet, ſo iſt es für Einen ſelbſt amüſant, daß man ſie erlebt.

Ich erinnere mich, daß ich vor ſieben oder acht Jahren nach Claye, wenige Stunden von Paris, ging. Warum, weiß ich nicht mehr. Ich finde nur in meinem Notizbuch dieſe wenigen Zeilen. Ich ſchreibe ſie hier ab, da ſie ſo zu ſagen ein Theil deſſen ſind, was ich Ihnen erzählen will:

— „Ein Kanal parterre, ein Kirchhof im erſten Stock, einige Häuſer im zweiten, das iſt Claye. Der Kirchhof hat eine Terraſſe mit einem Balkon auf den Kanal, von wo die Manen der Bauern von Claye Serenaden vorüberziehen hören, wenn es deren auf dem Poſtſchiff von Paris nach Meaux, das vier Lieues in der Stunde macht, gibt. In dieſem Lande iſt man nicht **enterré**, ſondern **enterrassé**. Das eine iſt ſo gut, wie das andere.“ —

Ich ging zu Fuß nach Paris zurück; ich war früh Morgens ausgegangen und gegen Mittag ſetzte ich mich, da mich die ſchönen Bäume des Waldes von Bondy einluden, an eine Stelle, wo der Weg ſich raſch umbiegt, lehnte mich an eine Eiche auf einem Grashügel, ließ die Füße in einen Graben hängen und begann die Notiz, die Sie eben geleſen haben, in mein grünes Buch zu ſchreiben.

Als ich die vierte Zeile endete — die ich jetzt im Manuſcript durch einen großen Zwiſchenraum von der fünften getrennt ſehe — ſchlage ich die Augen auf und ſehe auf der Seite des Grabens, am Rande des Weges, wenige Schritte

vor mir, einen Bären, der mich starr ansah. Am hellen Tage hat man kein Alpdrücken, man kann nicht von einer Gestalt, von einem Schein, von einem mißgestalteten Felsen oder einem sonderbaren Baumast getäuscht werden. **Lo que puede un sastre** ist bei Nacht schrecklich; aber um Mittag, bei einer Maisonne spukt es nicht. Es war allerdings ein Bär, ein lebendiger Bär, ein veritabler Bär, übrigens vollkommen häßlich. Er saß ernst auf dem Gesäß, indem er mir den staubigen Untertheil seiner Hinterfüße zeigte, deren Klauen ich erkannte, und hatte seine Vordertatzen behaglich über seinem Bauch gekreuzt. Sein Rachen war halb offen; eins seiner Ohren hing zerrissen und blutig herab; seine Unterlippe, die halb weggerissen war, ließ seine vom Zahnfleisch entblößten Fangzähne sehen; eins seiner Augen hatte er verloren und mit dem andern sah er mich ernst an.

Kein Holzhacker war in der Nähe und der kleine Theil der Straße, den ich von hier sah, vollkommen leer.

Ich konnte einige Bewegung nicht unterdrücken. Bisweilen zieht man sich bei einem Hund aus der Geschichte, indem man ihn Fox, Soliman oder Azor anredet; aber was sollte ich zu einem Bären sagen? Woher kam der Bär? Was machte der Bär im Walde von Bondy, auf der Chaussee von Paris nach Claye? Worauf reimte dieser neumodische Vagabund? — Das war sehr sonderbar, sehr lächerlich, sehr unvernünftig, aber sehr unlustig. Ich war, ich gestehe es, sehr verdutzt. Indeß rührte ich mich nicht, und ich muß sagen, daß sich der Bär auch nicht rührte; er schien mir sogar bis auf einen gewissen Punkt wohlwollend zu sein. Er sah mich so zärtlich an, als es ein einäugiger Bär nur kann. Er öffnete zwar den Rachen, aber er öffnete ihn wie einen Mund. Es war kein Grinzen, es war ein Gähnen; es war nicht wild, es war fast literarisch. Der Bär hatte etwas Honnettes, Glückliches, Resignirtes, Müdes; und ich habe später diesen Gesichtsausdruck bei den

Digitized by Google

alten Theatergängern wiedergefunden, die Tragödien mit anhörten. Kurz ſeine Haltung war ſo gut, daß ich mich ebenfalls gut zu halten entſchloß. Ich nahm den Bären als Zuſchauer an und ſetzte fort, was ich angefangen hatte. Ich ſchrieb alſo die fünfte Zeile jener Notiz in mein Buch, welche fünfte Zeile, wie ich Ihnen oben ſagte, in meinem Manuſcript von der vierten ſehr entfernt iſt; das kommt daher, daß ich, wie ich anfing zu ſchreiben, die Augen auf den Bären gerichtet hatte.

Während ich ſchrieb, ſetzte ſich eine große Fliege auf das blutige Ohr meines Zuſchauers. Er erhob langſam ſeine rechte Tatze und fuhr wie eine Katze damit hinter das Ohr. Die Fliege flog fort. Er ſuchte mit ſeinem Auge; als ſie dann verſchwunden war, nahm er ſeine beiden Hintertatzen in ſeine Vordertatzen und fing, mit dieſer klaſſiſchen Stellung zufrieden, wieder an, mich zu betrachten. Ich erkläre, daß ich dieſen verſchiedenen Bewegungen mit Intereſſe folgte.

Ich fing an, mich in dies **tête-à-tête** zu finden, und ſchrieb die ſechste Zeile der Notiz, als ein neuer Umſtand eintrat: haſtige Schritte wurden auf der Chauſſee hörbar und plötzlich ſah ich aus der Biegung einen andern großen ſchwarzen Bären hervorkommen; der erſte Bär war gelb. Dieſer ſchwarze Bär kam in ſtarkem Trab heran und fing, als er den gelben bemerkte, ſich anmuthig neben ihm auf der Erde zu wälzen an. Der gelbe Bär hielt den ſchwarzen keines Blickes, und der ſchwarze mich nicht ſeiner Aufmerkſamkeit würdig.

Ich geſtehe, daß bei dieſer neuen Erſcheinung, die meine Beſtürzung in den zweiten Grad erhob, meine Hand zitterte. Ich ſchrieb gerade die Zeile: ... „Serenaden vorüberziehen hören.“ In meinem Manuſcript finde ich jetzt einen großen Zwiſchenraum zwiſchen den Worten „Serenaden“ und „vorüberziehen hören.“ Dieſer Zwiſchenraum bedeutet – einen zweiten Bären!

Zwei Bären! das war zu viel. Was ſollte es bedeuten? Wem galt der Zufall? Wenn ich nach der Seite ſchloß, woher der ſchwarze Bär gekommen war, ſo kamen beide von Paris, ein Land, wo es doch wenig Beſtien gibt — beſonders wilde.

Ich war wie verſteinert. Der gelbe Bär hatte endlich Theil an den Spielen des andern genommen, und durch das Umherrollen im Staub waren beide grau geworden. Inzwiſchen war ich glücklich aufgeſtanden und fragte mich, ob ich meinen Stock, der zu meinen Füßen in den Graben gefallen war, aufheben ſollte, als ein dritter Bär dazukam, ein röthlicher, kleiner, häßlicher, noch zerzauster und blutiger als der erſte, dann ein vierter, fünfter und ſechster; dieſe beiden trabten neben einander her. Die vier letzten Bären gingen über den Weg, wie Statiſten über den Hintergrund eines Theaters, ohne irgend etwas zu ſehen oder zu betrachten, beinahe laufend und als würden ſie verfolgt. Das war zu unerklärlich, als daß ich eine Erklärung hätte verſuchen ſollen. Ich hörte Gebell und Geſchrei; zehn oder zwölf Bulldoggen, ſieben oder acht mit eiſenbeſchlagenen Stöcken bewaffnete Männer, die Maulkörbe in der Hand trugen, ſtürzten plötzlich auf den Weg, die flüchtigen Bären vor ſich hertreibend. Einer der Leute blieb ſtehen, und während die Andern die wieder mit Maulkörben verſehenen Bären zurückführten, erklärte er mir dies ſonderbare Räthſel. Der Herr des Circus der Barriere du Combat benutzte die Oſterferien, um ſeine Bären und Hunde nach Meaux zu einigen Vorſtellungen zu ſchicken. Dieſe ganze Menagerie reiste zu Fuß. Beim letzten Halten hatte man ihnen die Maulkörbe abgenommen, um ſie freſſen zu laſſen, und während ihre Wächter ſich ins benachbarte Wirthshaus ſetzten, hatten die Bären dieſen Augenblick der Freiheit benützt, um luſtig und allein ein Stück Weges zu machen.

Es waren beurlaubte Schauſpieler.

Das iſt ein Abenteuer eines Fußreiſenden.

Dante erzählt im Anfange ſeines Gedichts, daß er eines Tages in einem Wald einem Panther, nach dem Panther einem Löwen, nach dem Löwen einer Wölfin begegnet ſei. Iſt die Ueberlieferung wahr, ſo hatten die ſieben Weiſen Griechenlands auf ihren Reiſen in Egypten, Phönizien, Chaldäa und Indien alle dieſe Abenteuer. Jeder begegnete einem andern Thiere, wie es ſich für Weiſe ziemt, die jeder eine andere Weisheit haben. Dem Thales von Milet folgte lange Zeit ein geflügelter Greif; Bias von Priene reiste mit einem Luchs; Periander von Korinth trieb einen Leoparden zurück, indem er ihn ſtarr anſah; Solon von Athen ging kühn auf einen wüthenden Stier los; Pittacus von Mitylene begegnete einem Eber; Cleobul von Rhodus wurde von einem Löwen begleitet und Chilo von Lacedämon von einer Löwin. Wenn man alle dieſe wunderbaren Geſchichten etwas genauer prüfte, ſo würden ſie ſich wahrſcheinlich durch beurlaubte Menagerien, durch Oſterferien und Barrieren du Combat erklären. Hätte ich mein Abenteuer mit den Bären auf paſſende Weiſe erzählt, ſo hätte ich in zweitauſend Jahren vielleicht das Anſehen eines Orpheus. Dictus ob hoc lenire tigres. Sehen Sie, mein Freund, meine armen ſeiltanzenden Bären geben den Schlüſſel zu vielen Wundern. Die antiken Dichter und griechiſchen Philoſophen mögen es nicht ungut nehmen, aber ich glaube weder an die Kraft eines Verſes gegen einen Leoparden, noch an die Gewalt eines Syllogismus über eine Hyäne, aber ich glaube, daß der Menſch, dieſe Intelligenz, die heimlich die Inſtinkte umbildet, lange das Geheimniß gefunden hat, Tiger und Löwen herabzubringen, die Thiere zu verſchlechtern und das Vieh dumm zu machen.

Der Menſch glaubt immer und überall einen großen Schritt vorwärts gethan zu haben, wenn er durch kluge Unterweiſung an die Stelle der Wildheit die Stupidität geſetzt hat.

Genau genommen ist es vielleicht ein Schritt vorwärts. Ohne ihn wäre ich dort gefressen worden — und die sieben Weisen Griechenlands auch.

Da ich mit meinen Erinnerungen einmal im Zuge bin, erlauben Sie mir noch eine kleine Geschichte.

Sie kennen G—, diesen klugen alten Dichter, der beweist, daß ein Dichter geduldig, ein Weiser liebenswürdig und ein Greis jung sein kann. Er geht wie mit zwanzig Jahren. Im April 183.. machten wir zusammen einen Ausflug in das Gatinais. Wir gingen an einem frischen, von einer hellen Sonne durchwärmten Morgen nebeneinander. Ich, den die Wahrheit freut und das Paradoxe amüsirt, kenne keine angenehmere Gesellschaft, als G—. Er weiß alle bekannten Wahrheiten und findet alle möglichen Paradoxen.

Ich erinnere mich, daß er da gerade behaupten wollte, der Basilisk existire. Plinius spricht von ihm und beschreibt ihn, sagte er mir. Der Basilisk wird im Lande Cyrene in Afrika geboren. Er ist ungefähr zwölf Fingerbreiten lang; auf dem Kopf hat er einen weißen Fleck, der ein Diadem bildet, und die Schlangen fliehen, wenn er pfeift. Die Bibel sagt, er habe Flügel. Gewiß ist, daß es zur Zeit des heiligen Leo in Rom in der Kirche Sankt Lucas einen Basilisken gab, der die ganze Kirche mit seinem Athem verpestete. Der heilige Papst wagte es, sich dem dunklen, feuchten Gewölbe, unter welchem das Ungeheuer war, zu nähern, und Scaliger sagt in sehr schönem Styl, daß er es durch seine Gebete erstickte.

G— fügte, da er mich ungläubig über den Basilisken sah, hinzu, daß gewisse Orte eine besondere Gewalt über gewisse Thiere haben; daß die Frösche auf Seriphos im Archipel nicht quacken; daß die Grillen in Reggio in Calabrien nicht singen; daß die Eber in Macedonien stumm sind; daß die Schlangen am Euphrat die Eingebornen, selbst wenn sie schlafen, nicht

Digitized by Google

beißen, ſondern nur die Fremden, während die Skorpione des Latmos, die für die Fremden nicht gefährlich ſind, die Landesbewohner tödtlich beißen. Er warf mir oder vielmehr ſich ſelbſt eine Menge Fragen auf und ich ließ ihn gehen. Weßhalb gibt es auf Majorka eine Menge Kaninchen und auf Yviza kein einziges? Warum ſtarben die Haſen auf Ithaka? Woher kommt es, daß man weder einen Wolf auf dem Olymp, noch eine Eule auf Kreta und einen Adler auf Rhodus findet?

Da er mich lächeln ſah, unterbrach er ſich: — Lachen Sie nur, mein Freund! Das ſind aber die Anſichten des Ariſtoteles! Ich begnügte mich darauf zu erwiedern: — Das iſt todtes Wiſſen, mein Freund, und todtes Wiſſen iſt keine Wiſſenſchaft mehr, ſondern Gelehrſamkeit. G— antwortete mir mit einem ernſten, feurigen Blick darauf: Sie haben Recht, die Wiſſenſchaft iſt ſterblich. Nur die Kunſt iſt unſterblich. Ein großer Weiſer macht einen andern großen Weiſen vergeſſen; was aber die großen Dichter der Vergangenheit betrifft, ſo können die großen Dichter der Gegenwart und der Zukunft ihnen nicht gleich kommen. Ariſtoteles iſt übertroffen, aber nicht Homer.

Dann wurde er nachdenklich und fing an einen Käfer im Graſe oder einen Reim in der Luft zu ſuchen.

So kamen wir bei Milly in eine Ebene, wo man noch Spuren eines Gemäuers ſieht, das in den Hexenprozeſſen des ſiebzehnten Jahrhunderts berüchtigt war. Ein Wolf verheerte die Gegend. Die Jagdbeamten des Königs jagten ihn mit einer großen Anzahl von Jägern und Bauern. Das Thier, in der Ebene verfolgt, gewann dies Gemäuer und ſtürzte ſich hinein. Die Jäger umgaben es und drangen dann raſch hinein. Sie fanden ein altes Weib darin, ein altes häßliches Weib, zu deren Füßen noch die Wolfshaut lag, die Satan noch nicht Zeit gehabt hatte, in ſeinem Schlupfwinkel zu verſtecken. Es verſteht

ſich von ſelbſt, daß die Alte auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde, was vor dem ſchönen Portal des Domes von Sens geſchah.

Ich muß mich wundern, daß die Menſchen immer mit einer albernen Koketterie dieſe ruhigen, heitern Wunder des menſchlichen Geiſtes aufgeſucht haben, um in ihrem Angeſicht die größten Dummheiten zu begehen.

Das geſchah 1636, in dem Jahre, wo Corneille den Cid ſpielen ließ.

Als ich dieſe Geſchichte G— erzählte, winkte er mir, Acht zu geben. — Wir hörten in der That aus einer kleinen in Bäumen verſteckten Gruppe Häuſer zu unſerer Linken die Trompeten eines Charlatans. G— hat immer Geſchmack an dieſem grotesken, prahlenden Lärm gefunden. Die Welt, ſagte er mir eines Tags, iſt voll ernſten Lärmens, wovon dies die Parodie iſt. Während die Advokaten auf der politiſchen Tribüne deklamiren, die Redner auf dem Katheder peroriren, gehe ich in den Wieſen umher, ordne Käfer und ſammle Gräſer, laſſe mich von der Größe Gottes durchdringen, und werde immer freudig überraſcht ſein, wenn ich am Rande jedes Feldes dies ſprechende Emblem der menſchlichen Kleinheit finde, dieſen Charlatan, der ſich auf ſeinem großen Kaſten aufbläht, dieſen Lubin, dieſen Zwerg, dieſe Ironie! Der Charlatan vereint ſich mit meinen Studien und vervollſtändigt ſie; ich befeſtige dieſe Figur wie einen Käfer oder Schmetterling mit einer Nadel auf meine Pappe und klaſſificire das menſchliche Inſekt unter die anderen.

G— zog mich nach der Gruppe Häuſer, aus denen das Geräuſch kam; es war ein ziemlich dürftiger Weiler, der, glaube ich, Petit-Sou heißt, was mich an den Flecken Asculum, auf dem Wege von Trivicum nach Brindiſi erinnert, von dem Horaz abweiſend ſagte:

Quod versu dicere non est,
Signis perfacile est.

Ascŭlūm kann in der That in keinem Hexameter ſtehen.

Es war Kirchweih im Dorf. Der Markt, die Kirche und das Rathhaus waren feſtlich geputzt. Der Himmel ſelbſt hatte, mit einer Menge hübſcher, weißer und rother Wolken dekorirt, etwas Ländliches, Fröhliches und Sonntägliches. Runde kleine Kinder und junge Mädchen, welche die Greiſe freundlich anſahen, ſaßen an einem Ende des mit Raſen bedeckten Platzes. Die Bühne beſtand aus zwei Brettern und einer Leiter; die Bude war mit dieſer klaſſiſchen blau und weiß gewürfelten Leinwand bedeckt, die an die Matratze erinnert und die, aus Noth zum Kittel werdend, allen Bedienten und Charlatans den Namen paillasses gegeben hat. Ueber der Bühne öffnete ſich die Thüre der Bude, ein einfacher Spalt in der Leinwand, und über dieſer Thür ſtand auf einer weißen, verzierten Tafel mit ſchwarzen, großen Buchſtaben:

Mikroſkop,

um das, roh in tauſend phantaſtiſchen Stellungen gezeichnet, mehr ſchreckliche Thiere, chimäriſche Ungeheuer und unmögliche Weſen umherkrochen, als der heilige Antonius geſehen und Callot geträumt hat.

Zwei Menſchen figurirten auf dieſer Bühne. Der eine, blaß wie Hiob, gelb wie Ptha, mit einem Kopfputz wie Oſiris, wie Memnon ſeufzend, hatte etwas Orientaliſches, Fabelhaftes, Stupides, Egyptiſches an und ſchlug auf eine große Trommel, indem er ohne Harmonie auf einer Flöte dazu blies. Der Andere ſah ihm zu. Es war eine Art Sbrigani, dick, bärtig und haarig, mit wilder Miene und wie ein Ungar in einem Luſtſpiel angezogen.

Um dieſe Bude, dieſe Bühne und dieſe beiden Menſchen riſſen eine Menge eifriger Bauern, verwunderter Bäuerinnen

Digitized by Google

und häßlicher Zuſchauer ihre albernen Mäuler und dummen Augen weit auf. Hinter der Eſtrade machten einige Kinder geſchickt Löcher in die blau und weiße Leinwand, die wenig Widerſtand leiſtete und ſie in das Innere der Bude blicken ließ.

Als wir ankamen, endete der Zigeuner ſeine Fanfare und der Sbrigani fing an zu ſprechen. G— hörte zu.

Die gewöhnliche Einladung: Treten Sie herein, meine Herren u. ſ. w. ausgenommen, geſtehe ich, daß, was dieſer Gaukler ſagte, vollſtändig unverſtändlich für mich, wie für die Bauern und den Zigeuner war, der eine Stellung wie auf einem Basrelief angenommen hatte und mit eben ſo viel Würde zuhörte, als wenn er der Uebergabe der großen Säulen des Saals von Karnack durch Menephta I., Vater Rhamſes II. beigewohnt hätte.

Indeſſen hatte G— ſeit den erſten Worten des Gauklers gezittert. Nach einigen Minuten neigte er ſich zu mir und ſagte ganz leiſe: — Sie ſind jung, haben gute Augen und ein Bleiſtift, thun Sie mir den Gefallen, aufzuſchreiben, was dieſer Menſch ſagt. — Ich wollte G— um eine Erklärung dieſes ſonderbaren Wunſches bitten, aber ſchon hatte er ſeine Aufmerkſamkeit wieder allzu ſehr auf die Bühne gelenkt, als daß er mich hören konnte. Ich entſchloß mich, G— zu willfahren, und da der Gaukler mit einer feierlichen Langſamkeit ſprach, ſo ſchrieb ich ihm Folgendes nach:

„Die Familie der Scyren theilt ſich in zwei Gattungen: die erſte hat keine Augen, die zweite ſechs, was ſie von der Gattung **cunaxa**, die zwei, und **bdella**, die vier hat, unterſcheidet."

Hier nahm G—, der mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit zuhörte, ſeinen Hut ab, und ſagte, indem er ſich mit dem freundlichſten, ſanfteſten Tone zum Gaukler wandte: — Sie verzeihen, mein Herr, aber Sie reden nicht von den Gamaſen.

— Wer ſpricht dort? ſagte der Mann, indem er, ohne

Digitized by Google

Erſtaunen und Stocken, einen Blick auf die Verſammlung warf. Der Alte? Gut, mein Alter, in der Gattung der Gamaſen habe ich nur eine Art gefunden, einen **dermanyssus**, eine Abart der Zwergfledermaus.

Ich glaubte, erwiderte G— ſchüchtern, es ſei ein **glyciphagus cursor.**

Falſch, mein Lieber, erwiderte der Sbrigani; zwiſchen dem **glyciphagus** und **dermanyssus** liegt eine ungeheure Kluft. Da Sie ſich mit ſo großen Fragen beſchäftigen, ſo ſtudiren Sie die Natur. Ziehen Sie Degeer, Hering und Herrmann zu Rathe. Beobachten Sie (ich ſchrieb immerfort) das **sarcoptes ovis**, das wenigſtens eines der beiden Paar Hinterpfoten vollſtändig und ausgebildet hat; das **sarcoptes rupicaprae**, deſſen Hinterpfoten unvollſtändig und borſtig, ohne Bläschen und Knochen ſind; das **Sarcoptes hippopodos**, das vielleicht ein **glyciphagus** iſt ...

Sie wiſſen es nicht gewiß, unterbrach ihn G— faſt mit Ehrfurcht.

Ich weiß es nicht gewiß, erwiderte der Gaukler majeſtätiſch. Ja, ich bin es der heiligen Wahrheit ſchuldig, zu geſtehen, daß ich deſſen nicht ganz gewiß bin. Was ich aber gewiß weiß, iſt, daß ich einen **glyciphagus** in den Federn eines Habichts gefunden habe. Was ich aber gewiß weiß, iſt, daß ich bei meinem Beſuch der Theater der vergleichenden Anatomie Glyciphagen in den Höhlungen zwiſchen den Knorpeln und unter den Höhlungen der Skelette gefunden habe.

Das iſt wunderbar, ſprach G— vor ſich hin.

Das führt mich aber, fuhr der Mann fort, zuweit von der Sache. Ich werde Ihnen, meine Herren, ein ander Mal von den Glyciphagen und Pſoropten ſprechen. Das wunderbare, fürchterliche Thier, das ich Ihnen heute zeigen will, iſt der **Sarcoptes.** Sonderbar! Die Milbe des Kameels, die keine

Aehnlichkeit mit der des Pferdes hat, sieht der des Menschen ähnlich. Daraus ist eine Verwechslung möglich, deren Folgen schrecklich wären (ich schrieb immerfort). Studiren wir diese Ungeheuer, meine Herren! Die Gestalt des einen und des andern ist fast dieselbe, aber der **Sarcoptes** des Kameels ist etwas länger, als der menschliche **Sarcoptes.** Das mittlere Paar der hintern Haare ist, statt kleiner zu sein, das größere. Auch ihre Bauchfläche hat ihre Eigenthümlichkeiten, das Halsband ist bei dem **Sarcoptes hominis** hübscher abgetheilt und hat unten eine nadelförmige Spitze, die bei dem **Sarcoptes dromadarii** nicht vorhanden ist. Der letztere ist größer, als der andere. Zwischen den Klauen der Hintertatzen ist auch ein ungeheurer Unterschied; bei der ersten Gattung sind sie einfach und bei der zweiten gespalten .....

Hier konnte ich, müde, alle diese dunkeln, Ehrfurcht gebietenden Dinge aufzuschreiben, nicht umhin, G— mit dem Ellenbogen anzustoßen und ihn leise zu fragen: Wovon zum Teufel spricht der Mensch denn?

G— wandte sich halb zu mir und sagte mit Würde: von der Krätze.

Ich lachte so heftig, daß mir mein Notizbuch aus der Hand fiel. G— hob es auf, nahm mir den Bleistift und fuhr, ohne auf meine Heiterkeit nur durch eine tadelnde Bewegung zu antworten, auf die Worte des Gauklers aufmerksamer als je fort, statt meiner, in der ernsten, raphaelischen Stellung eines Schülers der Akademie zu Athen zu schreiben.

Ich muß sagen, daß die Bauern, immer mehr geblendet, im höchsten Grade die Bewunderung und das Glück G—'s theilten. Das äußerste Wissen und die äußerste Unwissenheit berühren sich durch die äußerste Naivetät. Der dunkle, gräßliche Vortrag des Gauklers war vollkommen bei den Bauern des guten Dorfes Petit-Sou geglückt. Das Volk ist wie das

Kind; es bewundert das, was es nicht verſteht. Es liebt das Unverſtändliche, Starre, das declamatoriſche, wunderbare Kauderwelſch. Je unwiſſender der Menſch iſt, um ſo mehr entzückt ihn das Dunkle; je barbariſcher der Menſch iſt, um ſo mehr gefällt ihm das Zuſammengeſetzte. Nichts iſt weniger einfach, als ein Wilder. Die Sprachen der Huronen, der Botokuden und der Cheſapeacks ſind Wälder von Conſonanten, durch welche ſich, halb in dem Gefäß ſchlecht wiedergegebener Ideen erſtickt, ungeheure, häßliche Wörter ſchleppen, wie vorſündfluthliche Ungeheuer unter dem undurchdringlichen Geſtrüpp der urſprünglichen Welt krochen. Die Algonquiner überſetzen das kurze, einfache, ſanfte Wort **France** mit **Mittigouchioueken-dalakiank.**

Sowie ſich alſo die Bude öffnete, ſtürzte die Menge, ungeduldig, die verheißenen Wunder zu ſehen, hinein. Die **Mittigouchiouekendalakiank** der Gaukler löſen ſich immer in einen Regen von Kreuzern und Groſchen in ihre Kaſſe auf, je nachdem ſie ſich an das hohe oder niedere Volk gewandt haben.

Eine Stunde nachher hatten wir unſern Spaziergang wieder gewonnen und folgten der Lichtung eines kleinen Gehölzes. G— hatte noch kein Wort mit mir geſprochen. Ich machte tauſend vergebliche Verſuche, bei ihm wieder in Gnade zu kommen. Plötzlich ſagte er mir, wie aus einem tiefen Traum erwachend und ſich ſelbſt Antwort gebend: — Und er ſpricht ſehr gut!

Nicht wahr, von der Krätze? ſagte ich ſehr ſchüchtern.

Allerdings, von der Krätze, antwortete er mit Feſtigkeit.

Nach einigem Stillſchweigen fügte er hinzu: Dieſer Menſch hat herrliche mikroſkopiſche Beobachtungen gemacht, wahre Entdeckungen.

Ich wagte noch ein Wort: Er wird ſeine Sache an dem

Digitized by Google

egyptiſchen Pharao, aus dem er ſeinen Bedienten und Muſiker gemacht hat, ſtudirt haben.

Aber G— hörte mich ſchon nicht mehr. — Wie wunderbar! rief er, welch ein Stoff zu düſtern Betrachtungen! Die Krankheit folgt dem Menſchen nach dem Tode. Die Skelette haben die Krätze!

Er ſchwieg wieder und fuhr dann fort: Dieſer Mann fehlt in der dritten Klaſſe des Inſtituts. Es gibt viele Akademiker, die Charlatane ſind; das iſt ein Charlatan, der Akademiker ſein müßte.

Hier ſehe ich Sie, mein Freund, lachen und ausrufen: Iſt das Alles? o! die liebenswürdigen Abenteuer, die intereſſanten Geſchichten! was Sie für ein Fußreiſender ſind! Bären begegnen, oder einen rothgegürteten Säbelverſchlinger mit nacktem Arm zu hören, unter offenem Himmel die Milbe des Kameels mit der Milbe des Menſchen confrontiren und den Bauern einen Curſus Philoſophie über verglichene Krätze halten! In der That, man muß ſich eilig aus dem Poſtwagen werfen, das iſt ja ein wunderbares Glück! —

Wie es Ihnen gefällt. Ich für meine Perſon weiß nicht, ob es der Morgen, der Frühling, oder meine Jugend iſt, die ſich zu dieſen beiden ſchon alten Erinnerungen miſcht, aber ſie ſtrahlen in mir. Ich finde Reize in ihnen, die ich nicht beſchreiben kann. Lachen Sie alſo nach Herzensluſt über den Fußreiſenden, ich bin immer bereit, wieder anzufangen, und wenn mir jetzt ein ähnliches Abenteuer begegnen ſollte, ſo würde es mir ein großes Vergnügen machen.

Aber ſolche Glücksfälle ſind ſelten und wenn ich einen Ausflug zu Fuß unternehme, danke ich, vorausgeſetzt, daß der Himmel heiter iſt, die Dörfer ein fröhliches Ausſehen haben, der Thau an der Spitze der Gräſer zittert, der Menſch arbeitet, die Sonne lacht und der Vogel ſingt, dem guten Gott, und verlange nie andere Abenteuer von ihm. — Den folgenden

Tag also verließ ich um 5½ Uhr Morgens, nachdem ich die nöthigen Befehle, mein Gepäck nach Bingen zu bringen, gegeben hatte, in aller Frühe Lorch, und ein Kahn brachte mich auf das andere Ufer. Machen Sie je diesen Weg, so folgen Sie meinem Beispiel. Die römischen, romanischen und gothischen Ruinen des linken Ufers haben für den Fußgänger viel mehr Interesse, als die Schieferdächer des rechten. Um sechs Uhr saß ich nach einem steilen Steigen durch Weinberge und Gebüsch auf dem Rücken eines Hügels von todter Lava, der das Schloß Fürstenberg und das Thal von Diebach beherrscht, und fand dort einen Irrthum der Antiquare. Sie erzählen, und ich schrieb es Ihnen nach denselben in meinem vorigen Brief, daß der große Thurm von Fürstenberg, der außen rund ist, inwendig viereckig sei. Nun sah ich von dem hohen Platz, auf den ich mich gestellt hatte, tief genug in den Thurm, und ich kann Sie, wenn die Sache Sie interessirt, versichern, daß er im Innern wie von Außen rund ist. Bemerkenswerth ist seine wunderbare Höhe und seine seltsame Form. Da er ungeheure Zinnen ohne Mauerkranz hat und vom Giebel zur Basis breiter wird, so gleicht er, ohne Fenster, nur mit einigen schmalen Schießscharten versehen, auf die sonderbarste Weise den mysteriösen, massiven Thürmen von Samarkand, Kalkutta oder Kanganor, und man erwartet eher auf dem Giebel dieses fast hindostanischen Thurmes den Maharadja von Lahore oder den Zamorin von Malabar, als Ludwig von Baiern oder Gustav von Schweden zu sehen. Uebrigens hat diese mehr orientalische, als gothische Veste eine große Rolle in den europäischen Kriegen gespielt. Als ich an alle die Leitern dachte, die nacheinander an die Seiten dieser steinernen Riesin gelegt worden sind, und mich der dreifachen Belagerung erinnerte, der Baiern 1321, der Schweden 1632 und der Franzosen 1689, erstieg sie lustig ein Holzspecht.

Den Irrthum der Antiquare hat ein Thurm verurſacht, der die Feſtung von der Seite des Gebirgs vertheidigt und inwendig rund, oben mit einem ſechsſeitigen Mauerkranz umgeben iſt. Sie haben den kleinen für den großen Thurm und das Aeußere für das Innere genommen. Uebrigens unterſchied ich in der frühen Stunde wegen der Dünſte, die noch auf dem Boden gelagert waren, um den Kopf des Thurms, die Spitze der Mauern und rings herum am Horizont den Gipfel der Hügel. Zu meinen Füßen war der Hintergrund der Landſchaft durch einen weißen, dichten Nebel verdeckt, deſſen Saum die Sonne vergoldete. Es ſah aus, als ſei eine Wolke in das Thal gefallen.

Als es auf dem Thurm von Rheindiebach, einem Flecken am Fuße des Fürſtenberg, durch den Nebel ſieben ſchlug, flog der Specht davon und ich ſtand auf. Während ich hinabſtieg, ſtieg der Nebel hinauf, und als ich ins Dorf kam, brachen auch die Sonnenſtrahlen durch. Einige Augenblicke nachher hatte ich das Dorf hinter mir gelaſſen, ohne auch nur daran gedacht zu haben, muß ich geſtehen, das berühmte Echo ſeiner Schlucht zu fragen, ging fröhlich den Rhein entlang und erwiderte freundlich den guten Morgen von drei Malern, die, ihren Torniſter und Regenſchirm auf dem Rücken, nach Bacharach gingen. So oft ich drei jungen Leuten begegne, die dürftig gekleidet, aber fröhlich und mit glänzendem Auge, als ob es die Zauber der Zukunft abſpiegelte, einhergehen, kann ich nicht umhin, für ſie die Verwirklichung ihrer Träume zu hoffen und an die drei Brüder Cadenet, Luynes und Brandes zu denken, die vor zweihundert Jahren an einem ſchönen Morgen zu Fuß an den Hof Heinrichs IV. gingen, alle drei nur Einen Mantel hatten, den ſie abwechſelnd trugen, und von denen fünfzehn Jahre ſpäter, unter Ludwig XIII., der erſte Herzog von Chaulnes, der zweite Connetable von Frank-

Digitized by Google

reich und der dritte Herzog von Luxemburg war. — Träumt alſo, ihr Jünglinge, und geht!

Das Zudrittreiſen ſcheint übrigens am Rhein Mode zu ſein, denn kaum war ich eine halbe Stunde weiter, als ich wieder drei jungen Leuten begegnete, die zuſammen gingen. Es waren augenſcheinlich Studenten von einer der edeln Univerſitäten, welche die alte Teutonia befruchten, indem ſie das junge Deutſchland bilden. Sie trugen die klaſſiſche Mütze, lange Haare, einen Gürtel, zugeknüpften Rock, Stock in der Hand, Pfeife mit gemaltem Porcellankopf im Munde und, wie die Maler, den Torniſter auf dem Rücken. Auf der Pfeife des jüngſten der drei war ein Wappen, vermuthlich ſein eigenes, gemalt. Sie ſchienen ſich lebhaft zu unterhalten und gingen, wie die Maler, nach Bacharach. Als ſie an mir vorüberkamen, redete mich der eine an, indem er ſeine Mütze zog: Dic nobis, domine, in qua parte corporis animam veteres locant philosophi? Ich grüßte ſie wieder und antwortete: In cordo Plato, in sanguine Empedocles, inter duo supercilia Lucretius. Die drei jungen Leute lachten und der älteſte rief: Vivat Gallia regina! Ich erwiderte: Vivat Germania mater! Wir grüßten uns noch einmal mit der Hand und ich ging weiter.

Dies Zudrittreiſen gefällt mir. Zwei Liebende. Drei Freunde.

Oberhalb Niederheimbach erheben ſich die Höhen des finſtern Sann- oder Sonnwaldes übereinander, und aus den Eichen ragen zwei zerfallene Veſten hervor. Heimburg, eine römiſche Feſtung, Sonneck, eine Raubburg; der Kaiſer Rudolph hat Sonneck 1282 zerſtört; Heimburg hat die Zeit zertrümmert. Eine noch düſterere Feſtung, Falkenburg, verbirgt ſich in den Schluchten des Gebirges.

Ich hatte, wie ich ſchon ſagte, das Dorf hinter mir gelaſſen. Die Sonne war ſtechend, der friſche Luftzug vom Rhein

wurde warm. Der Weg bedeckte ſich mit Staub; rechts öffnete ſich zwiſchen zwei Felſen eine ſchmale, reizende, ſchattige Schlucht; eine Schaar kleiner Vögel zwitſcherte nach Leibeskräften darin und überließ ſich einer über dem andern in dem Dunkel der Bäume einem erſchrecklichen Geſchwätz; ein durch Regengüſſe angeſchwollener Bach ſah, von Stein zu Stein fallend, wie ein Waldſtrom aus, richtete Verheerungen unter den Gänſeblumen an, jagte den Käfern Furcht ein und bildete kleine, rauſchende Waſſerfälle in den Kieſelſteinen; undeutlich unterſchied ich in dem ſüßen Dunkel der Gebüſche einen Fußpfad den Bach entlang, den tauſend wilde Blumen, die Winde, der Fenchel, die Sonnenblumen, die Schwertlilie, die Iris mit ſechs blauen Blättern für den Profanen verbargen und für den Poeten mit einem Teppich belegten. Sie wiſſen, es gibt Augenblicke, wo ich faſt an den Verſtand der Sachen glaube; es kam mir vor, als murmelten eine Menge von Stimmen in dieſer Schlucht und riefen mir zu: Wohin gehſt du? Du ſiehſt die Orte, wo es wenig menſchliche und viel göttliche Spuren gibt; du willſt deine Seele mit der Seele der Einſamkeit in Uebereinſtimmung bringen; du willſt Schatten und Licht, Bewegung und Ruhe, Mannigfaltigkeit und Heiterkeit; du ſuchſt den Ort, wo ſich das Wort in Schweigen auflöst, wo man das Leben an der Oberfläche aller Dinge ſieht, und die Ewigkeit in ihrem Grunde fühlt; du liebſt die Einſamkeit und haſſeſt den Menſchen nicht; du ſuchſt Gras und Moos, feuchte Blätter, ſaftige Zweige, Vögel, die zwitſchern, Bäche, die fließen, Düfte, die aufſteigen. Komm denn herein! dieſer Pfad iſt dein Weg.

Ich ließ mich nicht lange bitten und trat in die Schlucht.

Ihnen ſagen, was ich dort gethan, oder vielmehr, was die Einſamkeit mir gethan; wie die Wespen um violette Glöckchen ſummten, goldfarbige und blaue Käfer in kleine

mikroſkopiſche Grotten, welche der Regen ihnen unter Wurzeln und Haiden gegraben hatte, flohen; wie ihre Flügel die Blätter ſtreiften; was leiſe in den Mooſen zitterte, in den Neſtern girrte; das ſanfte, unbeſtimmte Geräuſch der Vegetationen, Mineraliſationen und des geheimnißvollen Wachſens; den Reichthum der Käfer, den Fleiß der Ameiſen, die Freude der Schmetterlinge, die Geduld der Spinnen; das Duften, Glänzen, Verſchwimmen, Klagen; die entfernten Töne, die Kämpfe der Inſekten untereinander, die Kataſtrophen der Ameiſenhaufen, die kleinen Dramen der Gräſer, der Luftzug, den die Felſen wie Seufzer aushauchen, die Strahlen, die vom Himmel wie Blicke durch die Bäume dringen, die Waſſertropfen, die wie Thränen von den Blumen fallen; die ruhige, harmoniſche, langſame und fortgeſetzte Arbeit aller dieſer Geſchöpfe und aller dieſer Sachen, die dem Anſchein nach Gott näher ſtehen, als der Menſch; — Ihnen Alles dies, mein Freund, ſagen, hieße Ihnen das Unausſprechliche erzählen, das Unſichtbare zeigen, das Unendliche malen. Was ich dort gemacht habe, weiß ich nicht mehr. Wie in den Schluchten von Skt. Goarshauſen bin ich umhergeirrt, habe geträumt, bewundert, angebetet. Fragen Sie nicht, woran ich gedacht. Sie wiſſen, es gibt Zeiten, wo der Gedanke, wie in tauſend unbeſtimmte Ideen verſenkt, umherfliegt.

Alles vereinte ſich in dem Gebirge mit meinem Sinnen und paßte zu meinen Träumen: das Laub, die Steine, die ſpielenden Schatten, die Gegend, die Erinnerungen, die Menſchen, die in der Einſamkeit waren, die Geſchichte, die dort geleuchtet, die Sonne, die dort immer ſtrahlt. Cäſar, ſagte ich mir, iſt vielleicht, wie ich zu Fuß über den Bach geſchritten, und ein Soldat, der ſein Schwert trug, ging hinter ihm. Faſt alle die gewaltigen Stimmen, welche das menſchliche Wiſſen aufgerüttelt, haben das Echo des Rhein-

gaus und des Taunus geweckt. Dieſe Gebirge ſind dieſelben, die ſich bewegten, als der Prinz Thomas von Aquino, der ſo lange bos mutus genannt wurde, endlich in die Lehre brüllte, daß die ganze Welt erbebte. „Dedit in doctrina mugitum, quod in toto mundo sonavit.“ Auf dieſen Bergen ließ Johannes Huß, der Luther vorausſagte, als wenn der Schleier, der in der letzten Stunde zerreißt, ihm deutlich die Zukunft zeigte, von dem Scheiterhaufen zu Koſtnitz den prophetiſchen Ruf ertönen: Heute verbrennt ihr die Gans,* aber in hundert Jahren wird der Schwan geboren werden! In dieſen Felſen endlich entfaltete Luther hundert Jahre nachher ſeine Schwingen und rief das gewaltige Wort: Eher ſterben die Biſchöfe und Fürſten, die Klöſter, Kirchen und Paläſte, als daß eine einzige Seele umkomme!

Es war mir, als wenn die Ruinen mitten aus den Zweigen und Geſträuchen von allen Seiten antworteten: O Luther, die Biſchöfe und Fürſten, die Klöſter, Kirchen und Paläſte ſind todt!

Iſt die Geſchichte in dieſen unerſchöpflichen, lebendigen Dingen, die ſind und exiſtiren, grünen und blühen und ſie mit ihrer ewigen Vegetation bedecken, groß oder klein? Entſcheiden Sie die Frage, wenn Sie können. Meiner Anſicht nach verkleinert die Berührung mit der Natur, der Nähe Gottes, den Menſchen bald, bald macht ſie ihn größer. Der Menſch muß eine Intelligenz ſein, die ihr Geſetz für ſich hat, ihr Geſchäft vollbringt und mitten unter den unendlichen Thaten der Schöpfung ihre Rolle ſpielt. Vor einer großen Eiche voller Jahre und Leben und Saft, mit Blättern bedeckt und von tauſend Vögeln bewohnt, iſt es viel, wenn man noch an das Phantom des Luther, das Geſpenſt des Johann Huß, den Schatten, der Cäſar war, denken kann.

* Huß heißt Gans.

Digitized by Google

Indeß geſtehe ich, daß es während meines Spazierganges einen Augenblick gab, wo alle dieſe Erinnerungen verſchwanden, wo der Menſch erloſch und nur noch Gott in meiner Seele war. Ich war, auf welchen Pfaden könnte ich nicht mehr ſagen, auf dem Gipfel eines ſehr hohen Hügels angekommen, einer kurzen Haide, die mit der chêne-kermes der Provence Aehnlichkeit hatte, und vor mir lag eine Einöde, aber eine ſchöne, prächtige Einöde, eine göttliche Einöde. Auf allen meinen Excurſionen am Rheinufer habe ich nichts Schöneres geſehen. Ich weiß nicht, wie der Ort heißt. Rings herum waren unabſehbar nur Berge, Wieſen, Quellen, dichtes Laubwerk, weiche Nebel, feuchte Lichter, die wie halboffene Augen blinzelten, helle, goldene Reflexe in dem Blau der Ferne, magiſche Wälder, die wie grüne Federbüſche ausſahen, ein mit Wölkchen beſäter Himmel. — Es war ein Ort, an dem man den prächtigen Pfau, der Natur heißt, ein Rad ſchlagen zu ſehen glaubt.

Jenſeits des Hügels, auf dem ich ſaß, ſah ich hinter einer mit Tannen, Kaſtanien und Ahorn beſetzten Anhöhe eine dunkle Ruine, eine koloſſale Maſſe von braunem Baſalt. Sie ſah wie ein Haufen Lava, dem ein Rieſe die Form einer Feſtung gegeben hatte, aus. Was für ein Schloß war es? Ich könnte es nicht ſagen, da ich nicht wußte, wo ich war.

Ein Gebäude in der Nähe zu unterſuchen, iſt, wiſſen Sie, meine Manie. In einer Viertelſtunde war ich in der Ruine.

Ein Antiquar, der das Bild einer Ruine entwirft, vergnügt wie ein Liebender, der das Bild ſeiner Geliebten entwirft, läuft Gefahr, ſich ſelbſt und die Andern zu langweilen. Für die Unbefangenen, die dem Verliebten zuhören, ſehen alle Schönen und ebenſo alle Ruinen einander ähnlich. Das ſoll nicht heißen, daß ich mich künftig der Beſchreibungen von Ruinen enthalten werde. Ich weiß, daß Sie ſich für Geſchichte

und Kunſt lebhaft intereſſiren; ich weiß, daß Sie zu dem einſichtsvollen Publikum gehören und nicht zu der rohen Menge. Für diesmal aber will ich Sie auf das bis ins Kleine genaue Porträt, das ich Ihnen von der Maus entworfen habe, verweiſen. Stellen Sie ſich viel Gebüſch, eingeſtürzte Decken, zerfallene Fenſter und über Alles das vier oder fünf teufelmäßig große, ſchwarze, zertrümmerte Thürme vor.

Ich ging in dieſen Trümmern ſuchend, ſtöbernd und betrachtend umher; ich kehrte die zerbrochenen Steine herum in der Hoffnung, irgend eine Inſchrift, die mir ein Faktum angäbe, oder ein Bildwerk, das mir eine Zeit bezeichnete, darauf zu finden, als eine Oeffnung, die früher als Thüre gedient hatte, mich in ein Gewölbe führte, in das durch ein Loch ein Sonnenſtrahl fiel. Ich trat hinein und befand mich in einer Art niedriger Kammer, die ihr Licht durch Schießſcharten erhielt, deren Form und Einfaſſung andeutete, daß ſie dem Spiel der Wurfmaſchinen, Falconets und Schlangen gedient hatten. Ich neigte mich durch eine derſelben und bog den Büſchel Blumen, der jetzt ihren Mund verſtopft, auseinander. Die Ausſicht aus dieſem Fenſter iſt nicht reizend. Es iſt ein enges, dunkles Thal, oder vielmehr ein Spalt im Felſen, der früher durch eine Brücke verbunden war, von der nur noch der Schwiebbogen ſteht. Von einer Seite ſtürzt ſich ein Erdgefälle, von der andern ein von dem Baſaltgrund ſchwarzes Waſſer herab und brechen ſich in der Schlucht. Kranke, verkrüppelte Bäume beſchatten dort kleine Wieſen, mit trockenem Gras, wie auf dem Kirchhofraſen, bedeckt. Ich weiß nicht, war es Einbildung, oder das Spiel des Schattens und des Windes, aber ich glaubte hie und da in dem hohen Gras leichtgezogene Kreiſe zu ſehen, als wenn geheimnißvolle, nächtliche Reigen ſie niedergedrückt hätten. Dieſe Schlucht iſt nicht allein einſam, ſie iſt finſter, als wohnte ſie bisweilen ſcheuß-

Digitized by Google

lichen Schauspielen bei, als sähe sie in ihrem Dunkel schlechte, übernatürliche Dinge geschehen, und als ob sie selbst bei hellem Tage mitten in der Sonne noch etwas Trauriges, Schreckhaftes an sich hätte. In dem Thal fühlt man deutlicher, als an jedem andern Orte, daß dort die finstern, kalten Stunden der Nacht vorüberziehen; es scheint, daß sie dort auf dem Duft der Kräuter, der Farbe des Bodens und der Form der Felsen, was sie an Düsterem, Unbestimmtem und Trostlosem haben, zurücklassen.

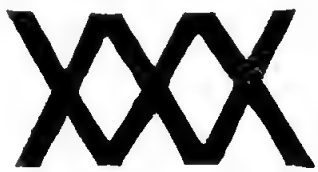
Als ich aus dem niedrigen Erdgeschoß gehen wollte, traf die Spitze eines Grabsteins, die aus dem Schutt ragte, mein Auge. Ich bückte mich rasch. Denken Sie sich meine Eile, da ich dort vielleicht die Erklärung, die ich suchte, die Antwort auf meine Frage an die finstere Ruine, den Namen des Schlosses finden konnte. Mit Hand und Fuß schaffte ich die Trümmer bei Seite, und in wenigen Augenblicken hatte ich ein schönes Denkmal aus dem vierzehnten Jahrhundert in rothem Heilbronner Sandstein bloßgelegt. Auf dieser Platte lag, mehr wie halberhaben gearbeitet, ein Ritter mit allen Waffenstücken, dem aber der Kopf fehlte. Unter den Füßen dieses steinernen Mannes war mit großen lateinischen Buchstaben noch leserlich und leicht zu entziffern folgendes Distichon eingegraben:

VoX tacuit. Perlit LuX. NoX ruit et ruit umbra.
Vir caret in tumba quo caret effigies.

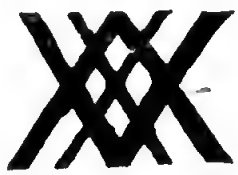
Ich war etwas weiter gekommen, als vorher. Das Schloß war ein Räthsel, ich hatte die Auflösung gesucht und sie gefunden. Sie bestand in einer Inschrift ohne Datum, einem Grabstein ohne Namen, einem Menschen ohne Kopf. Sie werden gestehen, daß das eine dunkle Antwort und eine undeutliche Erklärung war.

Von welcher Person sprach das Distichon, dessen Sinn

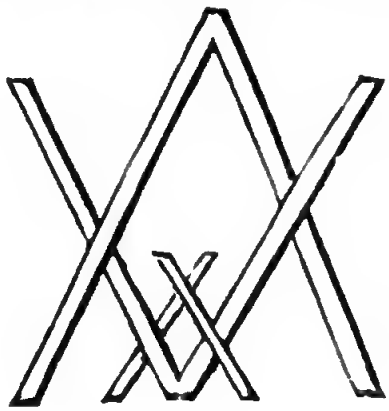
traurig und dessen Form barbarisch war? Wollte man dem zweiten auf den Grabstein gegrabenen Vers glauben, so war das Skelett, das darin war, ohne Kopf, wie das Bild darauf. Was sollten die drei großen X, die sich von der übrigen Inschrift durch ihre Größe unterscheiden? Während ich genauer zusah und den Stein mit einem Büschel Gras reinigte, fand ich sonderbare Zeichen auf der Statue, drei Chiffern waren an drei verschiedenen Orten angebracht, auf der rechten Seite



auf der linken



und an der Stelle, wo der Kopf sein sollte



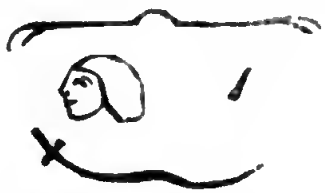
Diese Chiffern sind aber nur verschiedene Zusammensetzungen desselben Monogrammes. Jedes derselben besteht aus den drei X, welche der Bildhauer in der Inschrift hervorgehoben hat. Wäre dies Grab in der Bretagne gewesen, so hätten die drei X eine Anspielung auf den Kampf der dreißig sein können; aber welchen Sinn konnten sie in Deutschland und im vierzehnten Jahrhundert haben? und war es ferner Zufall, daß man, um die Dunkelheit zu vermehren, bei der Bildung dieser Leichenchiffern kein anderes Element, als den Buchstaben X gebraucht hatte, der den Eingang zu allen

Problemen verſperrt und das Unbekannte bedeutet? Ich geſtehe, ich konnte in dieſer Sache nicht klar werden.

Uebrigens fiel mir ein, daß dieſe Art, die Gruft und das Gedächtniß eines enthaupteten Menſchen gerade dadurch, daß man ſie bezeichnet, zu verdecken, allen Völkern und allen Epochen eigen iſt. In Venedig erſetzt in der herzoglichen Galerie des großen Rathes ein ſchwarzer Rahmen das Porträt des 57ſten Dogen, und darunter hat die finſtere Republik folgendes Memento geſchrieben:

LOCUS MARINI FALIERI DECAPITATI.

Wenn der müde Reiſende in Egypten nach Biban el Moluk kommt, findet er im Sande unter den eingeſtürzten Paläſten und Tempeln ein geheimnißvolles Grabmal des Rhamſes V., und darauf ſieht er die Inſchrift:



Und dieſer Hieroglyph, welcher der Wüſte die Geſchichte erzählt, bedeutet: Der ohne Kopf iſt.

In Egypten aber wie in Venedig, im herzoglichen Palaſt wie in Biban el Moluk, weiß man, wo man iſt, weiß man, daß man mit Marino Faliero und mit Rhamſes V. zu thun hat. Hier wußte ich nichts, weder den Namen des Orts, noch den Namen des Menſchen. Meine Neugier war im höchſten Grade erregt. Ich geſtehe, daß dieſe ſo durchaus ſtumme Ruine mich reizte, ja mich faſt ärgerte. Ich erkannte weder einer Ruine, noch einem Grabe das Recht, ſo lange zu ſchweigen, zu.

Ich wollte, entzückt das Monument gefunden zu haben, aber verſtimmt nicht mehr davon zu wiſſen, aus dem Erdgeſchoß gehen, als tiefe, helle und luſtige Stimmen zu mir

Digitized by Google

drangen. Es war ein lebhaftes [illegible] ich, von [illegible]
aus dem Gelächter und fröhlich[illegible] einzel[illegible]
wie: F[illegible] of the mountain — [illegible] passag[illegible]
ugly [illegible] h — vernahm, [illegible] einig[illegible]
n[illegible] dem Gras, [illegible]
[illegible] ge Mädche[illegible]
[illegible] chen mit [illegible]
[illegible] ewölbe, [illegible]
[illegible] Sonne[illegible]
[illegible]

[illegible] en-
[illegible] und
[illegible] von
[illegible]

[illegible] ete
[illegible] nige
[illegible] durch
[illegible] räche ich
[illegible] liche Aus-

Digitized by Google

rufungen vor mich hin murmelte: **Beautiful view! — Very fine, very pretty waterfall! etc. etc.** Die jungen Mädchen, die anfangs über das Zusammentreffen mit mir erstaunt und verlegen waren, fi[illegible]n mit halbunterdrücktem Lächeln lei[illegible] flüstern an. Si[illegible] reizend in dieser Stellung, aber [illegible]ugenschein[illegible] sich über mich lustig machten [illegible]ßte ich [illegible] Entschluß und ging gerade a[illegible]d [illegible]l ich das Englische wie ein Irlä[illegible] [illegible]ers das **th** für mich eine fürchter[illegible] [illegible]n Schritt auf die unbewegliche Gr[illegible] in meiner zierlichsten Stellung an d[illegible] [illegible]: **Miss, what is, if** [illegible]**se, the n**[illegible] [illegible]ndem ich den Laconis[illegible] [illegible]ase durch [illegible]t des Compliments [illegible] [illegible]as schö[illegible] [illegible] da ich ein lautes Gelä[illegible] [illegible]tte und [illegible] war, wurde ich durch di[illegible] [illegible]t; da[illegible] [illegible]re beiden Begleiterinnen an, [illegible]nd sag[illegible] [illegible] besten Französisch von der We[illegible] [illegible] Sch[illegible] [illegible]t Falkenburg. Wenigstens hat ei[illegible] [illegible] mit unserem Vater im großen T[illegible] [illegible]nn Sie dort hingehen wollen, wer[illegible]

Die Engländerinnen waren Französi[illegible]

Diese gewandten, ohne den geringste[illegible] [illegible]enen Worte genügten, um es mir zu be[illegible] schöne Kind setzte noch hinzu: Wir brauchen [illegible] sprechen, mein Herr, wir sind Französinnen [illegible] Franzose.

Aber woran, mein Fräulein, er[illegible] gesehen, daß ich ein Franzose bin?

An Ihrem Englisch, sagte die Jün[illegible]

Ihre ältere Schwester sah sie mit ei[illegible] an, wenn je Schönheit, Anmuth, J[illegible]

Digitized by Google

drangen. Es war ein lebhaftes raſches Geſpräch, von dem ich aus dem Gelächter und fröhlichen Schreien nur einzelne Worte, wie: Fall of the mountain — Subterranean passage — Very ugly foot-path — vernahm. Als ich mich einige Augenblicke nachher von dem Gras, auf dem ich ſaß, erhob, traten drei ſchlanke junge Mädchen, weiß gekleidet, drei blonde, roſenrothe Köpfchen mit friſchem Lächeln und blauen Augen, raſch in das Gewölbe, und blieben, da ſie mich bemerkten, plötzlich in dem Sonnenlicht, das den Söller beſchien, ſtehen. Es gibt für einen Träumer, der in einer Ruine auf einem Grabe ſitzt, nichts Zauberiſcheres und Reizenderes, als dieſe Erſcheinung in dieſer Beleuchtung. Ein Dichter hätte gewiß das Recht gehabt, darin Engel und Heiligenſcheine zu ſehen. Ich geſtehe, daß ich nur Engländerinnen darin ſah.

Ich geſtehe ſogar zu meiner Schande, daß mir im Augenblick der platte, proſaiſche Gedanke kam, von dieſen Engeln zu profitiren, um den Namen der Burg zu erfahren. So räſonnirte ich raſch in mir, dieſe Engländerinnen — denn augenſcheinlich ſind es Engländerinnen, ſie ſprechen ja Engliſch und ſind blond — ſind allem Anſchein nach Beſucher, die von irgend einem Vergnügungsort in der Nähe, von Bingen oder Rüdesheim kommen. Es iſt klar, daß dies Gemäuer der Zweck ihres Ausflugs iſt, und daß ſie nothwendig den Namen des Orts, den ſie zum Ziel ihres Spazierganges gewählt haben, wiſſen. Da ich dies einmal überlegt hatte, blieb nichts Anderes übrig, als eine Unterhaltung anzufangen, und ich muß wieder geſtehen, daß ich zu dem linkiſchſten Mittel, das man in einem ſolchen Fall anwenden kann, meine Zuflucht nahm. Ich öffnete mein Porteſeuille, um mir Anſehen zu geben, rief das wenige Engliſch, das ich zu wiſſen glaubte, zu Hülfe und ſah durch die Schießſcharte in die Schlucht, indem ich, als ſpräche ich mit mir ſelbſt, irgendwelche bewundernde und lächerliche Aus-

Digitized by Google

rufungen vor mich hin murmelte: **Beautiful view! — Very fine, very pretty waterfall! etc. etc.** Die jungen Mädchen, die anfangs über das Zusammentreffen mit mir erstaunt und verlegen waren, fingen mit halbunterdrücktem Lächeln leise zu flüstern an. Sie waren reizend in dieser Stellung, aber es ist augenscheinlich, daß sie sich über mich lustig machten. Darum faßte ich einen kühnen Entschluß und ging gerade auf meinen Zweck los, und wiewohl ich das Englische wie ein Irländer ausspreche, wiewohl besonders das **th** für mich eine fürchterliche Klippe ist, ging ich einen Schritt auf die unbewegliche Gruppe zu, und sagte, mich in meiner zierlichsten Stellung an die größte der drei richtend: **Miss, what is, if you please, the name of this castle?** indem ich den Laconismus der Phrase durch die Verbindlichkeit des Compliments verbesserte. Das schöne Kind lächelte; da ich ein lautes Gelächter verdient hatte und darauf gefaßt war, wurde ich durch diese Milde gerührt; dann sah sie ihre beiden Begleiterinnen an, erröthete leicht und sagte in dem besten Französisch von der Welt: Ich glaube, das Schloß heißt Falkenburg. Wenigstens hat ein Ziegenhirt, ein Franzose, der mit unserem Vater im großen Thurm spricht, so gesagt. Wenn Sie dort hingehen wollen, werden Sie ihn finden.

Die Engländerinnen waren Französinnen.

Diese gewandten, ohne den geringsten Accent ausgesprochenen Worte genügten, um es mir zu beweisen, aber das schöne Kind setzte noch hinzu: Wir brauchen nicht Englisch zu sprechen, mein Herr, wir sind Französinnen und Sie ein Franzose.

Aber woran, mein Fräulein, erwiderte ich, haben Sie gesehen, daß ich ein Franzose bin?

An Ihrem Englisch, sagte die Jüngste.

Ihre ältere Schwester sah sie mit einem fast strengen Blick an, wenn je Schönheit, Anmuth, Jugend, Unschuld und

Heiterkeit einen ſtrengen Ausdruck annehmen können. Ich fing an zu lachen.

Aber Sie ſelbſt, meine Fräulein, ſprachen ja ſo eben Engliſch?

Zu unſerem Vergnügen, ſagte die Jüngſte.

Zu unſerer Uebung, fiel die Aeltere ein.

Dieſe gewichtige und faſt mütterliche Verbeſſerung war für die Jüngere verloren, die fröhlich auf das Grab zu lief, indem ſie der Steine wegen ihr Kleid aufhob und das niedlichſte Füßchen von der Welt ſehen ließ. — O kommt doch her! rief ſie; eine Statue liegt auf der Erde, die keinen Kopf hat. Es iſt ein Mann.

Es iſt ein Ritter, ſagte die Aeltere, die näher gekommen war. Es lag in dieſem Wort ein leiſer Vorwurf, und der Ton, mit welchem es ausgeſprochen wurde, hieß: Ein junges Mädchen, liebe Schweſter, darf niemals ein Mann ſagen, aber ein Ritter darf ſie wohl ſagen.

Das iſt im Allgemeinen ungefähr die Geſchichte der Frauen. Sie weiſen die Sachen zurück, aber bekleidet man die Sachen mit Worten, ſo nehmen ſie ſie an. Indeß muß man das Wort gut wählen. Sie ſind entrüſtet über das rohe, böſe über das wahre Wort, ſie dulden das bezeichnende, nehmen das elegante an, lächeln über die Umſchreibung. Sie erfahren erſt ſpäter — oft nur zu ſpät — wie viel Wirklichkeit in den Umſchreibungen liegt. Die meiſten Frauen gleiten auf dem gefährlichen Abhang der ſüßen Verdolmetſchungen aus und viele fallen.

Uebrigens zeigte dieſe einfache Verſchiedenheit — es iſt ein Mann — es iſt ein Ritter — den Zuſtand dieſer beiden jungen Herzen: das eine ſchlief noch tief, das andere war erwacht. Die ältere der Schweſtern war ſchon ein Weib, die jüngere noch ein Kind; und doch lagen nur zwei Jahre zwiſchen ihnen. Die mittlere allein war ein junges Mädchen. Seit ihrem Ein-

Digitized by Google

tritt in die Gruft war ſie oft roth geworden, hatte hie und da gelächelt und nie ein Wort geſprochen.

Inzwiſchen hatten ſie ſich alle drei auf das Grab geneigt, und der phantaſtiſche Wiederſchein des Sonnenlichts zeichnete ihre hübſchen Geſichter auf das granitne Geſpenſt. Eben fragte ich mich nach dem Namen dieſes Phantoms, jetzt nach dem Namen der jungen Mädchen, und ich kann nicht ſagen, was ich bei dieſer Vereinigung zweier Geheimniſſe, von denen eines voll Schrecken, das andere voll Anmuth war, empfand.

Da ich ihrem ſanften Geflüſter zuhörte, erfuhr ich im Vorübergehen einen der drei Namen, den der mittleren. Sie war die ſchönſte, eine wahre Prinzeſſin aus den Feenmärchen. Ihre langen blonden Wimpern bedeckten den blauen Augapfel, deſſen reiner Glanz aber dennoch durchdrang. Sie war zwiſchen ihrer jüngeren und älteren Schweſter wie die Scham zwiſchen der Naivetät und Anmuth, leicht gefärbt mit einem leiſen Anflug von beiden. Sie war die einzige von den dreien, deren Stimme ich nicht hörte, aber ſie war auch die einzige, deren Namen ich wußte. Ihre jüngere Schweſter ſagte ſehr leiſe zu ihr: Sieh doch, Stella! Ich habe nie mehr, als da, alles das Klare, Lichtvolle, Reizende, das in dieſem Sternennamen liegt, verſtanden.

Die jüngſte dachte ganz laut. Armer Mann! (Die Belehrung war umſonſt geweſen.) Man hat ihm den Kopf abgeſchlagen. Das waren Zeiten, wo man den Männern den Kopf abſchlug! — Plötzlich unterbrach ſie ſich ſelbſt: Ach! da iſt eine Grabſchrift! ſie iſt lateiniſch — Vox — tacuit — periit — lux ... — das iſt ſchwer zu leſen. Ich möchte wohl wiſſen, was es heißt.

Wir wollen zum Vater gehen, ſagte die älteſte, er wird es uns erklären.

Und ſie eilten wie drei Hindinnen aus der Krypte.

Sie hatten nicht einmal daran gedacht, sich an mich zu wenden; ich war etwas gedemüthigt, daß mein Engliſch ihnen eine ſo ſchlechte Meinung von meinem Latein gegeben hatte.

Man hatte früher irgend etwas auf dieſem Grabe befeſtigt, was neben der Inſchrift eine gekalkte, glatte Stelle zurückgelaſſen hatte. Ich nahm ein Bleiſtift und ſchrieb folgende Ueberſetzung des Diſtichons auf die weiße Stelle:

Tageshelle iſt verglommen,
Und der Stimme Ruf verfliegt.
Was dem Bilde man genommen,
Nahm man dem, der drunter liegt.

Die jungen Mädchen waren kaum zwei Minuten fort, als ich ſie: Hieher, Vater! hieher! rufen hörte. Sie kehrten zurück. Ich ſchrieb eilig die letzten Zeilen und entfernte mich, ehe ſie wieder da waren.

Ob ſie die Erklärung, die ich ihnen zurückließ, gefunden haben, weiß ich nicht; ich drang in die Umgebungen der Ruine und habe ſie nicht wieder geſehen.

Eben ſo wenig habe ich je wieder etwas von dem geheimnißvollen enthaupteten Ritter gehört. Trauriges Geſchick! Welch ein Verbrechen mochte der Unglückliche begangen haben? Die Menſchen hatten ihn mit dem Tode beſtraft, die Vorſehung hatte noch Vergeſſenheit hinzugefügt. Dunkel über Dunkel. Sein Kopf iſt von der Statue geriſſen, ſein Name aus der Sage, ſeine Geſchichte aus dem Gedächtniß der Menſchen. Selbſt ſein Grabſtein wird ohne Zweifel bald verſchwinden. Irgend ein Winzer von Sonneck oder Ruppertsberg wird ihn an einem ſchönen Tage nehmen, mit dem Fuß das verſtümmelte Skelett, das er vielleicht noch entdeckt, fortſtoßen, dieſen Grabſtein entzwei ſchneiden und das Geſimſe einer Wirthshausthür daraus machen. Die Bauern werden ſich davor ſetzen, die alten Frauen werden ſpinnen und die Kinder lachen

Digitized by Google

um die namenloſe Statue, die einſt der Henker köpfte und jetzt der Maurer durchſchnitt. In unſern Tagen benutzt man wie in Frankreich, ſo auch in Deutſchland, die Ruinen. Aus den alten Paläſten macht man neue Hütten.

Die alten Geſetze und die alten Geſellſchaften unterliegen leider faſt derſelben Umwandlung.

Laßt uns betrachten, ſtudiren, nachdenken und nicht klagen; Gott weiß, was er thut.

Ich frage mich bisweilen nur, warum der Troßbube ſich nicht damit begnügen muß, oben zu ſein, und warum es immer das Anſehen hat, als wolle er ſich an dem begrabenen Kaiſer rächen?

Aber ich bin weit von Falkenburg abgekommen, ich kehre dahin zurück. Es war viel für mich zu wiſſen, daß ich in dieſem Neſt der Sagen war und beſtimmte Dinge von dieſen alten Thürmen, die ſich noch ſo ſtolz und gerade halten, obwohl ſie todt ſind und ihre Eingeweide ins Gras hängen laſſen, erzählen konnte. Ich war alſo in dem berühmten Schloß, deſſen Abenteuer ich Ihnen vielleicht erzählen werde, wenn Sie ſie nicht kennen. Guntram und Liba kamen mir beſonders ins Gedächtniß. Hier begegnete Guntram den beiden Männern, die einen Sarg trugen. Auf dieſer Treppe warf ſich Liba in ſeine Arme und ſagte lächelnd: Du haſt einen Sarg geſehen? Nein, mein Lieber, es iſt das Hochzeitsbett. Neben dieſem Kamin, der ohne Seitenwände und Decke noch in der Mauer ſitzt, war das Bett, das man brachte und das ſie ihm zeigte. In dieſem Hof, der heute voll blühenden Schierlings iſt, ſah Guntram, als er ſeine Braut zum Altar führte, einen, ihm allein ſichtbaren, ſchwarzen Ritter und eine verſchleierte Dame vor ſich hergehen. In dieſer eingeſtürzten romaniſchen Kapelle, in der die lebendigen Eidechſen auf den in Stein gehauenen umherlaufen, fühlte er in dem Augenblicke, als er den geſegneten

Ring von dem niedlichen roſenrothen Finger ſeiner Braut zog, plötzlich eine kalte Hand in der ſeinen — die Hand der Schloßjungfrau des Waldes, die ſich des Nachts das Haar kämmte und neben dem offenen, leeren Grabe ſang. — In dieſem Erdgeſchoß ſtarb er, und ſtarb Liba, weil ſie ihn ſterben ſah.

Die Ruinen machen die Erzählungen lebendig und die Erzählungen die Ruinen.

Ich brachte, unter undurchdringlichem Gebüſch ſitzend und meinen Gedanken freien Lauf laſſend, mehrere Stunden in den Trümmern zu. Spiritus loci. Mein nächſter Brief ſoll ſie Ihnen vielleicht bringen.

Indeſſen war ich auch hungrig geworden, und um drei Uhr konnte ich mit Hülfe des franzöſiſchen Ziegenhirten, von dem mir die ſchönen Reiſenden geſprochen haben, und den ich glücklicherweiſe traf, ein Dorf am Rhein, Trecktlingshauſen, glaube ich, das alte **Trajani castrum**, gewinnen.

Als Wirthshaus war nur eine Bierkneipe und als Diner nur eine ſehr harte Hammelskeule da, von der mich ein Student, der vor der Thüre ſeine Pfeife rauchte, abſpenſtig machen wollte, indem er ſagte, ein hungriger Engländer, der eine Stunde vor mir gekommen ſei, hätte nicht damit fertig werden können und ſie ſtehen laſſen. Ich antwortete darauf nicht wie der Marſchall von Crequi vor der genueſiſchen Feſtung Gavi: was Rothbart nicht hat nehmen können, wird Graubart nehmen; aber ich aß die Hammelskeule.

Als die Sonne niedriger ſtand, ſetzte ich meinen Weg fort.

Die Gegend war ſchön und ernſt. Ich hatte die Kapelle von Sankt Clemens hinter mir gelaſſen und zu meiner Linken das rechte Rheinufer mit Weinbergen und Schiefern. Die letzten Sonnenſtrahlen rötheten von fern die berühmten Hügel von Asmannshauſen, an deren Fuß die Nebel oder vielleicht der Rauch mir Aulhauſen, die Stadt der Töpfer, zeigten. Ober-

halb des Weges, den ich verfolgte, erhoben ſich über meinem Haupte terraſſenförmig übereinander drei Burgen, der Reichenſtein und der Rheinſtein, die Rudolph von Habsburg zerſtörte und der Pfalzgraf wieder aufbaute, und der Vogtsberg, in dem Cuno von Falkenſtein 1348 wohnte, und den jetzt Prinz Friedrich von Preußen wieder hergeſtellt hat. Der Vogtsberg hat eine große Rolle in den Kriegen des Fauſtrechts geſpielt. Der Erzbiſchof von Mainz verpfändete ihn einſt dem deutſchen Kaiſer für 40,000 Livres. Dabei fällt mir ein, daß, als Thibaut, Graf von Champagne, der Königin von Cypern ſeine Schulden nicht zahlen konnte, er an ſeinen ſehr lieben Herrn Ludwig, König von Frankreich, die Grafſchaften Chartres, Blois und Sancerre und die Vicomté Châteaudun verkaufte, wofür er ebenfalls 40,000 Livres erhielt. Jetzt bezahlt ein Huiſſier, der ſich zurückgezogen hat, 40,000 Livres für ſein Landhaus in Bagatelle oder Pantin.

Uebrigens gab ich kaum auf die Gegend und dieſe Erinnerungen Acht. Seit der Tag ſich neigte, hatte ich nur Einen Gedanken. Ich wußte, daß ich, ehe ich nach Bingen kam, etwas dieſſeits des Einfluſſes der Nahe, einem ſonderbaren Gebäude, einem finſtern Thurm im Schilf, mitten im Fluß, zwiſchen den beiden Bergen begegnen würde. Ich meine den Mäuſethurm.

Als ich ein Kind war, hing über meinem Bett ein kleines Bild in ſchwarzem Rahmen, das irgend eine deutſche Magd dort aufgehängt hatte. Es ſtellte einen alten zerfallenen Thurm vor, von tiefem, ſchwarzem Waſſer, das ihn mit Nebel, und von Bergen, die ihn mit Schatten bedeckten, umgeben. Der Himmel war bleich und voll häßlicher Wolken. Wenn ich Abends gebetet hatte, ſah ich immer, ehe ich einſchlief, das Bild an. Nachts kam es in meinen Träumen ſchrecklich wieder vor. Der Thurm wurde größer, das Waſſer brauste, ein Blitz fiel aus den Wolken, der Wind pfiff in den Bergen und ſchien hie und

Digitized by Google

da zu ſchreien. Eines Tages fragte ich die Magd, wie der Thurm hieß. Sie bekreuzte ſich und antwortete: Der Mäuſethurm.

Und dann erzählte ſie mir eine Geſchichte. Früher war in Mainz, woher ſie war, ein böſer Erzbiſchof, Namens Hatto, geweſen, der zugleich auch Abt von Fulda war, ein geiziger Pfaff, ſagte ſie, der ſeine Hand mehr zum Segnen als zum Geben öffnete. Der kaufte in einem ſchlechten Jahre das Getreide, um es ſehr theuer wieder an das Volk zu verkaufen, denn der Pfaff. wollte reich werden. Die Noth wurde ſo groß, daß die Bauern in den Dörfern am Rhein förmlich verhungerten. Das Volk verſammelte ſich dann, weinend und um Brod bittend, um ſein Schloß in Mainz, und der Erzbiſchof ſchlug es ab. Von jetzt wird die Geſchichte ſchrecklich. Das verhungernde Volk zerſtreute ſich nicht, ſondern umgab heulend den Palaſt des Erzbiſchofs. Hatto ließ ärgerlich darüber die Leute von ſeinen Trabanten umzingeln, die Männer und Weiber, Greiſe und Kinder ergreifen und die Menge in eine Scheune treiben, an die ſie Feuer legten. Das war, fügte die gute Alte hinzu, ein Schauſpiel, über das die Steine geweint hätten. Hatto lachte nur darüber, und da die Unglücklichen, in den Flammen umkommend, jämmerlich ſchrieen, ſagte er: Hört ihr die Ratzen pfeifen? Am folgenden Morgen lag die unglückliche Scheune in Aſche; es war kein Volk mehr in Mainz; die Stadt ſchien todt und verlaſſen, als plötzlich eine Menge Ratzen, in der verbrannten Scheune wie die Läuſe in den Geſchwüren des Ahasverus entſtehend, aus der Erde kriechend, aus dem Pflaſter dringend, aus allen Mauerſpalten an das Licht kommend, unter dem Fuß, der ſie zertrat, wieder lebendig werdend, ſich unter den Steinen und Balken vermehrend, die Straßen, die Feſtung, den Palaſt, die Keller, Zimmer und Alkoven überſchwemmten. Es war eine Geißel, eine

Plage, ein fürchterliches Gewimmel. Hatto verließ Mainz voller Angſt und floh in die Ebene, die Ratzen folgten ihm, er eilte ſich in Bingen, das hohe Mauern hatte, einzuſchließen, die Ratzen ſtiegen über die Mauern und drangen in Bingen ein. Da ließ der Erzbiſchof mitten im Rhein einen Thurm bauen und floh auf einem Kahn, um den zehn Trabanten das Waſſer peitſchten, hinein; die Ratzen gingen ins Waſſer, ſchwammen über den Rhein, kletterten an dem Thurm hinauf, zernagten die Thore, das Dach, die Fenſter, die Wände und die Decken, und verſchlangen, als ſie endlich an den Keller kamen, in dem der elende Erzbiſchof ſich verſteckt hatte, ihn lebendig. Jetzt liegt der Fluch des Himmels und der Abſcheu der Menſchen auf dem Thurm, welcher der Mäuſethurm heißt. Er iſt öde, zerfällt mitten im Fluß in Trümmer, und des Nachts ſieht man ihn bisweilen einen ſonderbaren, röthlichen Dunſt ausſtrömen, welcher dem Rauch eines Ofens ähnlich ſieht; das iſt Hatto's Seele, die wieder kommt.

Gaben Sie wohl mal Acht darauf? Die Geſchichte iſt bisweilen unmoraliſch, die Geſchichtchen ſind immer honnet, moraliſch und tugendhaft. In der Geſchichte geht es dem Mächtigen oft gut, die Tyrannen haben Glück, die Henker befinden ſich wohl, die Ungeheuer werden ſtark, die Sullas verwandeln ſich in gute Bürger, Ludwig XI. und Cromwell ſtarben in ihrem Bett. In den Geſchichtchen kann man immer die Hölle ſehen. Kein Frevel, der nicht ſeine Züchtigung, bisweilen ſelbſt eine ſehr ſtrenge, hat; kein Verbrechen, das nicht ſeine Strafe, bisweilen eine ſchreckliche, hat; kein Böſer, der nicht unglücklich, bisweilen beklagenswerth wird. Das kommt daher, weil die Geſchichte ſich im Unendlichen, die Geſchichtchen im Endlichen bewegen. Der Menſch, der die Geſchichtchen macht, fühlt ſich nicht berechtigt, die Thaten hinzuſtellen und die Folgen freizugeben; denn er tappt im Dunkel umher, er iſt über Nichts ſicher, er

muß Alles mit einer Unterweiſung, einem Rath, einer Lehre ſchließen, und würde er es nicht wagen, Ereigniſſe, ohne eine unmittelbare Folge zu erfinden. Gott, der die Geſchichte macht, zeigt was er will, und weiß das Uebrige.

Mäuſethurm iſt ein bequemes Wort. Man ſieht darin, was man zu ſehen wünſcht. Es gibt Geiſter, die ſich für poſitiv halten, und die nur dürr ſind, die die Poeſie aus Allem jagen und immer bereit ſind zu ihr, wie jener poſitive Mann zur Nachtigall, zu ſagen: Willſt du ſtill ſein, dummes Thier? Dieſe poſitiven Geiſter verſichern, Mäuſethurm käme von Mauth, was Zoll heißt, her. Sie behaupten, daß im zehnten Jahrhundert, ehe das Bett des Fluſſes erweitert wurde, das Fahrwaſſer auf dem Rhein nur auf der linken Seite offen war, und daß die Stadt Bingen durch dieſen Thurm ihren Zoll von den Schiffen erhob. Sie ſtützen ſich darauf, daß in Straßburg noch zwei gleiche Thürme ſind, die dazu dienen, einen Zoll von den Vorüberfahrenden zu erheben, und die ebenfalls Mäuſethürme heißen. Dieſen ernſten, für die Sagen unzugänglichen Denkern iſt der Thurm ein Zollhaus und Hatto ein Zollbeamter.

Für die guten Frauen, unter die ich mich gern zähle, kommt Mäuſethurm von Mäuſe, dies angebliche Zollhaus iſt der Thurm der Ratzen und der Zollbeamte ein Geſpenſt.

Am Ende laſſen ſich aber die beiden Meinungen vereinigen. Es iſt nicht durchaus unmöglich, daß im ſechzehnten oder ſiebzehnten Jahrhundert, nach Luther und Erasmus, dreiſte, ungläubige Bürgermeiſter den Thurm des Hatto nutzbar gemacht und für den Augenblick irgend eine Steuer, irgend einen Zoll in dieſer ſchwerzugänglichen Ruine eingerichtet haben. Warum nicht? Rom hat aus dem Tempel des Antonius ſein Zollhaus, die dogana gemacht. Was Rom der Geſchichte that, kann Bingen der Sache gethan haben.

Digitized by Google

Auf dieſe Weiſe hätte die Mauth Recht und die Mäuſe nicht Unrecht.

Wie dem auch ſei, ſeit eine alte Magd mir die Geſchichte von Hatto erzählt hatte, war der Mäuſethurm eine mir immer gegenwärtige Erſcheinung. Sie wiſſen, es gibt keinen Menſchen, der nicht ſeine Traumbilder hat, wie es keinen Menſchen gibt, der nicht ſeine Hirngeſpinſte hat. Nachts gehören wir den Träumen an; bald iſt es ein Strahl, der ſie durchzückt, bald eine Flamme; und je nachdem der Schein ihn färbt, iſt derſelbe Traum eine himmliſche Glorie oder eine hölliſche Erſcheinung.

Ich muß geſtehen, daß mir der Mäuſethurm in ſeiner Waſſerfläche immer ſchrecklich erſchienen iſt.

Soll ich Ihnen auch geſtehen, daß, als der Zufall, der mich einigermaßen umhertreibt, mich an den Rhein führte, mein erſter Gedanke nicht der war, daß ich den Mainzer oder Kölner Dom oder die Pfalz ſehen, ſondern daß ich den Mäuſethurm beſuchen würde?

Denken Sie alſo, was in mir, dem armen gläubigen Poeten und leidenſchaftlichen armen Antiquar, vorging. Die Dämmerung folgte langſam auf den Tag, die Hügel wurden braun, die Bäume ſchwarz, einige Sterne glänzten, der Rhein brauste im Dunkeln, Niemand ging über den weißen, deutlich ſichtbaren Weg, der ſich für mein Auge, je dunkler die Nacht wurde, verkürzte und ſo zu ſagen wenige Schritte vor mir in einen Dampf verlor. Ich ging langſam, das Auge auf die Finſterniß geheftet; ich fühlte, daß ich mich dem Mäuſethurm näherte, und daß in wenig Augenblicken dies fürchterliche Gemäuer, das bis auf den Tag für mich nur ein Spiel der Einbildung geweſen war, eine Wirklichkeit werden würde.

Ein chineſiſches Sprüchwort ſagt: Spannt man den Bogen zu ſtark, ſo fliegt der Pfeil ſchief. Dem Gedanken geht es ebenſo.

Nach und nach drang der Dunſt, den man Träumerei nennt, in meinen Geiſt. Das unbeſtimmte Rauſchen der Blätter murmelte kaum in den Bergen; das klare, ſchwache, angenehme Gehämmer einer fernen, nicht ſichtbaren Schmiede drang bis zu mir, ich vergaß unwillkürlich den Mäuſethurm, die Mäuſe und den Erzbiſchof; ich lauſchte, während ich ging, auf dies Gehämmer, das einer der Töne am Abend iſt, die am meiſten unbeſchreibliche Gefühle in mir wecken; ich hörte es nicht mehr und nach Verlauf einer Viertelſtunde hatte ich, faſt ohne es zu wollen, folgende Verſe gemacht:

Es ſchmiedet Amor, und bei dem Gefunkel
Des Feuers wachen alle Vögel auf.
Die Stunde war's, wo leis ſich ſenkt das Dunkel,
Wo auf den Bergen Venus, die Karfunkel
Des Himmels, ſtrahlend anfängt ihren Lauf.

Die Amſel pfiff, die Wachtel hört' man ſchlagen:
Was ſchmiedet er ſo ſpät denn hier im Thal?
Und ein Rothkehlchen rief: Ich kann's euch ſagen,
Ich weiß es, was noch ſeine Hämmer ſchlagen;
Ein Blick von Stella iſt es, den er ſtahl.

Da huben ſchnell die Vögel an zu necken
Und riefen: Amor, Amor, halt' doch ein!
Du kannſt doch nie dein böſes Gift verſtecken
In dieſem Liebesblick, zu deinen Zwecken
Iſt er, du Schlimmer, viel zu ſanft und rein.

Doch der, mit Hammer raſtend und mit Feile,
Rief: Kleine Vögel, ſchlaft nur wieder ein
Und brütet euer Neſt in guter Weile,
Die reinſten Blicke müſſen meine Pfeile,
Die ſanftſten — die ſchlimmſten Pfeile ſein!

Als ich dies beendigt hatte, bog der Weg ſich und ich ſtand plötzlich ſtill. Zu meinen Füßen lag der Rhein, mit einem rauhen, wilden Gebrauſe zwiſchen dem Geſtrüpp fort-

eilend, als wenn er aus einer Schlinge entſchlüpfte; rechts und links Berge oder vielmehr große, dunkle Maſſen, deren Gipfel ſich in dem Gewölk eines düſtern, hie und da geſtirnten Himmels verloren; im Hintergrunde ein ungeheurer Vorhang von Schatten als Horizont; in der Ferne mitten im Fluß, aufrecht in einem flachen, glatten, todten Waſſer, ein großer ſchwarzer Thurm von gräßlichem Aeußern, aus deſſen Giebel in ſonderbaren Schwingungen ein röthlicher Nebel ſtieg. Dieſe Helle, die dem Wiederſchein eines feurigen Ofenloches oder dem Dampf einer Schmiede glich, warf einen bleichen, blaſſen Schein auf die Berge, ließ auf dem rechten Ufer auf der Hälfte der Berge eine finſtere Ruine, die der Larve eines Gebäudes glich und bis zu mir in der phantaſtiſchen Spiegelung des Waſſers wiederſtrahlte, hervortreten.

Stellen Sie ſich, wenn Sie können, dieſe düſtere von Helle und Finſterniß gezeichnete Landſchaft vor.

Uebrigens war kein menſchlicher Ton, kein Vogelſchrei in dieſer Oede; ein emſiges, dumpfes Schweigen, das nur durch die ſcharfe, eintönige Klage des Rheins unterbrochen wurde.

Vor meinen Augen lag der Mäuſethurm.

Ich hatte ihn mir nicht ſchrecklicher ausgemalt. Alles war da: die Nacht, die Wolken, die Berge, das flüſternde Schilf, das Geräuſch des Fluſſes voll heimlichen Schauers, als wenn man unter dem Waſſer verſteckte Hydern pfeifen hörte, traurige, ſchwache Windſtöße, Dunkel, Verlaſſenheit, Einſamkeit, ſelbſt der Dampf des Ofens auf dem Thurm. Selbſt die Seele Hatto's!

Ich behielt alſo meinen Traum und er blieb Traum.

Da fiel mir das Natürlichſte von der Welt ein, das aber in dem Augenblicke den Eindruck eines Zaubers auf mich machte: ich wollte auf der Stelle, in dieſer Stunde, ohne den morgenden Tag abzuwarten, an dies Gebäude hinanfahren. Die Erſcheinung lag vor meinen Augen, die Nacht war tief, das

bleiche Geſpenſt des Erzbiſchofs ſtand auf dem Rhein; dies war der rechte Moment, den Mäuſethurm zu beſuchen.

Aber wie es anfangen? wo ein Boot finden? zu dieſer Stunde? an dieſem Orte? Ueber den Rhein ſchwimmen, hieße die Liebe zu den Geſpenſtern etwas weit treiben. Wäre ich übrigens auch großer Schwimmer und großer Narr genug dazu geweſen, ſo iſt gerade da, wenige Klafter von dem Mäuſethurm, einer der gefürchtetſten Schlünde, das Bingerloch, welches früher ſchwere Schiffe verſchlang, wie ein Haifiſch Häringe verſchlingt, und für das ich nicht einmal ein Gründling geweſen wäre. Ich war ſehr in Verlegenheit.

Während ich ſo ging, um der Ruine näher zu kommen, fiel mir ein, daß die Schwingungen der Silberglocke und die Erſcheinungen des Thurms zu Welmich die Reben und Rahmen nicht hinderten, ſeinen Hügel zu umgeben und ſeine Trümmer zu erklettern, und ich ſchloß daraus, daß ich, da die Nähe eines Schlundes den Fluß ſehr fiſchreich macht, wahrſcheinlich am Ufer in der Nähe des Thurms die Hütte irgend eines Salmfiſchers finden würde. Wenn die Winzer dem Falkenſtein und ſeiner Maus trotzen, können auch die Fiſcher Hatto und ſeine Ratzen nicht achten.

Ich hatte mich nicht getäuſcht. Indeß ging ich lange, ohne irgend etwas zu begegnen. Ich kam an den der Ruine nächſten Punkt am Ufer, ich ging darüber hinaus, ich kam faſt bis an den Einfluß der Nahe, und ich fing an, meine Hoffnung auf einen Schiffer aufzugeben, als ich, bis an die Weiden des Ufers hinunterſteigend, eines der großen Spinnennetze traf, von denen ich Ihnen ſprach. Wenige Schritte von dem Netz war ein Kahn angebunden, in dem ein in einen Mantel eingehüllter Mann ſchlief. Ich trat in den Kahn, weckte den Mann, zeigte ihm den Thurm, er verſtand mich nicht, ich zeigte ihm einen der großen ſächſiſchen Thaler, die 2 fl. 42 kr., d. h. ſechs

Franken werth ſind, er verſtand mich, und einige Augenblicke nachher ſchwammen wir, ohne ein Wort geſprochen zu haben, als wären wir ſelbſt zwei Geſpenſter geweſen, auf den Thurm zu.

Als wir mitten im Fluß waren, ſchien mir der Thurm, ſtatt größer, kleiner zu werden; vor der Größe des Rheins ſchrumpfte er zuſammen; das dauerte nicht lange. Da ich das Boot an einem höher als der Mäuſethurm gelegenen Punkt genommen hatte, ſo fuhren wir rheinabwärts und kamen reißend vorwärts.

Ich hatte die Augen auf den Thurm gerichtet, auf deſſen Gipfel fortwährend die unbeſtimmte Helle erſchien, die ich jetzt deutlich bei jedem Ruderſchlag auf eine, ich weiß nicht warum, mir ſchreckliche Weiſe größer werden ſah. Plötzlich fühlte ich den Kahn ſich ſtark unter mir ſenken, als wenn das Waſſer ſich böge; der Stoß warf mir meinen Stock vor die Füße, ich ſah meinen Gefährten an, der mich wieder mit einem Lächeln anſah, das in der düſtern, übernatürlichen Beleuchtung des Mäuſethurms etwas Fürchterliches hatte, und mir ſagte: Bingerloch. Wir waren in dem Wirbel.

Der Kahn wandte ſich; der Mann ſtand auf, nahm eine Hakenſtange mit der einen, ein Seil mit der andern Hand, ſtieß den Haken ins Waſſer, indem er ſich mit ganzem Gewicht darauf ſtützte und ging auf dem Rand des Schiffes. Während er ging, berührte der Boden des Kahns mit dumpfem Geräuſch die Spitze der unter dem Waſſer verſteckten Felſen.

Dies zierliche Manöver ging einfach, mit wunderbarem Geſchick und großer Kaltblütigkeit, ohne daß der Mann ein Wort dabei ſprach, vor ſich.

Plötzlich zog er ſeinen Haken aus dem Waſſer und hielt ihn horizontal feſt, indem er eines der Enden des Seils aus dem Boot warf. Der Nachen ſtand plötzlich ſtill. Wir landeten.

Ich erhob meine Augen. Auf halbe Piſtolenſchußweite er-

Digitized by Google

hob ſich auf einer kleinen Inſel, die man vom Ufer aus nicht bemerkt, düſter, gewaltig, ſchrecklich, mit zackigem Gipfel, weit und tief an ſeinem Grunde zerfreſſen, als ob die erſchrecklichen Ratzen der Sage ihn bis auf die Steine gefreſſen hätten, der Mäuſethurm.

Der helle Schein war kein heller Schein mehr; es war ein ſtechendes, wildes Geflacker, das von Zeit zu Zeit lange Strahlen bis auf die Berge warf und aus den Löchern und unförmlichen Fenſtern des Thurms wie aus den Löchern einer gigantiſchen Blendlaterne drang.

Ich glaubte in dem unheilvollen Gebäude ein ſonderbares, ſcharfes und anhaltendes Geräuſch, das einem Knirſchen glich, zu vernehmen.

Ich ſetzte den Fuß ans Land, machte dem Schiffer ein Zeichen, auf mich zu warten, und näherte mich dem Gebäude.

Endlich war ich da! — Es war Hatto's Thurm, war der Mäuſethurm! er lag vor meinen Augen, wenige Schritte vor mir, und ich ſollte hineintreten! — In einen bezauberten Ort treten, auf ihm gehen, ſeine Steine berühren, ſeine Gräſer abrupfen, die Füße von ſeinem Waſſer beſpülen laſſen, das iſt gewiß ein ungewöhnliches Gefühl!

Die Vorderſeite, auf die ich zuging, hatte ein kleines Dachfenſter und vier ungleiche, beleuchtete Fenſter, zwei im erſten, zwei im zweiten und eines im dritten Stock. In Mannshöhe ſtand unter den beiden niedern Fenſtern eine niedrige, breite Thüre, die durch eine dicke hölzerne Treppe von drei Stufen mit dem Boden verbunden war, ganz offen. Dieſe Thüre, die noch mehr Helle als die Fenſter verbreitete, war mit einem roh zuſammengefügten Flügel aus Eichenholz verſehen, den der Flußwind leiſe in ſeinen Angeln knarren machte. Da ich in der Richtung dieſer Thüre wegen der Steine, die unter dem Geſtrüpp lagen, ziemlich langſam ging, lief eine

unbestimmte, runde, schwarze Masse bei mir, fast unter meinen Füßen vorbei, und es war mir, als sähe ich eine große Ratze ins Schilf fliehen.

Ich hörte noch immer das Knirschen, ging deßhalb aber doch weiter und war in wenigen Schritten vor der Thüre.

Diese Thüre, die der Baumeister des bösen Bischofs einige Schritte oberhalb des Bodens angebracht hatte, vermuthlich, um durch diese Erhöhung den Ratzen den Zugang zu erschweren, war früher der Eingang des Erdgeschoßes gewesen. Jetzt war in dem Thurm weder Erd- noch zweites Geschoß.

Da alle Stockwerke über einander gefallen und die Decken eingestürzt sind, so ist aus dem Mäusethurm ein von vier hohen Mauern eingeschlossener Saal geworden, der zum Boden die Trümmer und zur Decke die Wolken des Himmels hat.

Inzwischen hatte ich einen Blick in das Innere dieses Saals, aus dem ein so sonderbares Knirschen und so außerordentliches Flackern drang, gewagt. Was sah ich!

In einem Winkel der Thüre gegenüber waren zwei Männer, die mir den Rücken zukehrten. Sie neigten sich, der eine zusammengekauert, der andere niedergebeugt, auf einen eisernen Schraubstock, den man mit etwas Phantasie sehr leicht für ein Folterinstrument hätte halten können. Sie hatten nackte Füße und Arme, waren mit Lumpen bekleidet, hatten eine lederne Schürze vor und eine Jacke mit einer Kapuze an. Der eine war alt, ich sah seine grauen Haare; der andere jung, ich sah seine blonden Haare, die durch den purpurnen Reflex eines im entgegengesetzten Winkel des Thurms brennenden Ofens roth aussahen. Der Alte hatte seine Kapuze auf der rechten Seite, wie die Guelfen, der Junge auf der linken, wie die Ghibellinen. Uebrigens waren es weder Ghibellinen noch Guelfen; es waren auch weder zwei Henker, noch zwei Dämonen, noch zwei Gespenster; es waren zwei Schmiede. Der Ofen, in dem

eine lange Eisenstange roth glühte, war ihre Esse. Die Helle, welche so sonderbar in der düstern Landschaft die durch die Hölle in eine Flamme verwandelte Seele Hatto's vorstellte, war das Feuer und der Rauch dieser Esse. Das Knirschen war das Geräusch einer Feile. Neben der Thüre standen bei einem Zuber mit Wasser zwei lange Hämmer an einem Amboß; es war der Amboß, den ich etwa vor einer Stunde hörte, und der mich zu den obigen Versen veranlaßt hatte.

So ist der Mäusethurm jetzt also eine Schmiede. Warum soll er denn nicht früher auch ein Zollhaus gewesen sein? Sie sehen, mein Freund, daß die Mauth vielleicht nicht gerade Unrecht hat.

Es gibt nichts Zerstörteres und Zerrisseneres, als das Innere dieses Thurms. Die Mauern, woran prächtige bischöfliche Stickereien hingen, in denen, erzählen die Sagen, die Ratzen überall den Namen Hatto's wegfraßen, diese Mauern sind jetzt nackt, runzlig, vom Regen ausgespült, draußen von den Flußnebeln grün, inwendig schwarz von dem Rauch der Schmiede.

Die beiden Schmiede waren übrigens die besten Leute von der Welt. Ich stieg die Treppe hinauf und trat in das Gebäude. Sie zeigten mir neben ihrem Herd die enge, hohle Thüre eines kleinen Thurms ohne Fenster, der heute unzugänglich ist, und in den, wie sie sagten, der Erzbischof sich anfangs flüchtete. Dann liehen sie mir eine Laterne, und ich konnte die kleine Insel besehen. Es ist eine lange schmale Erdzunge, auf der überall mitten unter Rohr und Schilf die **euphorba officinalis** wächst. Bei jedem Schritt auf der Insel stößt der Fuß auf Erhöhungen oder versinkt in unterirdischen Gängen. Die Maulwürfe sind an die Stelle der Ratzen getreten.

Der Rhein hat die östliche Spitze der Insel bloßgelegt, die jetzt wie ein Schiffsschnabel gegen seinen Andrang kämpft. Dort

iſt weder Erde, noch Vegetation, ſondern ein Felſen von rothem Marmor, der beim Schein der Laterne blutrothe Adern zu haben ſchien.

Auf dieſen Marmor iſt der Thurm erbaut.

Der Mäuſethurm iſt viereckig. Das Thürmchen, deſſen Inneres mir die Schmiede gezeigt hatten, macht auf der Seite, die nach Bingen ſieht, eine pittoreske Ausbiegung. Der pentagonale Schnitt dieſes langen, ſchlanken Thurmes und die ſchlecht angebrachten Mauerkränze, auf denen er ſich ſtützt, zeigen eine Bauweiſe aus dem elften Jahrhundert an. Unter dieſem Thürmchen ſcheinen die Ratzen die Baſis des Ganzen tief zernagt zu haben. Dadurch haben die Fenſter ſo die Form verloren, daß es unmöglich iſt, daraus auf irgend eine Zeit zu ſchließen. Die Zierrath, die hie und da zerbrochen iſt, zeichnet auf den äußern Wänden einen häßlichen Ausſatz ab. Unförmliche Steine, die zu den Zinnen oder Mauerkränzen gehört haben, bilden auf dem Gipfel des Gebäudes Zähne oder Knochen, die in die Mauer gefügt ſind.

Ueber dem Thürmchen weht an einem langen Maſte ein trauriger, ſchwarz und weißer Lumpen, der ſich im Winde zerreißt. Ich fand anfangs, ich weiß nicht, welche Uebereinſtimmung zwiſchen dieſer Trauerruine und dieſer Trauerfahne. Es iſt indeß ganz einfach die preußiſche Fahne.

Mir fiel ein, daß die Länder des Großherzogs von Heſſen allerdings in Bingen aufhören. Rheinpreußen fängt dort an.

Das, was ich Ihnen von der preußiſchen Fahne geſagt habe, bitte ich Sie, nicht übel zu nehmen. Ich rede von dem Eindruck, den ſie auf mich gemacht hat, von weiter Nichts. Alle Fahnen ſind ruhmvoll. Wer Napoleons Fahnen liebt, wird nie die Friedrichs verhöhnen.

Nachdem ich Alles geſehen und einen Euphorbazweig abgepflückt hatte, verließ ich den Mäuſethurm. Mein Schiffer

war wieder eingeſchlafen. Als er ſein Ruder nahm und der Nachen ſich von der Inſel entfernte, hatten ſich die beiden Schmiede wieder an den Amboß geſtellt, und ich hörte das rothe Eiſen in dem Waſſerzuber, in den ſie es ſteckten, ziſchen.

Was ſoll ich Ihnen weiter ſagen? daß ich eine halbe Stunde nachher in Bingen war, daß ich großen Hunger hatte, und nach meinem Abendeſſen, obwohl es ſehr ſpät und ich ſehr müde war und die guten Bürger ſchon ſchliefen, mit einem zu rechter Zeit ausgegebenen Thaler auf die Klopp, ein altes Schloß, das Bingen beherrſcht, geſtiegen bin.

Dort hatte ich ein Schauſpiel, das würdig war, dieſen Tag zu ſchließen, an dem ich ſo viel Sachen geſehen und ſo viel Gedanken verfolgt hatte.

Die Nacht war am ruhigſten und tiefſten. Unter mir lag ein Haufen ſchwarzer Häuſer wie ein dunkler See da. In der ganzen Stadt waren nur noch ſieben Fenſter hell. Durch einen ſonderbaren Zufall ſtellten dieſe ſieben Fenſter, die ſieben rothen Sternen glichen, vollkommen genau den großen Bären dar, der in dem Augenblicke ſelbſt weiß und rein am Himmelsgrunde funkelte, ſo daß das prächtige Sternbild, das Millionen von Meilen über unſern Häuptern glühte, ſich zu meinen Füßen in einem ſchwarzen Spiegel abzuſpiegeln ſchien.

Digitized by Google

Einundzwanzigſter Brief.

Sage vom ſchönen Pecopin und der ſchönen Boldur.

Bingen, Auguſt.

Ich habe Ihnen eine der berühmten Sagen der Falkenburg, vielleicht ſelbſt die ſchönſte, die düſtere Geſchichte von Guntram und Liba verſprochen. Aber ich habe darüber nachgedacht. Wozu ſoll ich Ihnen Geſchichten erzählen, welche die erſte beſte Sammlung Ihnen erzählen kann, und zwar beſſer als ich? Da Sie durchaus Geſchichten für Ihre kleinen Kinder wollen, ſo iſt hier eine, mein Freund. Das iſt wenigſtens eine Sage, die Sie in keinem Sagenbuch finden werden. Ich ſchicke ſie Ihnen ſo, wie ich ſie unter den Mauern des eingeſtürzten Schloſſes, den phantaſtiſchen Sonnwald vor mir, wie es mir ſcheint nach den Einflüſterungen der Bäume, Vögel und des Windes der Ruinen geſchrieben habe. Ich hatte mit einem alten franzöſiſchen Soldaten, der Ziegenhirt in den Bergen und dort faſt wild und zum Zauberer geworden iſt, geſprochen; ein ſonderbares Schickſal für einen Tambourmajor des ſiebenunddreißigſten Regiments. Der brave Mann, ein altes Soldatenkind der voltairianiſchen Revolutionstruppen, ſcheint mir jetzt an die Feen und Gnomen zu glauben, wie er früher an den Kaiſer geglaubt hat. Die Einſamkeit wirkt immer ſo auf den Verſtand; ſie enthüllt die Poeſie, die immer im Menſchen liegt; jeder Hirt iſt ein Träumer.

Ich habe dies Mährchen alſo am Orte ſelbſt geſchrieben, in dem Graben verſteckt und auf einem Block ſitzend, der einſt ein Felſen war, der im zwölften Jahrhundert ein Thurm geweſen und jetzt wieder ein Felſen geworden iſt, von Zeit zu

Digitized by Google

Zeit eine wilde Blume, eine der Winden, die so gut riechen und so bald sterben, pflückend, um ihre Seele einzuathmen, und abwechselnd das grüne Gras und den klaren Himmel ansehend, während große goldene Wolken sich an den düstern Ruinen der Falkenburg zerrissen.

Nach diesen Worten ist hier meine Geschichte.

Sage.

Der schöne Pecopin liebte die schöne Boldur und die schöne Boldur liebte den schönen Pecopin. Pecopin war der Sohn des Burggrafen von Sonneck und Boldur die Tochter des Herrn von Falkenburg. Der Eine hatte den Wald, der andere den Berg. Was war nun einfacher, als Berg und Wald zu verheirathen! Die beiden Väter waren einverstanden und man verlobte Boldur mit Pecopin.

Es war ein Apriltag, die Flieder und Weißdornen öffneten ihre Blüthenkelche im Walde der Sonne, tausend kleine reizende Wasserfälle, der zu Bächen gewordene Schnee und Regen, der Schreck des Winters, der zu dem Reiz des Frühlings geworden war, sprangen fröhlich vom Gebirge, und die Liebe, dieser April des Menschen, sang, strahlte und schwelgte am Hofe der beiden Verlobten.

Pecopins Vater, ein alter, tapferer Ritter und die Ehre des Nahegaus, starb einige Zeit nach dem Verlöbniß, indem er seinen Sohn segnete und ihm Boldur auf die Seele band. Pecopin weinte, dann wandten seine Augen sich allmählig wieder von dem Grabe, in dem sein Vater verschwunden war, zu dem sanften, hellen Antlitz seiner Braut, und er tröstete sich. Denkt der Mond, wenn er aufgeht, an die untergegangene Sonne?

Pecopin hatte alle Eigenſchaften eines Edelmannes, eines jungen Mannes und eines Mannes. Boldur war eine Königin in der Burg, eine heilige Jungfrau in der Kirche, eine Nymphe im Walde, eine Fee in der Arbeit.

Pecopin war ein großer Jäger und Boldur eine ſchöne Spinnerin. Spinnrocken und Jagdtaſche ſind nicht unverträglich. Die Spinnerin ſpinnt, während der Jäger jagt. Er iſt abweſend, die Kunkel tröſtet und unterhält. Die Meute bellt, das Rad ſchnurrt. Die ferne Meute, die man kaum hört, ſagt vereint mit dem Horn in den Berghalden ſich verlierend, in leiſen Klängen: Denke an deinen Geliebten. Das Rad, das die ſchöne Träumerin zwingt, die Augen zu ſenken, ſagt unaufhörlich ganz laut mit ſeiner feinen und ſtrengen Stimme: Denke an deinen Gemahl. Und wenn Geliebter und Gemahl nur einer und derſelbe ſind, ſo geht Alles gut.

Verheirathet alſo die Spinnerin mit dem Jäger und ſeid ohne Sorgen.

Indeſſen, muß ich Ihnen ſagen, Pecopin liebte die Jagd allzuſehr. Wenn er zu Roß ſaß und den Falken auf der Fauſt hatte, oder wenn er den Schweißhund mit den Augen verfolgte und das rauhe Gebell ſeiner krummbeinigen Bracken hörte, ſo jagte er fort, flog und vergaß Alles. Nun muß man in jedem Ding Maß halten. Das Glück beſteht in Mäßigung. Haltet eure Neigungen in Gleichgewicht und eure Lüſte im Zaum. Wer Pferde und Hunde allzuſehr liebt, thut Unrecht gegen die Frauen, wer die Frauen zu ſehr liebt, thut Unrecht gegen Gott.

Wenn Boldur, und das geſchah oft, Pecopin zum Aufbruch bereit auf ſeinem vor Freude wiehernden Roß ſah, das ſtolzer war, als hätte es Alexander den Großen im kaiſerlichen Ornate getragen, und ſah, wie Pecopin es ſtreichelte, mit der Hand ſeinen Hals ſtrich, und die Sporen von ſeiner Seite fern

haltend, dem Rappen einen Büschel Gras hinhielt, um ihn zu erfrischen, war Boldur eifersüchtig auf das Pferd. Wenn Boldur, dies edle, stolze Fräulein, dieser Stern der Liebe, Jugend und Schönheit, Pecopin seinen Hund streicheln und freundlich an sein schönes männliches Gesicht den dicken Kopf, die breiten Nasenlöcher, die langen Ohren und den schwarzen Rachen legen sah, war Boldur eifersüchtig auf den Hund.

Sie ging ärgerlich und traurig in ihr Kloset zurück und weinte. Dann schalt sie die Mägde und nach den Mägden ihren Zwerg. Denn der Zorn ist bei den Weibern, wie der Regen im Walde, er fällt zweimal herab. Bis pluit.

Des Abends kam Pecopin staubig und ermattet heim. Boldur schmollte und murmelte, eine Thräne in dem Winkel ihres schönen blauen Auges, etwas vor sich hin. Aber Pecopin küßte ihre kleine Hand, und sie schwieg; Pecopin küßte ihre schöne Stirn und sie lächelte.

Boldur's Stirn war weiß, rein und wunderbar, wie das elfenbeinerne Jagdhorn Kaiser Karls des Großen.

Dann zog sie sich in ihren Thurm zurück und Pecopin in den seinen. Sie litt nie, daß dieser Ritter ihr den Gürtel löste. Eines Tages drückte sie leicht seinen Arm und wurde über und über roth. Sie war verlobt, aber nicht vermählt. Scham ist bei dem Weibe, was Ritterlichkeit bei dem Manne ist.

Zweites Kapitel.

Der Vogel Phönix und der Planet Venus.

Sie beteten sich im höchsten Grade an.

Pecopin hatte in seiner Rüstkammer auf Sonneck einen großen vergoldeten Gürtel, der den Himmel und die neun Himmel, jeden Planeten mit eigener Farbe und roth daneben ge-

ſchriebenen Namen vorſtellte; Saturn weiß; Jupiter hell, aber glänzend und etwas blutfarbig; Venus feuerroth; Mercur funkelnd; der Mond mit ſeinem Silberglanze; die Sonne ganz glühend. Pecopin löſchte den Namen Venus aus und ſchrieb dafür Boldur an die Stelle.

Boldur hatte in ihrer Specereikammer eine Wappendecke, auf der ein Vogel in der Größe eines Adlers mit goldenem Hals, purpurrothem Körper, blauem Schwanz mit ſcharlachrothen Federn, auf dem Haupte einen Kamm mit einem Federbuſch tragend, abgebildet war. Unter dieſen wunderbaren Vogel hatte der Arbeiter das griechiſche Wort Phönix geſetzt. Boldur löste das Wort heraus und ſtickte den Namen Pecopin an deſſen Stelle.

Inzwiſchen kam der zur Hochzeit beſtimmte Tag heran. Pecopin war froh und Boldur glücklich darüber.

Unter den Jägern von Sonneck war ein Piqueur, ein ſehr geſchickter Schelm mit loſem Mund und ſchlimmem Rath, Erilangus geheißen. Der, früher ein ſehr ſchöner Jäger, war von mehreren reichen Bäuerinnen von Lorch zur Ehe verlangt; er hatte aber die Heirathsluſtigen zurückgewieſen und war Hundsjunge geworden. Als Pecopin ihn eines Tags um den Grund fragte, ſagte Erilangus: Herr, die Hunde haben ſieben Arten von Tollheit, die Weiber tauſend. Als er ſpäter von der nahen Hochzeit ſeines Herrn hörte, ging er kühn zu ihm und fragte: Herr, warum freit Ihr? Procopin jagte ihn aus ſeinem Dienſt.

Das hätte Pecopin beunruhigen können, denn Erilangus hatte einen feinen Kopf und ein langes Gedächtniß. Die Wahrheit aber iſt, daß der Diener an den Hof des Marquis von Luſace ging, wo er erſter Jäger wurde, und daß Pecopin Nichts wieder von ihm hörte.

In der Woche, die ihrer Hochzeit vorherging, ſaß Boldur in

einer Fensternische und spann. Ihr Zwerg meldete ihr, daß Pecopin die Treppe heraufstieg. Sie wollte ihrem Bräutigam entgegenlaufen, und als sie von dem Stuhl, der eine gerade, geschnitzte Lehne hatte, aufstand, verwickelte sich ihr Fuß in dem Faden ihrer Kunkel. Sie fiel. Die arme Boldur stand wieder auf. Sie hatte sich nichts zu Leide gethan, aber es fiel ihr ein, daß ein gleicher Unfall früher dem Burgfräulein Liba passirt war, und ihr Herz zitterte.

Pecopin trat freudig herein, sprach von ihrer Ehe und ihrem Glück, und die Wolke, die auf ihrer Seele lag, flog davon.

Drittes Kapitel.

Worin der Unterschied, der zwischen dem Ohre eines Jünglings und dem Ohre eines Greises ist, auseinander gesetzt wird.

Den Tag darauf spann Boldur in ihrer Kammer und Pecopin jagte im Walde. Er war allein und hatte nur einen Hund bei sich. Während er sich von der Jagd fortziehen ließ, kam er an einen Meierhof, der am Eingange des Sonnwaldes lag und die Grenze der Herrschaften von Sonneck und Falkenburg bezeichnete. Dieser Meierhof war nach Osten von vier großen Bäumen beschattet, einer Esche, einer Ulme, einer Tanne und einer Eiche, die man in der Gegend die vier Evangelisten nannte; es scheint, daß es bezauberte Bäume waren. Gerade als Pecopin durch ihren Schatten ging, saßen vier Vögel auf den vier Bäumen; ein Häher auf der Esche, eine Amsel auf der Ulme, eine Elster auf der Tanne und ein Rabe auf der Eiche. Das Geschwätz dieser vier gefiederten Thiere mischte sich auf sonderbare Weise und schien sich von Zeit zu Zeit zu fragen und zu antworten. Außerdem hörte man eine Taube, die man nicht sah, da sie im Walde war, und ein Huhn, das

man nicht ſah, da es im Hof der Meierei war. Einige Schritte weiter legte ein ganz bekümmerter Greis Baumſtämme für den Winter zurecht. Da er Pecopin kommen ſah, wandte er ſich um und ſtand auf. — Herr Ritter, ſagte er, hört Ihr wohl, was die Vögel ſagen? — Was geht mich das an, Alter! antwortete Pecopin. — Herr, erwiederte der Bauer, für den Jüngling pfeift die Amſel, ruft der Häher, ſchwatzt die Elſter, krächzt der Rabe, girrt die Taube, gackert das Huhn; für den Greis ſprechen die Vögel. — Der Ritter lachte laut. Meiner Treu, das ſind Thorheiten! — Der Greis fuhr ernſt fort: Ihr habt Unrecht, Herr Pecopin. — Ihr habt mich nie geſehen, rief der Jüngling, woher wißt Ihr meinen Namen? — Die Vögel haben ihn mir geſagt, entgegnete der Bauer. — Ihr ſeid ein alter Narr, mein Freund, ſagte Pecopin und ging weiter.

Als er eine Stunde nachher durch ein lichtes Gehölz ging, hörte er Hörnerklang und ſah aus dem Gebüſch eine ſchöne Schaar Reiter kommen; es war der Pfalzgraf, der jagte. Der Pfalzgraf jagte in Geſellſchaft der Burggrafen, welche die Burgen, der Wildgrafen, welche den Wald, der Landgrafen, die das Land, der Rheingrafen, die den Rhein, der Raugrafen, die das Fauſtrecht haben. Ein Ritter des Pfalzgrafen, mit Namen Gairefroi, bemerkte Pecopin und rief ihm zu: Holla, ſchöner Jäger! wollt Ihr nicht mit uns kommen? — Wohin geht ihr? ſprach Pecopin. — Schöner Jäger, antwortete Gairefroi, wir wollen zu Heimbach eine Weihe jagen, die unſere Faſane vertilgt; wir wollen auf dem Vogtsberg einen Geier jagen, der unſere Falken verdirbt; wir wollen auf Rheinſtein einen Adler jagen, der unſere Stößer tödtet. Kommt mit uns! — Wann kommt ihr heim? fragte Pecopin. — Morgen, ſagte Gairefroi. — Ich gehe mit, ſagte Pecopin. Die Jagd dauerte drei Tage. Am erſten Tage tödtet Pecopin die Weihe, am zweiten Tage tödtet Pecopin den Geier, am dritten Tage tödtet

Pecopin den Adler. Der Pfalzgraf war entzückt über seinen so ausgezeichneten Schützen. — Ritter von Sonneck, sagte er zu ihm, ich gebe dir das Lehen von Rheineck, das zu meinem Thurm von Gutenfels gehört. Du sollst mir nach Stahleck folgen, um damit belehnt zu werden und mir den Eid der Treue zu leisten, auf offenem Felde und in Gegenwart der Schöppen, **in mallo publico et coram scabinis**, wie die Gesetzbücher des heiligen Kaiser Karls des Großen sagen. Er mußte gehorchen. Pecopin schickte eine Botschaft an Boldur, worin er ihr traurig anzeigte, daß die Geneigtheit des Pfalzgrafen ihn zwinge, sich auf der Stelle wegen einer wichtigen Angelegenheit nach Stahleck zu begeben. — Sei ruhig, meine Liebe, fügte er am Schlusse hinzu, den nächsten Monat bin ich wieder da. — Als der Bote fort war, folgte Pecopin dem Pfalzgrafen und blieb mit den Rittern seines Gefolges die Nacht in der Kastellanei zu Bacharach. Im Traume sah er den Eingang des Waldes von Sonneck, die vier Bäume und die vier Vögel wieder; die Vögel pfiffen weder, noch schrien und sangen sie, sie sprachen. Ihr Geschwätz, in das sich die Stimme des Huhns und der Taube mischte, hatte sich zu folgendem sonderbaren Gespräch umgewandelt, das der schlafende Pecopin deutlich hörte.

Der Häher.

Die Taub' ist im Wald.

Die Amsel.

Das Huhn ist im Hof und spricht Pecopin.

Der Häher.

Die Taube sagt Boldur.

Der Rabe.

Der Herr ist verreist.

Die Elster.

Die Dame im Thurm.

Der Häher.

Kehrt er heim von Aleppo?

Die Amsel.

Von Fez?

Der Rabe.

Von Damanhur?

Die Elster.

Das Huhn ist dagegen, die Taube dafür.

Das Huhn.

Pecopin! Pecopin!

Die Taube.

Boldur! Boldur!

Pecopin erwachte und kalter Schweiß stand auf seiner Stirn; im ersten Augenblick dachte er an den Greis und wunderte sich, ohne zu wissen warum, über den Traum und das Gespräch, dann suchte er ihn zu begreifen, begriff ihn nicht, schlief wieder ein, und als der Tag wiederkam, als er die schöne Sonne wiedersah, die die Gespenster verjagt, die Träume zerstreut und die Nebel vergoldet, dachte er weder an die vier Bäume, noch an die vier Vögel.

Viertes Kapitel.

Worin von den Eigenschaften, die gewissen Gesandtschaften eigenthümlich sind, gesprochen wird.

Pecopin war ein Edelmann an Ruf, Geschlecht, Geist und Gestalt. Da er einmal am Hof des Pfalzgrafen eingeführt und in sein neues Leben getreten war, gefiel er ihm so, daß dieser würdige Fürst eines Tages zu ihm sagte: Freund, ich schicke eine Gesandtschaft an meinen Vetter von Burgund, und wähle Dich dazu, weil Dein Ruf so edel ist. Pecopin mußte

Digitized by Google

thun, was sein Fürst wollte. Als er in Dijon angekommen war, zeichnete er sich so durch seine Rede aus, daß der Herzog eines Abends zu ihm sagte, nachdem sie drei große Gläser Wein von Bacharach getrunken hatten: — Herr Pecopin, Ihr seid unser Freund; ich habe einen kleinen Streit mit dem König von Frankreich, und der Pfalzgraf erlaubt Euch, daß ich Euch zum König schicke, denn ich habe Euch wegen Eures hohen Geschlechts zum Gesandten gewählt. — Pecopin begab sich nach Paris. Der König hatte ihn sehr gern, nahm ihn eines Morgens bei Seite und sprach: Wahrhaftig, Ritter Pecopin, da der Pfalzgraf Euch dem Burgunder für den Dienst Burgunds geliehen hat, wird der Burgunder Euch wohl dem König von Frankreich für den Dienst der Christenheit leihen. Ich brauche einen sehr edlen Herrn, der von meiner Seite einige Vorstellungen dem Miramolin der spanischen Mauren macht, und ich habe Euch wegen Eures Geistes zum Gesandten gewählt. — Man kann seine Stimme dem Kaiser, seine Frau dem Papst abschlagen, dem König von Frankreich schlägt man Nichts ab. Pecopin reiste nach Spanien. In Granada nahm ihn der Miramolin herrlich auf und lud ihn nach den Zambras von Alhambra ein. Da gab er alle Tage nur Feste, Lanzenstechen und Falkenjagden, und Pecopin nahm als großer Turnierer und Jäger daran Theil. Der Miramolin hatte die besten Falken und es gab die herrlichsten Vogelbeizen. Indeß vergaß Pecopin seine Geschäfte für den König von Frankreich nicht. Als sie zu Ende waren, stellte Pecopin sich dem Sultan vor, um ihm Lebewohl zu sagen. — Ich sage Euch Lebewohl, christlicher Ritter, sprach der Miramolin, denn Ihr müßt in der That auf der Stelle nach Bagdad reisen. — Nach Bagdad! rief Pecopin. — Ja, Herr Ritter, antwortete der Maurenfürst, denn ich kann den Vertrag des Königs von Paris nicht ohne Einwilligung des Kalifen von Bagdad unterzeichnen, welcher der Herr

Digitized by Google

der Gläubigen ist; ich muß einen Mann von Rang zum Kalifen schicken und ich habe Euch wegen Eurer Gestalt gewählt. — Wenn man bei den Mauren ist, geht man, wohin die Mauren wollen. Es sind Hunde und Ungläubige. Pecopin ging nach Bagdad. Dort hatte er ein Abenteuer. Eines Tages ging er an den Mauern des Serails vorbei, die Favoritsultanin sah ihn, und da er schön, traurig und stolz war, so verliebte sie sich in ihn. Sie schickte eine schwarze Sklavin an ihn ab, die ihn in dem Garten der Stadt bei einer großen Linde, die man noch dort sieht, sprach und ihm einen Talisman mit den Worten gab: Der ist von einer Prinzessin, die Euch liebt und die Ihr nie sehen werdet. Bewahret diesen Talisman. So lange Ihr ihn bei Euch tragt, bleibt Ihr jung; wenn Ihr in Todesgefahr seid, berührt ihn und er wird Euch retten. — Pecopin nahm den Talisman auf gut Glück an; es war ein sehr schöner Türkis mit unbekannten Zeichen. Er band ihn an seine Halskette. Jetzt, fügte die Sklavin hinzu, gebt wohl Acht: so lange Ihr diesen Türkis am Halse tragt, werdet Ihr nicht um einen Tag älter werden; wenn Ihr ihn verliert, werdet Ihr in einer Minute um alle die Jahre älter, die Ihr hinter Euch gelassen habt. Lebt wohl, schöner Giaur. — Mit diesen Worten ging die Negerin fort. Indeß hatte der Kalif die Sklavin der Sultanin mit dem christlichen Ritter sprechen sehen. Der Kalif war sehr eifersüchtig und einigermaßen ein Zauberer. Er lud Pecopin zu einem Fest, und da die Nacht gekommen war, führte er ihn auf einen hohen Thurm. Pecopin hatte sich, ohne Acht darauf zu geben, dem Geländer genähert, das sehr niedrig war, und der Kalif sprach so zu ihm: Ritter, der Pfalzgraf hat Dich an den Herzog von Burgund wegen Deines edlen Rufs geschickt. Der Herzog von Burgund hat Dich an den König von Frankreich wegen Deines hohen Geschlechts geschickt. Der König von Frankreich hat Dich an den Miramolin von Granada wegen

Deines Geiſtes geſchickt, der Miramolin von Granada hat Dich an den Kaliſen von Bagdad wegen Deiner Geſtalt geſchickt, ich ſchicke Dich wegen Deines edlen Ruſs, Deines hohen Geſchlechts, Deines Geiſtes und Deiner Geſtalt zum Teufel. — Bei dem letzten Worte ſtieß der Kalif Pecopin heftig; dieſer verlor das Gleichgewicht und fiel vom Thurm.

Fünftes Kapitel.

Gute Wirkung eines guten Gedankens.

Wenn ein Menſch in einen Abgrund ſtürzt, ſo trifft ein ſchrecklicher Blitz ſein Auge und zeigt ihm zugleich das Leben, aus dem er ſcheiden, und den Tod, in den er eingehen ſoll. In dieſer äußerſten Minute ſchickte Pecopin ſeinen letzten Gedanken an Boldur und legte die Hand auf's Herz; dadurch berührte er, ohne es zu wiſſen, den Talisman. Kaum hatte er mit dem Finger den magiſchen Türkis geſtreift, als er ſich wie auf Flügeln fortgetragen fühlte. Er fiel nicht, er ſchwebte. So flog er die ganze Nacht. Sobald der Tag erſchien, ſetzte ihn die unbekannte Hand, die ihn hielt, auf eine einſame Fläche am Meeresſtrand nieder.

Sechstes Kapitel.

Worin man ſieht, daß ſelbſt der Teufel Unrecht hat, ein Gourmand zu ſein.

Nun war in dieſer Zeit dem Teufel ein unangenehmes, ſonderbares Abenteuer paſſirt. Der Teufel hat die Gewohnheit, die Seelen, die ſein eigen ſind, in einem Sack fortzutragen, wie man es auf dem Portal des Münſters zu Freiburg in der Schweiz ſehen kann, wo er mit einem Schweinskopf auf den

Schultern, einem Haken in der Hand und einem Lumpensack auf dem Rücken abgebildet ist; denn der Teufel findet und sammelt die Seelen in einem Haufen Schmutz, den das menschliche Geschlecht an allen großen irdischen oder himmlischen Wahrheiten absetzt. Der Teufel war nicht daran gewöhnt, seinen Sack zuzumachen, weßhalb durch die himmlische Bosheit der Engel viele Seelen entschlüpften. Der Teufel bemerkte es und setzte ein gutes Schloß mit einem guten Schlüssel an seinen Sack. Die Seelen aber, die sehr fein sind, wurden wenig durch das Schloß genirt, und mit ihren kleinen, roseurothen Cherubimfingern fanden sie noch Mittel, aus den Löchern des Sacks zu entfliehen. Da der Teufel dies sah, wurde er sehr ärgerlich, tödtete ein Kameel, und machte aus der Haut des Buckels einen Schlauch, den er sehr geschickt mit Hülfe des Dämons Hermes verschloß, und über den er vergnügter war, wenn er ihn voll Seelen hatte, als ein Student über einen Beutel voll goldner Zechinen. Gewöhnlich füllt der Teufel in Oberegypten, an den Ufern des rothen Meeres, nachdem er seinen Umzug durch die Länder der Heiden und Ungläubigen gemacht hat, diesen Sack. Der Ort ist sehr einsam; es ist eine Sandfläche an einem kleinen Palmenwald, das zwischen Koma, wo der heilige Antonius geboren, und Klisma, wo der heilige Sisoes gestorben ist, liegt.

Eines Tages hatte der Teufel eine noch bessere Jagd als gewöhnlich gemacht, und er füllte lustig seinen Schlauch, als er sich zufällig umsah und einen Engel neben sich erblickte, der ihm lächelnd zuschaute. Der Teufel zuckte die Achseln und fuhr fort, die Seelen, die er hatte, in seinen Sack zu stopfen und sie, das schwöre ich, sehr wenig zu säubern; denn für diesen Tiegel ist Alles gut genug. Als er fertig war, faßte er den Sack mit einer Hand, um ihn auf seine Schultern zu laden; aber er konnte ihn unmöglich vom Boden heben, so viel Seelen

hatte er hineingesteckt und so schwer waren sie durch Schlechtigkeiten, mit denen sie sich beladen hatten. Er faßte also den höllischen Sack mit beiden Händen; aber der zweite Versuch war ebenso unnütz, als der erste, der Schlauch bewegte sich nicht mehr, als ob er der Kopf eines Felsens, der aus der Erde ragt, gewesen wäre. — O, ihr Bleiseelen, sagte der Teufel und fing an zu fluchen. Wie er sich umwandte, sah er den schönen Engel, der ihm lachend zuschaute. — Was machst du da? rief der Teufel. — Das siehst du ja, sagte der Engel, eben lächelte ich und jetzt lache ich. — O, himmlischer Vogel, großer Unschuldiger, geh! erwiederte Asmodeus. Aber der Engel wurde ernst und sprach so zu ihm: Drache, höre die Worte, die ich dir von dem sage, der der Herr ist; du wirst diesen Sack voll Seelen nicht in die Hölle tragen können, es sei denn, daß ein Heiliger aus dem Paradies, oder ein vom Himmel gefallener Christ dir geholfen hat, ihn von der Erde zu heben und auf die Schultern zu laden. — Mit den Worten breitete der Engel seine Adlerschwingen aus und flog fort.

Der Teufel war in arger Verlegenheit. — Was will der Dummkopf sagen? murmelte er zwischen den Zähnen. Ein Heiliger aus dem Paradies? Oder ein vom Himmel gefallener Christ? Ich werde lange warten können, wenn ich da bleiben muß, bis mir eine solche Hülfe kommt! Warum, zum Teufel, habe ich den Sack auch so schändlich voll gepfropft? Und dieser Tropf, der weder Mensch, noch Vogel ist, verhöhnte mich. Nun, ich muß jetzt warten, bis ein Heiliger aus dem Paradies, oder ein Christ vom Himmel kommen wird. Das ist eine dumme Geschichte, und man muß gestehen, daß man sich mit wenigem da oben amüsirt! — Während er so mit sich selbst sprach, glaubten die Einwohner von Koma und Klisma den Donner dumpf am Horizont grollen zu hören. Es war der Teufel, der brummte.

Für einen Fuhrmann, der sich festgefahren hat, ist Fluchen etwas, aber aus dem Loche kommen noch mehr. Der arme Teufel zerbrach sich den Kopf. Der Eva zu Grunde gerichtet hat, ist ein geschickter Schelm. Er weiß überall hineinzukommen. Wenn er will, schlüpft er selbst in die Liebe und schlüpft ins Paradies. Er hat seine Verbindungen mit dem heiligen Cyprianus, dem Zauberer, unterhalten, und er weiß bei Gelegenheit auch andere Heilige herbeizulocken, indem er ihnen bald kleine geheime Dienste leistet, bald schöne Worte zu ihnen redet. Der große Weise versteht die Sprache, die Jedem gefällt.

Er faßt Alle bei ihrer schwachen Seite. Er bringt dem heiligen Robert von York kleine Haferbrode mit Butter. Er spricht von der Goldschmiedkunst mit dem heiligen Aloysius und von der Küche mit dem heiligen Theodotus. Er spricht mit dem heiligen Bischof Hermann vom König Childebert; mit dem heiligen Abt Wandrill vom König Dagobert und mit dem heiligen Eunuchen Usthazade vom König Sapor. Er spricht mit S. Paul dem Einfältigen vom heiligen Antonius und spricht mit dem heiligen Antonius von seinem Schweine. Er spricht mit dem heiligen Lupus von seiner Frau Pimeniole und mit dem heiligen Gomer nicht von seiner Frau Gwinmarie. — Denn der Teufel ist der große Schmeichler. Galle im Grund, Honig im Mund.

Inzwischen waren vier Heilige, die durch ihre enge Freundschaft bekannt sind, der heilige Nilus, der Einsiedler, der heilige Autremoine, der heilge Johann der Zwerg und der heilige Medardus, gerade an dem Tage an den Ufern des rothen Meeres spazieren gegangen. Als sie im Gespräch an das Palmengehölz kamen, sah sie der Teufel auf sich zukommen, ehe er von ihnen bemerkt wurde. Er nahm rasch die Figur eines armen, schwachen Greises an und begann jämmerlich zu schreien. Die Heiligen kamen näher. — Was gibt es? sagte der heilige Nilus. — Ach! ach! meine guten Herren, rief der Teufel,

kommt mir zu Hülfe, ich bitte euch. Ich habe einen sehr bösen Herrn, ich bin ein sehr armer Sklave, ich habe einen sehr bösen Herrn, der ein Kaufmann aus dem Lande Fez ist. Nun wißt ihr, daß Alle von Fez, die Mauren, Numiden, Garamanten und alle die Bewohner der Barbarei, Nubiens und Egyptens, schlecht, verderbt, den Weibern und den unerlaubten Verbindungen unterworfen, verwegen, räuberisch, wagbalsig und mitleidslos wegen des Planeten Mars sind. Außerdem ist mein Herr ein Mann, den die schwarze und gelbe Galle und Cicero's Schnupfen quält; daher hat er eine kalte, trockene Melancholie, die ihn furchtsam macht, wenig Muth und doch viel Neigung zum Schlechten. Das fällt auf uns arme Sklaven, auf mich armen Greis zurück. — Wohin soll das zielen? sagte der heil. Autremoine mit Theilnahme. — Hört, mein guter Herr, antwortete der Teufel; mein Herr ist ein großer Reisender. Er hat Liebhabereien. Er hat die Eigenheit, in allen Ländern, in die er kommt, einen Berg von Sand zu bauen, den man an den Ufern der Meere sammelt, an denen der böse Mensch sich niederläßt. In Seeland hat er einen Berg von schwarzem morastigem Sand erbaut; in Friesland einen Haufen groben Sandes mit rothen Muscheln untermischt; und im cimbrischen Chersones, den man jetzt Jütland nennt, einen Haufen feinen Sandes mit weißen Muscheln untermischt. — Daß dich der Teufel hole! unterbricht ihn der heilige Nilus, der ein ungeduldiges Temperament hat. Komm zur Sache. Seit einer Viertelstunde gibst du uns Albernheiten anzuhören. Ich zähle die Minuten. — Der Teufel neigte sich demüthig: Ihr zählet die Minuten, edler Herr? Das ist ein schöner Geschmack. Ihr müßt aus dem Süden sein, denn die Leute aus dem Süden sind erfindungsreich und der Mathematik ergeben, weil sie dem Kreis der Wandersterne näher sind, als die andern Menschen. — Dann plötzlich in Thränen ausbrechend und sich die Brust zer-

ſchlagend, rief er: Weh! weh! meine guten Prinzen, ich habe einen ſehr grauſamen Herrn. Um ſeinen Berg zu bauen, zwingt er mich armen Greis alle Tage dieſen Sack mit Sand am Meeresufer zu füllen. Ich muß ihn auf meinen Schultern tragen. Wenn ich einmal den Weg gemacht habe, fange ich wieder an, und das dauert vom Morgen bis zum Abend. Wenn ich mich ausruhen, wenn ich ſchlafen will, wenn ich vor Müdigkeit zuſammenfalle, wenn der Schlauch nicht ganz voll iſt, läßt er mich peitſchen. Weh mir! ich bin ſehr unglücklich, ſehr zerſchlagen und ſehr ſchwach. Geſtern habe ich den Weg ſechsmal in einem Tage gemacht; wie es Abend wurde, war ich ſo müde, daß ich den Sack, den ich gefüllt hatte, nicht auf meine Schultern heben konnte, und ich habe die ganze Nacht hier zugebracht, neben meiner Laſt weinend und mich über den Zorn meines Herrn ängſtigend. Liebe Herren, liebe, gute Herren, helft mir aus Gnade und Mitleid, daß ich die Laſt auf meine Schultern bringe und zu meinem Herrn zurückkehre, denn wenn ich länger ausbleibe, wird er mich tödten. Ai! Ai!

Da ſie dieſe pathetiſche Anrede hörten, fühlten ſich der heilige Nilus, der heilige Autremoine und der heil. Johann der Zwerg gerührt, und der heilige Medardus fing an zu weinen, was auf der Erde einen Regen von 40 Tagen verurſachte.

Aber der heilige Nilus ſagte zum Teufel: Es thut mir Leid, mein Freund, ich kann dir nicht helfen; aber ich müßte die Hand an dieſen Schlauch, an ein todtes Ding legen, und ein Vers aus der heiligen Schrift verbietet todte Sachen anzurühren, bei Gefahr, ſich zu verunreinigen.

Der heilige Autremoine ſagte zum Teufel: Es thut mir Leid, mein Freund, ich kann dir nicht helfen; aber ich denke, es würde eine gute Handlung ſein, und da die guten Handlungen das Unangenehme haben, daß ſie die Eitelkeit deſſen,

Digitized by Google

der ſie thut, vermehren, ſo enthalte ich mich ihrer, um meine Demuth zu bewahren.

Der heilige Johann der Zwerg ſagte zum Teufel: Es thut mir Leid, mein Freund, ich kann dir nicht helfen; aber wie du ſiehſt, bin ich ſo klein, daß ich nicht an deinen Gürtel reichen könnte. Wie ſollte ich es anfangen, dieſe Laſt auf deine Schultern zu bringen?

Der heilige Medardus ſagte ganz in Thränen zum Teufel: Es thut mir Leid, mein Freund, ich kann dir nicht helfen; aber ich bin in der That ſo gerührt, daß ich keine Kraft in meinen Armen habe.

Und ſie ſetzten ihren Weg fort.

Der Teufel gerieth in Wuth. — Das ſind Thiere! rief er, da er die Heiligen ſich entfernen ſah. Die alten Pedanten! Wie albern ſie mit ihren großen Bärten ſind! Auf meine Ehre, ſie ſind noch dummer als der Engel.

Wenn wer von uns wüthend iſt, ſo bleibt uns wenigſtens der Ausweg, den, der uns ärgert, zum Teufel zu ſchicken. Der Teufel hat dieſe Annehmlichkeit nicht. So liegt jedesmal in ſeinem Zorn eine Spitze, die ihn ſelbſt trifft und ihn noch mehr aufreizt.

Da er fluchte, indem er ſein Auge voll Glut und Zorn gen Himmel, ſeinen Feind, richtete, ſah er einen ſchwarzen Punkt in den Wolken. Der Punkt wurde größer und kam näher; der Teufel betrachtete ihn, es war ein Menſch — es war ein Ritter mit Helm und Rüſtung — es war ein Chriſt mit einem rothen Kreuz auf der Bruſt, der aus den Wolken fiel.

Der ſei gelobt! rief der Teufel und ſprang vor Freude. Ich bin gerettet. Da kommt mein Chriſt heran. Mit vier Heiligen habe ich nicht fertig werden können; aber es wäre des Teufels, wenn ich nicht mit einem Menſchen fertig würde.

In dem Augenblicke ſetzte Pecopin, der ſanft auf dem Ufer niedergelaſſen worden, ſeinen Fuß auf den Boden.

Da er den Greis bemerkte, der dort wie ein Sklave war, der neben ſeiner Laſt ausruht, ging er auf ihn zu und ſagte: Wer biſt du, mein Freund, und wo bin ich?

Der Teufel fing jämmerlich an zu ſtöhnen: Ihr ſeid an den Ufern des rothen Meeres, mein edler Herr, und ich bin der Elendeſte der Elenden. Darauf erzählte er dem Ritter dieſelbe Geſchichte, wie den Heiligen, und bat ihn am Schluß, ihm den Schlauch auf die Schulter zu helfen.

Pecopin ſchüttelte den Kopf — die Geſchichte, Alter, iſt ſehr wenig wahrſcheinlich.

Mein ſchöner Herr, der Ihr vom Himmel fallt, antwortete der Teufel, die Eure iſt es noch weniger, und doch iſt ſie wahr.

Das iſt recht, ſagte Pecopin.

Und was ſoll ich denn thun? erwiderte der Dämon; iſt es meine Schuld, wenn mein Unglück nicht wahrſcheinlich iſt? Ich bin arm an Geiſt, ich kann nichts erfinden; ich muß meine Klagen mit meinem Geſchick in Einklang bringen, und ich kann in meine Geſchichte nur die Wahrheit legen. Wie das Fleiſch, ſo die Suppe.

Das gebe ich zu, ſagte Pecopin.

Und was kann es Euch, mein junger Tapferer, fuhr der Teufel fort, denn Böſes thun, einem armen, ſchwachen Greis zu helfen, daß er dieſen Schlauch auf ſeine Schultern bringt?

Das ſchien entſcheidend für Pecopin. Er bückte ſich, hob den Schlauch von der Erde, was ſich ohne Mühe thun ließ, und machte ſich, ihn in ſeinen Armen haltend, bereit, ihn auf den Rücken des Greiſes zu legen, der ſich vor ihm beugte.

Noch einen Augenblick und es wäre geſchehen geweſen.

Der Teufel hat Laſter, das iſt es, was ihn zu Grunde richtet. Er iſt ein Nimmerſatt. In dem Augenblick kam ihm

Digitized by Google

der Gedanke, Pecopins Seele zu den andern Seelen, die er fortführen wollte, zu fügen; dazu mußte er Pecopin aber vorher tödten.

Er rief also mit leiser Stimme einen unsichtbaren Geist, dem er etwas mit dunkeln Worten befahl.

Jedermann weiß, daß, wenn der Teufel spricht und sich mit andern Dämonen unterhält, er einen halb italienischen, halb spanischen Jargon redet. Hie und da sagt er auch einige lateinische Worte.

Dies ist durch mehrere Begebenheiten und besonders durch den Prozeß des Doktor Eugenio Torralva, der in Valladolid den 10. Januar 1528 angefangen und den 26. Mai 1531 zu Aller Zufriedenheit durch das Autodafe besagten Doktors beendet wurde, bewiesen und klar ans Licht gestellt.

Pecopin verstand vielerlei. Er war, wie ich schon gesagt, ein Ritter von Geist, und konnte wohl eine Disputation aushalten. Er hatte studirt, er verstand die Sprache des Teufels.

In dem Augenblicke nun, als er ihm den Schlauch auf die Schulter legte, hörte er den kleinen gebückten Greis ganz leise sagen: **Bamos, non cierra occhi, verbera, frappa, y echa la piedra.** Das war für Pecopin wie ein Blitz.

Ein Verdacht stieg in ihm auf. Er hob die Augen und sah in großer Höhe über sich einen gewaltigen Stein, den ein unsichtbarer Riese über seinem Haupte hielt.

Sich zurückwerfen, mit der linken Hand den Talisman berühren, mit der rechten seinen Dolch packen und mit einer wunderbaren Gewalt und Schnelligkeit den Schlauch durchstoßen, geschah bei Pecopin, als wäre er der Wirbel gewesen, der in derselben Sekunde vorüberfliegt, glänzt, donnert und blitzt.

Der Teufel schrie laut auf. Die befreiten Seelen flohen durch den Riß, den Pecopins Dolch ihnen geöffnet hatte, in-

le zu den andern Seelen, die er
ı; dazu mußte er Pecopin aber

Stimme einen unsichtbaren Geist,
Worten befahl.
, wenn der Teufel spricht und sich
rhält, er einen halb italienischen,
et. Hie und da sagt er auch einige

Begebenheiten und besonders durch
genio Torralva, der in Valladolid
fangen und den 26. Mai 1531 zu
das Autodafe besagten Doktors be-
klar ans Licht gestellt.
erlei. Er war, wie ich schon gesagt,
konnte wohl eine Disputation aus-
er verstand die Sprache des Teufels.
nun, als er ihm den Schlauch auf
er den kleinen gebückten Greis ganz
erra occhi, verbera, frappa, y echa
Pecopin wie ein Blitz.
ihm auf. Er hob die Augen und
ch einen gewaltigen Stein, den ein
em Haupte hielt.
it der linken Hand den Talisman
seinen Dolch packen und mit einer
Schnelligkeit den Schlauch durch-
, als wäre er der Wirbel gewesen,
orüberfliegt, glänzt, donnert und

auf. Die befreiten Seelen stehen
ins Dolch ihnen geöffnet hatte, in-

dem sie in dem Schlauche ihre Schwärze, ihre Sünden und Schlechtigkeiten ließen, eine scheußliche Masse, ein gräßlicher Koth, der durch die dem Teufel eigene Anziehungskraft sich an ihn setzte, und, mit der rauhen Haut des Schlauches bedeckt, für immer zwischen seinen Schultern kleben blieb. Daher ist Asmodeus bucklig.

Indeß hatte der unsichtbare Riese in dem Augenblicke, wo Pecopin sich zurückwarf, den Stein fallen lassen, der auf den Fuß des Teufels fiel und ihn zerschmetterte. Seit diesem Tage hinkt Asmodeus.

Der Teufel hat wie Gott den Donner zu seinem Befehl; es ist aber ein schrecklicher, höllischer Donner, der aus der Erde kommt und Bäume entwurzelt. Pecopin fühlte das Meergestade unter sich zittern und etwas Schreckliches umgab ihn; ein schwarzer Rauch blendete ihn und ein fürchterliches Geräusch machte ihn taub; es war ihm, als sei er gefallen und rolle mit reißender Geschwindigkeit den Boden streifend fort, wie ein todtes Blatt, das der Wind jagt. Er wurde ohnmächtig.

Siebentes Kapitel.

Freundschaftliche Vorschläge eines alten Weisen, der sich in eine Laubhütte zurückgezogen hatte.

Als er wieder zu sich kam, hörte er eine sanfte Stimme, die sagte: Phisma, was in arabischer Sprache bedeutet: er ist im Himmel. Er fühlte, daß eine Hand auf seiner Brust lag, und hörte eine andere ernste, langsame Stimme, die antwortete: Lo, lo, machi mouth, was heißt: nein, nein, er ist nicht todt. Er öffnete die Augen und sah einen Greis und ein junges Mädchen neben sich knieen. Der Greis war schwarz wie die Nacht, hatte einen langen, weißen, in kleine Zöpfe geflochtenen Bart, nach der Art der alten Magier, und war mit einem

Digitized by Google

großen grünseidenen Mantel ohne Falten bekleidet. Das junge Mädchen war kupferroth, hatte große Porcellanaugen und Korallenlippen. Sie hatte goldene Ringe in der Nase und in den Ohren. Sie war reizend.

Pecopin war nicht mehr am Meergestade. Der Höllenwind hatte ihn auf gut Glück vor sich hergetrieben und in ein Thal voll Felsen und Bäume von sonderbarer Form geworfen. Er stand auf. Der Greis und das junge Mädchen sahen ihn sanft an. Er näherte sich einem dieser Bäume; die Blätter zogen sich zusammen, die Zweige wichen zurück, die Blumen, die weiß waren, wurden roth, und jeder Baum schien beinahe vor ihm zurückzugehen. Pecopin erkannte den Baum der Scham und schloß daraus, daß er Indien verlassen hatte und in dem berühmten Lande Pudiferan sei.

Inzwischen machte der Greis ihm ein Zeichen. Pecopin folgte ihm, und in wenig Augenblicken saßen der Greis, das junge Mädchen und Pecopin alle auf einer Matte in einer Hütte, die von Palmenblättern gemacht war, und deren Inneres, voll von kostbaren Steinen aller Art, wie ein glühender Ofen funkelte.

Der Greis wandte sich an Pecopin und sagte zu ihm auf deutsch: Mein Sohn, ich bin der Mann, der Alles weiß, der große äthiopische Steinschneider, der Taleb der Araber. Ich heiße Zin-Eddin für die Menschen und Evilmerodach für die Genien. Ich bin der erste Mensch, der in dies Thal gedrungen ist, du bist der zweite. Ich habe mein Leben damit zugebracht, der Natur das Geheimniß der Dinge zu entreißen und den Dingen die Kunde der Seele einzuflößen. Dank meinen Lehren, Dank den Strahlen, die seit hundert Jahren aus meinen Augen gefallen sind, leben in diesem Thal die Steine, die Pflanzen denken, und die Thiere wissen. Ich habe die Thiere die wahre Arzneikunst gelehrt, die den Menschen fehlt. Ich

habe den Pelican gelehrt, sich selbst zur Ader zu lassen, um seine von Vipern gebissenen Jungen zu heilen, die blinde Schlange Fenchel zu essen, um das Gesicht wieder zu erlangen, den von dem Katarakt angegriffenen Bären die Bienen zu reizen, um sich in die Augen stechen zu lassen. Ich habe den Adlern, die zu eng sind, den Stein Ontites gegeben, der sie leicht Eier legen macht. Wenn der Holzhäher sich abführt mit Lorbeerblättern, die Schildkröte mit Schierling, der Hirsch mit Dictamus, der Wolf mit Mandragora, der Eber mit Epheu, die Turteltaube mit Helxinuskraut; wenn die vom Blut geplagten Pferde sich selbst eine Ader am Hinterschenkel öffnen; wenn die Sterneidechse während des Häutens ihre Haut verschlingt, um sich zu heilen; wenn die Schwalbe die Augenkrankheiten ihrer Jungen mit dem colidrinischen Stein, den sie jenseit der Meere holt, heilt; wenn das Wiesel sich mit der Raute versieht, so oft es die Eidechse bekämpfen will — so bin ich es, mein Sohn, der sie gelehrt hat. Bis jetzt habe ich nur Thiere zu Schülern gehabt. Ich erwartete einen Menschen. Du bist gekommen. Sei mein Sohn. Ich bin alt. Ich hinterlasse Dir meine Hütte, meine Steine, mein Thal und meine Wissenschaft. Du wirst meine Tochter heirathen, die Aissab heißt und schön ist. Ich werde Dich lehren den Goroniantitrubin von dem Chrysolampis zu unterscheiden, die Mutterperle in einen Salztopf zu legen und das Rubinenfeuer dunkler zu machen, indem Du sie in Essig legst. Jeder Tag in Weinessig gibt ihnen ein Jahr Schönheit. Wir werden unser Leben freundlich damit zubringen, Diamanten zu sammeln und Wurzeln zu essen. Sei mein Sohn.

Dank, ehrwürdiger Herr, sagte Pecopin; ich nehme es mit Freuden an.

Wie die Nacht kam, entfloh er.

Achtes Kapitel.

Der wandernde Christ.

Er irrte lange im Lande umher. Die Reisen, die er machte, her nennen, hieße die Welt beschreiben. Er ging baarfuß und in Sandalen; er bestieg alles Lastvieh, den Esel, das Pferd, das Maulthier, das Kameel, das Zebra, den wilden Esel und den Elephanten; er fuhr auf allen Meeren und in allen Schiffen, in den runden des Oceans und den langen des Mittelmeeres, oneraria et remigia, Galeeren und Gallionen, Fregatten und Brigantinen, Felucken, Polacken und Tartanen, Barken, Barketten und Barkarollen. Er wagte sich in die hölzernen Nachen der Indier von Bantam und in die kupfernen Kähne des Euphrat, von denen Herodot spricht. Er wurde von allen Winden gepeitscht, vom levantinischen Sirocco und vom Sirocco mezzogiorno, von der Tramontane und der Galerne. Er durchzog Persien, Pegu, Bramaz, Tagatai, Transiane, Sagistan, Hasubi. Er sah den Monomotapa wie Vincent le Blanc, Sofala wie Pedro Ordonez, Ormus wie der Herr von Fines, die Wilden wie Acosta, und die Riesen wie Malherbe de Vitré. Er verlor in der Wüste vier Zehen von seinem Fuß wie Hieronymus Castilla. Er sah sich siebzehnmal verkauft wie Mendez Pinto, war Sklav wie Texeus, und sollte Eunuch werden wie Parisol. Er hatte die Krankheit Pga, an der die Neger sterben; den Scorbut, der Avicenne in Schrecken setzte, und die Seekrankheit, der Cicero den Tod vorzog. Er erstieg so hohe Berge, daß er, wenn er oben war, Blut, Schleim und Galle ausbrach. Er landete an der Insel, auf die man bisweilen stößt, wenn man sie nicht sucht, und die man nie findet, wenn man sie sucht, und er bestätigte, daß die Einwohner dieser Insel gute Christen sind. In Midelpalie, das im Norden liegt, sah

Digitized by Google

er ein Schloß an einem Ort, wo es keine gibt; die Wunder des Nordens sind aber so groß, daß man sich darüber nicht wundern muß. Er wohnte mehrere Monate bei dem König von Mogor Ekebas, wurde gern gesehen von dem Fürsten, von dessen Hof er nachher Alles erzählte, was seitdem von den Engländern, Holländern und selbst von den heiligen Vätern schriftlich niedergelegt ist. Er wurde weise, denn er hatte die beiden Lehrer jeder Weisheit: Reise und Unglück. Er studirte die Faunen und Blumen aller Klimate. Er beobachtete die Winde vermittelst der Wanderungen der Vögel und die Strömungen vermittelst der Wanderungen der Cephalopoden. Er sah in den unterseeischen Gegenden den ommastrephes sagittatus nach dem Nordpol und den ommastrephes giganteus nach dem Südpol ziehen. Er sah Menschen und Ungeheuer wie der alte Grieche Ulysses. Er kannte alle wunderbaren Thiere, den Manati, die schwarze Ralle, die Solendgusе, die Garagians, die den Meeradlern ähnlich sehen, den Rohrschwanz von der Insel Comoro, die Capercalzen von Schottland, die Antenalen, die in Schaaren fliegen, die Alcatragas, die so groß wie Gänse sind, die Moraxos, die größer als die Tiburons sind, die Peymouen von den Maledíven, die Menschen fressen, den Fisch Manares, der einen Stierkopf hat, den Vogel Claki, der aus gewissem verfaultem Holz entsteht, den kleinen Saru, der besser singt als der Papagei, und endlich den Boranet, das Pflanzenthier aus der Tartarei, das eine Wurzel in der Erde hat und das Gras um sich herum frißt. Er tödtete auf der Jagd einen Meertriton von der Gattung der Yapiara und machte einen Flußtriton von der Gattung Baepapina in sich verliebt. Da er eines Tages auf der Insel Manar war, die zweihundert Meilen von Goa liegt, wurde er von Fischern herbeigerufen, die ihm sieben Bischöfe und neun Sirenen zeigten, die sie in ihren Netzen gefangen hatten. Er hörte das nächtliche Geräusch des Meer-

ſchmieds und er aß 153 Sorten Fiſche, die es im Meere gibt und die alle im Netz der Apoſtel waren, als dieſe auf Befehl des Herrn fiſchten. In Scythien durchbohrte er mit Pfeilſchüſſen einen Greifen, gegen den die arimaspiſchen Völkerſchaften Krieg führten, um das Gold zu haben, das dies Thier bewachte. Die Völker wollten ihn zum König machen, aber er entfloh. Endlich litt er bei mancher Gelegenheit Schiffbruch, beſonders bei dem Cap Gardafu, das die Alten Promontorium aromatorum nannten; und durch ſo viel Abenteuer, ſo viel Irrfahrten, Anſtrengungen, Heldenthaten, Arbeiten und Mühſeligkeiten hatte der tapfere, treue Ritter Pecopin nur ein Ziel, Deutſchland wiederzufinden, nur eine Hoffnung, in Falkenburg einzuziehen, nur einen Gedanken, Boldur wiederzuſehen.

Durch den Talisman der Sultanin, den er immer bei ſich trug, konnte er, wie man ſich erinnern wird, weder altern, noch ſterben.

Indeß zählte er dennoch traurig die Jahre. Zu der Zeit, wo er endlich das nördliche Frankreich erreichte, waren fünf Jahre verfloſſen, ſeit er Boldur nicht geſehen hatte. Bisweilen dachte er Abends daran, wenn er ſeit der Frühe gewandert war, und ſetzte ſich auf einen Stein am Wege und weinte.

Dann ermunterte er ſich und faßte wieder Muth: Fünf Jahre, dachte er, ſind es, aber ich werde ſie wiederſehen. Sie war fünfzehn Jahre alt, jetzt wird ſie alſo zwanzig ſein. Seine Kleider waren zerlumpt, ſeine Schuhe zerriſſen, ſeine Füße blutig, aber Kraft und Freude waren wieder da, und er ſetzte ſeinen Weg fort.

So kam er in die Vogeſen.

Neuntes Kapitel.

Worin man ſieht, wie ſich ein Zwerg in einem Wald unterhalten kann.

Eines Abends kam er, nachdem er den ganzen Tag zwiſchen Felſen gegangen war und einen Durchgang ſuchte, um an den Rhein hinabzuſteigen, an einen Wald von Tannen, Eſchen und Ahorn. Er zögerte nicht, hineinzutreten. Er ging länger, als eine Stunde darin, als plötzlich der Weg, den er verfolgte, ſich in ein Gebüſch von Stechpalmen, Wachholderbeeren und wilden Himbeeren verlor. Neben dem Gebüſch war ein Moraſt. Von Müdigkeit erſchöpft, vor Hunger und Durſt ſterbend, abgemagert, ſah er von einer Seite zur andern, um ein Haus, eine Köhlerhütte oder ein Hirtenfeuer zu finden, als plötzlich eine Heerde Brandenten, die Flügel ſchlagend und ſchreiend, an ihm vorüberzog. Pecopin zitterte, da er dieſe fremden Vögel erkannte, die ihr Neſt unter der Erde machen und die die Bauern in den Vogeſen Fuchsgänſe nennen. Er bog die Blätter der Stechpalme auseinander und ſah überall im Gras den Meerfenchel, den Engelwurz, Nießwurz und die große Gentiane wachſen und blühen. Als er ſich bückte, um ſich genau davon zu verſichern, traf eine Muſchel, die auf dem Raſen lag, ſein Auge. Er nahm ſie auf; es war eine der Muſcheln, die Perlen ſo groß wie Erbſen enthalten. Er erhob den Blick; ein Habicht ſchwebte über ſeinem Haupte.

Pecopin fing an unruhig zu werden. Man wird geſtehen, er hatte Grund dazu. Die Stechpalmen und Himbeeren, die Fuchsgänſe, die Zauberkräuter, die Muſchel, der Habicht — Alles hatte wenig Beruhigendes. Er war alſo ſehr aufgeregt und fragte ſich ängſtlich, wo er ſei, als ein entfernter Geſang zu ihm drang. Er lauſchte, es war eine heiſere, gebrochene, ärgerliche, dumpfe und zugleich gellende Stimme, die Folgendes ſang:

Mein kleiner See verhüllet in seiner Schatten Mitte
Die schöne Amphitrite, den schwärzlichen Neptun;
Auf meines Teichs verborgnen und hohen Bergen ruh'n
Der Kaiser Herr Neptunus, die Kön'gin Amphitrite.

Ich bin der Zwerg, mein Sohn ist der Titane,
Mein Tropfen Wasser macht zwei Oceane.

Ich ström' aus meinen Felsen, darauf ich Abends lehne
Den blauen Fluß für jene, den grünen Fluß für ihn;
Ich gieß' aus meiner Grotte, darin nie Feuer glüh'n,
Den grünen Fluß für ihn, den blauen Fluß für jene.

Ich bin der Zwerg, mein Sohn ist der Titane,
Mein Tropfen Wasser macht zwei Oceane.

Ein Smaragd liegt verborgen in meiner Grotte Thone,
Ein Saphir ist versteckt in meiner Grotte Schrein.
Mein Smaragd, der vergehet, und wird zum schönen Rhein,
Mein Saphir, der zerschmelzet, zerfließt und wird die Rhone.

Ich bin der Zwerg, mein Sohn ist der Titane,
Mein Tropfen Wasser schafft zwei Oceane

Pecopin konnte nicht mehr zweifeln. Der arme ermüdete Reisende war in dem Irrgarten. Das ist ein großer Wald, voll von Labyrinthen, Verstecken und Irrgängen, in dem der Zwerg Roulon geht. Der Zwerg Roulon bewohnt einen See in den Vogesen, auf dem Gipfel eines Berges, und weil er einen Bach zur Rhone und einen andern zum Rhein schickt, nennt der prahlerische Zwerg sich Vater des Mittelmeers und des Oceans. Sein Vergnügen ist, im Walde umherzuschweifen und die Reisenden darin irre zu führen. Wer einmal in diesem Irrgarten ist, kommt nie wieder heraus.

Das Lied und die Stimme waren Lied und Stimme des bösen Zwergs Roulon.

Der bestürzte Pecopin warf sich mit dem Gesicht auf die

Erde. Weh! rief er, es iſt vorbei! ich werde Boldur niemals wiederſehen.

Doch! ſagte wer neben ihm.

Zehntes Kapitel.

Equis canibusque.

Er ſtand wieder auf. Ein alter Herr in einem prächtigen Jagdhabit ſtand wenige Schritte von ihm. Dieſer Edelmann war mit Allem verſehen. Ein Hirſchfänger mit goldgearbeitetem Griff hing an ſeiner Seite und an ſeinem Gürtel ein mit Zinn eingefaßtes, aus dem Horn eines Büffels gemachtes Jagdhorn. Es lag etwas Sonderbares, Unbeſtimmtes, Helles in dieſem bleichen Geſicht, das, vom letzten Schein der Dämmerung beleuchtet, lächelte. Der alte Jäger, der ſo plötzlich an einem ſolchen Ort, zu einer ſolchen Stunde erſchien, wäre euch gewiß ebenſo ſonderbar vorgekommen, wie mir, aber im Irrgarten denkt man nur an Roulon; dieſer Alte war kein Zwerg, und das genügte Pecopin.

Der Alte hatte übrigens ein freundliches, gefälliges und gewinnendes Aeußere. Und dann war er, obwohl als Jäger gekleidet, ſo alt, ſo abgebraucht, ſo gekrümmt, ſo gebrochen, hatte ſo runzlichte und ſchwache Hände, daß es eine Schande geweſen wäre, Angſt vor ihm zu haben. Sein Lächeln war, genau beſehen, das banale, flache Lächeln eines ſchwachen Königs.

Was wollt Ihr von mir? fragte Pecopin.

Dich zu Boldur zurückbringen, ſagte der alte Jäger, immer lächelnd.

Wann?

Bringe nur eine Nacht auf der Jagd mit mir zu.

Welche Nacht?

Die, welche anbricht.

Und ich ſoll Boldur wiederſehen?

Wenn unſere Jagdnacht vorbei iſt, werde ich dich bei Sonnenaufgang am Thore von Falkenburg abſetzen.

Bei Nacht jagen?

Warum nicht?

Das iſt aber ſeltſam.

Pah!

Das iſt aber ermüdend.

Nein.

Aber Ihr ſeid ſehr alt.

Sorge nicht für mich.

Ich bin aber müde, den ganzen Tag gewandert und ſterbe vor Hunger und Durſt, ſagte Pecopin. Ich kann nicht einmal reiten.

Der alte Herr machte von ſeinem Gürtel eine mit Silber eingelegte Flaſche los und bot ſie ihm an.

Trinke das.

Pecopin ſetzte begierig die Flaſche an ſeine Lippen. Kaum hatte er einige Züge gethan, als er ſich geſtärkt fühlte. Er war jung, ſtark, munter, kräftig. Er hatte geſchlafen, gegeſſen und getrunken. Es kam ihm bisweilen ſogar vor, als hätte er zuviel getrunken.

Vorwärts, ſprach er, laß uns die ganze Nacht gehen, laufen und jagen, ich bins zufrieden; aber Boldur ſehe ich wieder?

Wenn dieſe Nacht vorbei iſt, bei Sonnenaufgang.

Was für eine Sicherheit bieteſt du mir für dein Verſprechen?

Meine Gegenwart, den Beiſtand, den ich dir geleiſtet

habe. Ich hätte dich hier vor Hunger, Müdigkeit und Elend ſterben laſſen, dich dem umherwandernden Zwerg des Sees Roulon preisgeben können, aber ich habe Mitleid mit dir gehabt.

Ich folge Euch, ſagte Pecopin. Es iſt abgemacht, morgen früh bei Sonnenaufgang in Falkenburg.

Holla! ihr Andern, herbei! zur Jagd! rief der alte Herr, indem er ſeine kümmerliche Stimme anſtrengte.

Während er dies ins Dickicht rief, drehte er ſich um, und Pecopin ſah, daß er buckligt war; dann ging er einige Schritte vorwärts, und Pecopin ſah, daß er hinkte.

Bei dem Ruf des alten Herrn kam eine Schaar Reiter, wie Prinzen gekleidet und wie Könige beritten, aus dem Dickicht des Waldes.

Sie reihten ſich ſchweigend um den Alten, der ihr Herr zu ſein ſchien. Alle waren mit Meſſern oder Spießen bewaffnet; er allein hatte ein Horn. Die Nacht war angebrochen; aber rings um die Edelleute herum ſtanden zweihundert Diener, die zweihundert Fackeln trugen.

— Ebbene, ſagte der Herr, ubi sunt los perros?

Dies Gemiſch von Italieniſch, Lateiniſch und Spaniſch mißfiel Pecopin.

Der Alte aber rief ungeduldig: die Hunde! die Hunde!

Er endete kaum, als ein fürchterliches Geheul das Gehölz erfüllte. Eine Meute kam herbei.

Eine treffliche, wahrhaft kaiſerliche Meute. Diener in gelben Jacken und rothen Strümpfen, Jungen mit wildem Geſicht und ganz nackte Neger hielten ſie kräftig an der Leine.

Nie war eine Verſammlung Hunde vollſtändiger. Da gab es alle möglichen Hunde, in Gruppen nach ihrer Race und ihren Eigenſchaften vertheilt und zuſammengekoppelt. Die erſte Koppel beſtand aus hundert engliſchen Doggen und hundert

Windhunden mit zwölf Paar Tigerhunden und zwölf Paar Hirſchhunden. Die zweite Koppel beſtand ganz aus den weiß und roth getigerten Packern aus der Barbarei, tapfere Hunde, die kein Geräuſch ſcheuen, drei Jahre gut bleiben, gern in den Schafſtall fallen und zur hohen Jagd dienen. Die dritte Koppel war eine Legion von norwegiſchen Hunden: gelb, mit röthlicher Bruſt und einem weißen Flecken an der Stirn oder am Halſe, die eine gute Naſe und Muth haben und Gefallen am Hirſch finden; graue, auf dem Rücken gefleckte Hunde, mit Füßen wie Haſenläufe oder ſchwarz und roth geſtreift. Die Auswahl war trefflich und kein Baſtard unter den Hunden. Pecopin, der ſich darauf verſtand, ſah unter den falben keinen einzigen gelben oder grauen, noch unter den grauen einen einzigen, der ſilbergrau geweſen wäre oder falbe Füße gehabt hätte. Alle waren ächt und gut. Die vierte Koppel war fürchterlich; es war eine dichte, geſchloſſene Maſſe der mächtigen, ſchwarzen Doggen von der Abtei Skt. Aubert in den Ardennen, die kurze Beine haben und nicht raſch laufen, die aber ſo vortreffliche Spürhunde geben und ſo wüthend Eber, Füchſe und Stinkwild anpacken. Wie die norwegiſchen waren alle von guter Race, edle Hunde. Sie hatten einen mittlern Kopf, eher lang als dick, einen ſchwarzen, nie rothen Rachen, lange Ohren, krumme Lenden, ſtarkes Kreuz, breite Füße, ſchöne Hüften, ſtarke Afterklauen, einen Schwanz, der an der Wurzel dick, ſonſt dünn war, eine kräftige Bruſt, ſtarke Klauen, einen trockenen Fuß wie ein Fuchsfuß. Die fünfte Koppel war orientaliſch; ſie mußte ungeheure Summen gekoſtet haben, denn es waren nur Hunde von Palimbotra, die den Stier zerreißen, Hunde von Cinquiti, die Löwen angreifen, und Hunde von Monomotopa, die einen Theil der Garde des Kaiſers von Indien ausmachen. Uebrigens heulten alle, engliſche, barbareskiſche, norwegiſche, ardenner und indiſche, fürchter-

lich. Ein Parlament von Männern hätte es nicht beſſer gekonnt.

Pecopin war ganz entzückt über dieſe Meute. Seine ganze Jagdluſt erwachte wieder.

Uebrigens war ſie eigentlich, man wußte nicht, wo hergekommen, und er konnte nicht umhin, ſich ſelbſt zu ſagen, daß es ſonderbar ſei, warum man ſie bei dieſem ſchrecklichen Gebell nicht eher gehört, als geſehen hatte.

Der Piqueur, der die ganze Jagd führte, ſtand wenige Schritte von Pecopin und kehrte ihm den Rücken zu. Pecopin ging auf ihn zu, um ihn nach etwas zu fragen, und klopfte ihm auf die Schulter; der Diener drehte ſich um, er war maskirt.

Das machte Peeopin verſtummen. Er begann ſich ſelbſt ernſtlich zu fragen, ob er in der That dieſer Jagd folgen wollte, als der Alte zu ihm trat. — Nun, was ſagſt Du von unſern Hunden?

Ich ſage, mein ſchöner Herr, daß man, um ſo fürchterlichen Hunden folgen zu können, fürchterliche Pferde haben muß.

Der Alte ſetzte, ohne zu antworten, eine kleine, ſilberne Pfeife, die er an dem kleinen Finger der linken Hand trug, an den Mund und pfiff; das iſt die Vorſicht eines Mannes, der Abenteuern ausgeſetzt iſt.

Bei dieſem Pfiff hörte man ein Geräuſch in den Bäumen, die Umſtehenden machten Platz und vier Stallmeiſter in rother Livree kamen herbei, die zwei prächtige Pferde führten. Das erſte war ein ſchöner ſpaniſcher Zelter, mit ſchulgerechtem Gang, feinem, ſchwarzem, hohem, rundem Huf, mit kurzen, mondförmigen Feſſeln, trockenen, nervigen Füßen, und runden, zierlichen Knieen. Es hatte ein Bein, wie ein ſchöner Hirſch, eine breite, offene Bruſt, ein dickes, doppeltes Kreuz. Das andere war ein tartariſcher Renner mit ungeheurer Croupe,

langem Rücken, runden Seiten und ſchöner Zeichnung. Sein mäßig, aber nicht zu ſehr gebogener Hals war mit langen, flatternden Mähnen bewachſen; ſein dichter Schweif hing bis auf die Erde. Unter ſeinen großen, funkelnden Augen war die Stirnhaut zuſammengewachſen, ſein Mund war groß, ſeine Ohren unruhig, ſeine Nüſtern offen, er hatte einen Bleſſen, zwei weiße Füße, war voll Temperament und ſieben Jahre alt. Das erſte hatte ein Stirnblech, Harniſch und Kriegsſattel; das zweite war weniger ſtolz, aber reicher geſattelt; es hatte ein ſilbernes Gebiß, goldgeſtickten Zaum, königlichen Sattel, brokatne Schabracke, hängende Quaſten und nickenden Federbuſch. Das eine ſcharrte, ſprang, ſchnob, ſchäumte ins Gebiß, zerſchlug die Kieſel und verlangte den Krieg. Das andere blickte rings herum, ſuchte Beifall, wieherte luſtig, berührte den Boden nur mit der Spitze des Hufes, machte den König und paradirte aufs Beſte. Alle beide waren ſchwarz wie Ebenholz.— Pecopin betrachtete erſtaunt die beiden herrlichen Thiere.

Nun, ſagte der Herr keuchend und huſtend und immer lächelnd, welches nimmſt Du?

Pecopin zauderte nicht und ſprang auf den Zelter.

Biſt Du in den Bügeln? rief ihm der Greis zu.

Ja, ſagte Pecopin.

Da lachte der Alte laut, riß mit der einen Hand Decke, Federbuſch, Sattel und Zaum von dem tartariſchen Pferd, faßte es mit der andern bei der Mähne, ſprang wie ein Tiger und preßte das ſtolze Thier zuſammen, daß es an allen Gliedern zitterte; dann nahm er ſein Horn von ſeinem Gürtel und fing eine ſo fürchterliche Fanfare an, daß der betäubte Pecopin glaubte, der ſchreckliche Greis habe den Donner in ſeiner Bruſt.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Welchen Dingen man ſich ausſetzt, wenn man auf ein Pferd ſteigt, das man nicht kennt.

Beim Klang des Horns wurde der Wald in ſeinen Tiefen durch tauſend ſonderbare Lichter erhellt, Schatten liefen durch das Dickicht, ferne Stimmen riefen: Auf zur Jagd! Die Meute bellte, die Pferde ſchnoben und die Bäume zitterten wie in einem ſtarken Wind.

In dieſem Augenblicke ſchlug eine geſprungene Glocke, die in der Tiefe zu klagen ſchien, Mitternacht.

Beim zwölften Schlag ſetzte der alte Herr ſein Horn noch einmal an den Mund, die Diener machten die Meute los, die losgelaſſenen Hunde fuhren wie eine Handvoll Steine aus einer Baliſte auseinander, das Schreien und Heulen verdoppelte ſich, und alle Jäger und Piqueure und der Greis und Pecopin ſtürzten im Galopp davon.

Es war ein rauher, heftiger, ſchneller, funkenſprühender, ſchwindelnder, übernatürlicher Galopp, der Pecopin ergriff, ihn fortzog, mit ſich riß, der in ſeinem Hirn alle Schritte des Pferdes wiederhallen ließ, als ob ſein Schädel das Pflaſter des Weges geweſen wäre, der ihn blendete wie ein Blitz, berauſchte wie eine Orgie, aufregte wie eine Schlacht; ein Galopp, der bald Wirbel, ein Wirbel, der bald Orkan wurde.

Der Wald war ungeheuer, die Jäger unzählig, eine Lichtung folgte auf die andere, der Wind klagte, das Geſtrüpp pfiff, die Hunde bellten, der koloſſale Schatten eines ungeheuren Sechzehnenders erſchien von Zeit zu Zeit durch das Gebüſch, und floh ins Halbdunkel und in die Helle. Pecopins Pferd ſchnob gewaltig, die Bäume neigten ſich vor, um die

Jagd vorüberziehen zu ſehen, und wandten ſich zurück, wenn ſie ſie geſehen hatten, ſchreckliche Fanfaren ertönten bisweilen, dann ſchwiegen ſie plötzlich und man hörte in der Ferne das Horn des alten Jägers.

Pecopin wußte nicht, wo er war. Als er bei einer von Tannen beſchatteten Ruine, durch die ſich ein Waſſerfall oben von einer Porphyrmauer ſtürzte, vorübergaloppirte, glaubte er, das Schloß von Nidbeck zu erkennen. Dann ſah er ſchnell zu ſeiner Linken Gebirge laufen, die ihm die untern Vogeſen zu ſein ſchienen; er erkannte hinter einander an der Form den Ban de la Roche, Champ du Feu, Climont und Ungersberg.

Einen Augenblick nachher war er in den obern Vogeſen. In weniger als einer Viertelſtunde war ſein Pferd über den Giromagny, Rotaback, Sulz, Bärenkopf, Graiſſon, Breſſoir, Haut de Honce, Lure, den großen Donon und den großen Ventron geſetzt. Dieſe großen Gipfel erſchienen ihm in der Dunkelheit ohne Ordnung und ohne Verbindung; man hätte ſagen können, daß ein Rieſe die große Kette des Elſaß umgeſtürzt habe. Er glaubte hie und da die Seen erkennen zu können, welche die Vogeſen auf ihrer Spitze tragen, als wenn dieſe Gebirge unter dem Bauche ſeines Pferdes weggegangen wären. So ſah er ſeinen Schatten ſich im Haidenſee und Kuſenſprung, in dem weißen und dem ſchwarzen See abſpiegeln. Aber er ſah ihn, wie die Schwalben, die mit dem Flügel den Spiegel der Teiche ſtreifen; ſobald er ihn ſah, verſchwand er. So ſonderbar und haſtig der Lauf indeß auch war, er wurde wieder ruhig, indem ſeine Hand den Talisman berührte und er daran dachte, daß man ſich am Ende doch nicht vom Rhein entferne.

Plötzlich umſchloß ihn ein dichter Nebel; die Berge wurden darin eingehüllt, dann verloren ſie ſich ganz darin, der Jagdlärm verdoppelte ſich im Dunkeln und das ſpaniſche Roß

Pecopins galoppirte mit neuer Wuth. Der Nebel war so dicht, daß Pecopin kaum die aufrechtstehenden Ohren seines Pferdes vor sich sah. In so schrecklichen Momenten muß es gewiß eine große Anstrengung kosten und es ist ohne Zweifel ein Verdienst, wenn man seine Seele zu Gott und sein Herz zu seiner Geliebten erhebt. Das that der fromme, tapfere Ritter. Er dachte an den lieben Gott und an Boldur, und vielleicht mehr noch an Boldur, als an den lieben Gott, als die Klage des Windes zu einer Stimme zu werden schien, die ihm deutlich Heimburg sagte. In dem Augenblicke durchdrang eine große Fackel, die irgend ein Piqueur trug, den Nebel, und bei der Helle derselben sah Pecopin über seinem Kopf eine Weihe fliegen, die von einem Pfeil durchbohrt war und dennoch flog. Er wollte den Vogel betrachten, als sein Thier einen Satz machte; die Weihe schlug mit den Flügeln, die Fackel verschwand im Walde und Pecopin fiel in die alte Nacht zurück. Einige Augenblicke nachher sagte ihm der Wind: Vogtsberg; ein neuer Schein erhellte den Nebel, und Pecopin bemerkte darin einen Geier, dessen Flügel durch einen Spieß durchbohrt war, der aber dennoch flog. Er öffnete die Augen zum Sehen, den Mund zum Schreien, aber ehe er einen Blick geworfen, ehe er einen Schrei ausgestoßen, waren die Helle, der Geier und der Speer entschwunden. Sein Pferd hatte keinen Augenblick gestutzt und sich köpflings allen den Gespenstern entgegengeworfen, als wäre es das blinde Pferd des Dämons Paphos oder das taube Pferd des Königs Sisymordachus gewesen. Der Wind schrie zum dritten Male, und Pecopin hörte die traurige Stimme der Luft, die zu ihm sagte: Rheinstein; ein dritter Blitz färbte die Bäume im Nebel roth und ein dritter Vogel flog herbei. Es war ein Adler, der einen Bolz in seinem Bauch hatte und dennoch flog. Da dachte Pecopin an die Jagd des Pfalzgrafen, zu der er sich hatte verleiten

laſſen, und ſchauderte. Aber der Galopp ſeines Thieres war ſo raſend, die Bäume und die unbeſtimmten Gegenſtände der nächtlichen Gegend entflohen ſo raſch, die ganze Schnelligkeit war um Pecopin her ſo wunderbar, daß in ihm ſelbſt nichts bleiben konnte. Die Erſcheinungen und Geſichter folgten ſich ſo verworren, daß er ſeine Gedanken nicht einmal bei ſeinen traurigen Erinnerungen feſthalten konnte. Die Ideen fuhren durch ſeinen Kopf wie der Wind. Man hörte von fern immer das Geräuſch der Jagd, und hie und da ſchrie der ungeheure Hirſch der Nacht in den Gehölzen.

Allmählig hatte der Nebel ſich gehoben. Plötzlich wurde die Luft lau, die Bäume verwandelten ihre Form, die Piſtazienbäume und Pinien von Aleppo erſchienen auf den Felſen; ein großer, weißer Mond, von einem ungeheuren Hof umgeben, erhellte düſter die Haiden. Und dennoch war es kein Mondſcheintag.

Während Pecopin in der Tiefe eines Hohlwegs jagte, beugte er ſich und rupfte eine Hand voll Gras aus. Beim Mondenſchein prüfte er die Pflanzen und erkannte voller Angſt die Anthylla vulneraria der Sevennen, die veronica filiformis und die gemeine Ruthe, deren häßliche Blätter in Klauen ausgehen. Eine halbe Stunde nachher war der Wind noch wärmer; ſonderbare Meerwunder erfüllten von Zeit zu Zeit das Dickicht, er beugte ſich noch einmal auf den Boden und riß wieder die Pflanzen aus, auf die er gerade ſtieß. Diesmal war es der Silberklee von Cette, die geſtirnte Anemone von Nizza, Seetang von Toulon, das geranium sanguineum aus den untern Pyrenäen, das an ſeinen fünffach gezackten Blättern ſo kenntlich iſt, und die astrantia major, deren Blume eine Sonne iſt, die durch einen Ring, wie der Planet Saturn ſchimmert. Pecopin ſah, daß er ſich mit einer fürchterlichen Schnelligkeit vom Rhein entfernte; er hatte 100 Meilen zwiſchen

den beiden Handvoll Kräutern gemacht. Er hatte die Vogesen, die Sevennen durchzogen, in diesem Augenblick zog er durch die Pyrenäen. — Eher den Tod! dachte er, und wollte sich von seinem Pferde werfen. Als er sich aus dem Sattel schwingen wollte, fühlte er seine Füße von zwei eisernen Händen zusammen geschnürt. Er sah hin. Seine Bügel hatten ihn gefaßt und hielten ihn fest.

Fernes Geschrei, Gewieher und Gebell war entsetzlich; das Horn des alten Jägers, der der Jagd ungeheuer weit voraus war, blies düstere Weisen, und durch große bläuliche Aeste, die der Wind schüttelte, sah Pecopin die Hunde durch Teiche voll magischer Reflexe schwimmen.

Der arme Ritter gab sich auf, schloß die Augen und ließ sich forttragen.

Einmal öffnete er sie wieder, die Ofenhitze einer tropischen Nacht schlug ihm entgegen, unbestimmtes Tiger- und Schakalgeheul drang bis zu ihm; er sah Ruinen von Pagoden, auf deren Giebeln in langen Reihen Geier und Störche saßen; Bäume von bizarrer Form nahmen in den Thälern sonderbare Stellungen an; er erkannte den Banyan und Baobob; der Uenonbuyh pfiff, der oyra rameum surrte, der kleine Gonambuch sang. Pecopin war in einem indischen Wald.

Er schloß die Augen.

Dann öffnete er sie wieder. In einer Viertelstunde war auf die Luft des Aequators ein eisiger Wind gefolgt. Der Huf des Pferdes ließ das Eis knirschen. Die Rauhheit der Waldungen und Gebirge war schrecklich. Am Horizont lagen nur zwei oder drei Felsen von einer entsetzlichen Höhe, um welche Schwaden und Dünste flogen, und durch gräßliche, schwarze Büsche sah man große, weiße Meerflächen, auf die der Himmel Schneeflocken warf, und die Schaumflocken gen Himmel warfen.

Pecopin durchflog die Lerchenbäume von Biarmien, die am Nordkap ſind.

Einen Augenblick nachher verfinſterte ſich die Nacht, Pecopin ſah nichts mehr, aber er hörte ein erſchreckliches Geräuſch und merkte, daß er neben dem Maelſtrom, dem Tartarus der Alten und dem Nabel des Meeres, vorüberflog.

Was war das denn für ein ſchrecklicher Wald, der um die ganze Erde ging?

Der Sechzehnender erſchien, immer fliehend und immer verfolgt, hie und da wieder. Die Schatten und der Lärm ſtürzten ſich durcheinander auf ſeine Spur, und das Horn des alten Jägers übertönte Alles, ſelbſt den Maelſtrom.

Plötzlich ſtand das Pferd. Das Gebell hörte auf, Alles ſchwieg um Pecopin. Der arme Ritter, der ſeit einer Stunde die Augen geſchloſſen hatte, öffnete ſie. Er ſtand vor der Façade eines koloſſalen, düſteren Gebäudes, deſſen helle Fenſter ihn anzuſehen ſchienen. Die Façade war ſchwarz wie eine Maske und lebendig wie ein Geſicht.

Zwölftes Kapitel.

Beſchreibung einer ſchlechten Herberge.

Es möchte ſchwer ſein zu ſagen, was das Gebäude war. Es war ein Haus feſt wie eine Citadelle, eine Citadelle prächtig wie ein Palaſt, ein Palaſt drohend wie eine Höhle, und eine Höhle ſtumm wie ein Grab.

Man hörte keine Stimme, ſah keinen Schatten darin.

Um das Schloß, deſſen ungeheure Größe etwas Uebernatürliches hatte, erſtreckte ſich unabſehbar der Wald. Kein Mond ſtand mehr am Himmel. Man ſah nur einige Sterne, die roth wie Blut waren.

Digitized by Google

Das Pferd hatte am Fuß einer Treppe, die in einer großen verschlossenen Thür auslief, gehalten. Pecopin sah rechts und links und glaubte die ganze Façade entlang andere niedrige Treppen zu entdecken, an denen andere unbewegliche Ritter so wie er hielten und schweigend zu warten schienen.

Pecopin zog seinen Dolch und wollte mit dem Knopf an die Marmorbalustrade der Treppe schlagen, als plötzlich das Horn des alten Jägers neben dem Schloß, wahrscheinlich hinter der Façade, erklang. Dies Horn, dessen Schall die Bäume sichtlich bog, bließ ein schreckliches Hallali in die Finsterniß.

Es schwieg. Kaum hatte es geendet, als sich die äußeren Flügelthüren des Schlosses öffneten, wie wenn ein Wind von innen sie alle auf einmal aufgestoßen hätte. Ein Lichtstrom drang heraus.

Das Roß stieg die Treppe hinan und Pecopin trat in einen großen, prächtig beleuchteten Saal.

Die Mauern desselben waren mit Stickereien bedeckt, die Gegenstände aus der römischen Geschichte vorstellten. Das Getäfel war mit Cypressen und Elfenbein bekleidet. Oben ging eine Gallerie voll Blumen und Bäume herum, und in einem Winkel sah man unter einer Rotunde einen mit Agat gepflasterten Platz für die Damen. Das übrige Pflaster war Mosaik und stellte den trojanischen Krieg vor.

Sonst war Niemand da, der Saal leer. Es gibt nichts Traurigeres, als diese große Helle und diese große Oede.

Das Pferd, das von selbst ging und dessen Schritt dumpf auf dem Pflaster dröhnte, durchschritt langsam den ersten Saal und kam in einen zweiten, der ebenso erleuchtet, groß und öde war.

Große geschnitzte Cederbretter gingen rings im Saal herum, und in diese Bretter hatte ein Zauberkünstler wunderbare Gemälde von Gold und Perlmutter gefaßt. Es waren Schlachten,

Digitized by Google

Jagden, Feſte, die Schlöſſer voll von künſtlichem Feuer, von Wilden und Faunen belagert, vorſtellten, Turniere und Seekriege mit allen Arten von Schiffen, die auf einem Ocean von Türkiſen, Smaragden und Saphiren fuhren.

Unter dieſen Gemälden war ein mit dem Meißel gearbeiteter Fries angebracht, der auf das kunſtreichſte gearbeitet, in den unzähligen Beziehungen, die ſie unter einander haben, die drei Arten irdiſcher Geſchöpfe, die Geiſt haben, vorſtellte: die Rieſen, Menſchen und Zwerge; überall demüthigten die Rieſen auf dieſem Werk den Menſchen, der kleiner als die Rieſen und dummer als die Zwerge iſt.

Die Decke ſchien indeß dem menſchlichen Geiſt irgend eine boshafte Huldigung zu bringen. Sie war ganz aus Medaillons zuſammengeſetzt, in denen, von einem düſtern Feuer beleuchtet und mit Pluto's Kronen geſchmückt, die Porträts aller der Menſchen glänzten, denen die Erde nützliche Erfindungen verdankt und die deßhalb Wohlthäter der Menſchheit genannt ſind. Jeder war wegen der Erfindung, die er gemacht, da. Arabus wegen der Medicin, Dädalus wegen der Labyrinthe, Piſiſtratus wegen der Bücher, Ariſtoteles wegen der Bibliotheken, Tubalcain wegen der Amboße, Architas wegen der Kriegsmaſchinen, Noah wegen der Schifffahrt, Abraham wegen der Geometrie, Moſes wegen der Trompete, Amphictyon wegen der Traumdeutung, Friedrich Barbaroſſa wegen der Falkenjagd, Herr Bachou aus Lyon wegen der Quadratur des Zirkels. In den Winkeln des Gewölbes hingen, als die Sternbilder dieſes menſchlichen Himmels, viele erlauchte Geſichter, Flavius, der den Compaß erfunden, Chriſtoph Columbus, der Amerika entdeckte, Botargus, der die Saucen in der Küche erſonnen, Mars, der den Krieg erfunden, Fauſt, der die Buchdruckerkunſt, der Mönch Schwarz, der das Pulver, und der Papſt Pontian, der die Kardinäle erfunden hat.

Mehrere dieſer berühmten Perſonen waren Pecopin unbekannt und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil ſie zu der Zeit, wo dieſe Geſchichte vorgeht, noch nicht geboren waren.

Der Ritter drang ſo, wohin ihn ſein Pferd führte, durch eine lange Reihe prächtiger Säle. In einem derſelben bemerkte er auf der öſtlichen Seite folgende Inſchrift mit goldenen Lettern: „Der Caoue der Araber, ſonſt Kaffee genannt, iſt eine Pflanze, die in Maſſe im türkiſchen Reiche wächst und die man in Indien das Wunderkraut nennt, wenn ſie folgendermaßen zubereitet iſt: man nehme eine halbe Unze von dieſer Pflanze, ſtoße ſie zu Pulver, und laſſe es in einer Pinte gewöhnlichen Waſſers drei oder vier Stunden einziehen; dann laſſe man es ſo kochen, bis ein Drittel davon verdunſtet. Man trinke es allmählig und wie ſchlürfend. Perſonen von Stande verſüßen es mit Zucker und aromatiſiren es mit grauer Ambra."

Gegenüber auf der weſtlichen Seite blitzte folgende Inſchrift: „Das griechiſche Feuer brennt im Waſſer und beſteht aus Weidenkohlen, Salz, Branntwein, Schwefel, Weihrauch und Kampher, der ſelbſt allein ohne andere Miſchung im Waſſer brennt und jeden Gegenſtand verzehrt."

In einem andern Saal war kein weiterer Schmuck, als das ſehr ähnliche Portrait des Bedienten, der beim Feſt des Trimalchio um die Tafel ging und mit herrlicher Stimme die Saucen beſang, in denen Benzoeharz war.

Ueberall waren Fackeln, Armleuchter, Kerzen und Kronleuchter, die von ungeheuren Kupfer- und Stahlſpiegeln zurückgeſtrahlt wurden und in den endloſen, reichen Zimmern funkelten, in denen Pecopin keinem menſchlichen Weſen begegnete, und durch die er mit ſtierem Blick und wirrem Geiſt allein, unruhig, erſchreckt, voll der unausſprechlichen Gedanken, die einem Träumer im Walde kommen, ſchritt.

Endlich gelangte er an eine Thür von röthlichem Metall: über der in einem Laubwerk von Edelsteinen ein goldener Apfel hervortrat, und auf dem Apfel las er folgende beide Zeilen:

Adam hat die Mahlzeit erfunden.
Eva hat den Nachtisch erfunden.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Herberge, so die Tafel.

Als er die ironische Bedeutung dieser Inschrift ergründen wollte, öffnete die Thür sich langsam. Das Pferd trat hinein und Pecopin war wie ein Mensch, der plötzlich aus dem hellen Sonnenlichte in einen Keller tritt. Die Thür hatte sich hinter ihm geschlossen und der Ort, in den er getreten, war so düster, daß er im ersten Augenblick glaubte, er sei blind geworden. Er bemerkte nur in einiger Entfernung eine bleiche Helle. Allmählig gewöhnten sich seine Augen, die durch die unnatürliche Helle der Vorzimmer, durch die er gekommen, geblendet waren, an die Dunkelheit, und er fing an die tausend ungeheuren Pfeiler eines weiten babylonischen Saals zu unterscheiden. Die Helle, die in der Mitte des Saals war, nahm eine bestimmte Form an, und in wenigen Augenblicken sah der Ritter im Dunkel mitten in einem Walde von dicken Säulen eine große, von einem Leuchter mit sieben Armen, an deren Spitzen sieben blaue Flammen flackerten, spärlich erhellte Tafel hervortreten.

Oben an dieser Tafel saß auf einem Thron von grünem Golde ein eherner Riese, der lebendig war. Der Riese war Nimrod. Zu seiner Rechten und Linken saßen auf eisernen Stühlen eine Menge bleicher, stummer Gäste, die Einen mit

Digitized by Google

mauriſchen Mützen, die Andern mit mehr Perlen bedeckt, als der König von Bisnagar.

Pecopin erkannte darin alle die berühmten Jäger, die in der Geſchichte fortleben: den König Mithrobuzanes, den Tyrannen Machanidas, den römiſchen Conſul Aemilius Barbula II.; Rollo, den Meerkönig, Swentibold, den unwürdigen Sohn des großen Arnulph, Königs von Lothringen, Haganon, Günſtling Karls von Frankreich, Herbert, Grafen von Vermandois; Wilhelm Tête-d'Etoupe, Grafen von Poitiers, Stammherrn des erlauchten Hauſes von Rechignevoiſin, den Papſt Vitalianus, Fardulfus, Abt von Saint-Denis, Athelſtan, König von England, und Aigrold, König von Dänemark.

Neben Nimrod lehnte der große Cyrus, der 2000 Jahr vor Chriſti Geburt das perſiſche Reich grüudete, und der ſein Wappen auf der Bruſt trug; es beſteht, wie man weiß, aus einem ſilbernen Löwen im grünen Felde, mit einer goldenen Lorbeerkrone mit goldenem, gezacktem Rande und Rachen, mit acht Dreiblättern mit ſilbernem Schwanz.

Dieſe Tafel wurde nach der kaiſerlichen Etikette bedient und an den vier Ecken waren vier ausgezeichnete und berühmte Jägerinnen: die Königin Emma, die Königin Ogive, die Mutter Ludwigs d'Outre-mer, die Königin Gerberge und Diana, die in ihrer Eigenſchaft als Göttin einen Thronhimmel und ein Beſteck wie die drei Königinnen hatte.

Keiner der Gäſte aß, keiner ſprach, keiner ſah ſich um. Ein großer leerer Raum mitten im Tiſchtuch ſchien darauf zu warten, daß man die Speiſen auftrage, und nur Flaſchen ſtanden auf dem Tiſch, in denen tauſend Getränke der verſchiedenen Länder funkelten, der Palmenwein aus Indien, der Reiswein aus Bengalen, das deſtillirte Waſſer aus Sumatra, der Arak der Japaner, der Pamplis der Chineſen und der Pechmez der Türken. Hie und da ſchäumten große reichgear-

beitete thönerne Krüge von dem Getränk, das die Norwegen Wel, die Gothen Buska, die Kärnthner Vo, die Slavonier Oll, die Dalmatier Bieu, die Ungarn Ser, die Böhmen Piva, die Polen Pwo und wir Bier nennen.

Neger, die Dämonen glichen, oder Dämonen, die Negern glichen, umgaben ſtehend, ſtumm, die Serviette über dem Arm, die Gießkanne in der Hand, den Tiſch. Jeder Gaſt hatte, wie es ſich ziemt, ſeinen Zwerg neben ſich. Frau Diana hatte ihren Windhund.

Als er aufmerkſam in die dunkelſten Tiefen dieſes ſonderbaren Orts blickte, ſah Pecopin, daß in der faſt endloſen Größe des Saales eine Menge Zuſchauer waren; alle wie er zu Pferde und im Jagdhabit; Schatten der Dunkelheit, Statuen der Unbeweglichkeit, Geſpenſter dem Schweigen nach. Unter den nächſten glaubte er die Reiter zu erkennen, die den alten Jäger im Irrgarten begleiteten. Wie ich eben ſagte, Gäſte, Diener, Umſtehende beobachteten ein ſchreckliches Schweigen, und eher als einen Athemzug dieſer Menge hätte man die Steine eines Grabes flüſtern hören.

Es war ſehr kalt in der Dunkelheit; Pecopin war bis auf die Knochen erſtarrt, und doch fühlte er den Schweiß von allen Gliedern herabfließen.

Auf einmal ertönte das Geheul wieder, anfangs fern, bald laut, luſtig und wild; dann miſchte ſich plötzlich das Horn des alten Jägers darunter und begann mit triumphirender Pracht ein herrliches, ganz ſonderbares und neues Hallali anzuſtimmen, das mehrere Jahrhunderte nachher von Roland de Lattre in einer nächtlichen Begeiſterung wiedergefunden wurde, und dieſem großen Muſiker den 6. April 1574 die Ehre verſchaffte, von dem Papſt Gregor XIII. zum Ritter von St. Peter mit dem goldenen Sporn de **numero participantium** gemacht zu werden.

Bei dieſem Geräuſch erhob Nimrod den Kopf, der Abt Fardulfus wandte ſich halb um, und Cyrus, der ſich auf den rechten Ellenbogen geſtützt hatte, ſtützte ſich auf den linken.

Vierzehntes Kapitel.

Neue Art vom Pferd zu fallen.

Das Gebell und das Horn näherten ſich; eine große Thür, die derjenigen gegenüberſtand, durch welche Pecopin gekommen war, öffnete ſich weit, und der Ritter ſah in einer langen, dunkeln Galerie die zweihundert fackeltragenden Diener kommen, die auf ihrer Schulter eine ungeheure Schüſſel von grünem Golde trugen, in der mitten in einer gewaltigen Sauce der Sechzehnender gebraten, ſchwärzlich und rauchend lag.

Vor den zweihundert Dienern, deren Fackeln roth wie glühendes Eiſen waren, kam der alte Jäger, ſein Büffelhorn in der Hand haltend und auf ſeinem mit Schaum bedeckten tartariſchen Renner ſitzend. Er ſtieß nicht mehr in ſein Horn, ſondern lachte fröhlich mitten unter dem unerhörten Geheul der Meute, die den Hirſch begleitete, immer von dem maskirten Piqueur geführt.

In dem Augenblick, wo das Geleit aus der Galerie in den Saal trat, wurden die Fackeln der Diener blau und die Hunde verſtummten auf einmal. Dieſe ungeheuren Doggen mit Löwenrachen und Tigergebrüll folgten hinter einander ihrem Herrn mit langſamem Schritt, geſenktem Kopf, den Schwanz zwiſchen die Beine geklemmt und mit vor Schrecken zitternden Lenden und bittenden Augen bis an den Tiſch, wo noch immer hohläugig, unbeweglich und bleich wie Marmorgeſichter, die ſtummen Gäſte ſaßen.

Bei der Tafel angekommen, ſah der Alte den traurigen

Geſtalten ins Geſicht und lachte: Hombres y mugeres, vos otros, belle signore, domini et dominae, amigos mios, wie ſteht's Befinden?

Du kommſt ſehr ſpät, ſagte der eherne Mann.

Ich hatte einen Freund, dem ich die Jagd zeigen wollte, antwortete der Greis.

Gut, entgegnete Nimrod, aber ſieh!

Zugleich ſtreckte er den Daumen ſeiner rechten Hand über ſeine eherne Schulter und zeigte hinter ſich in die Tiefe des Saals. Das Auge Pecopins folgte maſchinenmäßig, wohin der Rieſe zeigte, und ſah von fern auf den ſchwarzen Mauern weißliche Spitzbögen ſich abzeichnen, als wenn es hie und da leiſe von dem erſten Morgengrauen getroffene Fenſter wären.

So muß man eilen, ſagte der Jäger darauf.

Und auf ein Zeichen, das er ihnen gab, ſchickten ſich die zweihundert Fackelträger von den Negern unterſtützt an, den gebratenen Hirſch am Fuß des ſiebenarmigen Leuchters auf den Tiſch zu ſetzen.

Da ſtieß Pecopin ſeinem Roß die Sporen in die Seiten, und es gehorchte ihm ſonderbarer Weiſe, vielleicht weil das Herannahen des Morgens den Zauber ſchwächte. Er trieb ſein Pferd zwiſchen die Diener und den Tiſch, ſtellte ſich aufrecht in die Bügel, nahm ſein Schwert in die Hand, ſah finſter, eins nach dem andern, die traurigen Geſichter der Tafel und den alten Jäger an und rief mit Donnerſtimme: Wer ihr auch ſeid, Geſpenſter, Larven, Erſcheinungen und Geſichter, Kaiſer oder Dämonen, ich verbiete euch, einen Schritt weiter zu thun, oder ſonſt, Gott ſoll mir helfen, will ich euch Alle lehren, und ſelbſt dich, du Mann von Erz, wie auf dem Schädel eines Geſpenſtes der eiſerne Schuh eines lebendigen Ritters drückt! Ich bin in der Höhle der Schatten, aber ich werde nach meinem Belieben und Gutdünken wirkliche, ſchreckliche Dinge thun!

Digitized by Google

Mischt euch nicht hinein, meine Herren! Und du, der mich belogen hat, du alter Taugenichts, du kannst wohl wie ein junger Mann blank ziehen, da du mit mehr Wuth als ein Stier in dein Horn stößest. Parire, oder bei Gott, ich stoße dir das Schwert durch den Bauch, und wärest du der König Pluto selbst!

— Ah, seid Ihr da, mein Theurer! sagte der Alte. Wollt Ihr mit uns zu Nacht essen?

Das Lächeln, das diese höfliche Einladung begleitete, brachte Pecopin auf. — Hüte dich, alter Narr! du hast mir was versprochen und mich getäuscht.

So? warte bis ans Ende; was weißt du davon?

Hüte dich, sage ich dir!

Ah, mein lieber Freund, Ihr packt die Sache unrecht an.

Gib mir Boldur zurück, wie du mir versprochen hast!

Wer sagt Euch denn, daß ich sie Euch nicht wiedergeben will? Was werdet Ihr aber thun, wenn Ihr sie wiedersehet?

Sie ist meine Braut, das weißt du, Elender, und ich will sie heirathen, sagte Pecopin.

Da wird es wahrscheinlich ein trauriges, unglückliches Paar mehr geben, antwortete der alte Jäger kopfschüttelnd. Aber was geht mich das am Ende an? Es muß so sein. Das schlechte Beispiel wird den Männern und Weibern hier unten von dem Mann und dem Weib da oben, von Sonne und Mond, die eine abscheuliche Wirthschaft führen und nie zusammen sind, gegeben.

Laßt den Spott, rief der Ritter, oder ich vernichte dich, vernichte diese Dämonen und ihre Göttinnen und führe sie aus dieser Höhle ab.

Der Alte antwortete mit einem Gaunerlächeln: Führe ab, mein Freund! da ist das Recept: Sennesblätter, Rhabarber, Glaubersalz. Die Sennesblätter reinigen den Magen, der

Rhabarber ſpült den Zwölffingerdarm aus und das Glauberſalz fegt die Gedärme rein.

Wüthend ſtürzte ſich Pecopin mit gezücktem Schwert auf ihn los; kaum hatte das Pferd aber einen Schritt gethan, als er es zittern und zuſammenſinken fühlte. Eine kalte, weiße Tageshelle drang in die Höhle und huſchte die blauen Wände entlang. Den alten, immer lächelnden und immer unbeweglichen Jäger ausgenommen, begannen alle Umſtehenden zu verſchwinden. Der Leuchter und die Fackeln erloſchen; das Auge der Geſpenſter, das die trotzige Anrede Pecopins einigermaßen belebt hatte, war todt; und durch den ungeheuren ehernen Rieſen Nimrod unterſchied Pecopin wie durch eine Glasſcheibe deutlich die Pfeiler im Hintergrunde des Saals.

Sein Pferd wurde unbeweglich und ſchwand allmählig unter ihm zuſammen. Pecopins Füße berührten faſt die Erde.

Plötzlich krähte ein Hahn. Es lag etwas Schreckliches in dieſem hellen, metalliſchen, vibrirenden Krähen, das Pecopin wie ein Schwert durchdrang. In demſelben Augenblick zog ein friſcher Luftzug vorüber, ſein Pferd verſchwand unter ihm, er ſchwankte und wollte fallen. Als er wieder aufſtand, war Alles verſchwunden.

Er ſtand allein auf dem Boden, das Schwert in der Hand, in einer mit Haide bewachſenen Schlucht, wenige Schritte von einem Bache, der in den Felſen ſchäumte, vor der Thür eines alten Schloſſes. Der Tag erſchien. Er hob die Augen auf und ſtieß einen Freudenſchrei aus. Das Schloß war die Falkenburg.

Fünfzehntes Kapitel.

Worin man ſieht, welche rhetoriſche Form der liebe Gott am liebſten gebraucht.

Der Hahn krähte zum zweiten Mal. Sein Ruf tönte aus dem Hühnerhof des Schloſſes. Dieſer Hahn, deſſen Stimme um Pecopin her das Schloß voll der Zaubereien und nächtlichen Jäger ſo eben zerſtört hatte, hatte vielleicht dieſelbe Nacht die Brodkrumen, die jeden Abend aus den geſegneten Händen Boldurs fielen, aufgepickt.

O Macht der Liebe! edle Kraft des Herzens! warmer Strahl der ſchönen Leidenſchaften und ſchönen Jahre! Kaum hatte Pecopin dieſe geliebten Thürme wiedergeſehen, als ihm das friſche, blendende Bild ſeiner Braut erſchien und ihn mit Luſt erfüllte, als er wie einen Rauch alles Elend der Vergangenheit, die Geſandtſchaften, die Könige, die Reiſen, die Geſpenſter und die entſetzliche Höhle von Erſcheinungen, aus der er kam, verſchwinden fühlte.

Gewiß nicht mit erhobenerem Haupte und flammenderem Auge ging der gekrönte Prieſter, von dem das Speculum historiale ſpricht, mitten aus den Geſpenſtern, nachdem er das düſtere, prachtvolle Innere des gekrönten Drachens beſucht hatte. Und weil dieſe ſchreckliche Figur dem, der dieſe Geſchichten erzählt, erſchien, ſo will er ihr einen Fluch nachwerfen und dieſem falſchen Weiſen, der zwei Geſichter hatte, eins nach dem Licht, das andere nach dem Dunkel gekehrt, der für Gott der Papſt Sylveſter II. und für den Teufel der Zauberer Gerbert war, ein Brandmal aufdrücken!

Verräthern und doppelzüngigen Menſchen gegenüber iſt der Haß eine Pflicht. Jeder Pariſer braucht im Vorübergehen

einen Stein für Périnet Leclerq, jeder Spanier für den Grafen Julian, jeder Christ für Judas, jeder Mensch für Satan.

Uebrigens wollen wir nicht vergessen, daß Gott unabänderlich den Tag neben die Nacht, das Gute neben das Böse, den Engel dem Teufel gegenüber setzt. Das strenge Walten rührt überall von diesem ewigen und erhabenen Gegensatz her. Es scheint, daß Gott unaufhörlich sagt: Wählt! Im elften Jahrhundert stellte er dem cabalistischen Priester Gerbert den keuschen und weisen Emuldus entgegen. Der Zauberer war Papst, der weise Doktor Arzt. So daß die Menschen unter demselben Himmel, während derselben Ereignisse und derselben Zeit, die weiße Wissenschaft im schwarzen Rock und die schwarze Wissenschaft im weißen Rock sehen konnten.

Pecopin hatte sein Schwert wieder in die Scheide gesteckt und ging mit großen Schritten auf die Burg zu, deren Fenster, schon von einem Strahl der Morgensonne beleuchtet, den Morgen anzulächeln schienen. Als er sich der Brücke, von der jetzt nur noch ein Bogen übrig ist, näherte, hörte er eine Stimme hinter sich, die ihm sagte: Nun, Ritter von Sonneck, habe ich mein Versprechen gehalten?

Sechzehntes Kapitel.

Worin die Frage behandelt ist, ob man einen wiederkennen kann, den man nicht kennt.

Er wandte sich um. Zwei Männer standen in der Haide. Der eine war der maskirte Piqueur, und Pecopin zitterte, da er ihn sah. Er trug eine große, rothe Schreibtafel unter dem Arm. Der andere war ein kleiner, buckliger, hinkender und sehr häßlicher Mann. Er hatte mit Pecopin gesprochen und Pecopin dachte nach, wo er dies Gesicht gesehen habe.

Erkennſt du mich denn nicht mehr, mein Edler? nahm der Bucklige wieder das Wort.

Doch, ſagte Pecopin

Der Tauſend!

Ihr ſeid der Sklav vom rothen Meer.

Ich bin der Jäger aus dem Irrgarten, erwiederte der kleine Mann.

Es war der Teufel.

Meiner Treu, fuhr Pecopin fort, ſeid was Ihr wollt, da Ihr mir aber im Ganzen Wort gehalten habt, da ich vor Falkenburg bin, da ich Boldur wiederſehen ſoll, ſo bin ich der Eure, mein Herr, und danke Euch in aller Ordnung.

Dieſe Nacht klagteſt du mich an; was ſagte ich dir?

Ihr ſagtet: Warte das Ende ab!

Jetzt dankſt du mir und ich ſage dir wieder: Warte das Ende ab! Du warſt vielleicht zu ſchnell mich anzuklagen, und eilſt jetzt zu ſehr mir zu danken.

Während der Bucklige ſo ſprach, hatte er einen unbeſchreiblichen Ausdruck in ſeinem Geſicht. Die Ironie iſt das eigentliche Geſicht des Teufels; Pecopin zitterte.

Was wollt Ihr damit ſagen?

Der Teufel zeigte auf den maskirten Piqueur: Erkennſt du den Mann wieder?

Ja.

Kennſt du ihn?

Nein.

Der Piqueur demaskirte ſich, es war Erilangus. Pecopin fühlte ſeine Glieder zittern. Der Teufel fuhr fort:

Du warſt mein Gläubiger, Pecopin; ich bin dir zwei Dinge, dieſen Buckel und dieſen hinkenden Fuß ſchuldig. Nun bin ich ein guter Schuldner. Ich habe deinen alten Diener Erilangus aufgeſucht, um mich von deinen Neigungen zu unterrichten. Er

Digitized by Google

hat mir erzählt, du liebeſt die Jagd. Da ſagte ich denn: Es wäre Schade, wenn man den ſchönen Jäger nicht die ſchwarze Jagd mitmachen ließe. Als die Sonne unterging, fand ich dich im Gehölz. Du warſt im Irrgarten. Ich kam zu rechter Zeit. Der Zwerg Roulon wollte dich für ſich nehmen, ich nahm dich für mich.

Pecopin ſchauderte unwillkürlich. Der Teufel fügte hinzu:

Hätteſt du deinen Talisman nicht gehabt, ſo hätte ich dich behalten. Aber es iſt beſſer, daß es ſo iſt; die Rache muß aus verſchiedenen Gewürzen beſtehen.

Was willſt du am Ende aber damit ſagen, Satan? entgegnete Pecopin mit Nachdruck.

Der Teufel fuhr fort: Um Erilangus für ſeine Auskunft zu belohnen, habe ich ihn zu meinem Buchhalter gemacht. Er hat guten Lohn.

Schlechter Schelm, willſt du endlich ſagen, was das heißen ſoll? rief Pecopin.

Was hatte ich dir verſprochen?

Nach dieſer Nacht, die ich mit dir auf der Jagd zubrächte, würdeſt du mich bei Sonnenaufgang nach der Falkenburg führen.

Da biſt du.

Sag mir, Teufel, iſt Boldur todt?

Nein.

Iſt ſie verheirathet?

Nein.

Hat ſie den Schleier genommen?

Nein.

Iſt ſie nicht mehr in Falkenburg?

Doch.

Liebt ſie mich nicht mehr?

Immer.

Wenn du die Wahrheit ſprichſt, rief Pecopin, Athem holend, als ſei er von dem Gewicht eines Gebirges befreit, ſo danke ich dir, wer du auch ſeiſt und was auch komme.

So geh! ſagte der Teufel, du biſt zufrieden und ich auch.

Bei dieſen Worten nahm er Erilangus in ſeine Arme, obwohl er klein und Erilangus groß war, dann machte er, ſein ungeſtaltes Bein um das andere ſchlingend und ſich auf die Zehen ſtellend, eine Pirouette, und Pecopin ſah ihn wie einen Bohrer in die Erde verſinken. Nach einer Sekunde war er verſchwunden.

Aus der Erde, die ſich über dem Teufel ſchloß, kam eine kleine violette, mit grünen Funken beſäte Helle, die luſtig mit vielen Sprüngen und Sätzen bis zum Wald ſprang, wo ſie einige Zeit unbeweglich und wie an die Bäume gelehnt ſtehen blieb, ſie mit tauſend Lichtſchattirungen färbend, ſowie der Regenbogen ſich unter die Blätter miſcht.

Siebenzehntes Kapitel.

Was an der Thür geſchah.

Pecopin zuckte die Achſeln. — Boldur lebt, Boldur iſt frei, dachte er, und Boldur liebt mich! Was kann ich fürchten? Geſtern Abend waren es, ehe ich dieſem Teufel begegnete, gerade fünf Jahre, daß ich ſie verlaſſen hatte. Nun, heute ſind es fünf Jahre und ein Tag! Ich werde ſie ſchöner als je wiederſehen. Das Weib iſt das ſchöne Geſchlecht und zwanzig Jahre ſind das ſchöne Alter.

In dieſer Zeit derber Treue kümmerte man ſich nicht um fünf Jahre.

Während er ſo mit ſich ſelbſt ſprach, näherte er ſich dem Schloſſe und erkannte freudig jeden Vorſprung des Portals,

jede Zacke der Zinnen und jeden Bogen der Zugbrücke. Er fühlte sich glücklich und gut aufgenommen. Der Söller des Hauses, der uns als Kinder gesehen hat, lächelt, wenn er uns als Männer wiedersieht, wie das zufriedene Auge einer Mutter.

Da er über die Brücke ging, bemerkte er neben dem dritten Bogen eine sehr schöne Eiche, deren dichtes Haupt die Brustwehr um vieles überragte. Das ist sonderbar, dachte er, es war früher kein Baum da. Indeß erinnerte er sich, daß er zwei oder drei Wochen vor dem Tage, an dem er der Jagd des Pfalzgrafen begegnet war, mit Boldur Eicheln und Knöchelchen gespielt hatte, und daß er sich an die Brustwehr der Brücke gelehnt und gerade an der Stelle eine Eichel hatte in den Graben fallen lassen. Teufel, dachte er, aus der Eichel ist in fünf Jahren eine Eiche geworden. Der Boden ist gut.

Vier Vögel, ein Häher, eine Amsel, eine Elster und ein Rabe schwatzten nach Leibeskräften auf der Eiche. Pecopin achtete darauf so wenig, als auf die Taube, die im Taubenschlage girrte, und auf die Henne, die im Hühnerhof gackerte. Er dachte nur an Boldur und eilte vorwärts.

Die Sonne war aufgegangen und die Diener ließen die Zugbrücke nieder. Als Pecopin unter dem Thor stand, hörte er hinter sich ein sehr entferntes, aber doch sehr deutliches Gelächter. Er wandte sich um und sah Niemand. Es war der Teufel, der in seiner Höhle lachte.

Unter dem Gewölbe war ein Wasserbehälter, das der Schatten und der Wiederschein zu einem Spiegel machten. Der Ritter neigte sich darüber.

Nach den Mühseligkeiten der Reise, die ihm kaum einige Lumpen auf dem Leibe gelassen hatten, erwartete er, besonders nach den Stößen dieser übernatürlichen Jagdnacht, er würde vor sich selbst erschrecken müssen. Durchaus nicht. War es die Kraft des Talismans, den ihm die Sultanin gegeben hatte,

Digitized by Google

war es die Wirkung des Elixirs, das ihn der Teufel hatte trinken laſſen, er war reizender, friſcher, jünger und kräftiger, als je. Was ihn am meiſten wunderte, war, daß er ſich mit ganz neuen und prächtigen Kleidern bedeckt ſah. Seine Gedanken waren in ſeinem Gehirn ſo verwirrt, daß er ſich nicht mehr erinnern konnte, zu welcher Stunde der Nacht man ihn ſo angekleidet hatte. Er war ſehr ſchön ſo. Er hatte das Kleid eines Prinzen und die Miene eines Genius.

Während er ſich ſo einigermaßen verwundert, aber ſehr zufrieden und höchſt ſelbſtgefällig betrachtete, hörte er ein zweites Gelächter, noch luſtiger als das erſte, hinter ſich. Er wandte ſich um und ſah Niemand. Es war der Teufel, der in ſeiner Höhle lachte.

Er durchſchritt den Ehrenhof. Die Waffenknechte verbeugten ſich auf den Mauerzinnen; keiner erkannte ihn und er erkannte keinen. Die Mägde mit kurzen Unterröcken, welche die Leinwand am Zuber klopften, wandten ſich um; keine erkannte ihn und er erkannte keine. Aber er ſah ſo gut aus, daß man ihn vorbei ließ. Stolzes Aeußeres ſetzt ſtolzen Namen voraus.

Er kannte den Weg und richtete ſich nach der kleinen Wendeltreppe, die nach der Kammer Boldur's führte. Während er über den Hof ging, kam es ihm vor, als ſeien die Façaden des Schloſſes etwas dunkler und runzliger geworden, als wäre das Epheu an den nördlichen Mauern ungewöhnlich dick und der Wein an den ſüdlichen Mauern merkwürdig groß geworden. Aber wundert ſich ein verliebtes Herz über einige ſchwarze Steine und einige Blätter mehr oder weniger?

Als er an die Treppe kam, hatte er Mühe, die Thüre zu erkennen. Es war ein Halbgewölbe, und als Pecopin außer Land gegangen war, hatte Boldur's Vater den Eingang mit ſehr ſchönem weißem Heidelberger Sandſtein aufbauen laſſen. Nun war dieſer Eingang, der nach Pecopins Rechnung kaum

fünf Jahre gebaut war, jetzt sehr braun und ganz von Kräutern zerspaltet und durchwachsen und schirmte in seinem Bogen drei oder vier Schwalbennester. Aber wundert sich ein verliebtes Herz über einige Schwalbennester?

Wenn die Blitze gewöhnlich die Treppen hinaufstiegen, würde ich Pecopin mit ihnen vergleichen. In einem Augenblicke war er im fünften Stock vor der Thüre Boldur's. Diese Thüre war wenigstens weder schwarz, noch verändert; sie war immer rein, freundlich, nett und ohne Flecken, mit einem Schloß, das wie Silber glänzte, mit Holzknoten, die hell wie das Auge eines schönen Mädchens waren, und man sah eben die Thüre wieder, welche die jungfräuliche Kastellanin jeden Morgen durch ihre Frauen waschen ließ. Der Schlüssel steckte im Schloß, als wenn Boldur ihren Pecopin erwartet hätte.

Er brauchte nur den Schlüssel in die Hand zu nehmen und hineinzutreten. Er blieb stehen. Er war außer Athem vor Freude, Zärtlichkeit und Glück und einigermaßen auch, weil er fünf Treppen hinaufgestiegen war. Große rosenrothe Flammen gingen vor seinen Augen vorüber und es schien ihm, daß sie seine Stirn erfrischten. Ein Brausen erfüllte seinen Kopf; sein Herz schlug in seinen Schläfen.

Als dieser erste Moment ruhig und es in ihm still geworden war, lauschte er. Wie soll ich sagen, was sich in dieser armen, von Liebe trunkenen Seele bewegte? Er hörte durch die Thüre in der Kammer das Geräusch eines Spinnrades.

Achtzehntes Kapitel.

Aus dem nachdenkende Geister kennen lernen, was die unverschämteste Veränderung ist.

Dem scharfen Ton nach konnte es nicht das Spinnrad Boldur's sein, vielleicht war es nur das einer ihrer Frauen,

denn neben ihrer Kammer hatte Boldur ihr Betpult, an dem ſie oft ganze Tage zubrachte. Wenn ſie viel ſpann, ſo betete ſie noch mehr. Das ſagte ſich Pecopin ungefähr, aber hörte dennoch das Spinnrad voll Freude. Das ſind die Dummheiten eines Menſchen, der verliebt iſt, und die man beſonders macht, wenn man ein großes Herz und einen großen Geiſt hat.

Augenblicke wie der, in dem Pecopin ſich befand, ſind aus Ekſtaſe, die warten, und Ungeduld, die eintreten möchte, zuſammengeſetzt. Dies Gleichgewicht dauert einige Minuten, dann kommt ein Augenblick, wo die Ungeduld ſiegt. Pecopin legte endlich zitternd die Hand an den Schlüſſel, er drehte ſich im Schloß herum, der Riegel wich, die Thüre öffnete ſich, er trat ein.

Ah, dachte er, ich habe mich geirrt, es iſt nicht Boldurs Rad.

In der That war wohl Jemand in der Kammer, der ſpann, aber es war ein altes Weib. Ein altes Weib iſt zu wenig, es war eine alte Fee, denn die Feen allein erreichen dies fabelhafte Alter, dieſe hundertjährige Erſchlaffung. Denn dieſe Frau mußte nothwendig mehr als hundert Jahre haben. Stellen Sie ſich, wenn Sie können, ein armes, kleines, menſchliches oder übermenſchliches Geſchöpf vor, gebeugt, gebückt, gebrochen, verwittert, verkümmert und verroſtet, mit weißen Augenbrauen und Haaren, ſchwarzen Lippen und Zähnen, ſonſt gelb, mager, kahl, ſchrecklich zitternd und häßlich. Und wenn Sie irgend eine Idee von dieſem Geſicht, in dem tauſend Runzeln um den Mund, wie die Speichen eines Rades um die Axe, zuſammenlaufen, ſich machen wollen, ſo ſtellen Sie ſich die unverſchämte Metapher der Lateiner, **anus**, lebendig vor. Dies verehrungswürdige und ſchreckliche Weſen ſaß oder kauerte, die Augen auf ſein Spinnrad gerichtet und den Rocken wie eine Parze in der Hand, neben dem Fenſter.

Digitized by Google

Die gute Dame mußte wahrſcheinlich ſehr taub ſein, denn bei dem Geräuſch, das die Thüre, die ſich öffnete, und Pecopin, der hereintrat, machten, regte ſie ſich nicht.

Indeß nahm der Ritter ſein Baret ab, wie es ſich vor Perſonen von ſo hohem Alter ſchickt, und ſprach, einen Schritt vorwärts machend: — Liebe Frau, wo iſt Boldur?

Die hundertjährige Dame hob die Augen, ließ den Faden fallen, zitterte mit allen ihren kleinen Gliedern, ſtieß einen kleinen Schrei aus, erhob ſich halb vom Stuhl, ſtreckte nach Pecopin ihre langen, ſkelettartigen Hände aus, heftete ein todtes Auge auf ihn und ſagte mit einer ſchwachen, keuchenden Stimme, die aus dem Grabe zu kommen ſchien: — O Himmel, Ritter Pecopin! was wollt Ihr? braucht Ihr Meſſen? O mein Gott! Ritter Pecopin, Ihr ſeid alſo todt, weil Euer Geiſt wiederkommt.

Wahrhaftig! gute Frau, — ſagte Pecopin lachend und ſehr laut ſprechend, damit Boldur ihn höre, wenn ſie am Betpult ſei, und einigermaßen verwundert, daß dieſe Alte ſeinen Namen wußte — ich bin nicht todt. Mein Geiſt erſcheint nicht; ich komme ſelbſt wieder, wenn Ihr erlaubt, ich Pecopin, von Fleiſch und Knochen. Ich will auch keine Meſſen, ſondern einen Kuß von meiner Braut, von Boldur, die ich mehr als je liebe. Verſteht Ihr mich, gute Frau?

Als er dieſe Worte endigte, warf ſich die Alte an ſeinen Hals.

Es war Boldur.

Die Jagdnacht des Teufels hatte hundert Jahre gedauert.

Boldur war nicht todt, Dank Gott oder dem Teufel, aber als Pecopin, der noch eben ſo jung und vielleicht ſchöner, als früher war, ſie wiederſah, war das arme Mädchen 120 Jahre und einen Tag alt.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Schöne und weiſe Worte von vier zweibeinigen gefiederten Philoſophen.

Pecopin entfloh voll Schrecken. Er ſtürzte ſich die Treppe hinunter, durcheilte den Hof, ſtieß das Thor auf, ging über die Brücke, ſchritt den Wall hinan, ging über die Schlucht, ſprang über den Graben, durchdrang das Gebüſch, erſtieg das Gebirge und floh in den Wald von Sonneck. Er lief verwirrt, verzweifelt und wahnſinnig den ganzen Tag. Er liebte Boldur noch immer, aber er hatte Ekel vor dieſem Geſpenſt. Er wußte nicht mehr, wo ſein Verſtand, wo ſein Gedächtniß, wo ſein Herz war. Als der Abend kam und er ſah, daß er ſich den Thürmen ſeines väterlichen Schloſſes näherte, zerriß er die reichen, ſpöttiſchen Kleider, die der Teufel ihm angelegt hatte, und warf ſich in den tiefen Graben von Sonneck. Dann raufte er ſich die Haare aus und bemerkte plötzlich, daß er eine Handvoll weißer Haare hatte; dann ſah er plötzlich, daß ſeine Kniee zitterten, ſeine Lenden wankten, er mußte ſich an einen Baum lehnen und ſeine Hände waren fürchterlich voll Runzeln. In ſeiner Verwirrung und ſeinem Schmerz, ohne Bewußtſein über das, was er that, hatte er den Talisman, der an ſeinem Halſe hing, gefaßt, die Kette zerriſſen und ihn mit ſeinen Kleidern in den Graben geworfen.

Und die Worte der Sklavin der Sultanin waren auf der Stelle in Erfüllung gegangen. Er war in einer Minute um hundert Jahre älter geworden. Des Morgens hatte er ſeine Liebe verloren, des Abends verlor er ſeine Jugend. In dem Augenblicke hörte er, zum dritten Mal an dem unglücklichen Tage, ein Lachen hinter ſich. Er wandte ſich um und ſah Niemand. Es war der Teufel, der in ſeiner Höhle lachte.

Was ſollte er thun? Er raffte am Boden ein Scheit, das

irgend ein Holzhauer liegen gelassen, auf, und ging, auf den Stock gestützt, mühsam nach seinem Schlosse, das zum Glück sehr nahe war. Als er ankam, sah er beim letzten Schein der Dämmerung einen Häher, eine Elster, eine Merle und einen Raben, die auf dem Thordach zwischen den Wetterstangen saßen und ihn zu erwarten schienen. Er hörte ein Huhn, das er nicht sah und das Pecopin! Pecopin! sagte. Und er hörte eine Taube, die er nicht sah und die Boldur! Boldur! sagte. Da erinnerte er sich an seinen Traum in Bacharach und an die Worte, die ihm da, — leider waren es 105 Jahre her! — der Greis gesagt hatte, der das Holz an der Mauer zurechtlegte: Herr, für den jungen Mann pfeift die Amsel, ruft der Häher, schwatzt die Elster, krächzt der Rabe, girrt die Taube, gackert das Huhn, für den Greis sprechen die Vögel. Er lauschte also und hörte folgendes Gespräch:

Die Amsel.

Mein schöner, schöner Jäger, bist endlich du daheim?

Der Häher.

Wer auf ein Jahr verreiset, glaubt, 's sei auf einen Tag.

Der Rabe.

Du jagtest ja den Adler, den Geier und die Weih'.

Die Elster.

Wohl auch der Liebe Vögel hätt'st jagen du gesollt.

Das Huhn.

Pecopin! Pecopin!

Die Taube.

Boldur! Boldur!

Victor Hugo's

ſämmtliche Werke,

überſetzt von Mehreren.

Achtzehnter Band.

Dritte revidirte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'ſche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1860.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Der Rhein.

Briefe an einen Freund.

Ueberſetzt von

F. W. Dralle.

III.

Zweiundzwanzigster Brief.

Bingen.

Mainz, 15. September.

Sie tadeln mich in Ihrem letzten Briefe, lieber Freund, und Sie haben halb Recht und halb Unrecht. Unrecht haben Sie in Betreff der Kirche von Epernay, denn ich habe das, was Sie geleſen haben, in der That nicht geſchrieben. Zu gleicher Zeit haben Sie aber Recht, denn es ſcheint, daß ich mich nicht deutlich ausgedrückt habe. Sie ſchreiben mir, Sie hätten Erkundigungen über die Kirche von Epernay eingezogen, ich hätte mich geirrt, wenn ich ſie Herrn Poterlet Galichet zuſchreibe, „denn Herr Poterlet Galichet, ein braver, würdiger und ehrenwerther Bürger von Epernay, iſt durchaus nicht betheiligt bei dem Bau der Kirche, und außerdem gibt es noch zwei ausgezeichnete Männer des Namens Poterlet in der Stadt, einen Ingenieur von ſeltenem Verdienſt, und einen jungen, hoffnungsvollen Maler.“ Ich unterſchreibe das Alles und habe ſelbſt vor zehn Jahren einen allerliebſten jungen Maler gekannt, der Poterlet hieß, und der, wenn der Tod ihn nicht mit fünfundzwanzig Jahren weggerafft hätte, jetzt ein großes Talent für das Publikum ſein würde, wie er es 1829 für ſeine Freunde

war. Aber das, was Sie mir in den Mund legen, habe ich gar nicht geſagt. Leſen Sie meinen Brief, den zweiten, glaube ich, wieder durch; ich ſchreibe die Kirche von Epernay nicht im Geringſten dem Herrn Poterlet Galichet zu. Ich ſage bloß: „Dieſe Kirche macht auf mich den Eindruck, als ſei ſie u. ſ. w.“ Ein bloßer Scherz, der nur die Kirche trifft.

Nachdem dies abgemacht iſt, komme ich auf Bingen zurück. Der Uebergang iſt raſch und der Schritt groß, aber Sie ſind einer der verſtändigen, nachſichtigen Zuhörer, die, von der Nothwendigkeit der Dinge und dem Geſetz der Naturen durchdrungen, dem Poeten den Uebergang von einem Vers in den andern, und dem Träumer von einem Gegenſtand zum andern erlauben.

Bingen iſt eine ſchöne, reizende Stadt, ſchwarz und weiß zugleich, ernſt wie eine alte und fröhlich wie eine neue Stadt, die ſeit dem Conſul Druſus bis zum Kaiſer Karl dem Großen, ſeit dem Kaiſer Karl dem Großen bis zum Erzbiſchof Willigis, ſeit dem Erzbiſchof Willigis bis zum Kaufmann Montemagno, ſeit dem Kaufmann Montemagno bis zum Geiſterſeher Holzhauſen, ſeit dem Geiſterſeher Holzhauſen bis zum Notar Faber, der jetzt in der Burg des Druſus herrſcht, ſich allmählig Haus bei Haus in dem Winkel des Rheins und der Nahe, wie ſich der Thau tropfenweis in dem Kelch einer Lilie anhäuft, gebildet und zuſammengeſetzt hat. Erlauben Sie mir dieſen Vergleich, der den Fehler hat blumig, aber das Verdienſt wahr zu ſein, und der treu und für alle möglichen Fälle den Bildungsprozeß einer Stadt am Zuſammenſtrom zweier Flüſſe vorſtellt.

Alles trägt dazu bei, aus Bingen eine Art von erbauter Antitheſe inmitten einer Landſchaft zu machen, die ſelbſt eine lebendige Antitheſe iſt. Die Stadt breitet ſich, links durch den Fluß, rechts durch den Strom eingezwängt, in Form eines

Dreiecks um eine gothiſche Kirche aus, die ſich an eine römiſche Burg lehnt. In der Burg, die aus dem erſten Jahrhundert iſt und lange den römiſchen Räubern als Zufluchtsort gedient hat, iſt ein Pfarrgarten; in der Kirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert iſt das Grab eines Zauberdoktors, dieſes Bartholomäus von Holzhauſen, den der Erzbiſchof von Mainz wahrſcheinlich als Zauberer hätte verbrennen laſſen, wenn er ihn nicht als Aſtrologen bezahlt hätte. Nach der Seite von Mainz funkelt, ſtrahlt und grünt die berühmte paradieſiſche Ebene, die das Rheingau eröffnet. Nach der Seite von Coblenz ziehen die finſtern Berge von Leyen die Augenbrauen zuſammen. Hier lacht die Natur wie eine ſchöne, ganz nackt auf das Gras hingeſtreckte Nymphe, dort droht ſie wie ein ſchlafender Rieſe.

Tauſend Erinnerungen, eine durch einen Wald, die andere durch einen Felſen, die dritte durch ein Gebäude dargeſtellt, vereinigen und berühren ſich in dem Winkel des Rheingaus, und der grüne Hügel dort unten iſt der luſtige Johannisberg; am Fuß des Johannisberges hat der furchtbare viereckige Thurm, der ſich an den Winkel der Veſte von Rüdesheim lehnt, den Römern als Brückenkopf gedient. Auf dem Gipfel des Niederwaldes, der Bingen gegenüber liegt, erhebt ſich am Rande eines herrlichen Waldes, auf dem Berge, der jetzt die Enge des Rheins beginnt und vor den geſchichtlichen Zeiten ſeinen Eingang verſperrte, wie eine Rotunde in einem Pariſer Kaffeehaus, ein kleiner Säulentempel über dem mürriſchen, prächtigen Ehrenfels, der im zwölften Jahrhundert von dem Erzbiſchof Siegfried erbaut wurde, finſtere Thürme, die einſt eine furchtbare Veſte waren und jetzt eine prächtige Ruine ſind. Auf der andern Seite des Rheins iſt auf dem Ruppertsberg, der dem Niederwald gegenüber liegt, in den Ruinen des Kloſters Diſibodenberg der geſegnete Brunnen, den die h. Hildegarde

grub, in der Nähe des berüchtigten Thurmes, den Hatto baute. Die Reben umgeben das Kloſter, die Wirbel den Thurm, Schmiede haben ſich im Thurm, preußiſche Zollwächter im Kloſter niedergelaſſen. Hatto's Schatten hört den Amboß tönen und Hildegard's Geiſt wohnt dem Plombiren der Colli bei.

Durch einen bizarren Contraſt haben der Aufſtand des Civilis, der die Brücke des Druſus zerſtörte, der Krieg in der Pfalz, der die Brücke des Willigis zerſtörte, die Legionen des Tutor, die Kriege der Gaugrafen Adolph von Naſſau und Dietrich von Iſenburg, die Normannen 890, die Bürger von Kreuznach 1279, der Biſchof Balduin von Trier 1334, die Peſt 1349, die Ueberſchwemmung 1458, der pfalzgräfliche Rath Goler von Ravensburg 1496, der Landgraf Wilhelm von Heſſen 1504, der dreißigjährige Krieg, die Revolutions- und Reichsarmeen, alle Verheerungen nach einander dieſe glückliche, heitere Ebene durchzogen, während die reizendſten Figuren der Sage, Gela, Jutta, Liba, Guda, Giſela, die ſanfte Tochter Brömſers, Hildegarde, die Freundin des h. Bernhard, Hiltrude, die Büßerin des Papſtes Eugenius, nacheinander dieſe finſtern Felſen bewohnt haben. Der Blutgeruch liegt noch auf der Ebene, der Duft der Heiligen und Schönen erfüllt noch das Gebirge.

Je mehr Sie den ſchönen Ort prüfen, deſto mehr ſtellt ſich dieſe Antitheſe für Ihr Auge und Ihren Geiſt heraus. Sie ſetzt ſich unter tauſend Formen fort. Wenn die Nahe durch die Bogen der ſteinernen Brücke, auf deren Geländer der heſſiſche Löwe dem preußiſchen Adler den Rücken kehrt, weßhalb die Heſſen ſagen, er verachte, und die Preußen, er fürchte ihn, in dem Augenblicke, ſage ich, wo die Nahe, die langſam und ruhig vom Tonnersberg kommt, unter dieſer Grenzbrücke hervorfließt, packt der grünbronzene Arm des Rheins heftig den blonden, trägen Fluß und ſtürzt ihn in das Bingerloch. Was im Schlunde geſchieht, iſt die Sache der Götter. Aber gewiß

überließ Jupiter nie eine tiefer ſchlummernde Najade einem gewaltigeren Strome.

Die Kirche von Bingen iſt außen wie innen grau verkalkt. Das iſt dumm, und dennoch erkläre ich, daß die ſcheußlichen Reſtaurationen, die in Frankreich gemacht werden, mich am Ende mit dem Kalk verſöhnen.

Beiläufig geſagt, kenne ich nichts Beklagenswertheres in der Art, als die jetzt vollendete Reſtauration der Abtei von Saint Denis und die jetzt leider angefangene von Notre Dame in Paris. Seien Sie überzeugt, ich komme eines Tags auf dieſe barbariſchen Dinge zurück. Ich kann mich nicht eines Gefühls perſönlicher Schmach enthalten, wenn ich bedenke, daß die erſte vor unſern Thoren, die zweite im Centrum von Paris geſchehen iſt. Wir ſind alle an dieſem doppelten architektoniſchen Verbrechen durch unſer Schweigen, unſere Toleranz, unſere Unthätigkeit Schuld, und auf uns Zeitgenoſſen wird die Nachwelt eines Tages mit Recht ihren Tadel und ihre Entrüſtung fallen laſſen, wenn ſie vor zwei entſtellten, geſchändeten, verunſtalteten, verſtümmelten, traveſtirten, entehrten und unkenntlich gemachten Gebäuden uns Rechenſchaft von dieſen beiden ſchönen Baſiliken, die ſchön unter den ſchönſten Kirchen, berühmt unter den berühmteſten Denkmälern, abfordern wird; die eine war die Metropole des Königthums, die andere die Metropole Frankreichs!

Wir wollen im Voraus zu Boden ſehen. Solche Reſtaurationen ſind eben ſo gut wie Zerſtörungen.

Das Verkalken hat doch damit genug, daß es dumm iſt; es zerſtört nicht. Es beſchmutzt, bekothet, verunreinigt, macht lächerlich und häßlich, aber es zerſtört nicht. Es ſtutzt den Gedanken Cäſar Cäſarinos oder Erwins von Steinbach wie das Geſicht von Gautier Garguelle zu; es legt eine Gypsmaske

darauf; weiter nichts. Man putze dieſe arme, weiß, gelb, roth oder grau angeſtrichene Façade ab, und man hat das ehrwürdige Antlitz der Kirche rein und lebendig wieder.

Sich oben auf die Klopp zur Zeit des Sonnenuntergangs ſetzen und von da zu ſeinen Füßen die Stadt und um ſich den ungeheuren Horizont beſchauen; die Berge ſich bräunen, die Dächer rauchen, die Schatten wachſen und die Verſe des Virgil in der Landſchaft lebendig werden ſehen; in einem Athemzug den Wind der Bäume, den Hauch des Fluſſes, das Wehen der Berge und Ausdünſten der Stadt einziehen, wenn die Luft warm, die Jahreszeit mild, der Tag ſchön iſt, iſt ein innerliches, ausgeſuchtes, unbeſchreibliches Gefühl voll kleiner, geheimer Genüſſe, die von der Größe des Schauſpiels und der Tiefe der Betrachtung verhüllt ſind. An den Manſardenfenſtern ſingen junge Mädchen, die Augen auf ihre Arbeit geſenkt; die Vögel ſchwatzen luſtig im Epheu der Ruine, die Straßen wimmeln von Volk und das Volk lärmt vor Arbeit und Glück; Kähne kreuzen ſich auf dem Rhein, man hört die Ruder das Waſſer ſchlagen, man ſieht die Segel zittern; der Fluß glänzt, der Himmel wird bleich; ein ſchräger Sonnenſtrahl färbt fernhin den Staub des herzoglichen Weges von Rüdesheim nach Biberich roth und läßt ſchnelle Kaleſchen fallen, die in einem Goldgewölke, von vier Sternen getragen, zu entfliehen ſcheinen. Die Wäſcherinnen breiten am Rhein ihre Leinwand auf den Gebüſchen aus; die an der Nahe klopfen die ihrige, gehen mit nackten Beinen und naſſen Füßen auf den von Tannenſtämmen am Flußufer gebildeten Flößen ab und zu und lachen über einen Touriſten, der den Ehrenfels abzeichnet. Der Mäuſethurm, der mitten unter dieſer Heiterkeit ſteht, dampft im Schatten der Berge.

Die Sonne geht unter, der Abend kommt, die Nacht bricht herein, die Dächer der Stadt bilden nur noch ein einziges Dach,

die Berge ballen ſich zu einer dunkeln Maſſe zuſammen, in die ſich die weiße Helle des Rheins ſtürzt und verliert. Durchſichtige Nebel ſteigen langſam vom Horizont zum Zenith; das kleine Dampfſchiff von Mainz nach Bingen nimmt ſeinen Nachtplatz dem Hotel Victoria gegenüber ein; die Wäſcherinnen kehren, ihre Päcke auf dem Kopf, durch Bergwege heim; das Geräuſch ſtirbt, die Stimmen ſchweigen; ein letzter roſenrother Schein, der dem der andern Welt auf dem bleichen Geſicht eines Sterbenden ähnlich ſieht, färbt noch für einige Zeit auf dem Gipfel ſeines Berges den blaſſen Ehrenfels, der zertrümmert und zerfallen iſt. — Dann verliert ſie ſich — und dann wird Hatto's Thurm, den man vor zwei Stunden faſt nicht bemerkte, plötzlich größer und bemächtigt ſich der Landſchaft. Sein Rauch, der, ſo lange der Tag funkelte, dunkel war, wird allmählig von dem Wiederſchein der Schmiede roth, und wie die Seele eines Böſen, die ſich rächt, hell in dem Maße, als der Himmel ſchwarz wird.

Vor einigen Tagen war ich auf der Platte der Klopp, und während Alles rings um mich träumeriſch war, hatte ich meinen Gedanken freien Lauf gegeben, als ſich plötzlich ein kleines Fenſter in einem Dach zu meinen Füßen öffnete, eine Kerze funkelte, ein junges Mädchen ſich hinauslehnte, und ich eine klare, friſche, reine Stimme, die des jungen Mädchens, folgendes Lied nach einer langſamen, traurigen, klagenden Melodie ſingen hörte:

Plas mi cavalier frances,
Et la dona catalana,
Et l'onraz del ginoes,
Et la court de castelana,
Lou cantaz provencales,
Et la danza trevisana,
Et lou corps aragones.
La mans a kara d'angles,
Et lou donzel de Toscana.

Ich erkannte die fröhlichen Verse Barbaroſſa's wieder, und ich kann Ihnen den Eindruck nicht ſchildern, den in dieſer romaniſchen Ruine, die zur Villa eines Notars umgewandelt iſt, mitten in der Dunkelheit, beim Scheine der Kerze, zweihundert Ellen von dem zur Schmiede umgeſchaffenen Mäuſethurm, vier Schritte vom Hotel Victoria, zehn von einem Dampfſchiff, dies kaiſerliche Lied, das zum Volkslied, dieſer Ritterſang, der zum Sang eines jungen Mädchens geworden, dieſe romaniſchen Reime, von einem deutſchen Munde ausgeſprochen, dieſe Heiterkeit der Vergangenheit, die ſich zur Melancholie umgewandelt; dieſer helle Strahl der Kreuzzüge, der das Dunkel der Gegenwart durchbrach und ſein Licht bis zu mir warf, auf mich armen Träumer machte.

Warum ſoll ich Ihnen nicht, da ich einmal von den Melodien ſpreche, die ich am Rhein gehört habe, ſagen, daß in Braubach, gerade als unſer Dampfſchiff anlegte, um Paſſagiere auszuſetzen, Studenten, die auf der losgeriſſenen Tanne eines Murgfloßes ſaßen, im Chor mit deutſchen Worten das ſchöne Lied des Quaſimodo, eine der originellſten Schönheiten der Oper des Fräuleins Bertin, ſangen? Die Zukunft wird gewiß, mein Freund, dieſe ernſte, merkwürdige Oper, die bei ihrem Erſcheinen mit ſo viel Heftigkeit zerriſſen und ſo viel Unrecht verdammt wurde, an ihren gebührenden Platz ſtellen. Das Publikum wird am Ende, da es ſo oft durch die gehäſſigen Tumulte, die um große Werke vor ſich gehen, gemißbraucht wird, das leidenſchaftliche Urtheil, das einſtimmig die politiſchen Parteien, die muſikaliſchen Rivalitäten und literariſchen Coterien darüber geſprochen, nachſehen wollen, und eines Tages dieſe ſanfte und tiefe Muſik, ſo pathetiſch und kräftig, ſo graziös und wehmüthig zu bewundern wiſſen; eine Schöpfung, in der ſich ſo zu ſagen in jeder Note das Zarteſte und Ernſteſte, das Herz

eines Weibes und der Geiſt eines Denkers, vereinen. Deutſchland läßt ihr ſchon Gerechtigkeit widerfahren, Frankreich wird es bald thun.

Da ich etwas mißtrauiſch gegen die ausgeſtellten Merkwürdigkeiten bin, ſo habe ich weder das wunderbare Ochſenhorn, noch das Hochzeitbett, noch die eiſerne Kette des alten Brömſer geſehen. Dagegen habe ich den viereckigen Thurm zu Rüdesheim beſucht, den heute ein verſtändiger Meiſter bewohnt, der begriffen hat, daß dieſe Ruine ihr rohes Aeußere behalten müßte, ſollte ſie noch einem Palaſt ähnlich ſehen. Die Wohnungen ſind Edelleute, je älter, deſto edler. Der viereckige Thurm iſt ein prächtiger Bau! Römiſche Keller, romaniſche Mauern, ein Ritterſaal, deſſen Tafel von einer ähnlichen geſchnörkelten Lampe, wie die auf dem Grabe Karls des Großen iſt, beleuchtet wird, Fenſter aus der Renaiſſance, faſt homeriſche Rüden, die im Hofe bellen, eiſerne Laternen, die in der Mauer befeſtigt ſind, aus dem dreizehnten Jahrhundert, enge Wendeltreppen, Verließe, deren Tiefe erſchreckt, Todtenurnen, die in einem Grabgewölbe aufgeſtellt ſind, lauter ſchwarze und ſchreckliche Dinge, auf deren Gipfel ſich ein ungeheurer Büſchel von Laub und Blumen ausbreitet, da ſind tauſend Trümmerpflanzen, die der Eigenthümer, ein Mann von ächtem Geſchmack, unterhält und pflegt. Sie bilden eine laubige und duftige Terraſſe, von der man die Herrlichkeiten des Rheins beſchaut. In dieſem wunderbaren Bouquet ſind Alleen und man wandelt darin auf und ab. Aus der Ferne iſt es eine Krone, in der Nähe ein Garten.

Die Hügel von Johannisberg verſtecken dieſen ehrwürdigen Thurm und ſchützen ihn nach Norden. Der warme Südwind weht durch die nach dem Rhein hin offenen Fenſter herein. Ich kenne keinen angenehmeren und geiſtigeren Hauch, als den Südwind. Er erzeugt lachende, tiefe, ernſte und edle Ideen

im Kopfe. Während er den Körper wärmt, ſcheint er den Geiſt zu erleuchten; die Athenienſer, die ſich darauf verſtanden, haben dieſen Gedanken in einem ihrer geiſtreichſten Bildwerke ausgedrückt. Auf den Basreliefs des Thurms der Winde ſind die kalten Winde häßlich und rauhhaarig und haben ein dummes Geſicht; die milden und warmen Winde ſind wie griechiſche Philoſophen gekleidet.

In Bingen ſah ich bisweilen am Ende des Saals, in dem ich dinirte, zwei ſehr verſchieden bediente Tafeln. An der einen ſaß ganz allein ein dicker bayriſcher Major, der etwas Franzöſiſch ſprach und alle Tage ein ächtes, deutſches vollſtändiges Diner mit fünf Gängen, faſt ohne etwas zu genießen, an ſich vorübergehen ſah. Am andern Tiſch lehnte ſich vor einer Schüſſel Sauerkraut melancholiſch ein armer Teufel, der, nachdem er ſeine magere Koſt gegeſſen hatte, ſein Diner damit endete, daß er das pantagrueliſche Gelage ſeines Nachbars mit den Augen verſchlang. Nie habe ich beſſer, als in Gegenwart dieſer lebendigen Parabel den Ausſpruch d'Ablancourt's begriffen: die Vorſehung ſetzt oft das Geld auf die eine und den Appetit auf die andere Seite.

Der arme Teufel war ein junger, bleicher, ernſter Gelehrter mit langen Haaren, der für die Entomologie ſchwärmte und ziemlich verliebt in eine Magd aus dem Wirthshaus war, was der Geſchmack eines ſolchen Gelehrten iſt. Uebrigens iſt ein verliebter Gelehrter für mich ein Problem. Wie verträgt ſich die Leidenſchaft mit ihren Narrheiten, ihrem Zorn, ihrer Eiferſucht und ihrem Nichtsthun mit dieſer ruhigen Kette von ernſten Studien, kalten Experimenten und kleinlichen Beobachtungen, aus denen das Leben eines Gelehrten beſteht? Können Sie ſich z. B. vorſtellen, wie der gelehrte Huxham, der in ſeiner ſchönen Abhandlung: **De aere et morbis epidemicis**, Monat für Monat von 1724 bis 1746 die Maſſe des in Plymouth wäh-

rend zweiundzwanzig Jahren gefallenen Regens aufgezeichnet hat, verliebt sein konnte?

Können Sie sich Romeo, mit dem Auge am Mikroskop und die 17000 Facetten eines Fliegenauges zählend, und Don Juan mit einer grünen Schürze, den Paratartrat von Antimonium und den Paratartrovinat von Potasche analysirend, und Othello auf ein Linsenglas erster Vergrößerung gebeugt, die Thiere in dem fossilen Mehl der Chinesen suchend, denken?

Wie dem auch sei, mein Entomolog war, jeder entgegen gesetzten Theorie zum Trotz, verliebt. Er unterhielt sich bisweilen, sprach besser Französisch als der Major, und hatte ein sehr schönes System der Welt, aber keinen Heller in der Tasche.

Ich liebe die Systeme, obschon ich wenig daran glaube. Descartes träumt, Huygbens modificirt die Träume von Descartes, Mariotte modificirt die Modificationen von Huygbens. Wo Descartes Sterne, sieht Huygbens Kügelchen und Mariotte Spitzen. Was davon ist bewiesen? Nichts als die Kleinheit des Menschen und die Größe Gottes.

Das ist etwas.

Dennoch liebe ich die Systeme. Sie sind die Leitern, auf denen man zur Wahrheit steigt.

Bisweilen trank mein junger Gelehrter zur Zeit der Table-d'hote eine Flasche Bier; ich nahm eine Zeitung, setzte mich in eine Fensternische und beobachtete ihn. Die Table-d'hote des Hotels Victoria war sehr gemischt und wenig gleichförmig. Oben an saß eine ziemlich alte Engländerin mit drei hübschen Kindern. Eher eine Duenna als eine Amme; eher eine Tante als eine Mutter. Die armen Kleinen dauerten mich, die Hand der alten Dame war ein Magazin von Klapsen. Der alte Major setzte sich bisweilen neben sie, um sich Appetit zu machen. Er plauderte mit einem Pariser Advokaten, der in den Ferien

nach Baden ging, „weil man, ſagt er, wohl hingehen muß, da alle Welt hingeht.“ Bei dem Advokaten ſaß ein achtbarer, würdiger Edelmann mit weißen Haaren, ein mehr als Achtzigjähriger, der dieſen ſanften Geſichtsausdruck hatte, den die Nähe des Grabes verleiht, und der gern Verſe von Horaz citirte. Da er keine Zähne mehr hatte, klang das Wort mors in ſeiner Ausſprache wie mox, was im Munde eines Greiſes eine traurige Bedeutung hatte.

Das Ganze machten ein Dichter und zwei dicke elſäßiſche Kaufleute vollſtändig, die durch das Schmuggeln mit Schafhäuten reich geworden waren, jetzt Geſchworne und Wähler ſind und einander immer dieſelben Geſchichten erzählten, während ſie ihre Pfeifen rauchten. Wenn ſie zu Ende waren, fingen ſie wieder von vorn an. Da ſie beſtändig den Namen der Perſonen, von denen ſie ſprachen, vergeſſen hatten, ſagte der Eine Herr Dingsda und der Andere Herr Soundſo. Sie verſtanden ſich ganz gut.

Bisweilen zankten ſich der Poet und der Advokat. Der Poet war ein unverſtändlicher Verſtand, ein in Allem verwirrter Kopf, einer der ungeſchickten Menſchen, die ſtottern, wenn ſie ſprechen, und kritzeln, wenn ſie ſchreiben. Der Advokat vernichtete ihn mit ſeiner Superiorität. Bisweilen wurde der Poet aufgebracht und beleidigte den Andern. Dann ſprach der gereizte Advokat zwei Stunden lang mit einer klaren, hellen, fließenden, durchſichtigen, unzerſtörbaren Beredſamkeit, wie der Hahn meines Brunnens ſpricht, wenn er ſeinen Hut ſchief aufgeſetzt hat.

Darauf vergnügte ſich der Entomolog, der Geiſt hatte, damit, den Advokaten zu vernichten. Er ſprach in der That gut, ließ ſich von der Geſellſchaft bewundern und ſah von Zeit zu Zeit auf die Seite, ob ſeine hübſche Magd ihn auch bewunderte.

Er hatte eines Tags sehr heftig über die Tugend, die Entsagung und Enthaltsamkeit gesprochen, aber nicht gegessen. Nun ist die Philosophie, wenn man Nichts dazu hat, ein mageres Mittagsessen. Ich lud ihn ein, mit mir zu speisen, und wiewohl er kaum aus den zwei oder drei Worten, die ich gesprochen hatte, errathen konnte, aus welchem Lande ich war, nahm er es gern an. Wir unterhielten uns. Er gewann mich lieb, und wir machten zusammen einige Ausflüge nach dem Mäusethurm und dem rechten Rheinufer. Ich bezahlte den Fuhrmann.

Als wir eines Abends von Hatto's Thurm zurückkamen, bat ich ihn, mit mir zu Nacht zu essen. Der Major war bei Tisch. Mein gelehrter Begleiter hatte auf der Insel ein schönes Insekt mit blauem Schilde gefangen und sagte, es mir zeigend: Nichts ist doch so schön, wie die blauen Fliegen. Der Major, der es hörte, konnte sich nicht enthalten, darauf zu entgegnen: — Wahrhaftig, mein Herr, die Fliegen sind bisweilen gut, um Menschen und Pferde zum raschern Marschiren zu bringen, sonst weiß ich nicht, was sie Schönes haben.

Das sind alle meine Abenteuer in Bingen. Obschon übrigens die Stadt nicht groß ist, so ist es doch eine deren, wo sich vom Lohnbedienten zum Fährmann, vom Cicerone zur Magd, von der Magd zum Hausknecht diese Flut von Trinkgeldern ergießt, die ich Ihnen anderswo beschrieben habe, und an deren Fuße die Börse des unglücklichen Reisenden vollkommen ausgeleert, platt und leer ankommt.

Seit Bacharach bin ich aus den Thalern, Silbergroschen und Pfennigen getreten und zu den Gulden und Kreuzern übergegangen. Die Dunkelheit verdoppelt sich. Man redet z. B. mit einem Kaufmann in einem Laden: — Was kostet das? — Der Kaufmann antwortet: 1 fl. 53 kr., mein Herr. — Drücken Sie sich deutlicher aus. — Das ist 1 Rthlr. 2 Sgr. 18 Pf.

Digitized by Google

preußiſch. — Sie entſchuldigen, ich verſtehe es noch nicht; in franzöſiſchem Gelde? — Ein Gulden iſt zwei Franken, drei Sous und ein Centime; ein preußiſcher Thaler iſt 3¾ Franken; ein Silbergroſchen iſt 2½ Sous; ein Kreuzer iſt ¾ Sous; ein Pfennig iſt ¾ Liard. — Darauf antwortete ich, wie Don Cäſar: Das iſt vollkommen klar, und öffne meine Börſe auf gut Glück, indem ich mich auf die alte Ehrlichkeit verlaſſe, die wahrſcheinlich der Altar der Ubier iſt, von dem Tacitus ſpricht. **Ara Ubiorum.**

Die Dunkelheit vermehrt ſich durch die Ausſprache. Kreuzer heißt bei den Heſſen creusse, bei den Badenſern criche und in der Schweiz cruche.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Mainz.

Mainz, September.

Mainz und Frankfurt ſind wie Paris und Verſailles jetzt nur noch eine Stadt. Im Mittelalter lagen achtzehn Meilen, das heißt zwei Tagereiſen zwiſchen dieſen Städten; jetzt trennen oder nähern ſie vielmehr fünf Viertelſtunden. Zwiſchen der kaiſerlichen und kurfürſtlichen Stadt hat unſere Civiliſation den Verbindungsſtrich gezogen, den man eine Eiſenbahn nennt. Eine reizende Eiſenbahn, die bisweilen den Main entlang geht, eine grüne, weite, reiche Ebene durchſchneidet, ohne Viaducte, ohne Tunnels, ohne Wegräumungen noch Aufwerfungen, mit

einfachem Holzpflaster unter den Schienen; eine Eisenbahn, welche die Obstbäume väterlich wie einen Dorfpfad beschatten, die ohne Gräben und Gitter der Gutmüthigkeit der deutschen Straßenjungen preisgegeben ist und in deren Länge eine unsichtbare Hand Einem nach einander die Weinberge, Gärten und bebauten Felder, sie hastig zurückziehend und im Hintergrunde der Landschaft, wie Stoffe, die ein Käufer verschmäht hat, hinwerfend, zu zeigen scheint.

Frankfurt und Mainz sind wie Lüttich herrliche Städte, die vom guten Geschmack verdorben sind. Ich weiß nicht, welch ausschließliches Eigenthumsrecht diese platte Architektur, diese gekalkten Säulen, diese wie Theater aussehenden Kirchen und wie Kneipen aussehenden Paläste haben; aber es ist gewiß, daß alle die armen, alten Städte sich rasch in diesem Haufen weißer Häuser auflösen. Ich hoffte, in Mainz die Martinsburg zu sehen, die mittelalterliche Residenz der geistlichen Kurfürsten bis zum siebzehnten Jahrhundert; die Franzosen hatten ein Spital daraus gemacht. Die Hessen haben es niedergerissen, um den Freihafen zu vergrößern. Das Kaufhaus, im Jahr 1317 von der berühmten Verbindung der hundert Städte erbaut und reich mit steinernen Bildern der sieben Wähler, die ihr Wappen trugen, geschmückt, über denen zwei kolossale Figuren das Reichswappen hielten, hat man niedergerissen, um einen freien Platz zu bekommen. Ich rechnete darauf, mich ihm gegenüber in dem Gasthof zu den drei Kronen einzuquartieren, den seit 1360 die Familie Kleemann eröffnete, und der gewiß das älteste Wirthshaus in Europa wäre. Ich erwartete eine Herberge, wie sie der Ritter de Gramont beschreibt, mit einem ungeheuren Kamin, einem Saal mit Säulen und Balken, dessen Mauer ein mit Blei eingefaßtes Glasfenster ist. Ich bin nicht einmal hineingetreten. Das alte Haus Kleemann ist heute eine Art falschen Hotels Meurice, mit ausgemaltem Plafond und an dem

Fenſter mit dieſem Ueberfluß von Draperien und dieſem Mangel an Vorhängen, der die deutſchen Gaſthöfe charakteriſirt.

Einſt wird Mainz mit ſeinen Häuſern Bona monte und zum Jungen machen, was Paris mit ſeiner ehrwürdigen Kaufhalle gemacht hat. Um es durch irgend eine ſchlechte mit einer ſchlechten Büſte geſchmückten Façade zu erſetzen, wird man das Haus des Johann Gensfleiſch, Kammerherrn des Kurfürſten Adolph von Naſſau, niederreißen, den die Nachwelt unter dem Namen Gutenberg kennt, wie ſie unter dem Namen Molière Jean-Baptiſt Poquelin, Kammerdiener Ludwigs XIV. kennt.

Indeß vertheidigen die alten Kirchen noch das, was ſie umgibt, und um ſeinen Dom herum muß man Mainz ſuchen, wie man Frankfurt um ſein Rathhaus ſuchen muß.

Köln iſt eine gothiſche, noch in der romaniſchen Epoche ſtehen gebliebene Stadt; Frankfurt und Mainz ſind zwei gothiſche Städte, die ſchon in die Renaiſſance gehen und ſelbſt an vielen Stellen den Rokokoſtyl tragen. Das gibt Frankfurt und Mainz eine Aehnlichkeit mit den flamändiſchen Städten, die ſie unter den rheiniſchen auszeichnet und allein hinſtellt.

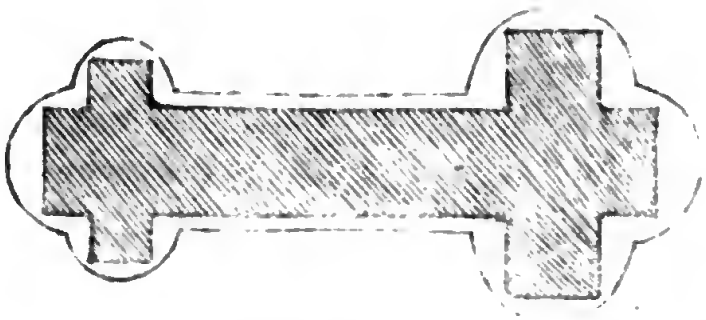
Man fühlt in Köln, daß die ſtrengen Erbauer des Doms, Meiſter Gerhard, Meiſter Arnold und Meiſter Johann, die Stadt lange mit ihrem Geiſte erfüllt haben. Es ſcheint, als hätten dieſe großen Schatten vier Jahrhunderte über Köln gewacht und die Plectrudenkirche, Kirche des Anno, das Grab der Teophania und das goldene Zimmer der elftauſend Jungfrauen geſchirmt, indem ſie dem falſchen Geſchmack den Weg verſperrten, kaum die faſt klaſſiſchen Phantaſien der Renaiſſance duldeten, die Reinheit der Spitzbögen und Archivolten bewahrten, die Spielereien Ludwigs XV., wohin ſie ſich wagten, abriſſen, in der ganzen Lebendigkeit ihrer Figur die gezackten Giebel und die ſtrengen Häuſer des fünfzehnten Jahrhunderts

bewahrten, und als hätten sie sich, wie der Löwe vor dem Esel erst vor der dummen, scheußlichen Kunst der Pariser Baumeister während des Kaiserreichs und der Restauration zurückgezogen. In Mainz wie in Frankfurt herrscht Rubens Geschmack in der Baukunst, die geschwungene, mächtige Linie, das reiche, flamändische Detail, das dichte, undurchdringliche Gewächs der eisernen, mit Blumen und Thieren überladenen Gitter, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Erker und Thürmchen; die Farbe, der pausbackige, dicke, reiche Umriß, der mehr Gesundheit als Schönheit hat; der Fratzenkopf, Triton, die Najade, der wasserspeiende Delphin, die ganze nackte, robuste, heidnische Skulptur, die ungeheuren, übertriebenen und übermäßigen Ornamente, der prächtige, schlechte Geschmack haben seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Stadt in Besitz genommen und haben nach ihrer phantastischen Poesie das alte, strenge, deutsche Mauerwerk behelmbuscht und bekränzt. So sind überall nur verzierte, offene, wellenförmig geschnitzte Vorderseiten, Giebelfelder, die aus Kochtöpfen, Granaten, Tannzapfen, Halbsäulen und Muscheln zusammengesetzt sind und wie ein Haufen Krebse aussehen, und Giebel wie die Staatsperücke Ludwigs XIV.

In der Vogelperspektive gesehen, haben Mainz und Frankfurt, das eine am Rhein, das andere am Main, ebenso wie Köln liegend, nothwendig auch dieselbe Form. Auf dem gegenüberliegenden Ufer hat die Schiffbrücke von Mainz Castel und die steinerne Brücke von Frankfurt Sachsenhausen hervorgebracht, wie die Brücke zu Köln Deuz hervorgebracht hat.

Der Mainzer Dom hat ebenso wie der zu Worms und Trier keine Façade und hört an seinen beiden Enden durch zwei Chöre auf. Es sind zwei romanische Apsiden, die jede ihren Transept haben, und die ein großes Schiff verbindet. — Man könnte sie zwei Kirchen nennen, die durch ihre Façaden

aneinander gesetzt sind. Die beiden Kreuze berühren sich durch ihren Fuß.



Diese geometrische Disposition trägt noch oben sechs Glockenblumen, das heißt auf jeder Apside einen großen Glockenthurm zwischen zwei Thürmchen, sowie der Priester zwischen dem Diakonus und Subdiakonus, ein Symbol, das, wie ich schon anderswo gesagt habe, die große Rose unserer Münster zwischen ihren beiden Ogiven hervorbringt.

Die beiden Apsiden, aus deren Vereinigung der Mainzer Dom besteht, sind aus zwei verschiedenen Epochen und stellen, wiewohl sie in der geometrischen Zeichnung fast identisch und in den Dimensionen es beinahe sind, als Gebäude doch einen vollständigen, in die Augen springenden Contrast dar. Die erste, weniger große, ist aus dem zehnten Jahrhundert: 978 angefangen, ist sie 1009 vollendet. Die zweite, deren großer Glockenthurm zweihundert Fuß hoch ist, wurde etwas später angefangen, verbrannte aber 1190, und seitdem hat jedes Jahrhundert einen Stein hinzugelegt. Vor 100 Jahren hat der herrschende Geschmack den Dom angetastet; die ganze Blüthe der Pompadourarchitektur hat ihre steinernen Strahlen, ihre Falbalas, ihre Gebüsche mit byzantinischen Zacken, ihre lombardischen Blumen mit sächsischen Rundbögen dazu gemischt, und diese bizarre fratzenhafte Vegetation bedeckt jetzt die Apside. Der große Glockenthurm, ein breiter, kurzer, an seiner Basis dicker Kegel, der drei prächtige, verzierte Diademe trägt, deren

Durchmesser von der Basis zum Gipfel abnehmen, überall in Rosen und Facetten geschnitzt, scheint eher aus Edelsteinen als aus Steinen erbaut zu sein. Auf dem andern großen, ernsten, einfachen, gothischen und byzantinischen Thurm, der ihm gegenüber steht, haben moderne Maurer wahrscheinlich aus Sparsamkeit eine gleich spitze Kuppel erbaut, die sich in ihrer Basis auf einen Kreis spitzer Giebel, der eisernen Krone der Lombardei ähnlich, lehnt, eine ganz nackte Kuppel von Zink, ohne Vergoldung und Schmuck, mit einem etwas ausgeschweiften Profil, das an die alte Papstmütze der ersten Zeiten erinnert. Man möchte sie die strenge Tiara Gregors VII. nennen, welche die prächtige Tiara Bonifaz VIII. ansieht. Ein erhabener Gedanke, der dort von der Zeit und dem Zufall dieser beiden großen Baumeister angebracht, gebaut und gemeißelt ist.

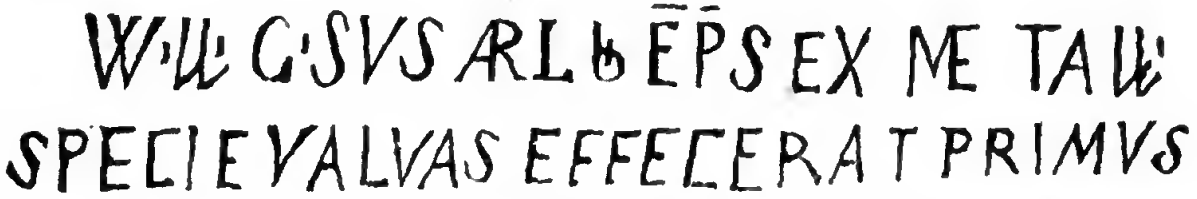
Dies ganz ehrwürdige Gebäude ist roth angestrichen; Alles von oben bis unten, die beiden Apsiden, das große Schiff und die sechs Thürme. Das Ding ist mit Einsicht und Geschmack gemacht. Man hat die bleiche Rose am byzantinischen und die helle Rose am Pompadourthurm entdeckt.

Wie der Aachner, hat der Mainzer Dom eherne, mit Löwenköpfen reich geschmückte Thüren; die von Aachen sind romanisch. Als ich Aachen besuchte und die Thüren besah, habe ich, wie Sie sich erinnern werden, umsonst den Riß gesucht, den, wie man sagt, der Fußtritt des Teufels machte, als er voll Wuth eine Wolfsseele, statt einer seßhaften Bürgerseele, verschlungen zu haben, davon ging. Keine Geschichte der Art wird von den Thüren des Mainzer Doms erzählt. Sie sind aus dem elften Jahrhundert und von dem Erzbischof Willigis der jetzt zerstörten Kirche Unserer lieben Frauen geschenkt, aus der man sie in ein prächtiges, romanisches Portal des Domes gesetzt hat. Auf den beiden obern Flügeln stehen mit römischen Buchstaben die Privilegien geschrieben, die der Erzbischof

Digitized by Google

Adalbert, der zweite Kurfürſt von Köln, 1135 der Stadt bewilligte.

Darunter ſteht auf einer einzigen Zeile dieſe noch ältere Inſchrift:



Wenn das Innere von Mainz an die flamändiſchen Städte erinnert, ſo erinnert das Innere ſeines Doms an die belgiſchen Kirchen. Das Schiff, die Kapellen, die beiden Tranſepte und die beiden Apſiden ſind ohne Scheiben, ohne Myſter, von unten bis oben weiß angeſtrichen, aber prächtig verziert. Ueberall ſtößt das Auge auf Fresken, Gemälde, Schnitzwerk, vergoldete Säulen. Der wahre Schmuck dieſes unermeßlichen Gebäudes ſind indeß die Gräber ſeiner Erzbiſchöfe. Die Kirche iſt damit gepflaſtert, die Altäre beſtehen daraus, die Pfeiler ſind daraus aufgebaut, die Mauern damit bedeckt; es ſind prächtige Marmor- und Steinplatten, durch die Skulptur und Arbeit bisweilen koſtbarer, als die Goldplatten des ſalomoniſchen Tempels. Ich habe in der Kirche, dem Kapitelſaal und dem Kloſter ein Grab aus dem achten Jahrhundert, zwei aus dem dreizehnten, ſechs aus dem vierzehnten, ſechs aus dem fünfzehnten, elf aus dem ſechzehnten, acht aus dem ſiebenzehnten und neun aus dem achtzehnten, im Ganzen dreiundvierzig Gräber gezählt. In dieſer Zahl rechne ich weder die Altargräber, die ſchwer zugänglich und zu erforſchen ſind, noch die eingemauerten, die düſtere, verworrene Moſaik des Todes, die von Tag zu Tag unter den Schritten der Ab- und Zugehenden mehr erliſcht.

Ebenſo laſſe ich vier oder fünf unbedeutende Gräber aus dem neunzehnten Jahrhundert aus.

Alle dieſe Gräber ſind, mit Ausnahme von fünf, Ruheſtätten von Erzbiſchöfen. Auf dieſen achtunddreißig Kenotaphen, die ohne chronologiſche Ordnung unter einem Wald byzantiniſcher Säulen mit räthſelhaften Kapitälern zerſtreut ſind, enthüllt ſich wachſend und unentwirrbar, ihre beiden Zweige, von denen als eine Doppelfrucht die Geſchichte des Gedankens und die Geſchichte des Geſchehenen fallen, kreuzend, die Kunſt von ſechs Jahrhunderten. Dort erſcheinen Liebenſtein, Homburg, Gemmingen, Heuſenſtein, Brandenburg, Steinberg, Ingelheim, Dalberg, Eltz, Stadion, Weinsberg, Oſtein, Leyen, Henneberg, Thurn und Taxis, faſt alle die großen Namen des rheiniſchen Deutſchlands, durch dies finſtere Leuchten, das die Gräber im Dunkel der Kirche verbreiten. Die Mauſoleen des achtzehnten Jahrhunderts öffnen ſich halb und laſſen ihr Skelett, das in langen, fleiſchloſen Fingern erzbiſchöfliche Mitren und Kurhüte trägt, entſchlüpfen. Die Erzbiſchöfe, die Zeitgenoſſen Richelieu's und Ludwigs XIV. waren, träumen am Rande ihres Sarkophages auf den Arm gelehnt. Die Arabesken der Renaiſſance flechten ihre Figuren und Chimären in das zarte Laubwerk des fünfzehnten Jahrhunderts und laſſen unter tauſend reizenden Zuſammenſetzungen kleine Statuen, lateiniſche Diſtichen und farbige Wappen ſehen. Ernſte Namen, **Mathias Burheeg, Conradus Rheingraf**, ſtehen zwiſchen dem geſchorenen Mönch, der die Kirche, dem behelmten Waffenmann, der den Adel vorſtellt, unter der reinen, gleichſeitigen Ogive des vierzehnten Jahrhunderts; und auf den gemalten und vergoldeten Steinen des dreizehnten Jahrhunderts krönen gigantiſche Erzbiſchöfe, die apokalyptiſche Ungeheuer zu ihren Füßen haben, mit ihren beiden Händen zugleich Könige und Kaiſer, die geringer als ſie ſind. In dieſer ſtolzen Stellung blicken uns mit ihren ſtarren Mumienblicken Siegfried, der zwei Kaiſer, Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, krönte, und

Peter Aspeld, der zwei Kaiser und einen König, Ludwig von Bayern, Heinrich VII. und Johann von Böhmen, krönte, an. Die Wappen und Wappenmäntel, die Mitra, die Krone, der Kurhut, der Kardinalshut, die Schwerter, der Krummstab liegen über einander auf diesen Monumenten und suchen vor dem Auge der Vorübergehenden diese große, gewaltige Figur, die vor den neun Wählern des deutschen Reichs den Vorsitz führte und die man den Erzbischof von Mainz nannte, wieder zusammenzusetzen. Ein schon halb im Dunkel versunkenes Chaos von erhabenen oder erlauchten Dingen, ehrwürdigen oder furchtbaren Emblemen, aus denen diese mächtigen Fürsten eine Idee ihrer Größe hervortreten lassen wollten, und aus denen eine Idee ihres Nichts hervortritt!

Es ist sonderbar und beweist, bis wie weit die französische Revolution eine That der Vorsehung und gleichsam das nothwendige, so zu sagen, algebraische Resultat des ganzen alten europäischen Zustandes war, daß Alles, was sie zerstört hat, auch für immer zerstört ist. Sie ist zu bestimmter Stunde, wie ein Holzhauer, der eilt, seine Arbeit zu vollenden, gekommen, um die alten geheimnißvoll vom Herrn gezeichneten Stämme abzuhauen. Man fühlt, wie ich es schon irgendwo bemerkt zu haben glaube, daß sie quid divinum in sich hatte. Nichts von dem, was sie niedergeworfen hat, ist wieder aufgestanden, Nichts, was sie verdammt hat, hat dies überlebt, Nichts, was sie zerstört hat, hat sich wieder zusammengesetzt. Hier mag auch bemerkt werden, daß das Leben der Staaten nicht an demselben Faden hängt, wie das der Individuen; es genügt nicht, ein Reich zu schlagen, um es zu tödten; man tödtet die Städte und Königreiche nur, wenn sie sterben müssen. Die französische Revolution hat Venedig berührt und Venedig ist gefallen; sie hat das deutsche Reich berührt und das deutsche Reich ist gefallen; sie hat die Kurfürsten berührt und die Kurfürsten sind

verſchwunden. Daſſelbe Jahr hat den König von Frankreich, dieſen Menſchen, der faſt ein Gott, und den Erzbiſchof von Mainz, dieſen Prieſter, der faſt ein König war, ſtürzen ſehen.

Die Revolution hat Rom weder ausgerottet, noch zerſtört, weil Rom kein Fundament, ſondern Wurzeln hat, Wurzeln, die unaufhörlich im Dunkeln unter Rom und unter allen Nationen wachſen, die den ganzen Erdball durchſchneiden und durchdringen, und die man gegenwärtig wieder in China und Japan, auf der andern Seite der Erde, zum Vorſchein kommen ſieht.

Der Jean de Troyes von Köln, Wilhelm von Hagen, Stadtſchreiber im Jahr 1270, erzählt in ſeiner Kleinen Chronik, die unglücklicherweiſe während der franzöſiſchen Occupation zerriſſen worden iſt und von der nur noch einige Blätter in Darmſtadt übrig ſind, daß 1247 unter der Regierung eben dieſes Erzbiſchofs Siegfried von Mainz, deſſen Grab im Dom eine ſo bedeutende Figur macht, ein alter Aſtrolog Namens Mabuſius als Zauberer und Hexenmeiſter zum Tode verurtheilt und deßhalb an den ſteinernen Galgen von Lorchhauſen geführt wurde, der die Grenze des Erzbiſchofs von Mainz bezeichnete und einem andern Galgen gegenüberſtand, der die Grenze des Pfalzgrafen bezeichnete. Als der Aſtrolog dort angekommen war und das Kreuz verweigerte, indem er darauf beſtand, ſich einen Propheten zu nennen, fragte der Mönch, der ihn begleitete, ſpöttiſch, in welchem Jahre denn die Erzbiſchöfe von Mainz aufhören würden. Der Greis bat, man möge ihm ſeine rechte Hand entfeſſeln, dann nahm er einen Galgennagel, der auf die Erde gefallen war, und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, grub er mit dem Nagel auf der Seite, die nach Mainz ſah, folgendes ſeltſame Polygramm:

Digitized by Google

(IV.) (XX.) (XIII.)

Dann übergab er sich dem Henker, während die Umstehenden über seine Thorheit und sein Räthsel lachten. Wenn man jetzt die drei geheimnißvollen, von dem Greise geschriebenen Zahlen zusammensetzt, findet man die fürchterliche Ziffer 93.

Und dieser drohende Galgen, um es hier zu bemerken, der seit dem dreizehnten Jahrhundert auf seiner linken Seite das Datum des Sturzes der Reiche trug, trug zugleich seine Verdammung und das Datum seines eigenen Sturzes. Der Galgen machte einen Theil der alten Macht aus. Die französische Revolution hat die Fortdauer der Galgen nicht mehr als die Fortdauer der Reiche respektirt. Da nichts mehr von Marmor ist, ist nichts mehr von Stein. Im neunzehnten Jahrhundert hat auch das Schaffot seine Majestät und Größe verloren; es ist wie der Thron von Tannenholz.

Wie Aachen hat auch Mainz einen Bischof gehabt, einen einzigen, den Napoleon ernannte, einen würdigen, ehrenwerthen Hirten, sagt man, der von 1802—1818 geherrscht hat und wie die andern in seinem Dom begraben ist. Nach Herrn Louis Colmar gibt es nur noch einen Bischof in Mainz, der Hauptstadt von Rheinhessen.

Ich habe auch hier ein arcadisches Bruderpaar von Erzbischöfen gefunden, die einander gegenüber begraben sind, nachdem sie dasselbe Volk regiert und dieselben Seelen geleitet hatten, der eine 1390, der andere 1419. Johann und Adolph von Nassau sehen sich im Schiff des Mainzer Domes an, wie

Adolph und Anton von Schauenburg im Chor des Kölner Domes.

Ich sagte, daß eins der dreiundvierzig Gräber aus dem achten Jahrhundert sei. Dies Monument, das nicht von einem Erzbischof herrührt, ist das, welches ich anfangs suchte, und das mich die längste Zeit aufgehalten hat, da es sich in meinen Gedanken mit dem großen Grab in Aachen vereinte. Es ist das Grab der Fastrade, des Weibes Karls des Großen. Das Grab Fastradens ist eine einfache Platte von weißem Marmor, die jetzt in eine Mauer eingefügt ist. Ich habe folgendes Epitaph, das mit römischen Lettern und byzantinischen Abkürzungen darauf geschrieben war, entziffert:

Fastradana pia Caroli conjux vocitata
Christo dilecta jacet hoc sub marmore tecta
Anno septingentesimo nonagesimo quarto.

Dann kommen folgende drei dunkle Verse:

Quem numerum metro claudere musa negat
Rex pie quem gessit virgo licet hic cinerescit
Spiritus haeres sit patriae quae tristia nescit.

Und darunter die Jahrszahl mit arabischen Chiffern:

794 wurde in der That Fastrade, die anfangs in der Kirche von St. Alban lag, unter diesen Stein gelegt. Tausend Jahre nachher, 1794, wurde die Gefährtin Karls des Großen wieder geweckt, denn die Geschichte mischt bisweilen in die großen Dinge eine erschreckliche geometrische Genauigkeit. Die alte Stadt Mainz wurde beschossen, ihre Kirche von St. Alban

ſtürzte im Feuer zuſammen, ihr Grab war offen. Man weiß nicht, wohin damals ihre Gebeine gekommen ſind. Ihr Grabſtein iſt in den Dom gebracht.

Jetzt zeigt ihn ein armer alter Schweizer, mit einer Art Invalidenuniform bekleidet, und erzählt dies den Vorübergehenden.

Außer den Gräbern, den Reliquienſchreinen mit Statuetten, den Wandbildern mit Goldgrund, hat jede der beiden Apſiden ihren eigenen Schmuck. Die alte Apſide von 978, die mit zwei reizenden byzantiniſchen Treppen geſchmückt iſt, rundet ſich um eine prächtige, eherne Taufurne aus dem vierzehnten Jahrhundert. Auf der äußern Seite dieſes ungeheuern Beckens ſind die zwölf Apoſtel und der heil. Martin, der Patron der Kirche, eingegraben. Der Deckel iſt während des Bombardements zerbrochen. Unter dem Kaiſerreich, der Epoche des Geſchmacks, hat man die gothiſche Urne mit einer Art Kaſſerole bedeckt.

Die andere, größere und weniger alte Apſide wird eingenommen und ſo zu ſagen bedeckt von einem großen Schnitzwerk in ſchwarzem Eichenholz, worin der heftige, leidenſchaftliche Styl des achtzehnten Jahrhunderts ſich entfaltet und ſich gegen die gerade Linie mit ſo viel Heftigkeit auflehnt, daß er beinahe zur Schönheit wird. Nie hat man zum Dienſt des ſchlechten Geſchmacks einen zarteren Meißel, eine mächtigere Phantaſie und mannigfachere Erfindungskraft gebraucht. Vier Statuen, Crescentius, der erſte Biſchof von Mainz, ums Jahr 70 Bonifaz, der erſte Erzbiſchof, um 755, Willigis, der erſte Kurfürſt, um 1011, und Bardo, der Gründer des Doms, 1050, ſtehen aufrecht in dem Gang um den Chor, über dem aſiatiſchen Baldachin des Erzbiſchofs, durch die Reitergruppe des heil. Martin mit dem Bettler beherrſcht. Am Eingang des Chors ſtehen in dem ganzen geheimnißvollen Pomp eines hebräiſchen Hohenprieſters Aaron, der den Biſchof des Innern, und Melchiſedek, der den Biſchof des Aeußern vorſtellt.

Der Erzbiſchof von Mainz vereinigte, wie die Fürſtbiſchöfe von Worms und Lüttich, wie die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, in ſeiner Perſon das doppelte Prieſterthum. Er war Aaron und Melchiſedek.

Der Kapitelſaal, der an den Chor gränzt und durch ſeine reiche Pompadour-Holzarbeit den Gegenſatz gegen die beiden großen Thürme wiederholt, iſt eine düſtere, prächtige romaniſche Halle. Nur eine große nackte Mauer, ein ſtaubiges, durch die Reliefs der Gräber hügeligtes Pflaſter, ein Ueberreſt von Glasmalerei in dem untern Fenſter, eine farbige Decke, den heil. Martin, nicht als römiſchen Ritter, ſondern als Biſchof von Tours vorſtellend, drei Bildwerke aus dem ſechzehnten Jahrhundert, die Kreuzigung, die Auferſtehung und die Himmelfahrt; um den Saal eine Bank von Stein für die Domherrn, und im Hintergrund für den präſidirenden Erzbiſchof ein großer, ebenfalls ſteinerner Seſſel, der an den einfachen marmornen Stuhl der erſten Päpſte erinnert, den man in der Kirche zu Avignon bewahrt. Geht man aus dieſem Saal, ſo tritt man in das Kloſter aus dem vierzehnten Jahrhundert, zu jeder Zeit ein ſtrenger, und gegenwärtig ein unheimlicher Ort. Das Bombardement von 94 iſt dort überall zu ſehen. Große feuchte Kräuter, unter denen Steine von dem Schleim der Würmer verſilbert liegen; ogivenförmige Arkaden mit zerbrochenen Fenſtern; Gräber, die wie Fenſterſcheiben von den Kugeln zerſprengt ſind; ſteinerne, ganz bewaffnete Ritter, die durch Bombenſchläge Ohrfeigen bekommen und jetzt nur noch eine Fratze haben; alte Weiberlumpen, die auf einem Strick trocknen; hölzerne Verſchläge, die hie und da die granitnen Mauern erſetzen; eine dumpfe Stille, die nur durch das ſeltene Gekrächz der Raben unterbrochen wird — ſo iſt heute das erzbiſchöfliche Kloſter in Mainz. Einer der Strebepfeiler einer Mauer liegt, von einer Kugel getroffen, jetzt ganz auf

dem Bauch und ſieht wie eine Klaviertaſte aus, auf die ſich ein ungeheurer, unſichtbarer Finger legen würde. Zwei oder drei traurige, ſchreckliche Statuen, die, dem Regen und Wind ausgeſetzt, aufrecht in einem Winkel ſtehen, betrachten ſchweigend dieſe Zerſtörung.

Unter den Galerien des Kloſters iſt ein dunkles Monument, ein Basrelief aus dem vierzehnten Jahrhundert, deſſen Sinn ich vergeblich zu finden bemüht war. Es ſind auf der einen Seite in allen Stellungen der Verzweiflung gefeſſelte Menſchen, auf der andern ein Kaiſer, von einem Biſchof begleitet und von einer Menge triumphirender Perſonen umgeben. Soll es Barbaroſſa, ſoll es Ludwig von Baiern ſein? Iſt es die Revolution von 1160, iſt es der Krieg derer von Mainz gegen die von Frankfurt im Jahre 1332? Iſt es Alles das nicht? Ich weiß es nicht; ich bin weiter gegangen.

Als ich aus den Galerien ging, unterſchied ich im Dunkel einen ſteinernen Kopf, der halb aus der Mauer trat und von einer Krone mit drei Eppichblättern umgeben war, wie ihn die Könige im elften Jahrhundert trugen. Ich betrachtete ihn. Es war eine zugleich ſanfte und ſtrenge Figur, eines dieſer Geſichter mit dem Ausdrucke erhabener Schönheit, den dem Männergeſichte die Gewohnheit des Denkens gibt. Darunter hatte die Hand eines Vorübergehenden mit Kohle Frauenlob hingeſchrieben. Ich dachte an dieſen Taſſo von Mainz, der während ſeines Lebens ſo geſchmäht, nach ſeinem Tode ſo verehrt wurde. Als Heinrich Frauenlob geſtorben war, 1318, glaube ich, wollten die Frauen von Mainz, die ihn verſpottet und verhöhnt hatten, ſeinen Sarg tragen. Die Frauen und dieſer mit Blumen und Kronen geſchmückte Sarg ſind etwas tiefer als der Kopf in dem Stein ausgehauen. Ich betrachtete den edlen Kopf noch. Der Bildhauer hat ſeine Augen offen gelaſſen. In dieſer Kirche voll von Grabmälern, in dieſer Menge

daliegender Fürsten und Bischöfe, in diesem schlafenden und todten Kloster, ist nur noch der Poet aufrecht und wach.

Der Marktplatz, der zwei Seiten des Domes umgibt, ist ein großes, lustiges Ganzes. In der Mitte steht ein hübscher dreieckiger Brunnen aus der deutschen Renaissance; ein reizendes, kleines Gedicht, das aus einer Masse von Wappen, Mitren, Flüssen, Najaden, Krummstäben, Füllhörnern, Engeln, Delphinen und Sirenen, ein Piedestal der heil. Jungfrau bildet.

Auf einer seiner Seiten liest man folgenden Pentameter:

Albertus princeps civibus ipse suis.

Das erinnert an die von dem letzten Erzbischof von Trier neben seinem Palast in der Neustadt in Coblenz erbaute Fontaine, auf der steht: Clemens Wenceslaus, Elector, vicinis suis. Seinen Mitbürgern ist constitutionell; seinen Nachbarn allerliebst.

Der Brunnen in Mainz ist von Albert von Brandenburg erbaut, der um 1540 regierte und dessen Grabschrift ich im Dom las. Albert, Kardinal des heil. Stuhles, Erzkanzler des heil. Reichs, Fürst von Brandenburg, Herzog von Stettin und Pommern, Kurfürst. Er erbaute oder erneuerte vielmehr diesen Brunnen zum Gedächtniß des Glücks Karls V. und der Gefangenschaft Franz I., wie die Inschrift mit goldenen, kürzlich erneuerten Buchstaben beweist:

Divo Karolo V. Caesare semp. aug. post victoriā
Gallicam rege ipso ad Ticinū superato ac capto
triūphante fataliq. rusticorū per Germāniā cospī
ratione prostrata Alber. card. et archiep. Mog.
Fontē hunc vetustate dilapsū ad civīū suorum
posteritatisque usum restitui curavit.

Oben von der Citadelle gesehen, zeigt Mainz sechzehn Spitzen, nach denen sich die Kanonen des deutschen Bundes richten: die sechs Thürme des Doms, zwei Militärthürme, ein

Digitized by Google

Thurm aus dem zwölften Jahrhundert, vier flamändiſche Thürme, dann der dreimal wiederholte Dom der Karmeliter aus der rue Cassette. Auf dem Abhang eines Hügels, den eine Feſtung krönt, ſchmückt einer dieſer Dome eine arme ſächſiſche Kirche, die traurigſte, demüthigſte von der Welt, die an ein prächtiges gothiſches Kloſter lehnt, worin die Kaiſerlichen ihre Pferde aus romaniſchen Sarkophagen ſaufen laſſen.

Die Schönheit der Rheinländerinnen verläugnet ſich in Mainz nicht, nur ſind ſie dort neugierig, wie die Flamänderinnen und wie die Elſäßerinnen.

So weiß die Stadt auch iſt, ſo hat ſie doch an vielen Orten das ehrwürdige Anſehen einer Handelsſtadt der alten Hanſa bewahrt. Man lieſt dort noch auf den Thüren: Pro celebri Mercaturae expeditione. In zwei oder drei Jahren wird man dort leſen: Schnelleres Fahren.

Uebrigens durchzieht ein tiefes Leben, das vom Rhein ausgeht, die Stadt. Sie iſt nicht weniger mit Maſten beſetzt, mit Ballen bepackt, nicht weniger von Geräuſch durchlärmt, als Köln. Man geht, man ſpricht, man drängt, man zieht, man kommt an, man reist ab, man kauft, man verkauft, man ſchreit, man ſingt, kurz man lebt in allen Quartieren, in allen Häuſern, in allen Straßen. — Nachts ſchweigt dies ungeheure Gewühl, und man hört in Mainz nur noch das Murmeln des Rheins und das ewige Geräuſch der ſiebenzehn Waſſermühlen, die an den Pfeilern der Brücke Karls des Großen befeſtigt ſind.

Was die Congreſſe auch gethan, oder vielmehr wegen deſſen, was die Congreſſe gethan, iſt die Leere, welche die dreifache Herrſchaft der Römer, Erzbiſchöfe und Franzoſen dort gelaſſen hat, nicht ausgefüllt. Niemand iſt bei ſich zu Hauſe. Der Großherzog von Heſſen regiert nur dem Namen nach dort. Auf ſeiner Feſtung Caſtel kann man leſen: Cura confoederationis

conditum, und kann dort einen blauen und einen weißen Soldaten, d. h. Oesterreich und Preußen Tag und Nacht, das Gewehr im Arm vor seiner Festung Mainz auf- und abgehen sehen. Ebenso sind weder Preußen noch Oesterreich dort zu Hause; sie geniren und stoßen sich. Das ist augenscheinlich nur ein provisorischer Zustand. In der Mauer der Citadelle selbst ist eine halb in die Mauer gefaßte Ruine, eine Art verstümmelten Piedestals, das man noch jetzt den Adlerstein nennt. Es ist das Grab des Drusus. In der That setzte sich dort ein Adler, ein kaiserlicher Adler, ein fürchterlicher und allmächtiger Adler, vor sechzehnhundert Jahren und verschwand dann. 1804 kam er wieder; 1814 flog er von Neuem davon. Jetzt, zur Stunde, in der wir sind, bemerkt Mainz am Horizont, von Frankreich her, einen schwarzen Punkt, der größer wird und sich nähert. Es ist der Adler, der wiederkommt.

Vierundzwanzigster Brief.

Frankfurt am Main.

Mainz, September.

Ich kam an einem Samstag in Frankfurt an. Ich suchte schon lange, auf gut Glück umhergehend, mein altes Frankfurt in einem Labyrinth von neuen, sehr häßlichen Häusern und sehr schönen Gärten, als ich plötzlich am Eingang einer sonderbaren Straße ankam. Zwei lange parallele Reihen von schwarzen, düstern, hohen, unheimlichen, fast gleichen Häusern, die aber doch die leichten Unterschiede unter gleichen Dingen an sich trugen, welche die guten Zeiten der Baukunst charakterisiren;

Digitized by Google

zwischen engen, dichten und wie vor Schreck aneinander gepreßten Häusern ein schmaler, dunkler, gerader Weg; nur enge Thüren mit einem seltsam verschlungenen Eisengitter, alle verschlossen; im Erdgeschoß nur Fenster mit dicken Eisenstäben, Läden von Holz, fast überall mit eisernen Klammern versehen; ein tiefes Schweigen, kein Gesang, keine Stimme, kein Athemzug, hie und da das dumpfe Geräusch eines Schrittes im Innern der Häuser; neben der Thür ein vergittertes, halboffenes, auf einen dunkeln Gang gehendes Fenster; überall Staub, Asche, Spinngewebe, Schimmel, mehr erheucheltes, als wirkliches Elend; auf den Façaden der Häuser ein Ausdruck von Bangigkeit und Furcht; zwei oder drei Vorübergehende auf der Straße, die mich mit ängstlichem Mißtrauen ansahen; an den Fenstern des ersten Stocks schöne, geschmückte, junge Mädchen, mit braunem Teint, vollem Wuchs, verstohlen erscheinend, oder alte Weibergesichter mit Eulennasen, schrecklichem Kopfputz, unbeweglich und bleich hinter dem blinden Glase; in dem Gange des Erdgeschosses Haufen von Ballen und Waaren; Festungen eher als Häuser, Höhlen eher als Festungen, Gespenster eher als Vorübergehende. — Ich war in der Judengasse und zwar am Samstag.

In Frankfurt gibt es noch Juden und Christen; ächte Christen, welche die Juden verachten, und ächte Juden, welche die Christen hassen. Von beiden Seiten verflucht und flieht man sich. Unsere Civilisation, die alle Ideen im Gleichgewicht hält und die überall den Haß zu entfernen sucht, begreift diese verachtenden Blicke, die man sich gegenseitig unter Unbekannten zuwirft, gar nicht. Die Frankfurter Juden leben in ihren düstern Häusern in den hintern Zimmern, um den Athem der Christen zu vermeiden. Vor zwölf Jahren hatte diese Judenstraße, die 1662 neu erbaut und etwas erweitert wurde, eiserne, innen und außen mit Riegel und Schloß versehene

Digitized by Google

Thore an ihren beiden Enden. Nachts kehrten die Juden heim und die Thore ſchloſſen ſich. Man riegelte ſie von draußen ein, wie Verpeſtete, und ſie ſchloſſen ſich von innen ab, wie Belagerte.

Die Judenſtraße iſt keine Straße, es iſt eine Stadt in der Stadt.

Als ich aus der Judengaſſe trat, fand ich die alte Stadt. Ich hielt meinen Einzug in Frankfurt.

Frankfurt iſt die Stadt der Karyatiden; ich habe nirgends ſo viel tragende Koloſſe geſehen, wie in Frankfurt. Es iſt unmöglich, den Marmor, den Stein, das Erz und das Holz mit reicherer Erfindung und mannigfaltigerer Grauſamkeit arbeiten, knirſchen und heulen zu laſſen. Wohin man ſich wendet, ſind arme Figuren aus allen Zeiten, aus allen Stylen, von allen Geſchlechtern, von allen Altern, von allen Phantasmagorien, die ſich winden und jämmerlich unter dem ungeheuren Gewicht ſeufzen. Gehörnte Satyrn, Nymphen mit flamändiſchen Buſen, Zwerge, Rieſen, Sphynxe, Drachen, Engel, Teufel, ein ganzes unglückliches Volk von übernatürlichen Weſen, das irgend ein Magier, der in allen Mythologien zugleich fiſchte, gefangen hat, und das, von ihm in ſteinernen Hüllen eingeſchloſſen, dort unter dem Gebälk, den Impoſten und Architraven angekettet, und halb in die Mauer eingefügt iſt. Die Einen tragen Balkone, die Andern Thürmchen, die Bedrückteſten Häuſer. Andere haben irgend einen unverſchämten Neger von Erz auf ihren Schultern, der ein Kleid von vergoldetem Zinn anhat, oder einen ungeheuren römiſchen Kaiſer von Stein in der ganzen Pracht des Koſtüms Ludwigs XIV., mit ſeiner großen Perrücke, ſeinem weiten Mantel, ſeinem Stuhl, ſeiner Eſtrade, ſeiner Krone, ſeinem Baldachin mit ausgeſchnitzten Spitzen und ungeheuren Stickereien; eine ungeheure Maſchine, die ein Bild von Audran vollſtändig in

mehr als halberhabener Arbeit auf einem einzigen Stein von zwanzig Fuß Höhe vorstellt. Diese gewaltigen Monumente sind Wirthshausschilder. Unter titanischen Lasten beugen sich die Karyatiden in allen Stellungen der Wuth, des Schmerzes und der Ermattung. Diese bücken das Haupt, jene wenden sich halb zurück; einige legen ihre beiden Hände krampfhaft auf ihre Schenkel, oder drücken ihre volle, dem Bersten nahe Brust zusammen; dort gibt es trotzige Herkules, die ein sechsstöckiges Haus auf einer Schulter tragen und den Leuten den Daumen weisen; traurige, hinkende Vulkane, die sich mit ihren Knieen helfen, oder unglückliche Sirenen, deren Schuppenschwanz schrecklich zwischen den Steinen zerquetscht wird; es gibt wüthende Chimären, die sich voll Wuth untereinander beißen; andere weinen, noch andere lachen schmerzlich, und jene schneiden den Vorübergehenden schreckliche Gesichter. Ich habe bemerkt, daß viele Wirthshaussäle, die von dem Aufstoßen der Gläser wiedertönen, auf Karyatiden gestützt sind. Es war, wie es scheint, eine besondere Vorliebe der alten freien Bürger von Frankfurt, ihre Schmausereien von duldenden Statuen tragen zu lassen.

Der gräßlichste Schreck, den man in Frankfurt haben kann, ist weder die Invasion der Russen, noch ein Einfall der Franzosen, noch der europäische Krieg, noch ein Bürgerkrieg, der die vierzehn Quartiere der Stadt auf's Neue zerstört, noch der Typhus, noch die Cholera, sondern das Erwachen, die Befreiung und Rache der Karyatiden.

Eine der Sehenswürdigkeiten Frankfurts, die, wie ich fürchte, bald verschwinden wird, ist das Schlachthaus. Es nimmt zwei alte Straßen ein. Es ist unmöglich, ältere und schwärzere Häuser sich über einen frischeren Haufen Fleisch neigen zu sehen. Ein eigener Ausdruck lustiger Appetitlichkeit liegt auf diesen sonderbar geschnitzten und mit Schiefern be-

deckten Façaden, deren Erdgeschoß, wie ein ganz offenstehender, großer Rachen, ungeheuere Viertel von Ochsen und Hämmeln zu verschlingen scheint. Blutige Metzger und rothe Metzgerinnen schwatzen anmuthig unter Guirlanden von Hammelskeulen. Ein rother Bach, dessen Farbe zwei fließende Brunnen kaum mildern, rinnt und dampft mitten in der Straße. In dem Augenblicke, wo ich durch sie ging, war sie voll entsetzlichen Schreiens. Unbarmherzige schlachtende Burschen, mit Herodesgesichtern, vollführten dort eine Metzelei unter Milchschweinen. Die Mägde, mit ihren Körbchen am Arm, lachten durch den Lärm. Es gibt lächerliche Rührungen, die man sich nicht merken lassen darf; indeß gestehe ich, daß ich, hätte ich gewußt, was ich mit einem armen kleinen Milchschwein, das ein Metzger vorbeitrug, machen sollte, es gekauft hätte. Ein hübsches kleines Mädchen, das wie ich mit Theilnahme zusah, schien mich durch seinen Blick dazu aufzufordern. Ich that nicht, was das hübsche Auge mir sagte, ich war dem sanften Blick ungehorsam, und ich mache es mir zum Vorwurf. — Ein prächtiges, großes, vergoldetes Schild, von dem schönsten eisernen Haken von der Welt getragen, aus allen Emblemen der Metzgerzunft zusammengesetzt und von der kaiserlichen Krone überragt, beherrscht und vervollständigt dies prächtige Schlachthaus, das der guten Stadt Paris im Mittelalter würdig gewesen wäre, und vor dem sich Calatagirone im fünfzehnten und Rabelais im sechzehnten Jahrhundert gewiß belustigt hätten.

Von dem Schlachthaus kommt man auf einen Platz von mäßiger Größe, der Flanderns würdig ist und selbst nach dem alten Markt in Brüssel bewundert zu werden verdient. Er ist einer der vielseitigen Plätze, um die sich alle Style und alle Sonderbarkeiten der bürgerlichen Baukunst im Mittelalter durch Häuser zeigen, an denen, nach der Zeit oder dem Geschmack, Zierrath mit verschwenderischer Pracht, Schiefer wie Stein und

Blei wie Holz verwandt ist. Jeder Schnörkel hat außerdem seine Bedeutung und hilft zugleich zu der Composition und der allgemeinen Harmonie des Platzes. In Frankfurt wie in Brüssel schänden zwei oder drei neue Häuser von dummem Aussehen, die sich wie zwei oder drei Dummköpfe in einer Gesellschaft gescheidter Leute ausnehmen, das Ensemble des Platzes, und vermehren die Schönheit der alten benachbarten Häuser. Ein wunderbares Bauwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch aus dem Schiff einer Kirche und dem Thurm eines Stadthauses zusammengesetzt, nimmt mit seiner prächtigen, eleganten Figur eine der Seiten des Vielecks ein. In der Mitte des Platzes stehen an zwei Orten, die die Symmetrie gewiß nicht bestimmt hat, zwei Brunnen, einer aus der Renaissance, der andere aus dem achtzehnten Jahrhundert. Auf diesen beiden Brunnen begegnen und verhöhnen sich durch einen sonderbaren Zufall Minerva und Judith, jede auf dem Gipfel ihrer Säule stehend, die homerische und die biblische virago, die eine mit dem Haupt der Medusa, die andere mit dem Haupt des Holofernes.

Judith ist schön, stolz, liebenswürdig, von vier Sirenen umgeben, die zu ihren Füßen in die Trompete stoßen, ein herrliches Mädchen der Renaissance. Sie hat das Haupt des Holofernes, das sie in der linken Hand trug, nicht mehr, aber sie hält noch das Schwert in der rechten, und ihr vom Wind aufgebauschtes Kleid hebt sich über ihrem Marmorknie und zeigt ihr feines, festes Bein in der stolzesten Biegung, die man sehen kann.

Einige Ausleger behaupten, diese Statue stelle die Gerechtigkeit vor und sie habe nicht das Haupt des Holofernes, sondern eine Wage in der Hand. Ich glaube es nicht. Eine Gerechtigkeit, welche die Wage in der linken und das Schwert in der rechten Hand hielte, wäre eine Ungerechtigkeit. Uebrigens

hat die Gerechtigkeit weder das Recht ſo hübſch, noch ſo aufgeſchürzt zu ſein.

Dieſer Figur gegenüber erheben ſich mit ihrem ſchwarzen Rahmen und ihren fünf ernſten, ungleichen Fenſtern, die drei neben einander ſtehenden Giebel des Römers.

Im Römer wählte man die Kaiſer; auf dieſem Platz rief man ſie aus.

Auf dieſem Platz hielt man und hält noch die beiden berühmten Frankfurter Meſſen: die Septembermeſſe, die 1240 durch den Brief Friedrichs II. eingeſetzt wurde, und die Oſtermeſſe, die Ludwig von Baiern 1330 einrichtete. Die Meſſen haben die Kaiſer und das Reich überlebt.

Ich trat in den Römer.

Nachdem ich geraume Zeit, ohne Jemand zu begegnen, durch ein langes, ſchmales Erdgeſchoß gegangen, dann eine hohe, mit ſchlechten Gemälden ohne Rahmen verzierte Treppe hinaufgeſtiegen, und endlich durch eine Menge dunkler Gänge und Stufen gewandert war, traf ich endlich, nachdem ich an alle Thüren geklopft hatte, eine Magd, die auf das Wort Kaiſerſaal einen Schlüſſel von einem Nagel in ihrer Küche nahm und mich hineinführte.

Das brave, muntere Mädchen führte mich erſt durch den Kurfürſtenſaal, der jetzt zu den Sitzungen des Senats der freien Stadt Frankfurt benützt wird. Dort wählten die Kurfürſten oder deren Abgeordnete unter ſich den römiſchen Kaiſer deutſcher Nation. Auf einem Seſſel zwiſchen den beiden Fenſtern präſidirte der Erzbiſchof von Mainz. Dann kamen nach der Reihe um einen großen mit gelbem Kupfer bedeckten Tiſch, rechts von dem Erzbiſchof von Mainz, Trier, Böhmen, Sachſen; links, Köln, Pfalz, Brandenburg; gegenüber, Braunſchweig und Baiern. Der Vorübergehende empfindet den Ein-

druck, den einfache Dinge, die Großes enthalten, machen, wenn er das rothe, ſtaubige Erz des Tiſches, an dem man die deutſchen Kaiſer wählte, berührt. Uebrigens iſt, den Tiſch, den man gegenwärtig in ein benachbartes Zimmer gebracht hat, abgerechnet, der Kurfürſtenſaal noch in dem Zuſtande, worin er im ſiebzehnten Jahrhundert war. Die neun Wappen, die an der Decke eine neue Freske einrahmen, eine Tapete von rothem Damaſt, Wandleuchter von verſilbertem Kupfer, die Ruhmesgöttinnen vorſtellen, ein großer Spiegel, dem man als Pendant im letzten Jahrhundert ein Bild Joſephs II. gegenübergeſtellt hat; über der Thüre ein Bild des letzten Enkels Karls des Großen, der 910, in dem Augenblicke, wo er regieren ſollte, ſtarb und den die Deutſchen das Kind nennen; weiter nichts. — Das Ganze iſt ſtreng, ernſt, ruhig, und mehr zum Träumen, als zum Anſehen gemacht.

Nach dem Kurfürſtenſaal ſah ich in den Kaiſerſaal.

Im vierzehnten Jahrhundert hatten die lombardiſchen Kaufleute, die dem Römer ſeinen Namen gegeben und dort ihre Läden hielten, den Gedanken, den großen Saal mit Niſchen zu umgeben, damit ſie ihre Waaren darin ausbreiten könnten. Ein Baumeiſter, deſſen Name verloren gegangen iſt, maß den Saal und baute fünfundvierzig Niſchen darin. 1564 wurde Maximilian II. in Frankfurt gewählt und dem Volke von dem Balkon dieſes Saals gezeigt, den man nach der Abreiſe Maximilians II. den Kaiſerſaal nannte und ſich ſeiner zum Ausrufen der Kaiſer bediente. Da dachte man daran, ihn zu ſchmücken, und der erſte Gedanke, der ihnen kam, war der, in den rings um die kaiſerliche Halle angebrachten Niſchen die Bilder aller ſeit dem Untergang des karolingiſchen Stammes erwählten und gekrönten Kaiſer aufzuſtellen, indem man die leeren Niſchen für die künftigen Kaiſer bewahrte. Seit Konrad I. im Jahre 911 bis auf Ferdinand I. im Jahre 1556 waren

ſchon ſechsunddreißig Kaiſer in Aachen geſalbt. Wenn man den neuen römiſchen König hinzufügte, blieben nur acht Niſchen für die Zukunft leer. Das war wenig. Die Sache wurde indeß doch ausgeführt und man nahm ſich vor, den Saal zu vergrößern, wenn es nöthig ſein ſollte. Die Oeffnungen füllten ſich langſam, mit vier Kaiſern ungefähr im Jahrhundert. Als Joſeph II. 1764 auf den kaiſerlichen Stuhl ſtieg, war nur noch ein leerer Platz da. Man dachte auf's Neue ernſtlich daran, den Kaiſerſaal zu verlängern, und neue Zellen den vor fünf Jahrhunderten von dem Baumeiſter der lombardiſchen Kaufleute eingerichteten Zellen hinzuzufügen. 1794 nahm Franz II., der fünfundvierzigſte römiſche König, die fünfundvierzigſte Höhlung ein. Es war die letzte Niſche und der letzte Kaiſer. Als der Saal voll war, brach das deutſche Reich zuſammen.

Der unbekannte Baumeiſter war das Schickſal; der geheimnißvolle Saal mit fünfundvierzig Zellen iſt die Geſchichte Deutſchlands, die, nachdem der Stamm Karl des Großen erloſchen war, nur noch fünfundvierzig Kaiſer enthalten durfte.

In der That, in dieſem länglichen, weiten, kalten, faſt dunklen Saal, der in einem Winkel mit alten Möbeln bedeckt iſt, unter denen ich den kupfernen Tiſch der Kurfürſten entdeckt habe, der an der öſtlichen Seite kaum durch fünf ſchmale, ungleiche Fenſter, die nach Maßgabe der äußern Giebel eine Pyramide bilden, erhellt iſt; zwiſchen vier hohen, mit erloſchenen Fresken bedeckten Mauern, unter einem Gewölbe von Holz, mit ehemals vergoldeten Kanten, allein in einer Art von Helldunkel, das dem Anfang der Vergeſſenheit gleicht, betrachten ſich alle grob als Erzbüſten gemalt, deren Fuß die beiden Data, die Jedes Regierung öffnen und ſchließen, trägt, die einen mit Lorbeerkränzen wie römiſche Cäſaren, die andern mit dem deutſchen Diadem gekrönt, ſchweigend, jeder in ſeiner düſtern Niſche. Die drei Konrad, die ſieben Heinrich, die vier

Otto, der eine Lothar, die vier Friedrich, der eine Philipp, die beiden Rudolph, der eine Adolph, die beiden Albert, der eine Ludwig, die vier Karl, der eine Wenzeslaus, der eine Robert, der eine Siegmund, die beiden Maximilian, die drei Ferdinand, der eine Matthias, die beiden Leopold, die beiden Joseph, die beiden Franz, die fünfundvierzig Phantome, die während neun Jahrhunderten, von 911—1806, durch die Weltgeschichte, das Schwert des heil. Petrus in der einen und die Kugel Karls des Großen in der andern Hand, gegangen sind.

An der den fünf Fenstern gegenüberstehenden Wand dunkelt und zerfällt neben dem Gewölbe ein mittelmäßiges Gemälde, welches das Urtheil Salomo's vorstellt.

Wenn die Churfürsten endlich den Kaiser bestimmt hatten, versammelte sich der Frankfurter Senat in diesem Saal, die Bürger vereinigten sich, in vierzehn Sectionen nach den vierzehn Quartieren getheilt, auf dem Platz, dann öffneten sich die fünf Fenster des Kaisersaals, das größte mittlere Fenster war mit einem Baldachin versehen und blieb leer. An dem mittlern Fenster rechts, das mit einem Balkon von schwarzem Eisen versehen war, an dem ich das Mainzer Rad entdeckt habe, erschien der Kaiser allein, in vollem Kostüm, die Krone auf dem Haupte. Zu seiner Rechten hatte er an den kleinen Fenstern die drei geistlichen Churfürsten von Mainz, Trier und Köln. An den beiden andern Fenstern, links von dem großen leeren Fenster standen in der Mitte Böhmen, Baiern und der Pfalzgraf vom Rhein; am kleinen Sachsen, Braunschweig und Brandenburg. Auf dem Platze vor dem Römer war auf einem von Wachen umgebenen Viereck ein großer Haufen Hafer, ein Gefäß voll Gold- und Silbermünzen, ein Tisch, der ein silbernes Waschbecken und einen goldenen Becher trug, und ein anderer Tisch mit einem ganzen gebratenen Ochsen. In dem Augenblick, wo der Kaiser erschien, ertönten die Trompeten und Cymbeln, und

der Erzmarschall des h. Reichs, der Erzkämmerer, Erzschenk, Erzschatzmeister und Erztruchseß zogen mit Gefolge auf den Platz. Mitten unter Rufen und Fanfaren ritt der Erzmarschall bis an den Sattelgurt in den Haufen Hafer und füllte dort ein silbernes Maß; der Erzkämmerer nahm das Waschbecken von dem Tisch, der Erzschenk füllte den Pokal mit Wein und Wasser; der Erzschatzmeister schöpfte Münzen in ein Gefäß und warf sie mit vollen Händen unter das Volk, der Erztruchseß schnitt ein Stück von dem gebratenen Ochsen. In diesem Augenblick erschien der Großkanzler des Reichs, der mit lauter Stimme den neuen Kaiser proclamirte und die Eidesformel vorlas. Wenn er zu Ende war, antworteten der Senat im Saal und die Bürger auf dem Platz in ernstem Ton: Ja. Während der Eid geleistet wurde, nahm der neue, schon gewaltige Kaiser die Krone ab und hielt das Schwert in Händen.

Von 1564 bis 1794 haben dieser jetzt unbekannte Platz, dieser jetzt leere Saal, neunmal diese majestätische Ceremonie gesehen.

Die Erzämter des Reichs, die den Wählern erblich waren, wurden von Abgeordneten versehen. Im Mittelalter hielten es Monarchien zweiten Ranges für eine bedeutende Ehre und gute Politik, die großen Aemter bei den beiden Kaisern, die an die Stelle des römischen Reichs getreten waren, zu bekleiden. Der König von Böhmen war Erzschenk des deutschen Reichs; der Doge von Venedig war Oberster der Leibwache des morgenländischen Kaiserreichs.

Nach der Proclamation im Römer kam die Krönung im Collegiensaal.

Ich folgte dem Ceremoniell. Wie ich aus dem Kaisersaal trat, ging ich in die Kirche.

Die Stiftskirche in Frankfurt, die dem heil. Bartholomäus geweiht ist, besteht aus einem doppelten Kreuzschiff aus dem

vierzehnten Jahrhundert, das von einem ſchönen Thurm aus dem fünfzehnten, der leider unvollendet iſt, überragt wird. Kirche und Thurm beſtehen aus ſchönem rothem Sandſtein, der durch die Jahre ſchwarz und runzlig geworden iſt. Das Innere allein iſt angeſtrichen.

Dann iſt noch eine belgiſche Kirche hier. Weiße Mauern, keine Glasmalerei, viele geſchnitzte Altäre, farbige Gräber, Gemälde und Basreliefs. In den Schiffen ſtrenge, marmorne Ritter, Biſchöfe mit Schnurrbärten, die Köpfe wie Landsknechte haben, aus der Zeit Guſtav Adolphs, bewunderungswürdige Glockenthürmchen von Stein, die durch Feen ausgehauen ſind, prächtige kupferne Lampen, die an die Lampen von Mieris erinnern, ein Chriſtus im Grabe, der im vierzehnten Jahrhundert gemalt, eine Jungfrau am Todtenbette, die im fünfzehnten gemeißelt iſt. Im Chor ſind ſehenswerthe Fresken, eine rauhe ungeſchickte Holzarbeit von 1400, die beide ein Geſchenk des Ritters von Ingelheim ſind, der ſich auf den Knieen in einen Winkel malen ließ. An den Mauern iſt eine vollſtändige Sammlung von dieſen phantaſtiſchen Pickelhauben und dieſen ſchrecklichen Helmbüſchen, die dem deutſchen Ritterthum eigen waren, und die wie die Pfannen und Schaumlöffel einer Küchenbatterie an Nägeln hängen. Neben der Thüre iſt eine dieſer ungeheuren Uhren, die ein Haus von zwei Stockwerken, ein Buch in drei Bänden, ein Gedicht in zwanzig Geſängen, eine Welt bilden. Oben zeigt ſich auf einem großen flamändiſchen Giebelfeld der Zeiger für den Tag; unten funkelt geheimnißvoll in einer Art von Höhle, worin ſich in der Dunkelheit eine Menge dicker Fäden bewegen, die man für die Fühlhörner ungeheurer Inſekten halten könnte, der Zeiger des Jahres. Die Stunden drehen ſich oben herum, die Jahrszeiten gehen unten. Die Sonne mit ihrer Glorie von goldenen Strahlen, der weiße und ſchwarze Mond, die Sterne auf blauem Grund, führen zuſam-

mengesetzte Bewegungen aus, die an der andern Seite der Uhr eine Reihe kleiner Bilder hervorbringen, auf denen Kinder Schlittschuh laufen, Greise sich wärmen, Bauern Getreide schneiden, Schäferinnen Blumen pflücken. Etwas abgeblaßte Sentenzen und Maximen glänzten am Himmel beim Scheine etwas verblindeter Sterne. So oft der Weiser an eine Ziffer kommt, öffnen und schließen sich die Thüren auf dem Giebelfeld der Uhr, mit Hämmern versehene Figuren, die rasch herein und heraustreten, geben die Stunde auf der Glocke an, indem sie Sprünge machen. Alles dies lebt, bewegt sich und lärmt in der Mauer der Kirche selbst, und macht ein Geräusch, als wenn man einen Pottfisch in das große Faß zu Heidelberg einsperrte.

Diese Kirche besitzt eine treffliche Kreuzigung von Van Dyk. Albrecht Dürer und Rubens haben jeder ein Gemälde dort, einen Christus auf dem Schooße der Jungfrau. Der Gegenstand ist scheinbar derselbe, die beiden Gemälde sind aber sehr verschieden. Rubens hat ein Jesuskind auf den Schooß der göttlichen Mutter gelegt; Albrecht Dürer einen gekreuzigten Christus. Nichts kommt der Anmuth des ersten Bildes gleich, außer der Angst des zweiten. Jeder der beiden Maler ist seinem Genius gefolgt. Rubens hat das Leben, Albrecht Dürer den Tod gewählt.

Ein anderes Gemälde, auf dem sich Anmuth und Angst vereinen, ist eine prächtige Malerei auf Kupfer aus dem sechzehnten Jahrhundert, welche das Innere des Grabmals der heil. Cäcilie vorstellt. Der Rahmen besteht aus den vorzüglichsten Begebnissen im Leben der Heiligen. In der Mitte liegt die Heilige in einer dunklen Krypte der Länge nach auf ihrem Gesicht, in ihrem goldenen Gewande, den Beilhieb am Halse, eine rothe, zarte Wunde, die einem reizenden Munde gleicht, den man auf den Knieen küssen möchte. Es ist, als hörte man

die Stimme der heil. Sängerin aus dem Munde tönen und ſingen: **por la boca de su herida.** Unter dem offenen Sarge ſteht mit goldenen Lettern: **En tibi sanctissimae virginis Ceciliae in sepulcro jacentis imaginem, prorsus eodem corporis situ expressam.** In der That, glaube ich, ließ im ſechzehnten Jahrhundert ein Papſt, Leo **X.**, das Grab der heil. Cäcilie öffnen, und dies reizende Bild iſt, wie man ſagt, nur ein getreues Portrait des wunderbaren Leichnams.

In der Mitte der Kirche, beim Eingang des Chors, wo ſich Tranſept und Schiff durchſchneiden, krönte man ſeit Maximilian **II.** die Kaiſer. Ich habe in einem Winkel des Tranſepts, in einer Hülle von grauem Papier, die ihr die Form eines Kinderhutes gibt, die ungeheure kaiſerliche Krone aus Holz, mit Goldplatten belegt, die man während der Ceremonie über ihr Haupt hing, geſehen, und mir fiel ein, daß ich vor zwei Jahren den mit Lilien durchwirkten Teppich von der Salbung Karls **X.**, unter anderem Geräth zuſammen gerollt und vergeſſen, in dem Dome zu Reims geſehen hatte.

Rechts von der Thüre des Chors, neben dem Ort, wo man die Kaiſer krönte, zeigt die gothiſche Holzarbeit folgende in Eichenholz geſchnitzte Antitheſe: den geſchundenen heil. Bartholomäus, der ſeine Haut auf dem Arm trägt und verächtlich den Teufel zu ſeiner Linken anſieht, der auf eine prächtige Pyramide von Mitren, Diademen, Helmbüſchen, Tiaren, Sceptern, Schwertern und Kronen geſtützt iſt.

Etwas weiter weg konnte der neue Kaiſer unter den Vorhängen, mit denen man es gewiß verbarg, bisweilen im Dunkel aufrecht an der Mauer, wie eine finſtere Erſcheinung, das ſteinerne Geſpenſt des unglücklichen Pſeudokaiſers Günther von Schwarzburg ſehen, der, Trotz und Haß im Auge, in der einen Hand ſeinen Schild mit einem ſchreitenden Löwen und in der andern ſeinen kaiſerlichen Helm hielt; ein ſtolzes und

ſchreckliches Grab, das zweihundertunddreißig Jahre der Einſetzung der Kaiſer beigewohnt, und deſſen granitne Traurigkeit alle dieſe Feſte gemalter Pappe und vergoldeten Holzes überlebt hat.

Ich wollte auf den Thurm ſteigen. Der Glöckner, der mich in die Kirche geführt hatte und der kein Wort Franzöſiſch verſteht, verließ mich auf den erſten Stufen der Treppe und ich ſtieg allein hinauf. Als ich oben angekommen war, fand ich ſie durch ein Gitter mit eiſernen Spitzen abgeſperrt; ich rief, Niemand antwortete; darauf ſtieg ich über die Barriere und war auf der Plattform des Pfarrthurms. Da hatte ich einen reizenden Anblick. Ueber mir eine ſchöne Sonne, zu meinen Füßen die ganze Stadt, zu meiner Linken der Römerplatz, zu meiner Rechten die Judengaſſe, die wie eine lange, unbiegſame, ſchwarze Gräte zwiſchen den weißen Häuſern lag, hie und da einige alte, nicht zu ſehr zerfallene Kirchen, zwei oder drei mit Thürmchen umgebene Thürme, hinter mir der Main, ein ſilbernes, von den Furchen der Schiffe golddurchwirktes Tuch; die alte Brücke mit den Häuſern von Sachſenhauſen und den röthlichen Mauern des ehemaligen deutſchen Hauſes; um die Stadt ein dichter Gürtel von Bäumen; jenſeits der Bäume eine große Tafelrunde von Ebenen und bebauten Feldern, die in den blauen Höhen des Taunus auslief. Während ich, ich weiß nicht was, an den Rumpf des Thurms von 1509 gelehnt, träumte, kamen Wolken und trieben ſich, vom Wind gejagt, am Himmel umher, indem ſie in jedem Augenblick große Flächen Azurs bedeckten und enthüllten, und überall auf die Erde große Stellen von Licht und Schatten fallen ließen. Die Stadt und der Horizont waren ſo wunderbar. Die Landſchaft iſt nie ſchöner, als wenn ſie ihr Tigerfell umhängt. — Ich glaubte mich allein und wäre den ganzen Tag dageblieben. Plötzlich ließ ſich ein leiſes Geräuſch neben mir hören; ich wandte den

Kopf herum; es war ein junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, das halb aus einer Dachluke hervorgetreten war und mich lächelnd anſah. Ich hatte einige Schritte gemacht, war über einen Winkel des Pfarrthurmes gegangen, den ich noch nicht überſchritten hatte, und befand mich mitten unter den Bewohnern des Thurmes. Es gibt eine ganze kleine, glückliche Welt dort. Das junge Mädchen ſtrickt, eine alte Frau, ohne Zweifel ihre Mutter, ſpinnt. Tauben girren, auf den Dachrinnen des Thurmes ſitzend, ein freundlicher Affe reicht einem die Hand aus ſeiner kleinen Hütte, die Gewichte der großen Uhr ſteigen mit dumpfem Geräuſch auf und ab und vergnügen ſich, Marionetten in der Kirche ſpielen zu laſſen, in der man Kaiſer gekrönt hat; fügen Sie dazu den tiefen Frieden hoch gelegener Orte, der aus dem Murmeln des Windes, den Sonnenſtrahlen und der Schönheit der Gegend beſteht — iſt das nicht ein reines, reizendes Enſemble? Aus der Kammer der alten Glocken hat jetzt das Mädchen ihre Kammer gemacht; ſie hat ihr Bett ins Dunkel geſtellt und ſingt dort, wie die Glocken ſangen, aber mit einer ſanftern Stimme, nur für ſich und Gott allein. Aus einem der unvollendeten Thürmchen hat die Mutter den Schornſtein des kleinen Wittwenfeuers gemacht, auf dem ihre arme Suppe kocht. Das iſt die Spitze des Thurmes zu Frankfurt. Wie und warum iſt dieſe Kolonie dort und was treibt ſie da? Ich weiß es nicht, aber ich habe es bewundert. Dieſe ſtolze Kaiſerſtadt, die ſo viel Kriege ausgehalten, ſo viel Kugeln aufgefangen, ſo viel Kaiſer eingeſetzt hat, deren Mauern wie eine Rüſtung waren, deren Adler in ſeinen Klauen die Diademe hatte, die der öſterreichiſche Adler auf ſeine beiden Köpfe ſetzte, wird heute von dem demüthigen Herd einer alten Frau, von dem etwas Rauch weht, beherrſcht und gekrönt.

Digitized by Google

Fünfundzwanzigſter Brief.

Der Rhein.

Mainz, den 1. Oktober.

Ein Bach fließt aus dem See von Toma am öſtlichen Hange des Gotthardt; ein anderer Bach fließt aus einem andern See am Fuße des Luckmanierberges; ein dritter Bach ſickert aus einem Gletſcher und fällt durch die Felſen aus einer Höhe von tauſend Ellen herab. Fünfzehn Stunden von ihren Quellen ſtürzen dieſe Bäche in dieſelbe Schlucht bei Reichenau. Dort vereinigen ſie ſich. Bewundern Sie nicht, mein Freund, auf welche einfache, gewaltige Weiſe die Vorſehung große Dinge hervorbringt? Drei Hirten begegnen ſich, ſie werden ein Volk; drei Bäche begegnen ſich, ſie werden ein Strom.

Das Volk entſteht den 17. November 1309, bei Nacht, am Ufer eines Sees, an dem drei Hirten ſich umarmen; es erhebt ſich, es ruft den großen Gott, der die Bauern und die Kaiſer macht, zum Zeugen an, dann rennt es zu den Aexten und Hacken. Ein ländlicher Rieſe, greift es Mann gegen Mann den ſouveränen Rieſen, den deutſchen Kaiſer, an. Es zermalmt in Küßnacht den Vogt Geßler, der ſeinen Hut anbeten ließ; in Sarnen den Vogt Landenberg, der den Greiſen die Augen ausſtechen ließ; in Thalwyl den Vogt Wolfenſchieß, der Frauen mit Beilhieben tödtete; bei Morgarten den Herzog Leopold; bei Murten Karl den Kühnen. Unter dem Hügel von Buttisholz begräbt es die dreitauſend Engländer Enguerrands von Coucy. Es hält zu gleicher Zeit die vier fürchterlichen Feinde in Reſpekt, die von den vier Hauptpunkten herankommen; es

ſchlägt bei Sempach den Herzog von Oeſterreich; bei Granſon den Herzog von Burgund; bei Chillon den Herzog von Savoyen; bei Novarre den Herzog von Mailand, und beiläufig geſagt, war 1513 bei Novarre der Herzog von Mailand Herzog durch das Recht des Schwertes, und nannte ſich Ludwig **XII.**, König von Frankreich. Es hängt an einen Nagel in ſeinen Arſenälen, über ſeine Bauernkleider, neben den Ketten, die man ihm beſtimmte, die prächtigen herzoglichen Wappen der beſiegten Fürſten; es hat große Bürger, Wilhelm Tell zuerſt, dann die drei Befreier, dann Peter Collin und Gundoldingen, die ihr Leben auf dem Banner ihrer Stadt gelaſſen haben, und Conrad Baumgarten und Scharnachthal und Winkelried, der ſich in die Speere, wie Curtius in den Abgrund, warf; es kämpft in Bellinzona für die Unverletzlichkeit des Bodens, und in Kappel für die Unverletzlichkeit des Gewiſſens; es vernichtet Zwingli 1531, aber es befreit Bonnivard 1536, und dann ſteht es aufrecht da. Es erfüllt ſeine Beſtimmung unter den vier Koloſſen des Continentes feſt, ſtark, undurchdringlich, ein Band der Civiliſation, ein Aſyl der Wiſſenſchaft, ein Zufluchtsort des Gedankens, eine Schranke für ungerechte Uebergriffe, ein Stützpunkt geſetzmäßigen Widerſtandes. Seit ſechshundert Jahren leben im Mittelpunkte von Europa, mitten in einer harten Natur, unter dem Auge einer wohlwollenden Vorſehung, dieſe großen Gebirgsbewohner, würdige Söhne der großen Gebirge, ernſt, kalt und heiter wie ſie, der Nothwendigkeit unterworfen, auf ihre Unabhängigkeit eiferſüchtig gegenüber abſoluten Monarchien, mächtigen Ariſtokratien und neidiſchen Demokratien, ein kräftiges Volksleben, indem ſie zugleich das erſte der Rechte, die Freiheit, und die erſte der Pflichten, die Arbeit, erfüllen.

Der Fluß entſteht zwiſchen zwei Granitmauern; er macht einen Schritt und ſtößt bei Andeer, einem romaniſchen Dorf,

auf das Gedächtniß Karls des Großen; bei Chur, dem alten Curia, auf das Gedächtniß des Druſus; bei Feldkirch auf das Gedächtniß Maſſena's; dann rennt er, rennt, wie von dem Geſchick durch dieſe dreifache, germaniſche, römiſche und franzöſiſche Taufe für die Geſchicke, die ſeiner warten, geweiht, den Geiſt zwiſchen ſeiner griechiſchen Etymologie ῥέειν und ſeinem deutſchen rinnen ſchwanken laſſend, durchdringt Wald und Berg, gewinnt den See von Konſtanz, ſpringt zu Schaffhauſen, läuft die Hinterberge des Jura entlang, durchbricht die Kette ausgebrannter Vulkane des Taunus, läuft durch die Ebenen Frieslands, überſchwemmt und ertränkt die Niederungen Hollands, und verliert ſich, nachdem er durch Felſen, Erdreich, Lava, Sand und Schilf eine gewundene Schlucht von 277 Meilen gegraben, nachdem er durch das große europäiſche Getreibe das fortwährende Geräuſch ſeiner Wogen geführt, das man aus dem ewigen Streit des Nordens mit dem Süden zuſammengeſetzt nennen möchte, nachdem er 1200 Waſſer aufgenommen, 114 Städte bewäſſert, elf Nationen getrennt oder vielmehr getheilt hat, in ſeinem Schaume fließend und ſich mit der Geſchichte von dreißig Jahrhunderten und dreißig Völkern miſchend, ins Meer. Ein Proteus-Strom; ein Gürtel der Reiche, eine Grenze des Ehrgeizes, ein Zügel der Eroberer; die Schlange des ungeheuren Caduceus, den über Europa der Gott des Handels ausbreitet; Zierde und Schmuck des Erdballs, langes, grünes Gelock der Alpen, das bis an den Ocean hängt.

Drei Hirten, drei Bäche. Die Schweiz und der Rhein entſtehen auf dieſelbe Weiſe in denſelben Gebirgen.

Der Rhein gewährt jeden Anblick. Bald iſt er breit, bald ſchmal. Er iſt grün, durchſichtig, reißend, fröhlich auf die laute Weiſe, die Allem eigen, was mächtig iſt. Er iſt Bergſtrom bei Schaffhauſen, Schlund bei Laufen, Fluß bei Sickingen, Strom bei Mainz, See bei Sankt Goar, Moraſt bei Leyden.

Er beruhigt sich, sagt man, und wird gegen Abend langsam, als ob er einschliefe; ein mehr scheinbares, als wirkliches Phänomen, das auf allen großen Wassern sichtbar ist.

Ich habe irgendwo gesagt, die Einheit in der Mannigfaltigkeit sei das Princip jeder Kunst. In dieser Beziehung ist die Natur die größte Künstlerin, die es gibt. Sie gibt nie eine Form auf, ohne daß sie alle ihre Logarithmen hat durchlaufen lassen. Nichts ist scheinbar weniger ähnlich, als ein Baum und ein Fluß; im Grunde haben indeß Baum und Fluß dieselbe Grundlinie. Man betrachte des Winters einen seiner Blätter beraubten Baum, und lege ihn im Geist platt auf den Boden, und man wird den Anblick eines Flusses, wie ihn ein Riese aus der Vogelperspektive sieht, haben. Der Stamm des Baumes wird der Fluß sein; die großen Aeste die Nebenflüsse; die kleinen Aeste und Zweige, die Bergwasser, Bäche und Quellen; die Erweiterung der Wurzel, die Mündung. Alle Flüsse sind, auf einer geographischen Karte betrachtet, Bäume, die Städte bald an den Enden der Aeste wie Früchte, bald in den Zwischenräumen derselben wie Nester tragen; und ihr Zusammenfluß und ihre unzähligen Zuflüsse ahmen, der Neigung der Wasserscheide und der Natur des Terrains folgend, das Gezweig der verschiedenen Baumarten nach, die alle, wie man weiß, ihre Zweige nach der besondern Kraft ihres Saftes und der Dichtigkeit ihres Holzes mehr oder weniger entfernt vom Stamme halten. Es ist merkwürdig, daß, wenn man den Rhein in dieser Beziehung ansieht, die königliche Idee, die an diesem mächtigen Fluß klebt, nicht von ihm weicht. Das Y fast aller Zuflüsse des Rheins, der Murg, des Neckars, des Mains, der Nahe, der Lahn, der Mosel und der Aar hat eine Oeffnung von ungefähr neunzig Graden. Bingen, Niederlahnstein, Coblenz liegen in rechten Winkeln. Wenn man in Gedanken den ungeheuren geometrischen Aufriß des Flusses aufrecht auf den

Boden ſtellt, ſo ſcheint der Rhein alle Nebenflüſſe gerade von ſich zu ſtrecken und gewinnt die Geſtalt einer Eiche.

Die unzähligen Arme, in die er ſich theilt, ehe er ins Meer kommt, ſind die bloßgelegten Wurzeln.

Der berühmteſte und bewundertſte Theil des Fluſſes, der für den Geologen reichſte, für den Hiſtoriker merkwürdigſte, für den Politiker wichtigſte, für den Dichter ſchönſte, iſt der Arm des Mittelrheins, der von Bingen nach Königswinter, von Oſten nach Weſten, das ſchwarze Chaos vulcaniſcher Hügel, das die Römer die cattiſchen Alpen nannten, durchſchneidet.

Dort iſt der berühmte Strich von Mainz nach Köln, den faſt alle Touriſten in vierzehn Stunden in den langen Sommertagen machen. Auf dieſe Weiſe wird man vom Rhein geblendet und weiter nichts. Wenn ein Fluß reißend iſt, muß man, will man ihn ſehen, ihn hinauf, nicht hinabfahren. Was mich betrifft, ſo wiſſen Sie, daß ich die Fahrt von Köln nach Mainz gemacht und einen Monat dazu gebraucht habe.

Von Mainz nach Bingen ſind, wie von Königswinter nach Köln, ſieben oder acht Stunden reicher, grüner, lachender Ebenen, mit ſchönen, glücklichen Dörfern an den Ufern des Fluſſes. Wie ich Ihnen aber eben ſagte, die große Enge des Rheins beginnt bei Bingen mit dem Rupertsberg und Niederwald, zwei Bergen von Granit und Schiefer, und hört bei Königswinter am Fuße des Siebengebirges auf.

Dort iſt Alles ſchön. Die düſtern Abſchüſſe der beiden Ufer ſpiegeln ſich in den breiten, ſtillen Flächen des Waſſers ab. Die Steilheit der Hügel macht, daß der Wein am Rhein ebenſo gebaut wird, wie die Olive in der Provence. Ueberall, wohin die Mittagsſonne fällt, trägt der Bauer, wenn der Felſen einen kleinen Vorſprung macht, in Säcken und Körben Erde und pflanzt in der Provence in dieſe Erde einen Oelbaum, und am Rhein eine Rebe. Dann ſtützt er ſeine Terraſſe durch

Digitized by Google

eine Mauer von trockenen Steinen, welche die Erde zurückhält und das Waſſer abfließen läßt. Hier bedeckt der Winzer die Erde aus übergroßer Vorſicht, damit der Regen ſie nicht fortſchwemme, wie ein Dach mit zerbrochenen Schiefern aus den Bergen. Auf dieſe Weiſe wächst an den ſteilſten Felſen die Rebe des Rheins, wie der Oelbaum des Mittelmeers, auf einer Art von Conſolen, die wie der Blumentopf einer Manſarde über dem Haupt des Vorübergehenden liegen. Alle ſanften Abhänge ſind mit Reben beſetzt.

Es iſt übrigens eine undankbare Arbeit. Seit zehn Jahren haben die Rheinbewohner keine gute Ernte gemacht. An mehreren Stellen, beſonders in Sankt Goarshauſen, in Naſſau, habe ich verlaſſene Weinberge geſehen.

Von unten bilden dieſe Mauern von trockenen Steinen, die den tauſend Wellenbiegungen des Abhangs folgen, und denen die Ausbiegungen des Felſens nothwendiger Weiſe faſt immer die Form eines Halbmonds geben, mittelſt der grünen Franze der Reben, die faſt immer an die Vorſprünge des Gebirgs gebunden ſind, unzählige, an der ſtrengen Mauer des Rheins befeſtigte Guirlanden.

Wenn des Winters die Rebe und der Boden ſchwarz ſind, ſehen dieſe ſchmutziggrauen Terraſſen, wie die großen über einander ruhenden Spinngewebe in verlaſſenen Gebäuden aus; eine Art häßlicher Hängematten, in denen der Staub ruht.

Bei jeder Biegung des Fluſſes zeigt ſich eine Gruppe Häuſer, eine Stadt oder ein Flecken. Ueber jeder Häuſergruppe ſteht ein zerfallener Thurm. Die Städte und Dörfer voll ſpitzer Giebel, Thürmchen und Thürme, ſind von fern wie ein zackiger Pfeil am Fuße des Berges.

Oft verlängern ſich die Weiler am Hügel hin, in Form eines Schwanzes, belebt von Wäſcherinnen, die ſingen, und Kindern, die ſpielen. Hie und dort nagt eine Ziege an dem

jungen Klee. Die Häuser des Rheins sehen großen Helmen von Schiefer ähnlich, welche auf den Rand des Flusses gelegt sind. Das roth und blau auf dem weißen Kalk gemalte Gebälk macht den Schmuck der Vorderseite aus. Mehrere dieser Dörfer sind, wie Bergheim und Mondorf bei Köln, von Salmfischern und Korbmachern bewohnt. An den schönen Sommertagen veranlaßt das hübsche Schauspiele. Der Korbmacher flicht sein Körbchen auf der Hausschwelle und der Fischer flickt sein Netz in seiner Barke, über ihren Häuptern reift die Sonne die Rebe auf dem Hügel. Jeder thut, was Gott ihm zu thun angewiesen, der Stern wie der Mensch.

Die Städte gewähren einen mannigfacheren und geräuschvolleren Anblick. Sie sind in großer Zahl am Rhein vorhanden. Bingen, Oberwesel, Sankt Goar, Neuwied, Andernach, Linz, eine große Gemeinde mit viereckigen Thürmen, die von Karl dem Kühnen 1476 belagert wurde, und das gegenüber, auf dem andern Rheinufer, Sinzig sieht, das Sentius zur Bewachung der Aarmündung baute. Boppart, das alte Bodobriga, die Veste des Drusus, königlicher Meierhof fränkischer Könige, zur kaiserlichen Stadt zugleich mit Oberwesel erklärt, Lehen von Trier, reizende, alte Stadt, die ein Idol in ihrer Kirche bewahrt, über dem zwei große, durch eine Brücke verbundene Thürme zwei durch ein Joch verbundenen Stieren gleichen. Neben dem Stadtthor habe ich stromaufwärts dort eine schöne, zerfallene Apside bemerkt: Caub, die Stadt der Pfalzgrafen. Braubach, das in einer Charte von 933 genannt wird, das Lehen der Grafen von Arnstein aus dem Nahegau, kaiserliche Stadt unter Rudolph 1279, Herrschaft der Grafen von Katzenellenbogen 1283, die 1473 an Hessen, 1632 an Darmstadt und 1802 an Nassau fiel.

Braubach, das mit den Taunusbädern in Verbindung steht, liegt herrlich am Fuße eines hohen Felsens, der auf

seinem Gipfel die Markusburg trägt. Das alte Schloß des heiligen Markus ist jetzt ein Staatsgefängniß. Jeder Marquis will Pagen haben. Es scheint mir, daß der Herr von Nassau sich das Ansehen gibt, als hätte er Staatsgefangene. Das ist ein schöner Luxus!

12,600 Einwohner in 1100 Häusern, eine 1819 über den Rhein erbaute Brücke von 36 Kähnen, eine Brücke über die Mosel von vierzehn steinernen Bögen, die aus Lavasteinen auf das Fundament der um 1311 von dem Erzbischof Balduin vermittelst eines Dispenses erbauten Brücke aufgeführt ist, die berühmte Festung Ehrenbreitstein, die den Franzosen am 27. Januar 1799 nach einer Belagerung übergeben wurde, wo man für eine Katze drei Franken und für ein Pfund Pferdefleisch dreißig Sous bezahlt hatte; ein Brunnen von 580 Fuß Tiefe, den der Markgraf Johann von Baden bohren ließ; der Arsenalplatz, wo man früher die berühmte Schlange, den Greifen, sah, die 160 Pfund trug und 20,000 Pfund wog; ein gutes altes Franciscanerkloster, das 1804 zum Spital umgewandelt worden; eine romanische Kirche, die im Pompadour-Geschmack restaurirt und roth angestrichen ist; eine Kirche des heiligen Florin, die von den Franzosen zu einem Heumagazin, und jetzt zur Kirche der Evangelischen gemacht, was in Betreff der Kunst noch schlimmer, und ebenfalls roth angestrichen ist; eine St. Castorkirche, die 1805 mit einem Portal bereichert und roth angestrichen worden; keine Bibliothek: das ist Coblenz, das die Franzosen Coblentz aus Gefälligkeit gegen die Deutschen, und die Deutschen Coblence aus Rücksicht gegen die Franzosen schreiben. Erst römisches Lager in Altehof, dann königlicher Hof unter den Franken, kaiserliche Residenz bis auf Ludwig von Baiern, bis 1250 die Stadt im Schutze der Grafen von Arnstein, und seit Arnulph II. unter dem Schutz der Erzbischöfe von Trier, 1688 vergeblich von Vauban und Ludwig XIV. selbst belagert, ist Cob-

lenz 1794 von den Franzoſen genommen und den Preußen 1815 übergeben worden. Ich bin nicht hineingegangen, ich hatte Angſt vor ſo vielen rothen Kirchen.

Als militäriſcher Punkt iſt Coblenz ein wichtiger Ort. Seine drei Feſtungen machen nach allen Seiten Fronte. Die Kartauſe beherrſcht den Weg von Mainz, der Petersberg wahrt den Weg von Trier und Köln, der Ehrenbreitſtein bewacht den Rhein und den Weg von Naſſau.

Als Gegend iſt Coblenz vielleicht zu ſehr geprieſen, beſonders wenn man es mit andern rheiniſchen Städten vergleicht, die Niemand beſucht und von denen Niemand ſpricht. Ehrenbreitſtein, früher eine ſchöne, großartige Ruine, iſt jetzt eine kalte, todte Feſtung, die platt einen prächtigen Felſen krönt. Die wahren Kronen der Berge ſind die alten Burgen. Jeder Thurm war eine Zacke.

Einige dieſer Städte haben unſchätzbare Reichthümer an Kunſtſachen und Alterthümern. Die älteſten Meiſter und größten Maler bevölkern ihre Muſeen. Die Dominichini, Carracci, Guercini, Jordaens, Snyders, Lorenz Sciarpelloni ſind in Mainz; Auguſtin Braun, Wilhelm von Köln, Albrecht Dürer, Rubens, Masquida ſind in Köln; Holbein, Lukas von Leyden, Lukas Kranach, Scorel, Raphael, die ſchlafende Venus des Titian ſind in Darmſtadt. Coblenz hat, bis auf vier Blätter ungefähr, die vollſtändigen Werke Albrecht Dürers, Mainz hat die Pſalmen von 1459, Köln hatte das berühmte Miſſale von Drachenfels, das im zwölften Jahrhundert colorirt war; es hat es verloren; aber es hat und bewahrt noch immer die koſtbaren Briefe von Leibnitz an den Jeſuiten de Broſſe.

Die ſchönen Städte und hübſchen Dörfer ſind in der wildeſten Gegend zerſtreut. Die Dünſte kriechen in den Schluchten; die an den Hügeln lagernden Wolken ſcheinen zu ſtocken und

auf den Wind zu warten; düstere druidische Wälder verlieren sich zwischen den Gebirgen in ein fernes Violet; große Raubvögel schweben unter einem merkwürdigen Himmel, der etwas von den beiden Klimaten hat, die der Rhein trennt, bald strahlenhell, wie ein italienischer Himmel, bald voll rother Nebel, wie ein grönländischer Himmel. Das Ufer ist rauh, die Lava blau, der Basalt schwarz; überall zerstoßene Mica und Quarz; überall violette Brüche; die Felsen sehen wie stumpfnasige Riesen aus. Feine, blätterige Schieferlagen glänzen in der Sonne und bilden den Rücken von ungeheuren Ebern. Der Anblick jedes Flusses ist außerordentlich.

Es ist augenscheinlich, daß die Natur, da sie den Rhein schuf, an eine Oede dachte; der Mensch hat eine Straße daraus gemacht.

Zur Zeit der Römer und Barbaren war es die Kriegerstraße. Im Mittelalter, da der Fluß fast ganz von geistlichen Staaten begränzt und gewissermaßen von seiner Quelle bis zu seiner Mündung besessen war: vom Abt von St. Gallen, dem Fürstbischof von Kostnitz, dem Fürstbischof von Basel, dem Fürstbischof von Straßburg, dem Fürstbischof von Speier, dem Fürstbischof von Worms, dem Erzbischof von Mainz, dem Erzbischof von Trier, dem Erzbischof von Köln, nannte man den Rhein die Straße der Priester; jetzt ist es die Straße der Kaufleute.

Der Reisende, der den Fluß hinauffährt, sieht ihn so zu sagen auf sich zukommen, und deßhalb ist das Schauspiel schöner. Bei jedem Augenblicke stößt man auf etwas, das vorüberfährt; bald ein schmaler Nachen, den man mit Schrecken fahren sieht, so voll Bauern ist er, besonders des Sonntags, wo diese braven katholischen Uferbewohner, die von Hugenotten beherrscht werden, bisweilen ihre Messe sehr fern suchen; bald ein beflagggtes Dampfschiff; bald ein großer Kahn mit zwei lateinischen Segeln, der den Rhein mit seiner Ladung, die am

Fuße des großen Maſtes liegt, hinunterfährt, mit ſeinem ernſten, aufmerkſamen Steuermann, ſeinen geſchäftigen Matroſen, einem Weibe, das vor der Kajütenthüre ſitzt, und mitten unter den Ballen, die roth, grün und blau angeſtrichene Seemannskiſte. Oder es ſind lange Reihen Pferde, die an ein ſchweres Schiff gebunden ſind, das langſam aufwärts fährt; oder ein kleines Pferd, das allein einen großen Nachen ſchleppt, wie eine Ameiſe, die einen todten Käfer nach ſich zieht. Plötzlich zieht der Fluß ſich zuſammen, und bei der Biegung, die kommt, ſtellt ſich ein großes Floß von Namedy den Augen dar. Dreihundert Matroſen lenken die gewaltige Maſchine, ungeheure Ruder ſchlagen taktmäßig das Waſſer hinten und vornen, ein ganzer, offener, blutiger Ochſen hängt an den Balken; ein anderer, lebendiger Ochſe dreht ſich um den Pfahl, an den er gebunden iſt, und brüllt, da er die Kälber am Ufer weiden ſieht, der Herr ſteigt die doppelte Treppe ſeiner Eſtrade auf und ab, die dreifarbige Fahne flattert im Winde, der Koch bläst das Feuer unter der großen Küche an, der Rauch weht aus drei oder vier Hütten, in denen Matroſen aus- und eingehen; ein ganzes Dorf lebt und ſchwimmt auf dieſem wunderbaren Gerüſt von Tannen.

Und doch ſind dieſe Flöße gegen die alten großen des Rheins, was eine Schaluppe gegen einen Dreidecker iſt. Ein früherer Zug, der, wie jetzt aus tannenen Maſtbäumen, Eichen, Bohlen und Brettern beſtand, die am Ende durch Sparren, Bundſparren genannt, und in ihren Fugen mit Weidenſtricken und eiſernen Klammern zuſammengehalten waren, trug fünfzehn oder achtzehn Häuſer, zehn oder zwölf Kähne mit Ankern, Tauen, Senkbleien und Seilen, tauſend Ruderer, hatte acht Fuß Tiefe im Waſſer, ſiebenzig Fuß Breite und ungefähr neunhundert Fuß Länge, d. h. die Länge von zehn aneinander gebundenen Haupttannen der Murg.

Um den mittlern Zug schwammen, durch einen Baumstamm, der zugleich als Tau und als Brücke diente, befestigt, sei es, um ihm die Richtung zu geben, sei es, um die Gefahr des Anstoßens zu vermindern, zehn oder zwölf kleine Züge von ungefähr achtzig Fuß Länge, die man Kniee oder Anhänge nannte. Auf dem großen Floß war eine Gasse, die an der einen Seite in einem weiten Zelt, an der andern in dem Haus des Herrn, einer Art hölzernen Palastes, endete. Die Küche dampfte unaufhörlich. Ein großer kupferner Kessel kochte Tag und Nacht darin. Morgens und Abends rief der Pilot seinen Befehl aus und erhob über dem Zug einen Korb an einer Stange. Das war das Zeichen zur Mahlzeit, und die tausend Arbeiter liefen mit ihren hölzernen Schüsseln herbei. Diese Züge brauchten auf einer Reise acht Fuder Wein, sechshundert Faß Bier, vierzig Säcke Hülsenfrüchte, zwölftausend Pfund Käse, fünfzehnhundert Pfund Butter, zehntausend Pfund geräuchertes Fleisch, zwanzigtausend Pfund frisches Fleisch und fünfzigtausend Pfund Brod. Sie führten eine Heerde und Metzger mit sich. Jeder dieser Züge war 7—800,000 Gulden, das sind ungefähr zwei Millionen Franken, werth.

Man kann sich nur schwer von dieser großen von Namedy nach Dortrecht schwimmenden Insel einen Begriff machen, wie sie ihren Archipel von Inseln durch alle Biegungen, Engen, Fälle und Wirbel des Rheins brachte. Schiffbrüche waren häufig. So sagte man sprüchwörtlich und sagt es noch, daß ein Flößer drei Kapitale haben muß, eines auf dem Rhein, das zweite auf dem Lande, das dritte in der Tasche. Die Kunst, diese gewaltigen Massen durch so viele Klippen zu führen, verstand in einer Generation gewöhnlich nur ein Mann. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war sie das Geheimniß eines Steuermanns aus Rüdesheim, Namens Jung. Nach dem Tode Jungs sind die großen Flöße verschwunden.

Digitized by Google

Gegenwärtig fahren täglich fünfundzwanzig Dampfboote den Rhein auf und ab. Die neunzehn Dampfboote der Kölner Gesellschaft, an ihren schwarz und weißen Schornsteinen kenntlich, gehen von Straßburg nach Düsseldorf; die sechs Schiffe der Düsseldorfer Gesellschaft gehen von Mainz nach Rotterdam. Diese große Schifffahrt hängt mit der Schweiz durch das Dampfschiff von Straßburg nach Basel, mit England durch die Steamboats von Rotterdam nach London zusammen.

Die alte rheinische Schifffahrt, welche die Segelschiffe vorstellen, contrastirt mit der neuern von Dampfschiffen repräsentirten. Die Dampfschiffe, lachend, kokett, elegant, comfortable, schnell, voll Bänder und geschmückt mit den Farben von zehn Nationen: von England, Preußen, Nassau, Hessen, Baden und holländischem Tricolore, tragen Prinzen- und Städtenamen: Ludwig II., Großherzog von Hessen, Königin Victoria, Herzog von Nassau, Prinzessin Marianne, Großherzog von Baden, Stadt Mannheim, Stadt Coblenz; die Segelschiffe gehen langsam, indem sie an ihrem Hintertheil sanfte, ernste Namen tragen: Pius, Columbus, Amor, Sancta Maria, Gratia dei. Die Dampfschiffe sind gefirnißt und vergoldet. Die Segelschiffe sind getheert. Das Dampfschiff ist die Spekulation, das Segelschiff die alte, strenge, gläubige Schifffahrt. Die einen gehen, indem sie eine Reclamation, die andern, indem sie ein Gebet erheben; die einen zählen auf die Menschen, die andern auf Gott.

Diese lebendige, schlagende Antithese kreuzt sich alle Augenblicke auf dem Rhein.

In diesem Contrast weht mit einer eigenthümlichen Kraft der Wirklichkeit der doppelte Geist unserer Zeit, welche die Tochter einer frommen Vergangenheit ist und sich für die Mutter einer industriellen Zukunft hält.

Neunundvierzig Inseln sind, mit dichtem Laub bedeckt,

Digitized by Google

rauchende Häuser in Blütengruppen versteckend, Nachen in reizenden Buchten bergend, auf dem Rhein zwischen Köln und Mainz vertheilt. Alle haben irgend ein Gedächtniß: Graupenwerth, auf dem die Holländer ein Fort erbauten, das sie Pfaffenmütz nannten, und das die ärgerlichen Spanier wieder einnahmen und Isabella tauften; Graswerth, wo Johann Philipp von Reichenberg seine **Antiquitates Saynenses** schrieb; Niederwerth, einst so reich durch die Dotationen des Markgrafen Johann II.; die Urmitzer Insel, die Cäsar, Nonnenwerth, das Roland gesehen.

Die Erinnerungen der Ufer scheinen mit den Erinnerungen der Insel in Rapport zu stehen. Erlauben Sie, einige zu berühren; ich werde sofort mit größerer Genauigkeit auf diesen interessanten Gegenstand zurückkommen. Jeder Schatten, der sich auf einem Flußufer erhebt, weckt einen andern am gegenüberliegenden Ufer. Der Sarg der heil. Nizza, der Enkelin Ludwigs des Frommen, ist in Coblenz; das Grab der heil. Ida, der Nichte Karl Martells, ist in Köln. Die heil. Hildegard hat in Eubingen den Ring mit der Inschrift: Ich dulde gern, den ihr der heil. Bernhard schenkte, gelassen; Siegbert ist der letzte König von Austrasien, der in Andernach wohnte. Die heil. Genovefa lebte bei Frauenkirch in den Wäldern, neben einer Mineralquelle, an der jetzt eine Gedächtnißkapelle steht; ihr Gemahl saß in Altsimmern. Schinderhannes hat die Nahethäler geplündert, dort machte er sich den Spaß, mit der Pistole in der Hand eine Schaar Juden die Hosen ausziehen zu lassen; dann zwang er sie, sich rasch wieder anzuziehen, nachdem er ihre Schuhe verwechselt, hatte. Die Juden entflohen mit Geklapper, worüber Schinderhannes lachte. Vor ihm hatte dies schöne Thal Ludwig der Schwarze, Herzog von Zweibrücken, gehabt.

Wenn der Reisende, der hinauffährt bei Coblenz vorbei

iſt, und das ſchöne Eiland Oberwerth hinter ſich gelaſſen hat, kommt er an die Lahnmündung. Die Gegend iſt herrlich. Am Rand des Waſſers erheben ſich unter einem Haufen Schiffe die beiden zerfallenden Thürme von Johanniskirch, die einigermaßen an Juminges erinnern. Rechts liegt über dem Dorf Kappellen der Stolzenfels auf einem Felſen, die große, ſtolze erzbiſchöfliche Feſtung, in der der Kurfürſt Werner die Kabbala ſtudirte, und links miſchen ſich auf der Lahn, im Grunde des Horizonts, die Wolken und die Sonne mit den düſtern Ruinen von Lahneck, das voller Räthſel für den Hiſtoriker und voller Dunkelheiten für den Antiquar iſt. Auf beiden Seiten der Lahn zwei hübſche Städte, Niederlahnſtein und Oberlahnſtein, die, durch eine Baumallee verbunden, ſich anzuſehen und anzulächeln ſcheinen. Einige Steinwürfe von dem öſtlichen Thor von Oberlahnſtein, das noch ſeinen ſchwarzen Gürtel von Thürmen und Mauerzacken hat, laſſen die Bäume eines Obſtgartens zugleich ſehen und verbergen eine kleine Kapelle aus dem vierzehnten Jahrhundert, auf der, zerſtümmelt und verkalkt, ein ärmlicher Thurm ſteht. Dieſe Kapelle hat die Abſetzung des Kaiſers Wenzeslaus geſehen.

In dieſer Dorfkirche ſprachen im Jahre des Herrn 1400 die vier rheiniſchen Kurfürſten, Johann von Naſſau, Erzbiſchof von Mainz, Friedrich von Saarverden, Erzbiſchof von Köln, Werner von Königſtein, Erzbiſchof von Trier, und Pfalzgraf Rupert III., feierlich vor dem Portal die Abſetzung Wenzels, Kaiſers von Deutſchland, aus. Wenzel war ein ſchwacher, ſchlechter Menſch, ein Trunkenbold und grauſam, wenn er getrunken hatte. Er ließ die Prieſter, die ihm das Beichtgeheimniß nicht verrathen wollten, ertränken. Während die Treue ſeiner Frau ihm verdächtig war, vertraute er ihrem Geiſt und war unter dem Einfluß ihrer Ideen. Wenzeslaus hatte Sophie von Baiern zum Weibe, die Johann Huß zum Beichtvater hatte.

Johann Huß, Wiclefs Lehren verbreitend, griff ſchon den Papſt an; der Papſt traf den Kaiſer. Auf Antrieb des heil. Stuhls riefen die drei Erzbiſchöfe den Pfalzgrafen herbei. Der Rhein beherrſchte damals Deutſchland. Die vier entſetzten den Kaiſer; dann ernannten ſie den unter ſich, der nicht Geiſtlicher war, den Grafen Rupert. Rupert, dem dieſe Belohnung ohne Zweifel heimlich verſprochen war, war übrigens ein würdiger, edler Kaiſer. Sie ſehen, daß in ſeinem hohen Schirm der Königreiche und Könige das bald öffentliche, bald geheime Wirken Roms bisweilen ſegensreich war. Die gegen Wenzeslaus ausgeſprochene Abſetzung beruhte auf ſechs Punkten; die vier hauptſächlichſten waren: 1) Verſchwendung der Domänen, 2) Schisma der Kirche, 3) innere Kriege im Reich, 4) daß er Hunde in ſeiner Kammer ſchlafen ließ.

Huß fuhr fort und Rom auch. — Ehe ich nachgäbe, ſagte Huß, wollte ich lieber, daß ſie mich mit einem Mühlſtein um den Hals ins Meer wärfen. Er zog das Schwert des Geiſtes und kämpfte Bruſt an Bruſt gegen Rom. Als das Concil ihn dann vorlud, kam er kühn ohne freies Geleit. **Venimus sine salvo conductu.** Das Uebrige wiſſen Sie. Es geſchah am 6. Juli 1415. Die Jahre, die Alles, was Fleiſch und Oberfläche iſt, benagen, machen auch die Thaten zum Cadaver und legen die Sehnen der Geſchichte bloß. Wer jetzt, Dank dieſer Bloßlegung, den Schickſalsbau der Ereigniſſe dieſer düſtern Epoche betrachtet, für den iſt die Entſetzung von Wenzeslaus der Prolog einer Tragödie, deren Kataſtrophe der Scheiterhaufen in Koſtnitz iſt.

Dieſer Kapelle gegenüber ſah man auf dem andern Ufer am Fluſſe noch vor einem halben Jahrhundert den Königsſtuhl, von dem ich Ihnen ſchon erzählt habe. Der Königsſtuhl hatte im Ganzen genommen ſiebzehn deutſche Fuß Höhe und vierundzwanzig im Durchmeſſer. Seine Figur war folgende:

Sieben steinerne Pfeiler trugen eine große achteckige Steinplatte, die in der Mitte von einem achten Pfeiler gehalten wurde, der größer als die übrigen war, und den Kaiser unter den sieben Kurfürsten vorstellte. Sieben steinerne Stühle, den sieben Säulen, über welche sie gestellt waren, entsprechend, nahmen, im Zirkel vertheilt, sieben Seiten der Platte ein. Die achte Seite, die nach Mittag sah, nahm eine Treppe von vierzehn Stufen, für jeden Kurfürsten zwei, ein. Alles hatte bei diesem ernsten, ehrwürdigen Bauwerk eine Bedeutung. Hinter jedem Stuhl waren die Wappen der sieben Kurfürsten ausgehauen und gemalt: der Löwe Böhmens, die gekreuzten Schwerter Brandenburgs, Sachsen, das im silbernen Feld den rothen Adler, die Pfalz, die im rothen Feld den silbernen Löwen, Trier, das im silbernen Feld ein rothes Kreuz, Köln, das im silbernen Feld ein schwarzes Kreuz, und Mainz, das im rothen Feld ein silbernes Rad hatte. Diese Wappen, deren Email, Farben und Vergoldung in Wind und Wetter verrosteten, waren der einzige Schmuck dieses alten granitnen Thrones.

Hier wählten unter freiem Himmel, unter dem Wind und den Sonnenstrahlen, auf diesen rauhen steinernen Stühlen, auf welche die Bäume Blätter fallen ließen und der Schatten der Wolken lief, sitzend, roh und einfach, naiv und erhaben wie homerische Könige, die alten deutschen Kurfürsten unter sich den Kaiser. Später erloschen diese großartige Sitten, eine weniger epische Civilisation führte um den kupfernen Tisch von Frankfurt die Fürsten zusammen, die durch den Zutritt von Baiern und Braunschweig zum Kurfürstenthum auf neun gestiegen waren.

Die sieben Fürsten, die sich im Mittelalter auf diese Steine setzten, waren mächtig und bedeutend. Die Kurfürsten nahmen den Gipfel des h. Reiches ein. Bei dem kaiserlichen Marsch

gingen sie vor den vier Herzogen, den vier Erzmarschällen, den vier Landgrafen, den vier Burggrafen, den vier Markgrafen, den vier Aebten, den vier Burgen, den vier Rittern, den vier Städten, den vier Dörfern, den vier Bauern, den vier Marquis, den vier Grafen, den vier Herren, den vier Bergen, den vier Baronen, den vier Eigenthümern, den vier Jägern, den vier Aemtern aus Schwaben und den vier Dienern. Jeder von ihnen ließ von seinem Hausmarschall ein Schwert mit vergoldeter Scheide vor sich hertragen. Sie nannten die andern Fürsten gekrönte Häupter und sich krönende Hände. Die goldene Bulle verglich sie mit den sieben Geschenken des heil. Geistes, den sieben Hügeln Roms, den sieben Armen von Salomons Leuchter. Unter ihnen hatte die Würde als Kurfürst den Rang vor der königlichen Würde; der Erzbischof von Mainz ging rechts vom Kaiser, und der König von Böhmen rechts vom Erzbischof. Sie waren so groß, man sah sie in Europa von so weit, und sie beherrschten die Nationen aus solcher Höhe, daß die Bauern von Wesen in der Schweiz die sieben Spitzen ihres Sees die Sieben Kurfürsten nannten und noch nennen.

Der Königsstuhl sammt den Kurfürsten ist verschwunden. Vier Steine bezeichnen heute den Platz des Königsstuhls; nichts bezeichnet die Kurfürsten.

Als im sechzehnten Jahrhundert der Brauch aufkam, den Kaiser in Frankfurt zu ernennen, bald im Römer, bald in der St. Bartholomäuskapelle, wurde die Wahl eine zusammengesetzte Ceremonie. Die spanische Etikette machte sich geltend. Die Formel wurde kleinlich; der Aufzug streng, argwöhnisch, bisweilen schrecklich. Schon am Morgen des zur Wahl bestimmten Tages schloß man die Stadtthore, die Bürger ergriffen die Waffen, die Trommeln wirbelten, die Sturmglocke läutete; die Kurfürsten, mit Goldtuch und dem Hermelin be-

Digitized by Google

kleidet, die weltlichen mit dem Kurhut, die geistlichen mit der scharlachnen Mitra, empfingen den Schwur des Magistrats der Stadt, der sie Einen vor dem Andern zu sichern sich verpflichtete; darauf schwuren sie sich untereinander in die Hand des Erzbischofs von Mainz; dann las man ihnen eine Messe vor; sie setzten sich auf Stühle von schwarzem Sammt, der Marschall des h. Reichs schloß die Thüren und sie schritten zur Wahl. So gut auch die Thüren geschlossen waren, so gingen die Kanzler und Notare doch aus und ein. Endlich kamen die Sehrehrwürdigen mit den Sehrerlauchten überein, der römische König war ernannt, die Fürsten erhoben sich von ihren Stühlen, und während der Kaiser dem Volk am Fenster vorgestellt wurde, spielte ein Suffragan von Mainz in der Bartholomäuskirche ein Tedeum mit drei Chören auf der Kirchenorgel, auf den Trompeten der Kurfürsten und den Trompeten des Kaisers.

Das Ganze geschah beim Läuten der großen Glocken auf den Thürmen und beim Donner der großen Kanonen, die man vor Freude löste, wie der anonyme Beschreiber der Wahl Mathias II. in seinem merkwürdigen Manuscript sagt.

Auf dem Königsstuhl ging die Sache meiner Meinung nach einfacher und großartiger vor sich. Die Kurfürsten stiegen nach einander die Platte auf den vierzehn Stufen, die jeder einen Fuß hoch waren, hinauf, und setzten sich in ihre steinernen Stühle. Das Volk von Rhense umgab, von Hatschieren in Ordnung gehalten, den königlichen Stuhl; der Erzbischof von Mainz sagte stehend: Erlauchte Fürsten, das Reich ist erledigt. Dann stimmte er das Lied Veni sancte Spiritus an, und die Erzbischöfe von Köln und Trier sangen die andern Strophen. Wenn der Gesang vorbei war, schwuren die Sieben, die weltlichen die Hand auf das Evangelium, die geistlichen die Hand aufs Herz gelegt. Eine schöne, rührende Unterscheidung, die

ſagen will, daß das Herz eines jeden Prieſters ein Exemplar des Evangeliums ſein muß. Nach dem Schwur ſah man ſie im Kreis ſich leiſe beſprechen; plötzlich ſtand der Erzbiſchof von Mainz auf, erhob ſeine Hände zum Himmel, und rief dem in den Hecken, Gebüſchen und Wieſen zerſtreuten Volk den Namen des neuen zeitlichen Herrn der Chriſtenheit zu. Dann pflanzte der Reichsmarſchall das kaiſerliche Banner am Rhein auf und das Volk rief: **Vivat rex!**

Vor Lothar II., der den 11. September 1125 erwählt wurde, entfaltete ſich derſelbe Adler, der goldene Adler, auf dem Banner des morgen- und abendländiſchen Reichs, aber der morgenrothe Himmel ſpiegelte ſich im einen ab, und der kalte nördliche Himmel im andern. Das morgenländiſche Banner war roth, das abendländiſche blau. Lothar ſetzte für dieſe Farben die Farben ſeines Hauſes, Gold und Schwarz, ein. Der goldene Adler in blauem Felde wurde in dem kaiſerlichen Banner durch den ſchwarzen Adler in goldenem Felde erſetzt. So lange es zwei Reiche gab, gab es zwei Adler, und dieſe beiden Adler hatten nur Einen Kopf. Als aber gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das griechiſche Reich zuſammengefallen war, wollte der allein übrig gebliebene deutſche Adler beide Reiche vorſtellen, ſah zugleich nach Morgen und Abend, und nahm ſich zwei Köpfe.

Hier kommt übrigens der Adler mit zwei Köpfen nicht zum erſten Mal vor. Man ſieht ihn auf dem Schilde eines Soldaten der Trajansſäule, und wenn man dem Mönch Ottich und der Sammlung des Urſtiſius glauben darf, trug ihn Rudolph von Habsburg den 26. Auguſt 1278 in der Schlacht auf dem Marchfeld auf ſeine Bruſt geſtickt.

Wenn das Banner am Rhein zur Ehre des neuen Kaiſers aufgepflanzt war, wehte der Wind in ſeinen Falten, und das Volk machte Schlüſſe für die Zukunft aus der Art, wie ſie ſich

Digitized by Google

bewegten. Als 1346 die Churfürsten von dem Papst Clemens VI. getrieben, von dem Königsstuhl Karl, Markgrafen von Mähren, zum römischen König ausriefen, obwohl Ludwig V. noch lebte, fiel beim Ruf Vivat rex das kaiserliche Banner in den Rhein und ging unter. Vierundfünfzig Jahre später, 1400, erfüllte sich das traurige Omen; Wenzeslaus, Karls Sohn, wurde abgesetzt.

Und dieser Fall des Banners war auch der Fall des Hauses Luxemburg, das nach Karl IV. und Wenzeslaus nur noch Einen Kaiser, Siegmund, lieferte und für immer vor dem Hause Oesterreich erlosch.

Wenn man den Ort, wo der Königsstuhl war, der als feudaler Gegenstand von der französischen Revolution umgestürzt wurde, hinter sich gelassen hat, kommt man nach Braubach bei Boppart, Welmich, Sankt Goar, Oberwesel vorbei, und plötzlich erscheint links auf dem rechten Ufer, wie ein Riesenhaus, ein großer Schieferfelsen, auf dem ein ungeheurer Thurm steht, der wie ein kolossaler Schornstein den kalten Rauch der Wolken auszuströmen scheint. Am Fuß des Felsens breitet, den Fluß entlang, eine hübsche, um eine romanische Kirche gelegene Stadt alle ihre Häuser nach Süden aus. Mitten im Rhein erhebt sich vor der Stadt, bisweilen von den Flußnebeln verschleiert, auf einem Felsen am Wasserspiegel ein langes, schmales, hohes Gebäude, dessen vordere und hintere Seite die Fluth wie ein Schiff zertheilen, dessen breite, niedrige Fenster Luken nachahmen, und auf dessen unterer Wand tausend eiserne Krampen unbestimmt Anker zeichnen. Sonderbar, Erker und Thürmchen hängen wie Barken und Schaluppen an den Seiten dieses sonderbaren Baues, der dem Winde, wie die Wimpeln seiner Masten, die hundert Wetterhähne seiner spitzen Thürme preisgibt.

Der Thurm ist der Gutenfels, die Stadt Caub; das

ſteinerne Schiff, das ewig auf dem Rhein ſchwimmt und vor der pfalzgräflichen Stadt vor Anker liegt, iſt die Pfalz.

Ich habe Ihnen ſchon von der Pfalz erzählt; man kam in dieſe ſymboliſche Reſidenz, die auf einer Bank, welche der Felſen der Pfalzgrafen hieß, nur auf einer Leiter, die an einer Zugbrücke endete, die man noch ſieht. Darin waren Kerker für die Staatsgefangenen, und eine kleine Kammer, in der die Pfalzgräfinnen die Stunde ihrer Niederkunft abwarten mußten, ohne andere Zerſtreuung, als in den Kellern des Palaſtes tiefer in den Felſen, als das Bett des Rheins war, einen Brunnen gehen zu ſehen, der Waſſer enthielt, was nicht Rheinwaſſer war. Heute hat die Pfalz den Beſitzer geändert, der Herr von Naſſau beſitzt das pfalzgräfliche Louvre, der Palaſt iſt leer, keine Prinzenwiege ſchaukelt ſich auf ſeinen Böden, kein fürſtliches Weinen ſtört dieſe ſchwarzen Gewölbe. Nur der geheimnißvolle Brunnen iſt noch da und noch immer voll. Weh! Ein Tropfen Waſſer, der durch einen Felſen ſickert, verſiegt nicht ſo ſchnell, als ein königlicher Stamm!

Auf dem breiten Fluß iſt die Pfalz dem Königsſtuhl benachbart. Der Rhein ſah faſt zur ſelben Zeit eine Frau den Pfalzgrafen und das Reich den Kaiſer zur Welt bringen.

Vom Taunus nach dem Siebengebirge, zu beiden Seiten der herrlichen Abhänge, die den Rhein einengen, ſind vierzehn Burgen auf dem rechten Ufer: Ehrenfels, Fürſteneck, Gutenfels, Rheineck, Katze, Maus, Liebenſtein und Sternberg, die man die Brüder nennt, Marksburg, Philippsburg, Lahneck, Sayn, Hammerſtein und Ockerſels; fünfzehn auf dem linken Ufer: Vogtsberg, Reichenſtein, Rheinſtein, Falkenburg, Sonneck, Heimburg, Fürſtenberg, Stahleck, Schönberg, Rheinfels, Rheinberg, Stolzenfels, Rheineck und Rolandseck; in Allem tragen neunundzwanzig halbzerfallene Veſten das Andenken der Rheingrafen weiter als das der Vulkane, die Spur der Kriege weiter

als die Spur der Lava, und vervollständigen auf fürchterliche Weiſe die Reihe der Hügel. Vier dieſer Schlöſſer ſind im elften Jahrhundert erbaut: Ehrenfels vom Erzbiſchof Siegfried, Stahleck von dem Pfalzgrafen, Sayn von Friedrich, erſtem Grafen von Sayn, Sieger der ſpaniſchen Mauren, Hammerſtein von Otto Graf von der Wetterau. Zwei ſind im zwölften Jahrhundert gebaut: Gutenfels von den Grafen von Nüringen, Rolandseck von Erzbiſchof Arnold II. 1149. Zwei im dreizehnten, Fürſtenberg von dem Pfalzgrafen und Rheinfels 1219 von Dietrich III., Graf von Katzenellenbogen; vier im vierzehnten, Vogtsberg 1340 von einem Falkenſtein, Fürſteneck 1348 vom Erzbiſchof Heinrich III., die Katze 1383 vom Grafen von Katzenellenbogen, und die Maus zehn Jahre ſpäter von einem Falkenſtein. Nur eine iſt aus dem ſechzehnten Jahrhundert, Philippsburg von 1568—1571 von dem Landgrafen Philipp dem Jungen erbaut. Vier dieſer Veſten, die ſonderbarer Weiſe alle auf dem linken Ufer liegen, Reichenſtein, Rheinſtein, Falkenburg und Sonneck ſind 1282 von Rudolph von Habsburg zerſtört worden; eine, Rolandseck, von Kaiſer Heinrich V.; fünf von Ludwig XIV., 1689, Fürſteneck, Stahleck, Schönberg, Stolzenfels und Hammerſtein; eine von Napoleon, der Rheinfels; eine durch Brand, Rheineck, und eine durch die ſchwarze Bande, Gutenfels. Man weiß nicht, wer Reichenſtein, Rheinſtein, Falkenburg, Stolzenfels, Rheineck und Marksburg, das 1644 von Johann dem Schlachtenkämpfer, Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, reſtaurirt wurde, erbaut hat. Man weiß nicht, wer Vogtsberg, wie der Name anzeigt, die alte Wohnung eines Vogtes, Ehrenfels, Fürſteneck, Sayn, die Katze und die Maus zerſtört hat. Eine noch tiefere Nacht bedeckt ſechs dieſer Schlöſſer: Heimburg, Rheinberg, Liebenſtein, Sternberg, Lahneck und Ockerfels. Sie ſind aus dem Schatten hervorgegangen und dahin zurückgekehrt. Man weiß weder, wer ſie erbaut, noch wer ſie zerſtört hat. Nichts iſt mitten in

der Geschichte sonderbarer, als diese tiefe Dunkelheit, in der man um 1400 unbestimmt das lärmende Getreibe der rheinischen Hansa sieht, die mit den Herren Krieg führt, und weiter noch in den wachsenden Finsternissen des zwölften Jahrhunderts das gewaltige Phantom Barbarossa's unterscheidet, der die Burggrafen vertilgt. Mehrere dieser alten Festungen, deren Geschichte verloren gegangen ist, sind halb römisch und halb karolingisch. Hellere Figuren erscheinen in andern Ruinen. Man kann eine ununterbrochene Chronik von ihnen hie und da in den alten Ruinen finden. Stahleck, das Bacharach beherrscht und das die Hunnen gegründet haben sollen, hat Hermann im zwölften Jahrhundert sterben sehen; die Hohenstaufen, Guelfen und Wittelsbacher haben es bewohnt und es wurde von 1620 — 40 achtmal belagert und genommen. In Schönberg, aus dem die Familie der Belmont und die Sage von den sieben Schwestern stammt, wurde der große General Friedrich von Schönberg geboren, dessen eigenthümliche Bestimmung war, das Haus Braganza zu befestigen und die Stuarts zu stürzen. Der Rheinfels widerstand den rheinischen Städten 1225, dem Marschall von Tallard 1692, und ergab sich der französischen Republik 1794. Der Stolzenfels war die Residenz der Erzbischöfe von Trier. Rheineck hat den letzten Grafen von Rheineck erlöschen sehen, der 1544 als canonicus custos des Doms zu Trier starb. Hammerstein hat den Streit der Grafen von der Wetterau und der Erzbischöfe von Mainz, den Angriff Kaiser Heinrichs II. 1017, die Flucht Kaiser Heinrichs IV. 1105, den dreißigjährigen Krieg, den Uebergang der Schweden und Spanier, die Verwüstung der Franzosen 1689 und die Schmach um 100 Rthlr. 1823 verkauft zu werden, erduldet. Gutenfels, das stolze Schilderhäuschen Gustav Adolphs, das sanfte Asyl der schönen Gräfin Guda und des verliebten Kaisers Rudolph, wurde viermal belagert 1504 und 1631 von den Hessen, 1620

und 1642 von den Kaiſerlichen, 1289 wurde es von Garnier von Münzenberg an den Pfalzgrafen Ludwig den Strengen für 2100 Mark Silber verkauft, und 1807 zu einer Pfründe von 600 Franken herabgewürdigt. Dieſe lange, doppelte Reihe von zugleich poetiſchen und kriegeriſchen Gebäuden, die an ihrer Stirn alle Epochen des Rheins tragen und alle Sagen erzählen, beginnt bei Bingen, rechts mit dem Ehrenfels und links mit dem Mäuſethurm, und hört bei Königswinter links mit Rolandseck und rechts mit dem Drachenfels auf. Ein treffendes Symbol, werth nebenbei angeführt zu werden. — Der ungeheure mit Epheu bedeckte Fenſterbogen Rolandsecks, der Höhle des Drachen, den der gehörnte Siegfried tödtete, und der Mäuſethurm dem Ehrenfels gegenüber — das ſind Sage und Geſchichte, die ſich anſehen.

Ich führe hier nur die Schlöſſer auf, die ſich im Rhein ſpiegeln und die jeder Reiſende im Vorüberfahren ſieht. Sowie man aber in die Thäler und Berge dringt, ſtößt man bei jedem Schritt auf eine Ruine. Im Thal der Wisper habe ich auf dem rechten Ufer, während eines Spaziergangs von einigen Stunden allein ſieben gefunden: den Rheinberg, die Burg der Grafen des Rheingau, Erbſtallmeiſter des heiligen Reichs, die im ſiebzehnten Jahrhundert erloſchen, eine ſtattliche Veſte, die früher die große Gemeinde von Lorch beunruhigte; im Geſtrüpp Waldeck; am Berg, auf dem Gipfel eines Schieferfelſens, neben einem Mineralbrunnen, der einige ärmliche Hütten bewäſſert, die Sauerburg, die 1356 von Robert, dem Pfalzgrafen, erbaut, und während des bayriſchen Krieges um 1000 Gulden von dem Churfürſten Philipp an Philipp von Kronberg, ſeinen Marſchall, verkauft wurde; Heppenheff, man weiß nicht wann zerſtört; Kammerberg, Domäne von Mainz; Nollig, altes castrum, von dem noch ein Thurm übrig iſt; Sareck, das im Wald dem Kloſter Winsbach gegenüberliegt, wie der Ritter dem

Digitized by Google

Prieſter in der alten Geſellſchaft. Jetzt ſind das Schloß und das Kloſter, der Adelige und der Prieſter, zwei Ruinen. Der Wald nur und die Geſellſchaft, die ſich jedes Jahr erneuert, haben ſie überlebt.

Wenn man das Siebengebirge durchſucht, findet man in Trümmern unter dem Epheu eine Abtei, Schomberg, und ſechs Burgen: den Drachenfels, den Heinrich V. zerſtörte; die Wolkenburg, in Wolken verſteckt, wie ihr Name ſagt, und von Heinrich V. zerſtört; den Löwenberg, auf den ſich Bucer und Melanchthon flüchteten, und in den ſich, nach ihrer Ehe, welche die Ketzerei verherrlichte, Agnes von Mansfeld und der Erzbiſchof Gebhardt zurückzogen; den Nonnenſtromberg und den Oelberg, 368 von Valentinian erbaut, und den Hemmerich, die Burg der kühnen Ritter von Heinsberg, die mit den Erzbiſchöfen von Köln im Streit lagen.

In der Ebene, nach der Seite von Mainz, liegt der Frauenſtein, der aus dem zwölften Jahrhundert ſtammt; der Scharfenſtein, ein erzbiſchöfliches Lehen; Greifenklau, 1350 erbaut. Nach der Seite von Köln liegt der herrliche Godesberg. Woher kommt der Name? Kommt er von dem Gericht der Gemeinde, Goding, das man im Mittelalter dort hielt? Iſt es Wodan, das Ungeheuer mit zehn Händen, das die Ubier dort angebetet haben? Kein Sprachforſcher hat dieſe Frage bis jetzt entſchieden. Wie dem auch ſei, die Natur hat aus dem Godesberg vor den hiſtoriſchen Zeiten einen Vulcan gemacht; der Kaiſer Julian hatte 362 ein Lager daraus gemacht, der Erzbiſchof Theodorich 1210 eine Burg, der Kurfürſt Friedrich II. 1375 eine Feſtung; der Kurfürſt von Bayern 1593 eine Ruine; der letzte Kurfürſt von Köln Maximilian Franz hat einen Weinberg daraus gemacht.

Die alten Burgen der Rheinufer, ungeheure, von der Feudalität an den Strom geſetzte Markſteine, erfüllen die Ge-

gend mit Träumen. Stumme Zeugen vergangener Zeiten haben sie den Handlungen beigewohnt, die Scenen eingerahmt, die Worte gehört. Sie sind wie ewige Coulissen des düstern Dramas da, das seit zehn Jahrhunderten auf dem Rhein spielt. Sie haben, die ältesten wenigstens, aus all den Geschicken der Vorsehung alle diese erhabenen fremden oder fürchterlichen Schauspieler gehen sehen; Pipin, der die Städte dem Papst gab; Karl den Großen, mit einem wollenen Hemde und einem Kleid von Fischotter bekleidet, auf den alten Diaconus Peter von Pisa gestützt, und mit seiner starken Hand den Elephanten Abulabaz streichelnd; Otto den Löwen, der seine blonden Locken schüttelt; den Markgrafen von Italien, Azzo, der das mit Engeln geschmückte Banner siegreich in der Schlacht bei Merseburg trug; Heinrich den Lahmen; Konrad den Alten und Konrad den Jungen; Heinrich den Schwarzen, der Rom vier deutsche Päpste gab; Rudolph von Sachsen, der auf seiner Krone den päpstlichen Hexameter trug: **Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho**; Gottfried von Bouillon, der den Stiel der kaiserlichen Fahne den Feinden des Reichs in den Leib stieß; Heinrich V., der die Marmorstufen Sankt Peters in Rom hinaufritt. Keine einzige große Figur der deutschen Geschichte, die ihr Profil nicht auf diesen düstern Steinen abgezeichnet hätte. Der alte Herzog Welf, Albrecht der Bär, der heilige Bernhard, Barbarossa, der sich in der Hand irrte, da er dem Papst den Steigbügel hielt, der Erzbischof von Köln Reinhold, der die Franzen des carrocium von Mailand herunterriß; Richard Löwenherz; Wilhelm von Holland; Friedrich II, der sanfte Kaiser mit griechischem Gesicht, Freund der Dichter wie Augustus, Freund der Kalifen wie Karl der Große, in seinem Zelt studirend, in dem eine goldene Sonne und ein silberner Mond die Jahreszeiten und Stunden angaben. Sie haben in ihrer raschen Erscheinung den Mönch Christian gesehen, der den preußischen

Bauern das Evangelium predigte; Hermann Salza, den erſten Großmeiſter des deutſchen Ordens, den großen Städteerbauer; Ottokar, König von Böhmen; Friedrich von Baden und Konradin von Schwaben, mit ſechzehn Jahren geköpft; Ludwig V., Landgrafen von Thüringen und Gemahl der heiligen Eliſabeth; Friedrich mit der gebiſſenen Wange, der auf der Backe das Zeichen der Verzweiflung ſeiner Mutter trug; und Rudolph von Habsburg, der ſelbſt ſeinen grauen Rock flickte. Sie haben von der Deviſe Eberhard's, Grafen von Württemberg: Gott die Ehre! Krieg den Menſchen! wiederhallt. Sie haben Siegmund beherbergt, deſſen Gerechtigkeit gut abwog und ſchlecht traf; Ludwig V., den letzten Kaiſer, der excommunicirt, Friedrich III., den letzten Kaiſer, der in Rom gekrönt worden. Sie haben Petrarca gehört, der Karl IV. tadelte, daß er nur einen Tag in Rom geblieben ſei, und ihm zurief: Was würden eure Ahnen, die Cäſaren, ſagen, wenn ſie euch zu dieſer Stunde in den Alpen, das Haupt geſenkt und Rom den Rücken zugewandt, träfen! Sie haben gedemüthigt und voll Wuth den deutſchen Achilles, Albrecht von Brandenburg, nach der Lehre von Nürnberg, und den burgundiſchen Achilles, Karl den Kühnen, nach den fünfundſechzig Stürmen auf Neuß, überſetzen geſehen. Sie haben, erhaben und ſtolz auf ihren Maulthieren und in ihren Sänften, in langen Reihen dem Rhein folgend, die abendländiſchen Biſchöfe, die 1415 noch zum Concil von Konſtanz, um Huß zu richten, 1431 zum Concil von Baſel, um Eugen IV. abzuſetzen, 1519 zum Reichstag von Worms, um Luther zu befragen, gingen, vorüberziehen geſehen. Sie ſahen, von Oberweſel nach Bacharach, ſein blondes Haar mit den Wellen miſchend, den weißen triefenden Körper des heiligen Werner, des armen Kindes, das von den Juden 1287 den Märtyrertod erlitt und in den Rhein geworfen wurde, vorüberſchwimmen. Sie ſahen in einem ſammtenen Sarg, unter goldenem Deckel,

Maria von Burgund, die durch einen Sturz mit dem Pferde auf der Reiherbeize gestorben war, von Wien nach Brügge zurückbringen. Die häßliche Horde der Magyaren; der Lärm, der von Heinrich dem Frommen im dreizehnten Jahrhundert aufgehaltenen Mongolen; das Geschrei der Hussiten, die alle Städte der Erde bis auf fünf zerstören wollten; die Drohungen Procops des Großen und Procops des Kleinen; der Tumult der Türken, welche die Donau hinaufführen nach der Einnahme von Constantinopel; der eiserne Käfig, in welchen die Rache der Könige Johann von Leyden mit seinem Kanzler Knechtling und seinem Scharfrichter Knipperdolling gefesselt steckte; der junge Karl V., der in diamantenen Sternen auf seinem Schild das Wort **Nondum** funkeln ließ; Wallenstein, den vierundsechzig adelige Pagen bedienten; Tilly in grünem Atlaskleide auf seinem kleinen Schimmel; Gustav Adolph, der den Thüringer Wald durchzog, der Zorn Ludwigs XIV., Friedrichs II., Napoleons, alle diese schrecklichen Dinge, die nacheinander Europa erschütterten oder erschreckten, haben wie Blitze diese alten Mauern getroffen. Diese ruhmvollen Burgen haben den Stoß der Schweizer ausgehalten, welche die alte Reiterei bei Sempach vernichteten, und des großen Condé, der die alte Infanterie bei Rocroy vernichtete. Sie haben die Leitern krachen, das siedende Pech zischen und die Kanonen brüllen gehört. Die Landsknechte, die den Schwadronen so gefährliche Stachelordnung, die gewaltigen Pläne Sickingens, des großen Ritters, die klugen Stürme Burtenbachs, des großen Feldherrn, Alles haben sie gesehen, Allem getrotzt, Alles erduldet. Jetzt lassen sie, traurig, wenn der Mond bei Nacht ihre Geister mit weißem Leichentuch umhüllt, noch trauriger in hellem Sonnenschein, voll Ruhm, Ruf, Nichts und Einförmigkeit, von den Menschen untergraben, den Winzern einen Schatten gebend, der von Jahr zu Jahr kleiner wird, die Vergangenheit Stein um

Stein in den Rhein und Tag für Tag in die Vergeſſenheit fallen.

O edle Thürme! arme, alte erlahmte Rieſen! trotzige Ritter! ein Dampfſchiff voll Kaufleute und Bürger wirft euch im Vorüberfahren den Rauch ins Geſicht!

Sechsundzwanzigſter Brief.

Worms. — Mannheim.

Am Neckarſtrand, Oktober.

Die Nacht brach ein. Jene Art von Verdroſſenheit, welche die Seele beim Verſchwinden des Tages ergreift, verbreitete ſich über den ganzen Horizont um uns her. Wer iſt traurig in dieſen Stunden? Iſt es die Natur? Sind es wir ſelbſt? Ein weißer Flor ſtieg aus den Tiefen des unermeßlichen Vogeſenthales, der Schilf des Fluſſes rauſchte todtenkläglich, das Dampfſchiff quälte ſich durchs Waſſer wie ein großer müder Hund; alle Reiſenden waren, träg und verdroſſen, in die Cajüte hinabgeſtiegen, die durch Pakete, Nachtſäcke, unordentlich herumſtehende Tiſche und ſchlafende Leute verſperrt war; das Verdeck war verödet; drei deutſche Studenten waren allein dort geblieben und rauchten, unbeweglich und ſchweigſam, ohne Geberde oder Wort, ihre gemalten Porzellanpfeifen; drei Statuen: ich bildete die vierte und ſchaute in die unbeſtimmte Weite hinaus. Ich ſagte zu mir ſelbſt: „Ich bemerke Nichts am Horizont. Wir werden nicht vor Nacht nach Worms kommen. Das iſt ſeltſam. Ich glaubte nicht, daß es von Mainz ſo

weit nach Worms wäre." Auf einmal hält das Dampfschiff an. „Gut," sagte ich zu mir, „das Wasser ist sehr niedrig in dieser Ebene, das Bett des Rheins ist durch Sandbänke verstopft, jetzt sitzen wir fest."

Der Herr des Schiffes kam aus seiner Zelle hervor. „He, Kapitän," sagte ich zu ihm" — denn Sie wissen ja, daß man heutzutage für jedes Ding ein vollklingendes Wort gebraucht: ein Schauspieler nennt sich Künstler, ein Sänger Virtuos, ein Schiffsherr Kapitän, — „he, Kapitän, es ist uns also ein kleines Unschick zugestoßen? Auf diese Art kommen wir nicht vor Mitternacht an Ort und Stelle." Der Patron schaute mich mit seinen großen blauen Teutonenaugen ganz verblüfft an und sagte: „Sie sind an Ort und Stelle." Ich meinerseits sehe ihn nicht minder verblüfft an, als er mich. In diesem Augenblick müssen wir ganz unnachahmlich der Eine die französische, der Andere die deutsche Verwunderung personifizirt haben.

„An Ort und Stelle, Kapitän?"

„Ja."

„Wo."

„Nun ja, in Worms."

Ich thue einen Ausruf und lasse meine Augen um mich herschweifen. „In Worms!" träumte ich ganz wach. War ich das Spielwerk irgend einer Dämmerungsvision? trieb der Kapitän sein Gespötte mit dem Reisenden? wollte der Deutsche dem Pariser eine Nuß zu knacken geben? machte der Germane sich lustig über den Gallier? In Worms! Aber wo war denn dieser hohe und prachtvolle, von viereckigen Thürmen eingefaßte Mauergürtel, der bis an den Rand des Flusses reichte und stolz den Rhein zu seinem Graben nahm? Ich sah bloß eine unermeßliche Ebene, deren Hintergrund mir durch dichte Nebel verdeckt wurde, bleiche Pappelreihen, ein steiles Ufer, das aus dem Geröhricht kaum erkennbar hervortrat, und auf der Küste

Digitized by Google

ſelbſt ganz nahe bei uns einen ſchönen grünen Grasplatz, wo einige Weiber Leinwandſtücke ausbreiteten, um ſie im Thau zu bleichen.

Inzwiſchen ſtreckte der Patron ſeinen Arm gegen das Vordertheil des Schiffes aus und zeigte mir ein neues, viereckiges, vergipstes, mit grünen Läden verſehenes, ſehr häßliches Haus, das man für einen Haufen weißlicher Pflaſterſteine halten konnte, und das ich im Anfang nicht bemerkt hatte.

„Hier iſt Worms, mein Herr.“

„Worms!“ verſetzte ich; „das ſoll Worms ſein! Dieſes weiße Haus! Das iſt doch höchſtens ein Wirthshaus!“

„Es iſt allerdings ein Wirthshaus. Sie werden vortrefflich da logiren.“

„Aber die Stadt?“

„Ach die Stadt! in die Stadt wollen Sie?“

„Nun, natürlich.“

„Sehr gut. Sie finden ſie da drunten in der Ebene; aber Sie müſſen tüchtig ausgreifen, es iſt ein ſchönes Stück Wegs. Ah, Sie kommen alſo um der Stadt willen? Im Allgemeinen iſt es ſehr ſelten, daß man hier anhält; die Herren Reiſenden begnügen ſich gewöhnlich mit dem Wirthshaus. Man iſt ſehr gut da. Ah, es liegt Ihnen alſo viel daran, die Stadt zu ſehen? Das iſt etwas Anderes. Ich ſelbſt komme gewöhnlich ziemlich ſpät Abends oder früh am Morgen hier vorbei und habe die Stadt noch nie geſehen.“

Sei alſo eine Kaiſerſtadt geweſen! Habe Gaugrafen, ſouveräne Erzbiſchöfe, Fürſtbiſchöfe, eine Pfalz, vier Feſtungen, drei Rheinbrücken, drei Klöſter mit Glockenthürmen, vierzehn Kirchen, dreißigtauſend Einwohner gehabt! Sei einer der vier Hauptſitze in der furchtbaren Hanſa der hundert Städte geweſen! Sei für den Liebhaber der phantaſtiſchen Ueberlieferungen, ſowie für Denjenigen, der die reellen Thatſachen mit kritiſchem

Blicke ſtudirt, ein merkwürdiger, poetiſcher und berühmter Ort, wie nicht leicht ein anderer Winkel Europas! Habe in deiner wunderbaren Vergangenheit Alles, was die Vergangenheit enthalten kann, die Fabel und die Geſchichte, dieſe beiden Bäume, die ſich mehr gleichen als man glaubt, deren Wurzeln und Zweige manchmal ſo unentwirrbar im Gedächtniß der Menſchen vermiſcht ſind! Sei die Stadt, welche Cäſar ſiegen, Attila durchkommen, Brunhild träumen, Karl den Großen heirathen ſah! Sei die Stadt, die im Roſengarten den Kampf des gehörnten Siegfried mit dem Drachen und vor der Façade ihrer Domkirche jenen Streit Chriemhilds erblickte, aus welchem eine Epopöe hervorgegangen iſt, und auf den Bänken des Reichstags jenen Streit Luthers, aus welchem eine Religion hervorgegangen! Sei die Vormatia der Vangionen, das Bormitomagus des Druſus, das Wonnegau der Poeten, die Reſidenz der Nibelungenhelden, die Hauptſtadt der fränkiſchen Könige, der Gerichtshof der Kaiſer! Sei mit einem Wort Worms, damit ein von Tabak duſeliger Bauernlümmel, der ſelbſt nicht mehr weiß, ob er Vangione oder Nemete iſt, von Dir ſage: „Ah, Worms! Dieſe Stadt! Sie liegt da unten! Ich habe ſie nie geſehen!“

Ja, mein Freund, Worms iſt Alles das! Eine weltberühmte Stadt, wie Sie ſehen. Eine kaiſerliche und königliche Reſidenz, dreißigtauſend Einwohner, vierzehn Kirchen, deren Namen heutzutage gänzlich vergeſſen ſind, weßhalb ich ſie der Reihe nach hier aufführe:

Münſter.
Sancta Cäcilia.
Sct. Vesvin.
Sct. Andreas.
Sct. Mang.
Sct. Johann.

Liebfrauenkirche.
Sct. Paul.
Sct. Ruprecht.
Prediger.
Sct. Lamprecht.
Sct. Sixt.
Sct. Martin.
Sct. Amandus.

Inzwiſchen hatte ich mich ans Land ſetzen laſſen, zur großen Ueberraſchung meiner Reiſegefährten, die meine Grille nicht zu begreifen ſchienen. Das Dampfſchiff hatte ſeinen Weg nach Mannheim wieder eingeſchlagen und mich mit meinem Gepäck allein in einem ſchmalen Nachen gelaſſen, der vom Kielwaſſer des durch die Maſchinenräder aufgeregten Fluſſes heftig hin- und hergeſchüttelt wurde. Ich war am Landungsplatz angelangt, ohne zwei Männer recht zu bemerken, die dort ſtanden, während der Nachen herankam und der Dampfer ſich entfernte. Einer von ihnen, ein bausbackiger Herkules mit zurückgeſchlagenen Aermeln und der unverſchämteſten Miene, die man nur ſehen kann, lehnte ſich, ſeine Pfeife rauchend, auf einen ziemlich großen Handkarren. Der Andere, mager und ſchwächlich, ſtand ohne Pfeife und ohne Unverſchämtheit bei einem kleinen Schubkarren vom allerbeſcheidenſten und armſeligſten Ausſehen. Dies war eines jener bleichen und welken Geſichter, die kein Alter haben, ſo daß man nicht weiß, ob man einen lange jung gebliebenen oder einen frühe altgewordenen Menſchen vor ſich hat.

Da ich ſo eben ans Land geſtiegen war, und während ich den armen Teufel mit dem Schubkarren betrachtete, hatte ich nicht bemerkt, daß der Nachtſack, welchen der Schiffer auf dem Gras zu meinen Füßen gelaſſen, plötzlich verſchwunden war. Inzwiſchen veranlaßte mich ein Rädergeraſſel, den Kopf

Digitized by Google

umzudrehen, und siehe da, mein Nachtsack wurde von dem Mann mit der Pfeife ganz munter hinweggeführt. Der Andere schaute mich traurig an, ohne einen Schritt zu thun, ohne eine Geberde zu wagen, ohne ein Wort zu sagen, mit einer mir ganz unbegreiflichen Miene des Unterdrückten, der sich in sein Schicksal ergibt.

„He, guter Freund," rief ich dem Manne zu, „wohin geht Ihr so schnell?"

Das Geräusch seines Karrens, der Rauch seiner Pfeife und vielleicht auch das Bewußtsein seiner Wichtigkeit, hinderten ihn, mich zu hören. Ich komme athemlos bei ihm an und wiederhole meine Frage.

„Wohin wir gehen?" erwiederte er auf französisch und ohne Halt zu machen.

„Ja," versetzte ich.

„Bei Gott," machte er, „dahin."

Und er zeigte mit einem Kopfnicken auf das weiße Haus, das nur noch einen Steinwurf entfernt war.

„He, was ist das?" fragte ich.

„Nun ja, das Hotel."

„Dahin gehe ich nicht."

Er blieb plötzlich stehen und schaute mich, wie der Patron des Dampfschiffes, mit der verblüfftesten Miene an; nach einer kurzen Pause fügte er dann mit der eigenthümlichen Geckenhaftigkeit von Wirthen, die sich in einer abgelegenen Gegend allein wissen und daher im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit zu allen Unverschämtheiten berechtigt glauben, hinzu:

„Sie schlafen also auf dem Felde?"

Ich glaubte, mich nicht ärgern zu müssen.

„Nein," antwortete ich, „ich gehe in die Stadt."

„Wo so, die Stadt?"

„Nach Worms."

„Wie, nach Worms?“

„Nach Worms!“

„Nach Worms?“

„Nach Worms!“

„Ah!“ verſetzte der Mann.

Wie viele Dinge können nicht in einem Ah liegen! Ich werde dieſes da nie vergeſſen. Es lag darin Ueberraſchung, Zorn, Verachtung, Entrüſtung, Hohn, Mitleid, eine tiefe und wohlbegründete Sehnſucht nach meinen Thalern und Silbergroſchen, und, um Alles zuſammenzufaſſen, eine gewiſſe Schattirung von Haß. Dieſes Ah wollte ſagen: „Was iſt das für ein Menſch da? mit was für einem Nachtſack habe ich mich da befaßt? Das geht nach Worms! Was will das in Worms machen? Irgend ein Intrigant! irgend ein Bankerottirer, der ſich verbergen will! Gebt euch doch die Mühe, für ſolche Reiſende einen Gaſthof an den Ufern des Rheins zu erbauen! Dieſer Menſch betrügt mich. Nach Worms gehen, das iſt ja ſtupid! Er hätte wohl zehn Franken bei mir verzehrt; er iſt ſie mir ſchuldig, er iſt ein Dieb. Weiß er denn, ob er das Recht hat, anderswohin zu gehen? Nein, das iſt abſcheulich! Und wenn ich bedenke, daß ich mich ſo weit herabgelaſſen habe, ihm ſeine Effekten zu tragen! Einen ſchlechten Nachtſack! Das iſt ein ſchöner Reiſender, der nichts als einen Nachtſack hat! Was für Lumpen mögen darin ſein? Hat er auch nur ein Hemd? Wahrhaftig, man ſieht's dieſem Franzoſen an, daß er keinen Sou hat. Er wäre wahrſcheinlich davon gelaufen, ohne zu bezahlen. Was für Abenteurer Einem doch in den Weg laufen! Was Einem doch paſſiren kann! Ich ſollte dieſen Kerl vielleicht dem Landreiter übergeben. Aber bah! man muß Mitleid haben. Er mag gehen, wohin er will, nach Worms, zum Teufel! Es wird das Beſte ſein, ich laſſe ihn da mitten auf der Straße mit ſeinem Sack ſtehen.“

Digitized by Google

O, mein Freund, haben Sie bemerkt, wie viele große Reden oft ganz inhaltsleer sind und wie viel Sinn manchmal in einem einsilbigen Wörtchen steckt?

Nachdem der Mann Alles das in seinem Ah ausgesprochen, nahm er meinen Pack und warf ihn auf den Boden.

Dann entfernte er sich majestätisch mit seinem Karren. Ich glaubte, einige Einwendungen machen zu müssen.

„He," sagte ich zu ihm, „Sie wollen auf diese Art weggehen? Sie lassen mich mit meinem Nachtsack da stehen? Ei, zum Teufel, nehmen Sie sich wenigstens die Mühe, ihn dahin zurückzuführen, wo Sie ihn genommen haben."

Er fuhr fort, sich zu entfernen.

„He, Bauer!" rief ich ihm nach.

Aber er verstand jetzt nicht mehr französisch, sondern zog pfeifend seines Wegs.

Ich mußte wohl einen Entschluß fassen. Ich hätte ihm nachlaufen und Händel mit ihm anfangen können, aber was soll man mit einem solchen Lümmel machen, wenn man ihn nicht zu Boden schlägt? Und aufrichtig gestanden, wenn ich mich selbst mit diesem Menschen vergleiche, so zweifle ich sehr, ob er der Unterliegende gewesen wäre. Die Natur, die nichts von Gleichheit wissen will, hatte auch zwischen diesem Teutonen und mir keine Gleichheit gewollt. Augenscheinlich war hier in der Dämmerung, im Freien, auf der Landstraße ich der Schwächere und er der Stärkere.

O souveränes Faustrecht, welchem gegenüber die größte Ungleichheit herrscht! Dura lex, sed lex.

Ich ergab mich also in mein Schicksal.

Ich hob meinen Nachtsack auf und nahm ihn unter den Arm; dann orientirte ich mich. Die Nacht war vollständig hereingebrochen, der Horizont war schwarz, ich bemerkte nichts um mich her, als die weißliche unbestimmte Masse des Hauses,

dem ich den Rücken zu kehren beliebt hatte. Ich hörte bloß das vage leiſe Rauſchen des Rheins im Geröhricht.

„Sie finden Worms da unten," hatte der Schiffscapitän mir geſagt, indem er auf den Hintergrund der Ebene deutete. Da unten! weiter nichts. Wohin gehen mit dieſem da unten? War es zwei Schritte? war es zwei Meilen? Worms, die Stadt der Legenden, die ich aus ſo weiter Ferne aufſuchte, begann mir den Eindruck jener Feenſtädte zu machen, die immer weiter zurückweichen, je mehr der Reiſende vorwärts kommt.

Und dieſe furchtbar höhniſchen Worte des Karrenführers: „Wollen Sie auf dem Feld über Nacht bleiben?" kamen mir immer wieder in den Sinn. Es war mir, als riefen die ſchnackiſchen Rheingeiſter, die Duenden und Gnomen, mir daſſelbe unter plumpem Hohngelächter unaufhörlich ins Ohr. Es war juſt die Stunde, wo ſie hervorkommen in buntem Gemiſch mit Sylphen, Larven, Hexen und Geſpenſtern, um ſich zu jenen geheimnißvollen Tänzen zu begeben, welche große kreisförmige Spuren auf den zertretenen Grasplätzen hinterlaſſen, Spuren, welche die Kühe am andern Morgen träumeriſch anſehen.

Der Mond war im Begriff aufzugehen.

Was thun? Dieſen Tänzen anwohnen? Das wäre allerdings intereſſant. Aber auf dem Felde ſchlafen, das iſt hart. Umkehren? Gaſtfreundſchaft in dieſem Wirthshaus anſprechen, das ich verſchmäht hatte? mich einem neuen Ah des Lümmels vom Karren ausſetzen? Wer weiß, ob er mir nicht vielleicht die Thüre vor der Naſe zuſchlug, ſo daß ich dann hinter mir und um mich her, im Schilf, im Nebel, in den bewegten Blättern der Zitteraſpen neues Hohngelächter der Gnomen mit den Carfunkelaugen und der Duenden mit den grünen Geſichtern zu hören bekam?

Auf solche Art vor den Feen gedemüthigt zu werden! Auf Titanias holdem leuchtendem Gesicht ein Lächeln spöttischen Mitleids hervorzurufen! Niemals.

Hier im Freien schlafen! Eher die ganze Nacht hindurch gehen.

Nachdem ich mit mir selbst Rath gehalten, beschloß ich, an den Landungsplatz zurückzukehren. Hier würde ich ohne Zweifel irgend einen Fußpfad finden, der mich nach Worms führte.

Der Mond erhob sich.

Ich hielt eine geistige Anrufung an ihn, einen abscheulichen Mischmasch aus allen Poeten, von Virgil an bis auf Lemierre, die Frau Luna besungen haben. Ich nannte sie bleiche Göttin und Königin der Nacht, ich bat sie, mich ein wenig zu erleuchten, ich erklärte ihr unverschämt, ich fühle es, daß Diana die Schwester Apolls sei, und nachdem ich mir auf diese Art nach classischem Ritus ihre Gunst erworben, begann ich mit meinem Sack unter dem Arm wacker in der Richtung des Rheins voranzumarschiren.

Kaum hatte ich, in tiefe Träumerei versunken, einige Schritte gethan, als ein leichtes Geräusch mich erweckte. Ich schaute auf. Man hat immer Recht, die Göttinnen anzurufen. Frau Luna erlaubte mir zu sehen. Mit Hülfe eines horizontalen Strahls, der die Spitze des wilden Habers zu versilbern anfing, erkannte ich einige Schritte von mir, neben einer alten Weide, deren runzlicher Stamm eine schauerliche Grimasse machte, ich erkannte, sage ich, ein bleiches Gesicht, ein Gespenst, das mich mit verstörter Miene anschaute.

Dieses Gespenst trieb einen Schubkarren vor sich her.

„Ah," machte ich, „das ist ja eine Erscheinung."

Als dann meine Augen auf den Schubkarren fielen, sagte ich, indem die zweite Regung schnell auf die erste folgte:

„Ei, ſieh da, ein Laſtträger.“

Es war weder ein Phantom noch ein Laſtträger; ich erkannte den zweiten Zeugen meiner Landung auf dieſem bisher nicht ſehr gaſtlichen Geſtade, den Mann mit dem blaſſen Geſicht.

Er ſelbſt hatte, als er mich bemerkte, einen Schritt rückwärts gethan und ſchien nicht ganz beruhigt zu ſein. Ich hielt es für angemeſſen, das Wort zu ergreifen.

„Mein Freund,“ ſagte ich, „unſer Zuſammentreffen war offenbar ſeit aller Ewigkeit vorgeſehen. Ich habe einen Nachtſack, den ich in dieſem Augenblick viel zu voll finde, Ihr habt einen ganz leeren Schubkarren; wenn ich meinen Sack auf Euern Karren legte? He? was ſagt Ihr dazu?“

Auf dieſem linken Rheinufer ſpricht und verſteht Alles franzöſiſch, die Geſpenſter mit inbegriffen.

Die Erſcheinung antwortete mir:

„Wohin gehen Sie?“

„Ich will nach Worms.“

„Nach Worms?“

„Nach Worms.“

„Wollen Sie vielleicht im Faſan einkehren?“

„Warum nicht?“

„Wie, mein Herr, Sie gehen nach Worms?“

„Nach Worms.“

„Oh!“ machte der Mann mit dem Schubkarren.

Ich möchte gerne hier einen Parallelismus vermeiden, der ganz wie eine ſymmetriſche Combination ausſieht; aber ich bin bloß ein Hiſtoriker und ich kann nicht umhin, die Mittheilung zu machen, daß dieſes Oh geradezu die Gegenpartie und das Gegentheil des Ah von dem Manne mit dem Handkarren war.

In dieſem Oh lag eine mit Freude gemiſchte Verwun-

derung, befriedigter Stolz, Extaſe, Zärtlichkeit, Liebe, wohlbegründete Hochachtung für meine Perſon und aufrichtige Begeiſterung für meine Pfennige und Kreuzer.

Dieſes Oh wollte ſagen: „O, das iſt ein bewundernswürdiger Reiſender und ein prächtiger Zugvogel! Dieſer Herr geht nach Worms! Er wird im Faſan einkehren! Wie gut man daran einen Franzoſen erkennt! Dieſer Ehrenmann wird wenigſtens drei Thaler in meinem Gaſthof verzehren; er wird mir ein gutes Trinkgeld geben. Dies iſt ein ſplendider Herr und ſicherlich voll von Intelligenz. Er geht nach Worms! Er hat den Geiſt, nach Worms zu gehen, dieſer Herr! Nun, Glück auf! Warum ſind die Reiſenden dieſer Art ſo ſelten? Ach! es iſt doch eine elegiſche und intereſſante Stellung, Wirth in dieſer Stadt Worms zu ſein, wo drei Gaſthöfe den ganzen Tag für einen Reiſenden offen ſtehen, der alle drei Jahre kommt. Seien Sie willkommen, erlauchter Fremdling, geiſtreicher Franzoſe, liebenswürdiger Herr! Wie! Sie kommen nach Worms! Er kommt mit edler Einfachheit, mit der Mütze auf dem Kopf, mit ſeinem Nachtſack unter dem Arm, ohne Prunk und ohne Lärm, ohne Effekt machen zu wollen, wie ein Menſch, der zu Hauſe iſt. Das iſt ſchön! Welche große Nation iſt doch dieſe franzöſiſche Nation! Es lebe der Kaiſer Napoleon!“

Nach dieſem ſchönen Monolog in einer einzigen Silbe nahm er meinen Sack und legte ihn auf ſeinen Schubkarren, indem er mich mit liebenswürdiger Miene anſchaute und mit einem unnennbaren Lächeln, welches beſagen wollte: „Ein Nachtſack! weiter nichts als ein Nachtſack! Wie nobel und elegant iſt es, bloß einen Nachtſack zu haben! Man ſieht, daß dieſer empfehlungswürdige Herr ſich durch ſich ſelbſt groß fühlt, daß er ſich, ſowie er iſt, mit Recht blendend genug findet, und daß er den armen Wirth nicht durch eine Schauſtellung

von Wohlhabenheit, durch eine schreckliche Menge von Paketen, Koffern, Mantelsäcken, Hutschachteln, Schirmfutteralen und durch trügerische dicke Koffer zu demüthigen sucht, die man an Zahlungsstatt im Gasthof zurückläßt, und die in den meisten Fällen nichts als Hobelspäne und Pflastersteine, Heu und alte Nummern vom Constitutionel enthalten. Nichts als ein Nachtsack! Das ist ein Prinz."

Nach dieser Rede und einem Lächeln erhob er freundlich die Stangen seines endlich geladenen Karrens und setzte sich in Bewegung, indem er mit sanfter kosender Stimme zu mir sagte: „Hieher, mein Herr."

Unterwegs sprach er mit mir; das Glück hatte ihn redselig gemacht. Der arme Teufel kam tagtäglich an den Landungsplatz, um Reisende zu erwarten. In den meisten Fällen fährt das Schiff vorüber, ohne anzuhalten. Kaum zeigt sich ein Reisender außerhalb des Zwischendecks, um die melancholische Silhouette zu betrachten, welche die vier Glockenthürme und die zwei Wirthe von Worms an dem glänzenden Abendhimmel machen. Zuweilen jedoch hält das Schiff an, das Signal wird gegeben, der Fährmann am Landungsplatz macht seinen Nachen los, rudert nach dem Dampfschiff hinüber und kommt mit einem, zwei, drei Reisenden zurück. Man hat ihrer sechs auf einmal gesehen. O, der herrliche Fund! Die neuen Ankömmlinge landen mit jener offenen, erstaunten und dummen Miene, an welcher der Wirth seine Lust sieht. Aber ach, der Gastgeber am Ufer schnappt sie weg und verschlingt sie augenblicklich. Wer geht nach Worms? Wer denkt daran, daß ein Worms existirt? So kommt es, daß mein armer Mann den großen Karren des Uferwirths, holpernd und kreischend unter dem Gewicht von Koffern und Mantelsäcken, unter den Bäumen verschwinden sieht, während er selbst, ein nachdenklicher Philosoph, beim Sternenlicht mit seinem leeren Schubkarren

heimzieht. Gemüthsbewegungen dieſer Art haben ihn mager gemacht; aber er erſcheint nichts deſto weniger tagtäglich mit dem Bewußtſein erfüllter Pflicht auf dieſem ſpöttiſchen Landungsplatz, auf dieſer höhniſchen Station, um das Waſſer des Rheins dahinſtrömen, die Reiſenden vorbeiziehen und den benachbarten Gaſthof ſich füllen zu ſehen. Er ſtreitet nicht, er ärgert ſich nicht, er führt keinen Krieg, er ſpricht kein Wort; er ergibt ſich, er führt ſeinen Schubkarren fort und proteſtirt, ſo gut als ein kleiner Schubkarren gegen einen großen Handkarren proteſtiren kann. Er hat in ſich und trägt auf ſeinem durch die Menge der erlittenen Demüthigungen und Enttäuſchungen unempfindlich gewordenen Geſicht jenes Gefühl von Kraft und Größe, das der Schwache und Kleine durch die mit Beharrlichkeit gepaarte Ergebung gewinnt. Neben dem hochmüthigen aufgeblaſenen und frohlockenden Uferwirth, der ſeine Exiſtenz nicht einmal zu bemerken ſich herabläßt, behauptet er, der hartnäckige, geduldige und zähe Unterdrückte, jene ernſte und unausſprechliche Stellung des Eunuchen gegenüber dem Paſcha, des Fiſchers mit der Angelleine gegenüber dem Fiſcher mit dem Wurfgarn.

Inzwiſchen marſchirten wir durch Ebenen, Wieſen und Kleefelder. Wir hatten mit Hülfe eines unförmlichen Gerüſtes von alten Balken und Pfählen, über welche ein ſchwankender und durchſichtiger Bretterſteg gelegt war, den kleinen Rheinarm überſchritten, über welchem man noch vor zwei Jahrhunderten die ſchöne bedeckte hölzerne Brücke ſah, die zu dem großen, feſten viereckigen Thurm führte, der kleinere Thürme mit herabhängenden Deckenzierrathen hatte und von Maximilian erbaut worden war. Der Mond hatte alle Nebel verdrängt, die in weißen Wolken nach dem Zenith gingen. Der Hintergrund der Landſchaft hatte ſich geſäubert, und das prächtige Profil der Kathedrale von Worms mit ihren Thürmen und

Glockenhäusern, ihren Giebeln, ihren Schiffen und Gegenschiffen zeigte sich am Horizont, eine unermeßliche Masse von Schatten, die sich traurig an dem sternglänzenden Himmel abhob und wie ein großes, vor Anker liegendes Nachtschiff mitten unter den Sternen aussah.

Nachdem wir den kleinen Rheinarm passirt hatten, blieb noch der große übrig. Wir schlugen uns links, und ich schloß daraus, daß die schöne steinerne Brücke, die nach der Festung bei Frauenbruder führte, nicht mehr vorhanden sei. Nach einem Marsch von etlichen Minuten auf reizenden Wiesen kamen wir an eine alte baufällige Brücke, die vermuthlich auf dem Platz der alten hölzernen Brücke vom Sct. Mangerthor aufgeführt worden war. Jenseits dieser Brücke angekommen, erblickte ich in ihrer Entwicklung die prächtige Mauer von Worms, die auf der einzigen Seite der Festungswerke, welche nach dem Rhein hinsah, achtzehn viereckige Thürme gehabt hatte. Ach, was war noch davon übrig? Einige hinfällige, mit Fenstern durchbrochene Mauerwände, einige alte Thurmstämme, die unter dem Epheu zusammengesunken oder in bürgerliche Wohnungen umgewandelt waren, mit Fenstern, mit weißen Vorhängen, grünen Läden statt der Zinnen und Zwinger. Unförmliche Trümmer von einem runden Thurm, die man am östlichen Ende der Mauer erblickte, schienen mir der Thurm Nideck sein zu müssen; aber vergebens suchten meine Augen, ich fand neben diesem armen Thurm Nideck weder die scharfe Spitze des Münsters, noch den hübschen Glockenthurm von Sct. Cäcilie wieder, und an die Stelle des viereckigen Frauenthurms, zunächst bei dem Thurm Nideck, ist, wie mir schien, ein Gemüsegarten getreten. Im Uebrigen war das alte Worms bereits eingeschlafen, es herrschte allenthalben tiefe Stille, an den Fenstern war nirgends ein Licht zu sehen. In der Nähe des Weges, der uns durch die Rüben- und Tabak-

felder um die Stadt her führte, suchte ein altes Weib im Gebüsch Kräuter beim Mondschein.

Wir traten in die Stadt: keine Kette klirrte, keine Zugbrücke wurde hinabgelassen, kein Fallgitter erhob sich; wir betraten die alte, feudale, militärische Stadt der Gaugrafen und Fürstbischöfe durch eine Oeffnung, die ein Festungsthor gewesen und jetzt nur noch eine Bresche war. Zwei Pappelbäume rechts, ein Misthaufen links. Es sind Bauernhöfe in alten Schlössern eingerichtet, die solche Eingänge haben.

Dann schlugen wir uns rechts, mein Begleiter pfeifend und lustig seinen Karren schiebend, ich in Gedanken versunken. Wir gingen einige Zeit an der alten Mauer im Innern hin, dann geriethen wir in ein Labyrinth von verödeten Gäßchen. Der Anblick der Stadt war fortwährend derselbe. Mehr ein Grab als eine Stadt. Kein Licht an den Fenstern, kein menschlicher Fuß in den Straßen.

Es war ungefähr acht Uhr Abends.

Gleichwohl gelangten wir auf einen ziemlich großen Platz, auf welchen der Riß einer, wie ich im Mondschein glaubte, großen Kirche führte. Eine der Seiten dieses Platzes war von der Ruine oder, um mich besser auszudrücken, von dem Gespenst einer alten Kirche in Anspruch genommen.

„Was ist das für eine Kirche?" fragte ich meinen Führer, der Halt gemacht hatte, um wieder Athem zu schöpfen.

Er antwortete mir mit jenem ausdrucksvollen Achselzucken, welches bedeuten will: Ich weiß es nicht.

Die Kirche bildete einen Contrast gegen die Stadt: sie war weder verlassen, noch schweigsam. Ein Geräusch drang aus ihr hervor, ein Schein stahl sich durch die Thüre. Ich ging in diese Thüre. Welch eine Thüre! Denken Sie sich einige Dielen, plump zusammengehalten durch unförmliche Querbalken, die mit großen Nägeln beschlagen waren, unten große

ungleiche Räume zwiſchen ſich laſſend, oben lückenhaft und mit der Unverſchämtheit eines Bauern, der bei ſeinem Gutsbeſitzer Herr geworden wäre, ein prachtvolles königliches Portal aus dem vierzehnten Jahrhundert verſperrend.

Ich ſchaute durch die Balkenlücken und ſah verworren das Innere der Kirche. Die ſtrengen Archivolten aus der Zeit Carls IV. traten in der Finſterniß mühſam hervor inmitten einer unausſprechlichen Verſperrung durch Tonnen und eingereiſte leere Fäſſer. Im Hintergrund beim Schein eines Talglichtes, das auf einem Stein ſtand, welcher der Hauptaltar geweſen ſein mußte, befand ſich ein Küfer mit zurückgeſchlagenen Aermeln und lederner Schürze und reifte ein großes Faß ein. Die Dauben wiederhallten unter dem Schlegel mit jenem Getöne von hohlem Holz, das ſo traurig klingt, wenn man einmal den Hammer der Leichenbeſtätter auf einem Sarg hat ertönen hören.

Was war dieſe Kirche? Ueber dem Portal erhob ſich ein gewaltiger viereckiger Thurm, der eine hohe Spitze gehabt haben muß. Wir hatten ſo eben links, ein wenig rückwärts, die vier Glockenthürme der Cathedrale gelaſſen. Ich bemerkte in einiger Entfernung vorn gegen Südweſt eine Apſide, welche die Predigerkirche ſein mußte; freilich fand ich links den Glockenthurm von Sct. Paul nicht, der zwiſchen ſeinen zwei niedrigen Thürmen ſteckte; aber wir waren nicht weit genug in der Stadt vorangekommen, noch nahe genug bei dem Sct. Martinsthor, daß dies Sct. Lambrecht ſein konnte. Ueberdies ſah ich die kleine Spitze von Sct. Sixt nicht, welche rechts hätte ſein müſſen, und eben ſo wenig die höhere Spitze von Sct. Martin, die links hätte ſein müſſen. Ich ſchloß daraus, daß dieſe Spitze Sct. Ruprecht ſein müſſe.

Nachdem ich dieſe Vermuthung einmal feſtgeſtellt und dieſe Entdeckung gemacht hatte, begann ich von Neuem das erbärm-

liche Innere dieſes ehrwürdigen Gebäudes zu betrachten, das Talglicht, das in dieſem Schatten brannte, welchen die kaiſerlichen Krönungslampen einſt mit ſtrahlendem Sternenglanz erleuchtet hatten, dieſe lederne Schürze, die ſich da breit machte, wo der Purpur geflattert, dieſen Küfer, der allein noch in der ſchlaftrunkenen Stadt wachte und auf dem Hauptaltar die Reife in ein Faß einſchlug, und dann trat mir die ganze Vergangenheit dieſer weltberühmten Kirche vor Augen. Die Betrachtungen drängten ſich in meinen Geiſt. Ach, in dieſes ſelbe Schiff der Sct. Ruprechtskirche waren einſt mit großem Pomp und in feierlicher Prozeſſion von der Hauptſtraße von Worms her Päpſte und Kaiſer eingezogen, zuweilen Beide zuſammen unter demſelben Thronhimmel, der Papſt zur Rechten auf ſeinem weißen Maulthier, der Kaiſer zur Linken auf ſeinem gagatſchwarzen Roß, voraus Trompeten und Zinken, Adler und flatternde Fahnen, alle Fürſten und Kardinäle zu Pferd, unmittelbar vor dem Papſt und dem Kaiſer, der Marquis von Montferrat das Schwert, der Herzog von Urbino das Scepter haltend, der Pfalzgraf die Weltkugel, der Herzog von Savoyen die Krone tragend.

Ach, wie Alles vergänglich iſt!

Eine Viertelſtunde nachher war ich im Faſan einquartirt, der, ich muß es ſagen, das beſte Anſehen von der Welt hatte. Ich erhielt ein vortreffliches Abendeſſen in einem Saal, worin ein langer Tiſch ſtand, an welchem zwei Herren aus Pfeifen rauchten. Unglücklicherweiſe war der Speiſeſaal ſchlecht beleuchtet, was mich traurig ſtimmte. Beim Eintritt bemerkte man bloß ein Talglicht in einer Wolke. Dieſe zwei Menſchenſöhne machten mehr Rauch als zehn Halbgötter.

Als ich mein Abendeſſen begann, erſchien ein dritter Gaſt. Dieſer rauchte nicht, aber ſprach viel. Er ſprach franzöſiſch mit einem Abenteurersaccent. Man konnte, wenn man ihn

hörte, nicht unterscheiden, ob er Deutscher oder Italiener, Engländer oder Auvergnate war; im Uebrigen viel Aplomb bei wenig Geist, und, wie mir's schien, einiges Stutzerthum, zu viel Cravate, zu viel Hemdkragen; Augenwürfe auf die Aufwärterin; er war ein schlecht conservirter Mann von achtundfünfzig Jahren.

Er begann ganz allein mit sich selbst ein Zwiegespräch und hielt es im Gang. Niemand antwortete ihm. Die deutschen Herren rauchten, ich aß.

„Sie kommen aus Frankreich? Schönes Land! Edles Land! Der classische Boden! Das Land des Geschmacks! Vaterland Racines! Aber das sage ich, Ihren Bonaparte liebe ich nicht! Der Kaiser verderbt mir den General. Ich bin Republikaner, mein Herr. Ich sage es ganz laut, Ihr Napoleon ist ein falscher großer Mann: man wird von ihm zurückkommen. Aber wie schön die Tragödien Racines sind! Sehen Sie, darin liegt der wahre Ruhm Frankreichs. Man weiß Racine in Deutschland nicht zu schätzen; dies ist ein barbarisches Land; man liebt hier Napoleon beinahe eben so sehr wie in Frankreich. Diese guten Deutschen werden mit Recht die guten Deutschen genannt. Es ist zum Erbarmen. Finden Sie das nicht auch, mein Herr?"

Da das Ende meines Rebhuhns mit dem Ende seiner Rede zusammenfiel, so antwortete ich, gegen den Kellner gewandt: „Einen andern Teller."

Diese Antwort schien ihm genügend, um die Unterhaltung anzuknüpfen, und er fuhr fort:

„Sie haben Recht mein Herr, daß Sie nach Worms kommen. Man thut sehr Unrecht daran, daß man Worms verachtet. Wissen Sie, mein Herr, daß Worms die vierte Stadt des Großherzogthums Hessen ist? Daß Worms der Hauptort des Bezirks ist? Daß Worms eine bleibende Garnison besitzt,

Digitized by Google

mein Herr, und ein Gymnaſium, mein Herr? Man fabricirt hier Tabak und Bleizucker; man producirt Wein, Getreide und Oel. In der lutheriſchen Kirche iſt eine ſchöne Freske von Seekatz, ein Werk aus guter Zeit; 1701 oder 1712. Betrachten Sie das Ding, mein Herr. Worms hat ſchöne, gut angelegte Straßen, die neue Straße, die Gauſtraße, die über Heßloch nach Mainz führt, die Donnersbergerſtraße, die durch das Zellerthal geht. Die alte Römerſtraße am Rhein hin iſt nur noch eine Curioſität, und was mich betrifft, mein Herr, — ſind Sie wie ich? — ich liebe die Curioſitäten nicht. Alterthümer, Einfaltspinſeleien. Seit ich in Worms bin, habe ich noch nicht einmal den berühmten Roſengarten beſucht, ihren Roſengarten, wo ihr Siegfried, wie ſie ſagen, ihren Drachen getödtet hat. Narrheiten! Schreckliche Dummheiten! Wer glaubt nach Voltaire noch an ſolche Altweibermärchen? Erfindungen des Pfaffenpacks! O, traurige Menſchheit! Wie lange wirſt du dich noch durch Dummheiten gängeln laſſen! Hat denn Siegfried je exiſtirt? Hat der Drache je exiſtirt? Haben Sie in Ihrem Leben einen Drachen geſehen, mein lieber Herr? Hatte Cuvier, der gelehrte Cuvier, Drachen geſehen? Und iſt es denn überhaupt möglich? Iſt es, ernſthaft geſprochen, möglich, daß ein Thier aus Naſe und Schlund Feuer auswerfen kann? Das Feuer desorganiſirt Alles; es würde vor allen Dingen das unglückliche Thier zu Aſche verbrennen. Glauben Sie das nicht auch? Dies ſind plumpe Irrthümer. Der Geiſt wird nicht von Dingen angeregt, die er nicht glaubt, ſo ſagt Boileau. Merken Sie ſich's wohl. Boileau ſagt's (er ſprach Poilu aus.) Es iſt wie ihr Luthersbaum! Ich habe keinen viel größeren Reſpekt vor ihrem Luthersbaum, den man ſieht, wenn man auf der Pfälzerſtraße, der alten Pfälzerſtraße, nach Alzey geht. Luther! Was habe ich mit Luther zu ſchaffen? Ein Voltairianer bemitleidet einen Lutheraner. Und was ihre Liebfrauenkirche vor dem Mainzer-

Digitized by Google

thor betrifft, die auf ihrem Portal die fünf klugen und die fünf thörichten Jungfrauen hat, so schätze ich sie bloß wegen ihres Weinbergs, der die Liebfrauenmilch liefert. Trinken Sie von diesem Wein, mein Herr, er ist vortrefflich in diesem Hotel! Ah, Franzosen, ihr wißt wahrhaftig, wie man gut leben muß! Und wenn ich Ihnen rathen darf, so kosten Sie auch den Katterlocher und den Luginsländer. Wahrhaftig, bloß um drei Gläser von diesen drei Weinen willen, würde ich nach Worms kommen."

Er hielt inne, um Athem zu schöpfen, und einer der Raucher benützte die Pause, um zu seinem Nachbar zu sagen: „Mein lieber Herr, ich schließe mein Jahresinventar nie mit weniger als sieben Zahlen."

Dies war ohne Zweifel die Antwort auf eine Frage, welche der andere Raucher vor meiner Ankunft an ihn gerichtet hatte, aber zwei Raucher und zwei deutsche Raucher lassen ihr Zwiegespräch niemals allzu lebhaft werden; die Pfeife nimmt sie in Anspruch, die Unterhaltung tappt, so gut sie kann, im Rauche dahin.

Dieser Rauch kam mir zu Statten, mein Nachtessen war vorüber, und in dem Nebel der beiden Pfeifen konnte ich unbemerkt verschwinden; ich ließ also den Redner allein mit den Rauchern, und nun konnten sie unter Wolken von Worten und Wolken von Tabaksrauch die Unterhaltung fortsetzen.

Man führte mich in ein recht hübsches deutsches Zimmer, reinlich aufgewaschen und kalt; weiße Fenstervorhänge, weiße Servietten im Bett. Ich sage Servietten, Sie wissen warum; was wir Betttücher nennen, existirt nicht an den Ufern des Rheins. Dabei sind die Betten sehr groß. Das Resultat ist das seltsamste von der Welt; die Erbauer der Matrazen haben Patagonier, die Zuschneider der Bettleinwand haben Lappländer im Auge gehabt. Gelegenheit zu philosophischen Betrach-

tungen. Der müde Reiſende vom mittleren Schlag nimmt das Wetter an wie Gott es gibt, und das Bett wie die Magd es ihm macht.

Mein Zimmer war übrigens etwas aufs Gerathewohl möblirt, wie die Wirthshauszimmer im Allgemeinen. Es gibt gewiſſe Reiſende, die mitnehmen, und Andere, die vergeſſen. Daher entſteht eine gewiſſe Ebbe und Fluth, die man dem Mobiliar in den Wirthshauszimmern anſieht. So waren zwiſchen den beiden Fenſtern an die Stelle eines Canapes zwei Kiſſen getreten, die man auf einen großen hölzernen Koffer gelegt, den augenſcheinlich ein Reiſender dagelaſſen hatte. Auf der einen Seite des Kamins hing an einem Nagel ein kleiner Taſchenbarometer von Bronze; auf der andern Seite war nur noch der andere Nagel vorhanden, an welchem früher als natürliches Seitenſtück irgend ein bequemer Taſchenthermometer gehangen haben muß, den vermuthlich ein minder gewiſſenhafter Reiſender mitſpazieren ließ. Auf dieſem ſelben Kamin befand ſich zwiſchen zwei künſtlichen Blumenſträußen unter Glas, wie man ſie in der Rue St. Denis macht, eine ächt antike Vaſe von gewöhnlicher Erde, die ohne Zweifel bei irgend einer Nachgrabung in der Umgegend aufgefunden worden, eine Art von römiſchem Schenkkrug mit breitem Bauch, wie man ſie in der Sologne, an den Ufern der Sauldre, ausgräbt; im Uebrigen eine ziemlich koſtbare Vaſe, obſchon ſie weder den Stoff der Vaſen von Nola, noch die Form der Vaſen von Bari hat.

Ueber dem Bett in einem ſchwarzen Holzrahmen hing eines jener Troubadourbilder, im Styl des Kaiſerreichs, womit unſere Rue St. Jacques vor vierzehn Jahren ganz Europa überſchwemmt hat. Unter dem Bild ſtand mit vielen orthographiſchen Fehlern die Inſchrift: „Bianca und ihr Geliebter fliehen über die Apenninen nach Florenz. Aus Furcht vor Verfolgung haben ſie einen ungebräuchlichen Weg gewählt, wo ſie

mehrere Tage in der Irre umherlaufen. Der jungen Bianca haben die Gestrüppe und Steine die Füße aufgerissen, und nun hat sie sich aus Pflanzen Schuhe gemacht."

Am folgenden Tag spazierte ich in der Stadt herum.

Ihr Pariser seid dermaßen an den Anblick einer in beständigem Wachsthum begriffenen Stadt gewöhnt, daß ihr zuletzt gar nicht mehr darauf geachtet habt. Um euch her findet gleichsam eine immerwährende Vegetation von Bauholz und Steinen statt. Die Stadt wächst wie ein Wald empor. Man sollte meinen, die Grundlagen eurer Häuser seien keine Grundlagen, sondern Wurzeln, lebendige Wurzeln, worin der Saft fließe. Das kleine Haus wird, scheint es, eben so natürlich ein großes Haus, wie die junge Eiche ein großer Baum wird. Ihr höret beinahe Tag und Nacht den Hammer und die Säge, den Krahn, den man aufrichtet, die Leiter, die man trägt, das Gerüste, das man aufrichtet, die Zugwinde und den Wellbaum, das schnurrende Seil, den hinaufsteigenden Stein, das Geräusch auf der Straße, die man pflastert, den Lärm in dem Hause, das man baut. Jede Woche ist es ein neuer Versuch: zugehauener Sandstein, volvicsche Lava, Macadamisirung, Asphaltbelegung, Holzpflasterung. Ihr entfernt euch auf zwei Monate, und bei eurer Rückkehr findet ihr Alles verändert. Vor eurer Thüre stand ein Garten, jetzt ist eine Straße da, eine ganz neue, aber vollständige Straße mit achtstöckigen Häusern, Kaufläden im Erdgeschoß, Einwohnern von oben bis unten, Frauenzimmern auf den Balkonen, Versperrungen aller Art auf der Chaussee, einer Masse Volks auf den Trottoirs. Ihr reibet euch nicht die Augen, ihr sehet darin kein Wunder, ihr glaubet nicht wachend zu träumen. Nein, ihr findet das ganz einfach. Nun wohl, was ist das? Eine neue Straße, weiter nichts. Eine einzige Sache erregt eure Verwunderung: der Miether des Gartens hatte einen Vertrag; wie hat man sich mit ihm abge-

funden? Ein Nachbar erklärt es euch. Der Mann hatte fünfzehnhundert Franken Miethe zu bezahlen; man hat ihm hunderttausend Franken gegeben, damit er gehen soll, und er ist gegangen. Das wird wieder ganz einfach. Wo wird dieses Wachsthum von Paris aufhören? Wer kann es sagen? Paris hat bereits fünf befestigte Ringmauern überfluthet, man spricht davon, eine sechste aufzuführen; ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, wird es sie ausgefüllt haben, dann wird es weiter schreiten! Jedes Jahr, jeden Tag, jede Stunde breitet sich die Stadt mittelst einer Art von langsamer und unwiderstehlicher Durchsickerung in den Vorstädten aus, und die Vorstädte werden Städte, und die Vorstädte werden die Stadt. Und, ich wiederhole es, Alles das wundert euch Pariser ganz und gar nicht. Mein Gott, die Bevölkerung nimmt zu, da muß wohl auch die Stadt wachsen; was liegt euch daran? Ihr gehet euern Geschäften nach. Und was für Geschäften? Den Geschäften der Welt. Vorgestern eine Revolution, gestern eine Emeute, heute die große und heilige Arbeit der Civilisation, des Friedens und des Gedankens. Was liegt euch an der Bewegung der Steine in eurem Weichbild, euch Parisern, die ihr die Bewegung der Geister in Europa und der ganzen Welt verursachet! Die Bienen sehen nicht auf den Stock, sie sehen auf die Blumen; ihr sehet nicht auf eure Stadt, ihr sehet auf die Ideen.

Und mitten in diesem furchtbaren und lebendigen Paris, das die große Stadt war und jetzt die Riesenstadt wird, denket ihr nicht einmal daran, daß es anderwärts Städte gibt, welche abnehmen und sterben.

Worms ist eine dieser Städte.

Ach! Rom ist die erste von allen, Rom, das dir, Paris, gleicht, Rom, das dir vorangegangen ist, Rom, das einst das Paris der heidnischen Welt gewesen.

Eine sterbende Stadt! Welch eine traurige und feierliche

Sache! Die Straßen zerfallen. Wo einſt Häuſerreihen geſtanden, ſteht nur noch eine Mauer; wo eine Mauer geweſen, da iſt nichts mehr. Das Gras hat die Stelle des Pflaſters eingenommen. Das Leben zieht ſich nach dem Mittelpunkt, nach dem Herzen zurück, wie in dem Menſchen, der mit dem Tode ringt. Die Extremitäten ſterben zuerſt, die Glieder bei dem Menſchen, die Vorſtädte in den Städten. Die verlaſſenen Plätze verlieren die Häuſer, die bewohnten Plätze verlieren die Stockwerke. Die Kirchen brechen ein, verlieren ihre Geſtalt und zerfallen in Staub, nicht weil es am Glauben fehlt, wie in unſern induſtriellen Ameiſenhaufen, ſondern weil es an Gläubigen fehlt. Ganze Stadtviertel verfallen der Verödung. Es iſt beinahe ein Wunder, wenn man hinkommt; eine Art von wilder Bevölkerung pflanzt ſich da auf. Hier iſt es nicht mehr die Stadt, die ſich auf dem Lande ausbreitet, ſondern es iſt das Land, das in die Stadt zurückkehrt. Man macht die Straße urbar, man bebaut den Kreuzweg, man beackert die Häuſerſchwellen; das tiefe Geleiſe der Miſtwägen durchhöhlt und zerwühlt die ehemalige Plattenbelegung; der häufige Regen hinterläßt Lachen vor den Thüren, das unharmoniſche Gegacker der Hühnerhöfe erſetzt den Lärm der Menge. Auf einem für die Kaiſerceremonien vorbehaltenen Platz pflanzt man Lattich. Die Kirche wird eine Scheune, der Palaſt wird ein Bauernhaus, der Thurm wird ein Taubenſchlag, das Haus wird eine Barake, die Bude wird ein Schoppen, das Baſſin wird ein Teich, der Städter wird ein Bauer; die Stadt iſt todt. Ueberall Einſamkeit, lange Weile, Staub, Zerfall, Vergeſſenheit. Ueberall an den verödeten Plätzen, an den eingehüllten und düſtern Vorübergehenden, an den traurigen Geſichtern, an den zerfallenen Mauerwänden, an den niedrigen ſtummen und ſeltenen Häuſern glaubt das Auge des Gedankens die langen melancholiſchen Schatten einer untergehenden Sonne hinſchweifen zu ſehen.

Trotz alledem, vielleicht in Folge von alledem iſt Worms, vom doppelten Horizont der Vogeſen und des Taunus umrahmt, von ſeinem ſchönen Fluſſe beſpült, unter den zahlloſen Inſeln des Rheins ſitzend, von ſeiner baufälligen Ringmauer und ſeinem friſchen Grasgürtel umgeben, eine ſchöne, merkwürdige und intereſſante Stadt. Vergebens habe ich den außerhalb dieſer Linie von Mauern und viereckigen Thürmen erbauten Stadttheil geſucht, der vom St. Martinsthor an einen rechten Winkel mit dem Rhein bildete. Dieſe Vorſtadt iſt nicht mehr vorhanden. Ich habe keine Spur von dem neuen Thurme gefunden, der mit ſeiner ſcharfen Spitze und ſeinen acht Thürmchen das öſtliche Ende ſchloß. Kein Stein iſt mehr auf dem andern von dem prächtigen Mainzerthor, das in der Nähe des neuen Thurmes ſtand und mit ſeinen zwei hohen Warten, vom Rhein aus unter den Glockenthürmen geſehen, einer Kirche, von der Ebene aus unter den Thürmen geſehen, einer Feſtung glich. Das kleine Schiff von Sct. Amandus iſt verſchwunden, und die Liebfrauenkirche, die einſt ſo eng zwiſchen den Häuſern und Dächern eingepreßt war, ſteht heute mitten im Felde. Vor dem Portal der klugen und thörichten Jungfrauen breiten junge Mädchen, ſchön wie die klugen und heiter wie die thörichten, auf der Wieſe ihre im Rhein gewaſchene Wäſche aus. Zwiſchen den äußern Strebmauern des Schiffes ſitzen alte Männer auf Ruinen und wärmen ſich in der Sonne. **Aprici senes**, ſagt Perſius; **solibus apti**, ſagt Horaz.

Als ich in den Straßen umherbummelte, wurde ich auf einmal durch einen Elegant der Stadt, der einige Schritte an mir vorüberging, förmlich geblendet. Dieſes wackere Männlein trug heroiſch ein niedriges langhaariges Tromblonhütchen und weite Beinkleider ohne Stege, die ihm bloß bis auf die Knöchel herabreichten. Dagegen ging ihm ſein Hemdkragen, der ſteif

und aufrecht war, bis an die Mitte der Ohren, und ſein breiter, ſchwerer, mit Steifleinwand gefütterter Rockkragen reichte ihm bis ans Hinterhaupt. Nach dieſem Muſter zu ſchließen, iſt es mit der Eleganz in Worms nicht ſonderlich beſtellt. Ein wahrer Maurer im Sonntagsſtaat, ohne das geiſtreiche und zufriedene Auge, ohne die vollkommene und naive Heiterkeit. Ich erinnere mich, daß dies der Aufzug der Elegants unter der Reſtauration war. Sie wiſſen, daß ich kein Detail verſchmähe, und daß für mich Alles, was den Menſchen berührt, den Menſchen offenbart. Ich prüfe den Anzug, wie ich das Gebäude ſtudire. Das Koſtüm iſt die erſte Kleidung des Menſchen, das Haus iſt die zweite. Der Wormſer Elegant, ein lebendiger Anachronismus, führte mir alle Fortſchritte vor Augen, welche das Koſtüm ſeit zwanzig Jahren, Dank ſei es den Frauen, den Künſtlern und den Poeten, in Frankreich und folglich in Europa gemacht hat. Die Kleidung der Frauen, die unter dem Kaiſerreich ſo lächerlich häßlich war, iſt auf einmal allerliebſt geworden. Die Kleidung der Männer hat ſich verbeſſert. Der Hut hat eine höhere Form und breitere Ränder bekommen. Der Frack hat die großen Schöße und den niedrigen Kragen wieder angenommen, was den ſchlanken Männern in ſo fern zu gut kommt, als die Hüften ans Licht geſtellt und die Schultern freigemacht werden; den ſchlecht gewachſenen in ſo fern, als die Magerkeit und Dünnheit ihrer Glieder verdeckt wird. Man hat das Gilet geöffnet und niedrig gemacht; man hat den Hemdkragen umgeſchlagen, man hat der Hoſe, dieſem abſcheulichen Ding, durch den Steg einige Form gegeben. Alles das iſt gut und könnte noch beſſer ſein. Wir ſind in Bezug auf die Grazie und die Erfindung des Kleides weit entfernt von der ausgeſuchten Eleganz unter Franz I., Ludwig XIII. und ſogar Ludwig XV. Wir haben noch weit bis zu dem Schönen und der Kunſt, wozu das Coſtüm gehört, und das iſt um ſo bedenklicher, als

die Mode, welche die Phantaſie in dem Gedanken iſt, gleichgültig vorwärts oder rückwärts ſchreitet. Ein reicher junger Gimpel, der friſch aus London kommt, kann Alles verderben. Nichts bürgt uns dafür, daß wir nicht wieder einmal die haarigen Hütchen, die großen ſtehenden Krägen, die Keulenärmel, die Schwalbenſchwänze, die hohen Halsbinden, die kurzen Weſten und die bis an die Knöchel reichenden Hoſen zum Vorſchein kommen ſehen, und daß mein grotesker Elegant von Worms nicht als ein Pariſer Elegant wiederkehren wird. Di! talem avertite vestem.

Die Cathedrale von Worms gehört, wie der Bonner, der Mainzer und der Speyrer Dom, zur römiſchen Familie der Cathedralen mit doppelter Apſide, prächtiger Blumen der erſten Architektur des Mittelalters, die in ganz Europa ſelten ſind und an den Ufern des Rheins vorzugsweiſe zu gedeihen ſcheinen. Dieſe doppelte Apſide erzeugt nothwendig vier Glockenthürme, unterdrückt die Portale der Façade und läßt nur die Seitenportale beſtehen. Die Parabel mit den klugen und den thörichten Jungfrauen, die ſchon in Worms auf einem der Giebelfelder der Liebfrauenkirche ſculptirt iſt, kommt auf dem ſüdlichen Portal des Doms wieder zum Vorſchein. Ein allerliebſter gedankenreicher Gegenſtand, oft gewählt von dieſen Bildhauern aus den naiven Epochen, die ſammt und ſonders Dichter waren.

Wenn man ins Innere der Kirche kommt, ſo wird der Eindruck zugleich mannigfaltig und ſtark. Die byzantiniſchen Fresken, die flamändiſchen Gemälde, die Basreliefs vom dreizehnten Jahrhundert, die prächtigen Kapellen im blumigen gothiſchen Styl, die neuheidniſchen Gräber der Renaiſſance, die feinen ausgehauenen Sargſteine an den Anläufen der Stichbalkenträger, die farbigen und vergoldeten Wappen, die mit Statuetten und Figürchen verzierten Säulenräume, bilden eines jener außerordentlichen Enſembles, wo alle Style, alle Epochen,

Digitized by Google

alle Phantaſien, alle Moden, alle Künſte uns auf einmal vor die Augen treten. Das übertrieben grelle Muſchelwerk der letzten Fürſtbiſchöfe, die zu gleicher Zeit Erzbiſchöfe von Mainz waren, bildet in den Ecken rieſige Koketterien. Da und dort ſieht man breite Wände einer ehemals bemalten und geſchmückten Mauer jetzt ganz kahl, was dem Auge wehe thut. Dieſe kahlen Wände ſind Fortſchritte des Geſchmacks. Man nennt das Einfachheit, Nüchternheit, was weiß ich? O, was der Geſchmack für einen ſchlechten Geſchmack hat! Glücklicherweiſe war der Wald von Arabesken und Verzierungen, welcher die Cathedrale von Worms füllte, zu dicht, als daß der Geſchmack ihn vollſtändig zerſtören konnte. Man findet auf jedem Schritt und Tritt prächtige Ueberreſte davon. In einer großen niedrigen Kapelle, die meines Wiſſens als Sakriſtei dient, habe ich mehrere Prachtwerke aus dem fünfzehnten Säculum bewundert: ein Taufbecken, eine ſehr große Urne, auf deren Umkreis Jeſus, umgeben von den Apoſteln, die Apoſtel klein wie Kinder, Jeſus groß wie ein Rieſe, dargeſtellt iſt; mehrere ſculptirte Seiten aus den beiden Teſtamenten, ungeheure Steingedichte, noch mehr als Gemälde denn als Basreliefs componirt; endlich ein Chriſtus am Kreuz, beinahe in Lebensgröße, ein Werk, bei welchem man vor Bewunderung aufſchreit und dann in Träumerei verſinkt, wenn man ſieht, wie die merkwürdige, vollkommene Feinheit der Details ſich mit dem erhabenen Stolz des Ausdruckes paart, ohne ihn zu ſtören. An einem ſchmalen, ziemlich düſtern und ſehr häßlichen Platz, einige Schritte von der Cathedrale von Worms, neben dieſem Prachtgebäude, das ſich erlaubt die Höhe, die Tiefe, die Heimlichkeit, die Farbe und die Form zu haben, welche einen unvergänglichen und ewigen Gedanken mit all dieſem wunderbaren Luxus von Bildern und granitenen Metaphern begleitet; dicht daneben, ſage ich — wie die Kritik neben der Poeſie — ſteht ein armes

luther'sches Kirchlein mit einer armseligen Kuppel und schlechtem griechischem Giebel, weiß, viereckig, winkelig, kahl, kalt, traurig, mürrisch, langweilig, niedrig, neidisch — und protestirt.

Ich überlese diese Zeilen, die ich so eben geschrieben habe, und könnte beinahe in Versuchung gerathen, sie zu streichen. Täuschen Sie sich nicht, lieber Freund, und sehen Sie nicht mehr darin, als ich hineinlegen wollte. Es ist eine Künstleransicht über zwei Kunstwerke, weiter nichts. Halten Sie sie ja nicht für ein Urtheil über zwei Religionen. Jede Religion ist mir ehrwürdig. Der Katholicismus ist für die Gesellschaft nothwendig, der Protestantismus ist der Civilisation nützlich. Und dann wäre es eine doppelte Profanation, Luther in Worms höhnen zu wollen. In Worms besonders ist der große Mann groß gewesen. Nein, niemals wird ein Spott über meine Lippen kommen im Angesicht dieser Denker und dieser Weisen, die für das, was sie als das Gute und Wahre erkannten, gelitten und großherzig all ihr Genie darangesetzt haben, um theils den göttlichen Glauben, theils die menschliche Vernunft zu bereichern. Ihr Werk ist heilig für die ganze Welt und heilig für mich. Selig und gebenedeit diejenigen, die lieben und glauben, ob sie nun wie die Katholiken aus jeder Philosophie eine Religion, oder wie die Protestanten aus jeder Religion eine Philosophie machen.

Mannheim liegt bloß einige Stunden von Worms auf dem andern Rheinufer. Mannheim hat in meinen Augen kein anderes Verdienst, als daß es in demselben Jahr wie Corneille, 1606, geboren ist. Zweihundert Jahre sind für eine Stadt die erste Jugendzeit. Auch ist Mannheim ganz neu. Die braven Spießbürger, die das Regelmäßige für das Schöne, und das Eintönige für das Harmonische hinnehmen, und die von ganzem Herzen die französische Tragödie und die steinerne Säule in der Rue de Rivoli bewundern, werden Mannheim sehr be-

Digitized by Google

wundern. Es ist zum Verzweifeln. Es sind dreißig Straßen da und doch nur eine Straße, es sind tausend Häuser da und doch nur ein Haus. Alle Façaden sind sich identisch gleich, alle Straßen durchschneiden sich in einem rechten Winkel. Im Uebrigen Sauberkeit, Einfachheit, Weiße, Schnurrichtigkeit: es ist die Schönheit des Damenbretts, von dem ich irgendwo gesprochen habe.

Sie wissen, daß der liebe Gott für mich der große Antithesenmacher ist. Eine seiner vollständigsten Antithesen ist, daß er Mannheim neben Worms erstehen ließ. Hier die Stadt, welche stirbt, da die Stadt, welche geboren wird; hier das Mittelalter mit seiner so harmonischen und so innigen Einheit, da der klassische Geschmack mit all seiner Langweiligkeit. Mannheim kommt, Worms geht; die Vergangenheit gehört Worms, die Zukunft gehört Mannheim. (Hier öffne ich eine Parenthese: schließen Sie jedoch nicht daraus, daß die Zukunft dem klassischen Geschmack gehöre.) Worms hat die Reste einer Römerstraße, Mannheim liegt zwischen einer Schiffbrücke und einer Eisenbahn. Jetzt brauche ich Ihnen nicht mehr zu sagen, welcher von beiden Städten ich den Vorzug gebe, Sie wissen es schon. Was Städte betrifft, so liebe ich die alten.

Nichts desto weniger bewundere ich diese reiche Ebene, wo Mannheim liegt, und die eine Breite von zehn Stunden zwischen den Bergen des Neckars und den Hügeln des Isenach hat. Die fünf ersten Stunden von Heidelberg nach Mannheim macht man per Eisenbahn; die fünf andern von Mannheim nach Dürkheim in der Miethkutsche. Auch hier reichen Vergangenheit und Zukunft einander die Hand.

Im Uebrigen habe ich in Mannheim selbst nichts Erwähnenswerthes gefunden, als prächtige Bäume im Schloßgarten, einen vortrefflichen Gasthof, den Pfälzerhof, einen schönen Rococobrunnen in Bronze auf dem Marktplatz, und auf der

Digitized by Google

Glasthüre eines Perückenmachers folgende Inſchrift mit goldenen Lettern: Cabinet, wo man die Haare ſchneidet wie Herr Chirard von Paris.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Speyer.

Vom Neckarſtrand, Oktober.

Was ſoll ich Ihnen von Speyer, wie die Deutſchen es nennen, oder Spira, wie die Römer es nannten, erzählen? Neomagus, ſagt die Legende, Augusta Nemetum, ſagt die Geſchichte. Es iſt eine hochberühmte Stadt. Cäſar hat hier gelagert, Druſus hat ſie befeſtigt, Tacitus hat von ihr geſprochen, die Hunnen haben ſie verbrannt, Conſtantin hat ſie wieder aufgebaut, Julian hat ſie vergrößert, Dagobert hat darin aus einem Tempel des Merkur ein Kloſter des heiligen Germanus gemacht, Otto I. hat hier der Chriſtenheit das erſte Turnier gegeben, Conrad der Salier hat ſie zur Hauptſtadt des Reichs erhoben, Conrad II. hat ſie zur Grabſtätte der Kaiſer gemacht. Die Tempelritter, die eine ſchöne Ruine hinterließen, haben hier ihre Verrichtungen als Grenzenhüter erfüllt. Alle Menſchenſtröme, welche Europa verwüſtet und befruchtet haben, ſind durch Speyer gekommen: während der erſten Jahrhunderte die Vandalen und die Alemannen (alle Männer, Männer von allen Stämmen, ſagt die Etymologie), in den letzten Jahrhunderten die Franzoſen. Während des Mittelalters, von 1125 bis 1422, in dreihundert Jahren, hat Speyer elf Belagerungen durchgemacht. Die alte karolingiſche Stadt hat darunter ſchwer gelitten. Ihre Vorrechte ſind gefallen, ihr Blut und ihre Be-

völkerung ist nach allen Seiten geströmt. Sie hatte das kaiserliche Kammergericht, das nach Wetzlar übergegangen, sie hatte die Reichstage, deren Phantom jetzt in Frankfurt ist. Sie hatte dreißigtausend Einwohner, jetzt hat sie nur noch achttausend.

Wer erinnert sich heute des heiligen Bischofs Rüdiger? Wo fließt der Bach Spira? Wo ist das Dorf Spira? Was hat man aus der hohen Kirche Sct. Johann gemacht? In welchem Zustand befindet sich jene Kapelle von Olivet, die in den alten Protokollen als die unvergleichliche aufgeführt ist? Was ist aus dem bewundernswürdigen, mit Eckthürmchen versehenen Thurme geworden, welcher das Badthor beherrschte? Welche Spuren sind von dem heiligen Wildenberg übrig geblieben? Wo ist das Haus des kaiserlichen Kammergerichts? Wo ist das Hotel der beisitzenden Advokaten, welche, sagt eine alte Urkunde, Justiz übten und verwalteten im Namen der kaiserlichen Majestät, der Kurfürsten und andern Reichsfürsten, in dem von Kaiser Karl V. eingesetzten öffentlichen Consistorium des ganzen Reichs? Was ist übrig von diesem hohen Gerichtshof, welchem in letzter Instanz die Sprüche aller andern Gerichte zugewiesen wurden? Nichts, nicht einmal der steinerne Galgen mit vier Pfeilern auf der Wiese, die an den Rhein stößt. Die Sonne allein fährt fort, Speyer mit derselben Prachtliebe zu behandeln, wie wenn es noch die Königin der Kaiserstädte wäre. Das sprüchwörtliche Korn von Speyer ist noch immer eben so schön und goldig, wie zur Zeit Carls V., und der vortreffliche rothe Gänsfüßler ist noch immer würdig von Fürstbischöfen in scharlachrothen Strümpfen und von Kurfürsten mit Hermelinhüten getrunken zu werden.

Die Cathedrale, von Conrad I. begonnen, von Conrad II. und Heinrich III. fortgesetzt, von Heinrich IV. im Jahre 1097

zu Ende geführt, ist eines der prächtigsten Gebäude aus dem elften Jahrhundert. Conrad I. hatte sie, sagen die Urkunden, der gebenedeiten Jungfrau Maria gewidmet. Sie ist noch heute von unvergleichlicher Majestät. Sie hat der Zeit, den Menschen, den Kriegen, den Stürmen, den Feuersbrünsten, den Emeuten, den Revolutionen und selbst den Verschönerungen der Fürstbischöfe von Speyer und Bruchsal widerstanden. Ich habe sie besucht, will sie jedoch nicht detailliren. Hier wie im Hause Ybach kann ich nicht sagen, daß ich die Kirche gesehen habe, so sehr war ich von dem Gedanken in Anspruch genommen, der sie in meinen Augen erfüllte. Nein, ich habe das Gebäude nicht gesehen, ich habe diesen Gedanken gesehen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen denselben sage. Vom Uebrigen weiß ich nichts mehr; Alles ist wie ein Schatten an meinen Augen vorübergegangen. Suchen Sie, wenn Sie wollen, in Reisebüchern und Monographien die Beschreibung der Cathedrale von Speyer; von mir werden Sie dieselbe nicht erhalten. Etwas noch Höheres und Prachtvolleres hat mich mitten in der Betrachtung dieser düstern Architektur ergriffen. Bis jetzt habe ich sehr oft Gelegenheit gehabt und werde noch sehr oft Gelegenheit haben, Ihnen Kirchen zu zeigen; diesmal erlauben Sie mir, Ihnen Gott zu zeigen.

Von 1024 bis 1308, drei Jahrhunderte hindurch, ist der Gedanke Conrads II. ins Leben geführt worden. Von achtzehn Kaisern, die in diesem Zeitraum herrschten, liegen neun in der Krypte begraben, die sich unter der Cathedrale von Speyer befindet. Den neun andern, Lothar II., Friedrich Barbarossa, Heinrich VI., Otto IV., Friedrich II., Conrad IV., Wilhelm, Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien, hat das Schicksal diese erhabene Begräbnißstätte nicht gegönnt. Der Wind, der über die Menschen in ihrer Todesstunde hinweht, hat sie anderswohin getragen.

Von diesen Letztern haben nur zwei, die keine Deutsche waren, ihr Grab in ihrem Heimathlande gefunden: Richard von Cornwallis in England, Alphons von Castilien in Spanien. Die Andern wurden den vier Hauptwinden hingeworfen: Lothar II. ruht im Kloster von Königslautern, Otto IV. in Braunschweig, Wilhelm in Mittelburg, Heinrich VI. und Friedrich II. in Palermo, Conrad IV. in Poggi, Barbarossa im Cydnus.

Barbarossa besonders, dieser große Barbarossa, wo ist er? Im Cydnus, sagt die Geschichte; in Antiochien, sagt die Chronik; in der Höhle des Kyffhäuser, sagt die Legende von Württemberg; in der Grotte von Kaiserslautern, sagt die Legende vom Rhein.

Die neun Cäsaren, die unter den Steinplatten der Apside von Speyer liegen, sind beinahe sämmtlich glorreiche Kaiser. Das war der Gründer der Cathedrale, der Zeitgenosse Canuts des Großen, Conrad II., der das alte Teutonien in sechs Klassen, genannt Militärschilde, Clipei militares, abtheilte, eine Hierarchie, welche von der goldenen Bulle über den Haufen geworfen, aber von Polen angenommen und wieder zu Glanz gebracht wurde, so daß selbst in diesen letzten Jahrhunderten die republikanische Verfassung Polens, indem sie die alte feudale Verfassung Deutschlands wieder zur Geltung brachte, gleichsam ein Spiegel war, welcher das Bild behielt, nachdem der Gegenstand verschwunden; das waren Heinrich III., welcher den allgemeinen Frieden proklamirte und drei Jahre aufrecht erhielt, indem er einem Krieg zwischen Völkern jenes Duell zwischen Königen vorzog, das er Heinrich I. von Frankreich anbot; dann Heinrich IV., der Besieger der Sachsen und der Besiegte Gregors VII.; Heinrich V., der Bundesgenosse Venedigs; Conrad III., der Freund der Reichstage, der sich römischer Kaiser nannte; Philipp von Schwaben, der furchtbare

Digitized by Google

Gegner von Innocenz III. Das war der Triumphator über Ottokar, der Vertilger der Burggrafen, der Gründer von Dynastien, der gräfliche Vater der Kaiser, Rudolph von Habsburg. Das war Adolph von Nassau, der tapfere Mann, der auf dem Schlachtfeld durch einen Axthieb getödtet wurde. Das war endlich sein Feind, sein Mitbewerber, sein Mörder, Albrecht von Oesterreich, der sich bei Tafel von dem Böhmenkönig mit der Krone auf dem Haupt bedienen ließ, der die Zölle abschaffte und mit dem Schwert in der Faust die vier furchtbaren Kurfürsten vom Rhein bändigte; ein Fürst, der weder in seinem Ehrgeiz, noch in seiner Macht ein Maß und Ziel kannte, welchem Bonifaz VIII. eines Morgens das Königreich Frankreich schenkte, so daß man einem solchen Geschenk gegenüber nicht weiß, über wen man sich mehr wundern soll, über den Papst, der die Frechheit hatte es anzubieten, oder über den Kaiser, der die Frechheit hatte es anzunehmen.

Ach! was gibt es Traumähnlicheres, als diese Herrlichkeiten? und wie sie sich alle gleichen durch die Jämmerlichkeiten, mit denen sie enden! Albrecht von Oesterreich hatte in Gellheim bei Mainz mit eigener Hand seinen Vetter und Kaiser, Adolph von Nassau, getödtet; zehn Jahre später tödtet Johann von Habsburg bei Windisch an der Reuß seinen Oheim und Kaiser, Albrecht von Oesterreich. Albrecht, der einäugig und häßlich war, überdies, wie Bonifaz VIII. sagte, von einem Weib mit Schlangenblut in den Adern, **sanguine viperali**, sich berathen ließ, war **regicida** genannt worden; Johann wurde **parricida** genannt.

Wie dem nun sein mag, alle diese Fürsten, die guten, die mittelmäßigen und die schlechten, die neben einander begraben wurden, vermengten so zu sagen die Verschiedenheit ihrer Geschicke in dem Waffenruhm, der einigen von ihnen zufiel, und in dem Glanz des Reiches, der allen gemeinschaftlich

Digitized by Google

angehörte, und lagen in der Gruft von Speyer, eingehüllt von der geheimnißvollen Majestät des Todes. Für ganz Deutschland umgab eine Art von nationalem Aberglauben diese entschlummerten Kaiser. Die Völker, die alle zusammen die streitsüchtigen und aufrührerischen Instinkte der Kinder haben, hassen gerne die aufrechtstehende und lebendige Macht, weil sie die Macht ist, weil sie aufrecht steht, weil sie lebendig ist. Die von Flandern, sagt Philipp von Commines, lieben immer den Sohn ihres Fürsten; ihren Fürsten niemals. Der Bischof von Olmütz schrieb an den Papst Gregor X.: Volunt imperatorem, sed potentiam abhorrent. Aber sobald die Macht gefallen ist, liebt man sie; sobald sie überwunden ist, bewundert man sie; sobald sie todt ist, hält man sie in Ehren. Nichts war also größer, erhabener und heiliger in Deutschland und in Europa, als diese neun Kaisergräber, die wie mit einem dreifachen Schleier mit Schweigen, Nacht und Verehrung bedeckt waren.

Wer brach dieses Schweigen? Wer beunruhigte diese Nacht? Wer profanirte diese Verehrung? Hören Sie.

Im Jahre 1693 schickte Ludwig XIV. ganz ohne Weiteres eine Armee in die Pfalz, welche von Männern commandirt war, deren Namen noch jetzt in der Zeitung der Entresols des Louvre zu lesen sind. Deutsche Armee 11. April. — Marschall von Boufflers, Marschall Herzog von Lorges, Marschall von Choiseul. — Generallieutenants: Marquis von Chamilly, Marquis de la Feuillee, Marquis von Uxelles, Mylord Mountcassel, Marquis von Revel, Herr von Bretesche, Marquis von Villars, Herr von Melac. — Generalmajore: Herzog de la Ferté, Herr von Barbezieres, Graf von Bourg, Marquis von Alègre, Marquis von Vaubecourt, Graf von Saint-Fremont.

Die Civilisation begann damals allenthalben die Bar-

barei zu bedecken, aber die Schichte war noch nicht sehr dicht. Bei der geringsten Erschütterung, beim ersten Krieg zerbrach sie, und die Barbarei, die einen Durchgang fand, breitete sich nach allen Seiten aus. So geschah es auch im Pfälzer Krieg.

Die Armee des großen Königs zog in Speyer ein. Alles war verschlossen, die Häuser, die Kirchen, die Gräber. Die Soldaten öffneten die Hausthüren, öffneten die Kirchenthüren und zertrümmerten die Grabsteine.

Sie verletzten die Familie, sie verletzten die Religion, sie verletzten den Tod.

Die zwei erstgenannten Verbrechen waren beinahe an der Tagesordnung. Der Krieg gewöhnte die Leute daran in jenen Zeiten, die wir bisweilen allzusehr bewundern. Das Letzte war ein fluchwürdiges Attentat.

Der Tod wurde verletzt, und mit dem Tod, was man noch nie gesehen hatte, die königliche Majestät, und mit der königlichen Majestät die ganze Geschichte eines großen Volkes, die ganze Vergangenheit eines großen Reichs. Die Soldaten durchwühlten die Särge, rissen die Grabtücher heraus, stahlen Skeletten, entschlafenen Majestäten, ihre goldenen Scepter, ihre mit Edelsteinen besetzten Kronen, ihre Ringe, welche Frieden und Krieg besiegelt hatten, ihre Einweihungsbanner, **hastas vexilliferas.** Sie verkauften an Juden, was Päpste gesegnet hatten. Sie verschacherten diesen in Lumpen zerrissenen Purpur und diese mit Asche bedeckten Größen. Sie suchten sorgfältig die Diamanten und die Perlen heraus, und als es in diesen Gräbern nichts Kostbares mehr gab, als nur noch Staub darin war, da fegten sie diese Gebeine, die einst Kaiser gewesen, untereinander in ein Loch. Betrunkene Corporäle rollten mit Fußstößen die Schädel von neun Cäsaren in eine gemeinsame Grube.

Digitized by Google

Das that Ludwig XIV. im Jahre 1693. Just hundert Jahre nachher, im Jahr 1793, that Gott Folgendes:

Es gab in Frankreich eine Königsgruft, wie es in Deutschland ein kaiserliches Beinhaus gegeben hatte. Eines Tags, an einem Unglückstag, wo die ganze Barbarei von zehn Jahrhunderten auf der Oberfläche der Civilisation wieder zum Vorschein kam und sie ertränkte, stürzten sich scheußliche, schauerliche bewaffnete Horden, welche nicht mehr einen König, sondern alle Könige, nicht mehr eine Cathedrale, sondern die ganze Religion, nicht mehr eine Stadt oder einen ganzen Staat, sondern die ganze Vergangenheit des Menschengeschlechtes bekriegten, entsetzliche Horden, sage ich, blutig, zerlumpt, wild, stürzten sich auf die alte Begräbnißstätte der Könige Frankreichs. Diese Leute, die in ihrem furchtbaren Werk durch nichts aufgehalten wurden, kamen ebenfalls, um Gräber zu zertrümmern, Schweißtücher zu zerreißen und Gebeine zu entweihen. Seltsame, geheimnißvolle Arbeiter, machten sie Staub zu Staub. Hören Sie jetzt: das erste Gespenst, das sie erweckten, der erste König, den sie mit roher Gewalt aus seinem Sarge rissen, wie man einen Bedienten schüttelt, der zu lange geschlafen hat, das erste Skelett, das sie in seinem Purpurgewand ergriffen, um es ins Beinhaus zu werfen, war Ludwig XIV.

O Repressalien des Schicksals! 1693, 1793! Unheilvolle Gleichung! Bewundern Sie diese furchtbare Genauigkeit! Nach einem Jahrhundert für uns, nach einer Stunde für den Ewigen vergilt Gott dem König Ludwig XIV. in Saint-Denis, was dieser König in Speyer den deutschen Kaisern gethan hatte.

Es ist noch ferner zu bemerken, daß der Gründer der Cathedrale von Speyer, der älteste von diesen alten germanischen Fürsten, Conrad II., ehe er Kaiser von Deutschland wurde, Herzog des rheinischen Frankreichs gewesen war. Züch-

tigung! Züchtigung! Wenn Ludwig XIV. in ſeinen deutſchen Feldzügen nach Otterberg gekommen wäre, wo ich vor einem Monat war, ſo hätte er daſelbſt, wie in Speyer, eine bewundernswürdige, gleichfalls von Conrad II. erbaute, Cathedrale geſehen, und dies wäre für den großen König vielleicht nicht unnütz geweſen, denn auf dem Hauptportal der düſtern Kirche hätte er folgende melancholiſch ſtrenge Mahnung leſen können, die noch jetzt darauf ſteht:

Memento Conradi.

Achtundzwanzigſter Brief.

Heidelberg.

Heidelberg, Oktober.

Lieber Ludwig, nehmen Sie ſich in Acht, ich bin in der Laune, Ihnen einen endloſen Brief zu ſchreiben. Sie verlangen vier Seiten von mir; ich will Dir hundert geben, wie Orosman ſagt. Ich kann Ihnen wahrlich nicht helfen, ziehen Sie ſich heraus, ſo gut Sie können; alte Freundſchaften ſind ſchwatzhaft.

Ich bin ſeit zehn Tagen in dieſer Stadt angekommen, lieber Freund, und kann mich nicht von ihr losreißen. Sind Sie auf Ihrem Ausflug, den Sie vor zwölf Jahren nach Deutſchland machten, nach Heidelberg gekommen? Haben Sie ſich beſonders da aufgehalten? denn man darf bei Heidelberg nicht bloß durchreiſen, man muß ſich da aufhalten, man müßte da leben. Ich werde Ihnen wahrlich nicht daſſelbe von dieſem

falſchen badiſchen Verſailles ſagen, das man Mannheim nennt, eine abgeſchmackte Stadt, deren Straßen nach dem Winkelmaß in einen Gipsblock eingehauen ſcheinen, und deren Glockenthürme wie in Namur keine Glockenthürme, ſondern gelungene Ausſchußſteine ſind. Als ich das Rheindampfſchiff verließ, blieb ich in Mannheim die nöthige Zeit, um meinen Wagen anſpannen zu laſſen, und entfloh dann eilig nach Heidelberg. Machen Sie es auch ſo, wenn Sie hieher kommen.

Heidelberg liegt wie geflüchtet mitten unter Bäumen am Eingang des Neckarthals zwiſchen zwei bewaldeten Bergrücken, die höher ſind als Hügel, und weniger rauh als Berge; es hat ſeine bewundernswürdigen Ruinen, ſeine zwei Kirchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ſein allerliebſtes Haus von 1595 mit rother Façade und vergoldeten Statuen, Gaſthof zum Ritter Georg genannt, ſeine alten Thürme am Waſſer, ſeine Brücke und beſonders ſeinen Fluß, ſeinen klaren, ruhigen und ſcheuen Fluß, wo die Forellen gedeihen, wo die Sagen im Ueberfluß vorhanden ſind, wo die Felſen emporſtarren, wo die Fluth, wenn ſie ſich in Klippen verfängt, nur noch ein unentwirrbares Netz von Wirbeln und Strömungen iſt; einen bezaubernden Strom, wo man ſicher ſein kann, daß niemals ein Dampfſchiff ihn durchfurchen wird.

Ich führe hier ein beſchäftigtes Leben, allerdings ein wenig auf gut Glück beſchäftigt, aber ich verliere keinen Augenblick, das verſichere ich Sie. Ich beſuche den Wald und die Bibliothek, dieſen zweiten Wald, und Abends, wenn ich in mein Gaſthofszimmer zurückgekommen bin, ſchreibe ich, wie Ihr Freund Benvenuto Cellini, meine Abenteuer vom Tag auf Blätter, die gehen werden, ich weiß nicht wohin.

Questa mia vita travagliata io scrivo.

Nur waren Benvenutos Arbeiten Degen- oder Dolchſtöße, Fluchten aus der Engelsburg, Kämpfe mit geſchliffenem Stahl

für Rosso gegen die Schüler Raphaels, befestigte Städte, unternommene Kolosse, Unverschämtheiten gegen den Papst oder die Herzogin von Etampes, zigeunerartige Reisen mit seinen beiden Schülern Paul und Ascanio, das Hotel de Nesle im Sturm genommen und Möbel und Leute zum Fenster hinausgeworfen, und dann da und dort irgend ein Meisterstück, qualche bell' opera, wie er selbst sagt, eine Juno, eine Leda, ein silberner Jupiter, hoch wie Franz I., oder eine goldene Wasserkanne, für welche der König von Frankreich dem Cardinal von Ferrara eine Abtei von siebentausend Thalern Rente gab.

Meine Abenteuer und meine Arbeiten wissen Sie, lieber Ludwig, der Sie mich als einen fleißigen Faullenzer kennen, auswendig, Sie haben sie schon lange genug getheilt; es ist dies ein einsamer Spaziergang auf einem verlorenen Fußpfad, die Betrachtung eines Sonnenstrahls auf dem Moos, der Besuch einer Cathedrale oder einer Dorfkirche, ein altes Buch, das ich im Schatten eines alten Baumes durchblättere, ein Bäuerlein, das ich ausfrage, ein schöner Käfer mit bläulich goldenem Küraß, der unglücklicher Weise auf den Rücken gefallen ist, sich abzappelt, und den ich mit meiner Fußspitze umkehre; zwischen das Alles hinein etliche Verse und dann mehrstündige Träumereien vor der Roche-More an der Rhone, dem Chateau Gaillard an der Seine, dem Rolandseck am Rhein, vor einer Ruine an einem Fluß, vor Demjenigen was fällt über Dasjenige was vorüberzieht, oder, was nach meiner Ansicht ein nicht minder rührendes Schauspiel ist, vor Demjenigen was blüht über Das was singt, vor einem Vergißmeinnicht, das sein blaues Köpfchen neigt, über einen lebendigen Wasserstrom.

Das ist es, was ich thue, oder, um es besser zu sagen, das ist es, was ich bin, denn für mich kommt Thun noth-

wendiger Weiſe unmittelbar von Sein her. Wie man iſt, ſo thut man.

Hier in Heidelberg, in dieſer Stadt, in dieſem Thal, in dieſem Schutthaufen iſt das Leben eines denkenden Menſchen allerliebſt. Wahrlich, ich würde dieſe Gegend nicht mehr verlaſſen, wenn Sie da wären, lieber Ludwig, wenn ich alle die Meinigen da hätte, und wenn der Sommer etwas länger währte.

Morgens gehe ich aus, und vor allen Dingen gehe ich (verzeihen Sie mir einen frech gewagten Ausdruck, der aber meinen Gedanken wiedergibt), um meinem Geiſt ein Frühſtück zu geben, am Gaſthof zum Ritter Georg vorüber. Dies iſt in Wahrheit ein bezauberndes Gebäude. Denken Sie ſich drei Stockwerke mit ſchmalen Fenſtern, einen dreieckigen Giebel mit großen durchbrochenen Schnörkeln tragend, durch die zwei Stockwerke hindurch zwei Späthürmchen mit phantaſtiſchen Dachſtühlen auf die Straße hervorſpringend, endlich dieſe ganze Façade in rothem Sandſtein ſculptirt, gemeißelt, vertieft, bald poſſenhaft, bald ernſt, und von oben bis unten mit Arabesken, Medaillonen und vergoldeten Büſten bedeckt. Als der Dichter, der dieſes Haus baute, es vollendet hatte, ſchrieb er mitten in die Giebelſeite in goldenen Lettern den demüthig frommen Vers: **Si Jehova non aedificet domum, frustra laborant aedificantes eam.**

Es war im Jahr 1595. Fünfundzwanzig Jahre ſpäter, im Jahr 1620, begann der dreißigjährige Krieg mit der Schlacht vom weißen Berg bei Prag und währte bis zum weſtphäliſchen Frieden im Jahr 1648. Während dieſer langen Ilias, deren Achilles Guſtav Adolph war, wurde Heidelberg, nachdem es viermal belagert, genommen und wieder genommen worden, im Jahr 1635 verbrannt.

Ein einziges Haus entkam dem Feuer, das von 1595.

Digitized by Google

Alle andern, die ohne den Herrn erbaut worden waren, verbrannten von oben bis unten.

Nach dem Friedensschluß kehrte der Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, den man den deutschen Salomo genannt hat, aus England zurück und baute seine Stadt wieder auf. Auf Salomo folgte Heliogabal, auf den Grafen Carl Ludwig der Graf Carl; sodann auf die pfälzische Linie von Wittelsbach-Simmern die pfälzische Linie von Pfalz-Neuburg, und endlich auf den dreißigjährigen Krieg der pfälzische Krieg. Im Jahr 1689 plünderte ein Mann, dessen Namen man heutzutage in Heidelberg braucht, um den kleinen Kindern Angst zu machen, Melac, Generallieutenant des Königs von Frankreich, die pfälzische Stadt und verwandelte sie in einen Schutthaufen.

Ein einziges Haus blieb übrig, das von 1595.

Man beeilte sich, Heidelberg wieder aufzubauen. Vier Jahre später, 1693 [1]) kamen die Franzosen zurück; die Soldaten Lud-

[1]) Bei Gelegenheit dieser Belagerung, wo die Stadt nach zwölf Stunden offenen Laufgrabens genommen wurde, und die in Deutschland eine unselige Erinnerung hinterlassen hat, welche vielleicht zehn Jahrhunderte nicht verwischen werden, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, hier einige ungekannte Details und einige denkwürdige Seiten aus der oben angeführten Zeitung der Entresols des Louvre mitzutheilen. Es versteht sich von selbst, daß diese Auszüge wörtlich sind, und daß der Verfasser dieses Buchs die Vergleichungen, wozu sie den Leser veranlassen können, weder zu suchen, noch zu vermeiden beabsichtigte.

Zeitung vom 28. Mai.

„Herr von Melac, Generallieutenant, besetzt die Höhen über dem Schloß mit zwölf Bataillonen und fünfzig Dragonern. Er hat die Feinde aus einer Schanze verjagt, von wo aus man die Werke des Platzes von hinten beschießen kann.

„Man hat auf der andern Seite des Neckars eine Batterie von sechs Kanonen aufgepflanzt. Der Laufgraben muß heute Abend durch den Generallieutenant Marquis von Chamilly eröffnet werden; der an der Front der Erdarbeiten der Vorstadt durch die Brigade der Picardie.

(Aus dem Lager vor Heidelberg am 21. Mai 1693.)

„Sechshundert Mann der Hessen-Cassseler Truppen kamen, um den Platz

wigs XVI. verletzten in Speyer die kaiserlichen Gräber und in Heidelberg die Gräber der pfälzischen Churfürsten. Der Mar-

mit Lebensmitteln zu versehen. Herr von Melac ließ sie auf folgende Weise angreifen.

„Hundert Mann vom picardischen Regiment marschirten unter den Befehlen der Herren von Coste und Despic durch die Weinberge auf den Berg. Ihnen folgten hundertdreißig vom Regiment der Königin und fünfzig Reiter vom Regiment des Generaloberſten von Melac und von Lalande, die hinter sich Grenadiere auf den Pferden hatten. Die zweite Compagnie der Grenadiere der Königin rückte auf einer Hauptstraße zwischen dem Berg und dem Flusse mit einer Kanone an ihrer Spitze vor, um einen Querwall anzugreifen, welchen die Feinde auf demselben Weg gemacht hatten. Hundertfünfzig Mann vom Regiment der Königin unterstützten die Grenadiercompagnie; die Cavallerie und die Dragoner unterstützten die ganze Infanterie. Und man griff von allen Seiten an. Sie gaben sogleich die erste und zweite Querschanze auf. Aber sie hielten festen Stand auf der dritten. Herr von Melac ließ jetzt die Grenadiere vorrücken, welche die Feinde in der Flanke angriffen, so daß sie zurückzuweichen begannen. Sie hielten noch einige Zeit hinter Hecken und Weinbergen Stand; aber die Reiterei schlug sie endlich in die Flucht. Die Einen suchten in den Weinbergen die Hügel hinanzuklimmen, die Andern retteten sich ins Dorf Uebelingen, das am Fuße des Berges liegt. Nichts desto weniger glaubten sie, nachdem sie durch eine Anzahl bewaffneter Bauern verstärkt worden, sich verpflichtet, abermals anzugreifen; aber die Grenadiere warfen sie so lebhaft zurück, daß sie gezwungen waren, von Neuem die Flucht zu ergreifen, nachdem man ihnen mehr als hundertfünfzig Mann und viele Gefangene abgenommen hatte. Die Franzosen hatten bei dieser Affaire nur drei Verwundete, nämlich einen Grenadier vom Regiment der Königin, einen picardischen Soldaten und einen Reiter von Melacs Regiment.

Zeitung vom 1. Juni.

„Am 22. Morgens. Die Feinde wollten, da sie sich gedrängt und von den Batterien eingeschlossen sahen, den Rest der Vorstadt am hellen Tag aufgeben. Man trieb sie bis ans Stadtthor, das sie schloßen; die picardischen Grenadiere hieben es mit ihren Aexten ein und trieben die Feinde trotz ihres großen Feuers bis an das Schloßthor, das die Belagerten schloßen, so daß mehr als fünfhundert von ihren eigenen Leuten draußen bleiben mußten, die dann getödtet oder gefangen genommen wurden.

„Die Truppen drangen von allen Seiten in die Stadt und plünderten sie, ohne daß die Generale es verhindern konnten. Das Schloß verlangte zu

ſchall von Lorges zündete die fürſtliche Reſidenz an allen vier Ecken an, der Brand war ſchauerlich und verſchlang ganz Hei-

capituliren. Der Marſchall Herzog von Lorges wollte keine Bedingungen bewilligen. Sie ergaben ſich auf Gnade und Ungnade und kamen am 23. achtzehnhundert Mann ſtark heraus. Dreihundert gefangene Soldaten, die man in die große Kirche gebracht hatte, legten in den beiden Glockenthürmen das Feuer ein, das ſich der Stadt mittheilte, die trotz aller Anſtrengungen es zu löſchen großentheils verbrannte. Man fand vierhundert Centner Pulver, eine Menge Granaten, Bomben, ſowie zwölf gegoſſene und zehn eiſerne Kanonen. Man bemächtigte ſich auch der Schiffbrücke, welche die Feinde errichtet hatten.

Paris, 30. Mai, 1693. Der König reiſte am 22. des Monats von Compiegne ab, um in Roye zu übernachten; am 23. übernachtete er in Peronne, am 24. in Cambrai und am 25. in Quesnoy.

„Der König und die Königin von Großbritanien kamen am 27. hieher, um ihre königlichen Hoheiten zu beſuchen, und hörten im Kapuzinerkloſter das Grußgebet.“

Zeitung vom 6. Juni.

„... Die Stadt war genommen, die Soldaten, die Reiter und die Dragoner drangen von allen Seiten ein und begannen ſie zu plündern ... Die Soldaten ließen ſich keinen Einhalt thun, ſo viel Mühe ſich auch die Offiziere gaben, um die Folgen der Unordnung und den Brand der Stadt zu verhindern, obſchon ſie im Sturm genommen war und daher nicht geſchont zu werden brauchte. Der Marquis von Chamilly hatte Anfangs die Gefangenen und mehrere Bürger ſammt ihren Weibern und Kindern in die große Kirche als einen Ort der Sicherheit bringen laſſen Aber dieſe Gefangenen zündeten die beiden Glockenthürme an, von wo aus ſich das Feuer den Häuſern der Stadt und der Vorſtädte mittheilte, wo es ebenfalls zufällig an einigen Orten angelegt worden war und ſich beinahe überall verbreitet hatte, ſo viel Mühe man ſich auch mit dem Löſchen gab Herr von Heidersdorf, der Commandant des Schloſſes, ſchickte indeß einen Boten ab und verlangte zu capituliren. Ein Kapuziner ging mehrere Male hin und her, begleitet von einem Oberſtlieutenant und einem Beamten. Die Capitulation wurde abgeſchloſſen. Man fand hundert Centner Blei in Blöcken, ſiebenzig in Kugeln, fünftauſend geladene Granaten, hundert Bomben und eine Maſſe Utenſilien. Die Truppen begannen ſodann die Befeſtigungen des Schloſſes einzureißen.“

Dieſelbe Nummer. Quesnoy, den 2. Juni 1693.

„Am 28. vorigen Monats brachte ein von dem Marſchall Herzog von

delberg. Als der Flammen- und Rauchwirbel, der die Stadt einhüllte, vergangen war, sah man ein einziges Haus noch aufrecht in dem Aschenhaufen stehen.

Es war wiederum und abermals das Haus von 1595.

Heute erhebt sich in diesem unbedeutenden Haufen weißer Häuser, woraus Heidelberg jetzt besteht, die allerliebste, hochrothe und mit Gold ausgelegte Façade, fortwährend jungfräulich, allein würdig mit dem Schloß zusammenzuhängen, und läßt in der Sonne die triumphirende Inschrift funkeln, worin ich alle Morgen im Vorbeigehen lese, daß Jehova der Erbauer und Jehova der Retter gewesen.

Es ist wahr, denn man muß Alles sagen, der andächtige Dank wurde mit heidnischen Phantasien gewürzt, und die Wirkung dieses bedeutungsvollen Psalms wurde durch die profane Zeile geschwächt, welche der Baumeister darüber eingegraben hat: **Praestat invicta Venus**, welche sich selbst belästigt

Lorges abgeschickter Curier dem König die Nachricht von der Einnahme Heidelbergs. Am 31. verrichtete der König seine Dankgebete und berührte die Kranken. Seine Majestät ernannte den Abbé de la Luzerne zum Bischof von Cahors und den Abbé von Denonville zum Bischof von Cominges. Seine Majestät verlieh dem Herrn Boileau, Dekan der Kirche von Sens, eine Domherrnstelle in Sainte Chapelle und eine andere dem Herrn Bastre."

Paris, 6. Mai 1693.
(irrthümlich statt 6. Juni.)

„Am 1. dieses Monats sang man in Notredame auf Befehl des Königs das Te Deum zum Dank für die Bezwingung Heidelbergs. Die Compagnien wohnten mit den üblichen Ceremonien bei, und Abends gab es Feuerwerk in allen Straßen."

Außer der Plünderung der Stadt hatte diese Einnahme Heidelbergs noch ein sehr trauriges Resultat. Als der General Heidersdorf, der mit dem Marschall von Lorges capitulirt hatte, in das Lager der Kaiserlichen nach Heilbronn kam, wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tod verurtheilt. Man schlug ihm den Kopf ab. Ein Hauptmann und ein Lieutenant wurden in seinen Prozeß mitverwickelt und theilten sein Schicksal.

fühlen muß durch folgende dritte Inſchrift, die den Giebel krönt: Soli. Deo. Gloria.

Wenn ich das mirakelhafte Haus gegrüßt habe, gehe ich über die Brücke und begebe mich ins Gebirge.

Hier vertiefe und verliere ich mich, ich gehe vor mich hin, ich ſchlage den Weg ein, der ſich darbietet; ich betrachte Kapitäl um Kapitäl die Bäume, dieſe Pfeiler der großen geheimnißvollen Cathedrale, und ins Studium der Natur vertieft, wie die alten Puritaner in die Betrachtung der Bibel, ſuche ich Gott.

Freund, jeder hat ſein Buch, und ſehen Sie, ins Evangelium wie in die Landſchaft hat dieſelbe Hand dieſelben Dinge geſchrieben. Ich meinerſeits glaube, daß alle Geſichter Jehovas betrachtet werden wollen und müſſen, und dieſe Idee regelt und erfüllt alle meine Träumereien ſeit zwanzig Jahren. Sie wiſſen es, Ludwig, da Sie mich lieben, wie ich Sie liebe. Ich glaube auch, daß das Studium der Natur auf keinerlei Weiſe der Praxis des Lebens ſchadet, und daß der Geiſt, der unter den Vögeln frei und beflügelt, unter den Blumen duftig, unter den Fluthen und Bäumen beweglich und vibrirend, unter den Bergen hoch, heiter und friedlich ſein kann, wenn die Stunde kommt, vielleicht beſſer als irgend Jemand unter den Menſchen verſtändig und beredt zu ſein verſteht. Ich bin Nichts, ich weiß es, aber ich ſetze mein Nichts mit einem kleinen Stück von Allem zuſammen.

So gehe ich den ganzen Tag, ohne eigentlich zu wiſſen, wo ich bin, das Auge meiſtens auf die Erde geheftet, den Kopf auf den Fußpfad geneigt, die Arme auf dem Rücken, die Stunden fallen laſſend und die Gedanken aufleſend, wenn ich welche finde. Ich lege mich in dieſe vortrefflichen, mit Moos, d. h. mit grünem Sammt bedeckten Ruheſeſſel, welche die antike Pales am Fuß aller alten Eichen für den müden Reiſenden

gräbt; ich setze zu meinem Willkomm wie ein gutmüthiger Souverän alle Mücken und Schmetterlinge in Freiheit, die ich in Menge um mich her gefangen antreffe; eine kleine glanzlose Amnestie, die wie alle Amnestien nur die Spinnen ärgert. Und dann sehe ich unter meinem Thron in der Schlucht irgend einen bewundernswürdigen Bach strömen, mit spitzigen Felsen übersät, wo sich die silberne Tunica der Najade in tausend Falten runzelt; oder auch, wenn der Berg keinen Strom hat, wenn der Wind, die Blätter und das Gras schweigen, wenn der Ort sehr ruhig, sehr verlassen, sehr von jeder Stadt, von jedem Haus, sogar von jeder Hütte entfernt ist, so gebiete ich in mir selbst allem Demjenigen, was unaufhörlich in uns murmelt, Stillschweigen, und öffne mein Ohr den Liedern irgend eines jungen Gebirgsbewohners, der mit seiner Ziegenheerde da unten, weit hinweg, über oder unter mir in den Zweigen verloren ist. Nichts ist wehmüthiger und lieblicher, als ein kunstloser Ländler, den ein armer unsichtbarer Hirtenknabe im Schatten für die Einsamkeit singt, die ihm allein zuhört. Zuweilen läßt sich auf einem ganzen großen Berg bloß die Stimme eines Kindes vernehmen.

Die Bewohner dieser an den Schwarzwald stoßenden Gebirgswälder haben in ihrem Gesang ein gewisses Helldunkel, das bezaubernd klingt.

Da ich alle Tage spazieren gehe, so fange ich an, in den Dörfern bekannt und angenommen zu werden. Die Kinder, die Soldätchen spielen, stellen ihr Spiel ein, um mir Platz zu machen; der Fuhrmann des Neckarthals lächelt mir freundlich zu unter seinem silbergallonirten, mit herabhängenden Franzen und künstlichen Blumen geschmückten Fils. Die Bauern grüßen mich ernsthaft mit ihrem großen Hut **à la Henri IV.**, die jungen Mädchen und die alten Weiber betrachten mich wie einen vertrauten Vorübergehenden und sagen: Guten Tag. Apropos,

hier mehr als irgendwo frage ich mich, so oft ich durch ein Dorf oder einen Weiler komme, wie so hübsche junge Mädchen so häßliche alte Weiber werden können.

Ich zeichne da und dort die Baraken, die Styl haben. In diesem von den Feudalkriegen, von den monarchischen Kriegen und den Revolutionskriegen verwüsteten Lande werden die Hütten mit Trümmern von Schlössern erbaut; dies gibt seltsame Gebäude. Vor einigen Tagen traf ich ein Bauernhaus, das folgendermaßen zusammengesetzt war: vier weiß angestrichene Wände von Kleiberlehm, eine Thüre und ein Fenster auf der Façade; rechts von der Thüre der gekrönte bayrische Löwe, die Weltkugel und das Scepter tragend, beinahe ganz erhaben in einer breiten Platte von rothem Sandstein eingehauen. Links vom Fenster eine andere rothe Sandsteinplatte, ein großes Basrelief, eine auf einem Block geballte und mit einem Beil halb angehauene Faust vorstellend. Ueber dem Beil das verwischte Datum 16 .., unter dem Block das andere Datum 1731; zwischen den beiden Daten das Wort **Renovatum**. Nichts Geheimnißvolleres und Unheimlicheres, als dieses Basrelief. Man sieht den Menschen nicht, dessen Faust man sieht; man sieht den Henker nicht, dessen Beil man sieht. Dieses schreckliche Ding scheint aus einer Wolke hervorzutreten. Die beiden Basreliefs sind ein wenig unter den alten Latten des Daches in der Wand eingelegt. Der pfalzgräfliche Löwe wendet sich wie erbittert und wüthend gegen die halb abgehauene Faust. Es fragt sich jetzt, wer hat diesen Löwen hiehergebracht? Was bedeutet dieses scheußliche Basrelief? Welches Verbrechen wurde durch diese Strafe gesühnt? Welcher sonderbare Zufall hat die Grille gehabt, mit diesem brüllenden Löwen und dieser blutigen Hand eine Hütte zu ergänzen? Eine voll Trauben hängende Weinrebe klettert lustig durch dieses düstere Räthsel.

Nach langer Betrachtung fand ich oben auf dem Bas-

Digitized by Google

relief mit der abgehauenen Hand einige Buchstaben eingegraben, und indem ich die Trauben und die Blätter auseinander bog, entzifferte ich das Wort Burgfreiheit.

Am selben Tag hatte ich Mittags um zwölf die Stadt auf dem Philosophenweg verlassen, der ich weiß selbst nicht wohin führt, wie es einem Philosophenweg zusteht, und ich war in irgend ein Thal gerathen. Ich begann den Abhang eines hohen Hügels auf einem jener antiken Fußpfade hinanzuklimmen, die man hier zu Lande häufig sieht, treppenartige, mit plumpen, rohen Steinen gepflasterte Fußpfade, die wie eine platt auf dem Boden liegende cyclopische Mauer aussehen, und überdies von den Unwissenden als Schöpfungen der Riesen, von den Gelehrten als Schöpfungen der Römer, d. h. ebenfalls der Riesen, ausgegeben werden.

Der Tag erlosch hinter mir in der Rheinebene.

Es war einer jener unheimlichen Sonnenuntergänge, wo das Gestirn des Tages, erdrückt unter granitenen Wolken, ungestalt und in einer massenhaften Blutlache schwimmend, für immer im Schatten zu versinken scheint.

Ich stieg langsam hinan bei diesem Schein.

Allmählig erblich er, dann hörte er auf. Halbwegs auf dem Hügel drehte ich mich um.

Ich hatte nur noch eine jener großartigen Dämmerungslandschaften vor Augen, wo die Berge sich wie Riesenschnecken am Horizont hinschleppen, als dessen silberne Spur die im Nebel erblaßten, unbestimmten Bäche und Flüsse erscheinen.

Der Berg wurde sehr steil, die Felsentreppe verlängerte sich in unbestimmter Ferne; aber das Heidenkraut und die Zwergkastanienbäume umrauschten mich mit jenem gastlich freundlichen Gemurmel, das den Reisenden einlädt, weiter voran zu schreiten.

Ich begann also meine Aufsteigung von Neuem.

Als ich einen der Absätze des Berges erreichte, erscheint plötzlich der Mond, der volle, runde, glänzende Mond, vor mir, der sich in den Ebenen kupferfarbig und im Gebirge goldig erhebt, und indem er selbst den benachbarten Hügel hinanklomm, begann er wie eine glänzende, von unsichtbaren Genien geschobene Scheibe, unten in die schwarzen Gebüsche hineinzugleiten. Diese ganze Kette von Hügeln und Thälern bot, bei diesem Schein, von den Stufen des Riesenpfades herab betrachtet, eine gewisse übernatürliche Erscheinung dar.

Ich begann einer Unterstützung zu bedürfen. Der Mond erhellte meinen Weg, was mir sehr zu statten kam. Zu gleicher Zeit begann mein Schatten neben mir her zu schreiten, als wollte er mir Gesellschaft leisten. Zehn Minuten nachher war ich oben auf dem Berge. Von unten hatte ich ihn nicht so hoch geglaubt. Beiläufig gesagt, dies ist so ziemlich die Geschichte aller großen Dinge, wenn man sie von unten betrachtet. Daher die verkleinernden, engherzigen Urtheile der kleinen Menschen über die großen.

Am Himmel war nichts als der Mond. Weder eine Wolke noch ein Stern. Es war der große Tag der Nacht, der einmal monatlich kommt. Auf der Höhe, einem gewaltigen, mit Heidekraut bedeckten und vom Wind glatt gestrichenen Bergrücken, war das was ich vor Augen hatte, keine Landschaft mehr, sondern eine große, beinahe kreisförmige, von der Entfernung und vom Dunst gewischte Landkarte, derjenigen ähnlich, welche Jesus Christus gesehen haben muß, als Satan ihn auf den Berg führte, um ihm die Reiche der Erde anzubieten. Per Parenthesin, einen solchen Vorschlag demjenigen zu machen, der sich seiner Gottheit bewußt ist und den man selbst als Gott kennt, die Reiche der Erde demjenigen anzubieten, der die Reiche des Himmels besitzt, das ist, unter uns gesagt, ein Zug von Dummheit, den ich bei dieser Art von antediluviani-

schem Voltaire, welche wir Teufel nennen, kaum zu begreifen vermag.

Gegen Norden führte die Heide nach einem Wald. Keine Hütte, kein Holzhauerhäuschen. Tiefe Einsamkeit.

Als ich auf dieser Höhe herumspazierte, bemerkte ich, einige Schritte von einem kaum erkennbaren Fußpfad, unter wildem Gestrüpp, eine Art von Loch, auf welches ich zuschritt.

Es war ein ziemlich großer, viereckiger, zehn bis zwölf Fuß tiefer, acht bis neun Fuß breiter Graben, in welchem röthliche Brombeerstauden herabhingen, und wo die Strahlen des Mondes durch die Ritzen des Gebüsches eindrangen. Ich erkannte unbestimmt in der Tiefe eine durch den Regen unterhöhlte breite Plattenbelegung, und an den vier Wänden ein mächtiges, unter dem Gras und Moos unförmlich und abscheulich gewordenes Mauerwerk von ungeheuren Steinen. Auf dem Pflaster meinte ich mitten unter dem Schuttwerk verwischte Sculpturen zu erblicken, und unter diesem Schuttwerk einen großen, runden, plump ausgehöhlten, in der Mitte mit einem kleinen, viereckigen Loch versehenen Block, der ein celtischer Altar oder ein Capitäl vom sechsten Jahrhundert sein konnte.

Im Uebrigen keine Stufe, um in die Höhlung hinabzusteigen.

Es war vielleicht bloß eine einfache Cisterne, aber ich versichere Sie, daß die Stunde, der Ort, der Mond, die Brombeerstauden und die verworrenen Dinge, die ich drunten halb erblickte, diesem geheimnißvollen, durch keine Treppe vermittelten Zimmer, das in der Erde eingegraben war und den Himmel zur Decke hatte, etwas Furchtbares und Wildes verliehen.

Was war dieser eigenthümliche Graben? Sie kennen mich: ich bin hartnäckig, ich forsche, ich will von dieser Höhle mehr wissen, als der Mond und die Wüste mir erzählen; ich beseitige

die Brombeerſtauden mit meinem Stock, ich klammere mich an Rebholz feſt, das ich handvollweiſe nehme, und ich neige mich über dieſen Schatten hinab.

Im ſelben Augenblick höre ich eine ernſte, ſchwache Stimme vernehmlich hinter mir Heidenloch ſagen.

Mein Bischen deutſch reicht ſo weit, daß ich dieſes Wort verſtehe.

Ich drehe mich um.

Niemand auf der Heide. Der Wind, der weht, und der Mond, der leuchtet. Weiter nichts.

Nur ſcheint es mir, als ſei gegen den Wald zu, etwa dreißig Schritte entfernt, zwiſchen dem Mond und mir, eine Maſſe von Schatten, ein hohes Gebüſch, das ich noch nicht bemerkt habe.

Ich glaube mich getäuſcht zu haben, ich denke, ich ſei, wie Alle die in Einöden herumſchweifen, ein wenig in Geiſterſeherei gerathen, und ich beginne den Rand des Grabens von Neuem zu erforſchen.

Hier erhebt ſich die Stimme zum zweiten Mal, und ich vernehme von Neuem hinter mir die drei Silben Heidenloch.

Ich drehe mich raſch um und frage meinerſeits mit lauter Stimme: Wer iſt da?

In dieſem Augenblick glaube ich, nicht ohne unwillkürlichen Schauder, das geſtehe ich Ihnen, zu bemerken, daß das hohe Buſchwerk um einige Schritte näher gekommen iſt.

Ich wiederhole: Wer iſt da? und als ich eben entſchloſſen darauf zugehen will, ſehe ich, daß es auf mich zuſchreitet, und höre zum dritten Mal die ſchetternde Stimme herauskommen, welche Heidenloch ſagt.

An dieſen verlaſſenen Orten, in dieſen wunderlichen Stunden der Nacht iſt man zu Aberglauben jeder Art geneigt, und ich erkläre Ihnen, daß alle Sagen vom Rhein und Neckar mir

Digitized by Google

in den Sinn zurückzukehren anfingen und mir wie ein Dunst zu Gehirn stiegen, als der übernatürliche Busch sich umdrehte. Jetzt trat das was bisher im Schatten gewesen, ins Mondenlicht, und ich bemerkte ein kleines altes Mütterchen, bis ans Knie auf einen groben Knotenstock herabgebeugt, beinahe begraben unter einem großen Reisbündel, das nach allen Seiten über sie hinausragte, die Erde hinter ihr fegend und über ihrem Kopf auf die phantastischste Weise balancirend. Sie sah mich mit ihren grauen Augen an und wiederholte: Heidenloch! Heidenloch!

Man hätte sie für eine alte Dryade halten können, die, von den Holzhauern vertrieben, ihren Bündel auf dem Rücken forttrage.

Es war ganz einfach eine arme, gute Frau, die im Wald Gebüsch abgehauen, einen Fremden bemerkte, ihm einen Fingerzeig ertheilt hatte und jetzt im Mondschein nach ihrer Hütte zu wandelte, auf dem Riesenfußpfad ihr Reisbüschel hinschleppend.

Ich dankte ihr mit einigen Kreuzern und betrachtete sie dabei mit Bewunderung. Ich habe nie in meinem Leben ein kleineres altes Mütterchen unter einem massenhafteren Reisbündel gesehen.

Sie machte mir mit einem erkenntlichen Gebrumme eine schreckliche graziöse Grimasse, die vor fünfzig Jahren ein frisches und anmuthreiches Lächeln gewesen. Dann kehrte sie mir den Rücken, d. h. das Buschwerk zu, und nach einigen Minuten, als sie an den Abhang des Berges gekommen war, sank sie in die Erde ein und verschwand wie ein Gespenst. Ihre Erklärung erklärte übrigens nichts. Sie war blos ein Trauerwort für eine Trauersache. Weiter nichts.

Ich gestehe Ihnen; daß ich lange an diesem Platze verweilt und das Heidenloch angesehen habe, das vielleicht das geöffnete und leere Grab eines Riesen, vielleicht eine druidische

Kammer, vielleicht der Waſſerkaſten eines römiſchen Lagers, oder der Regenbehälter irgend eines verſchwundenen byzantiniſchen Kloſters, oder die ſcheußliche Grabhöhle eines eingeriſſenen Galgens war, deren ſchweigſame Wände vielleicht mit Menſchenblut benetzt oder mit Skeletten angefüllt, oder durch den Hexentanz um das Beinhaus erſchüttert worden; eine Grube voll von Finſterniß, in welche der Mond heute ſeinen fahlen Strahl und ein altes Weib ein unheimliches Wort hineinwirft.

Als ich den Berg hinabſtieg, bemerkte ich unter den Bäumen auf einem nahen Gipfel einen zerfallenen Thurm, welcher ohne Zweifel in einigem Zuſammenhang mit der Höhle ſteht, deren Bedeutung heutzutage verloren gegangen iſt.

Im Uebrigen haben, nach den Einen die Heiden, d. h. die Sicambrer, und nach den Andern die Römer tiefe Spuren in den Volksüberlieferungen hinterlaſſen, die ſich hier allenthalben mit der Geſchichte vermiſchen und ſie verdunkeln. In Lorch, am Eingang des Wiſperthals, gibt es ebenfalls ein Heidenloch. In Winkel am Rhein, der ehemaligen Vinicella, iſt eine Heidengaß; in Wiesbaden, dem ehemaligen Viſibadum, eine Heidenmauer.

Unter dieſen heidniſchen Spuren führe ich eine Art von Brückenbogen, deſſen epheubedeckter Rumpf im Gebirg hinter Caub, ungefähr eine Stunde von Gutenfels zuſammenfällt, und den die Bauern die Heidenbrücke nennen, deßhalb nicht auf, weil es mir erwieſen ſcheint, daß dies die Ruine einer im dreißigjährigen Krieg von den Schweden erbauten Brücke iſt. Im Uebrigen täuſcht ſich die Tradition nicht oft. Dieſer Guſtav Adolph iſt beinahe ein Scipio, und was er im ſiebzehnten Jahrhundert am Rhein macht, das iſt der große klaſſiſche Krieg, der Römerkrieg. Dieſelben Strategien, die Polybius im puniſchen Krieg erzählt, findet Folard nachweislich im dreißigjährigen Krieg wieder,

Dies, lieber Ludwig, ſind die Abenteuer meiner Spaziergänge, und ich wundere mich wahrlich nicht darüber, daß die Sagen und Legenden von allen Seiten her in einem Land aufgetaucht ſind, wo die Büſche in der Nacht einherwandeln und die Vorübergehenden anreden.

Am folgenden Abend in der Dämmerung hatte ich einen hohen ſchwarzen und kahlen Bergrücken vor mir, der den ganzen Horizont füllte, und auf deſſen Gipfel eine große Thurmruine ſtand, vereinſamt wie die maximilianiſchen Thürme im Thale von Luiz. Vier große Zinnen, abgenützt, ſchartig und in Dreiecke verwandelt durch die Zeit, vollendeten die düſtere Silhouette des Thurms und gaben ihm eine Krone von ſpitzigen Blumenzierrathen. Bauern, die gegenwärtigen Beſitzer dieſes Gemäuers, hatten im Innern ein ungeheures Reisfeuer angezündet, das durch die drei einzigen Oeffnungen, welche die Ruine hatte, eine gewölbte Thüre unten und zwei Fenſter oben, weithin nach Außen funkelte. In dieſer Beleuchtung war es kein Thurm mehr, ſondern der ſchwarze Ungeheuerkopf eines ſchrecklichen Pluto, der ſeinen Feuerſchlund öffnete und mit Flammenaugen über den Hügel hinſchaute.

In dieſen Stunden, wenn die Sonne unter- und der Mond noch nicht aufgegangen iſt, trifft man Thäler, die durch ſeltſame Einſtürze verſperrt ſcheinen; dies iſt der Augenblick, wo die Felſen wie Ruinen und die Ruinen wie Felſen ausſehen.

Zuweilen triumphirt der Dichter, der in mir ſteckt, über den Antiquar, der ebenfalls vorhanden iſt, und ich begnüge mich mit dieſen Viſionen.

Zuweilen kehre ich am folgenden Tag bei Tag zurück; ich unterſuche das Gemäuer Schritt für Schritt und bemühe mich an dem Hervorſpringen der Zwinger, der Form der Karnieſe oder den Weichen der Kreuzbögen das Alter nachzuweiſen.

Es gibt in dieſer Art zwei Meilen von Heidelberg ein

herrliches Thal, gleich anziehend für den Archäologen und für den Träumer. Vier alte Schlösser auf vier Felsenrücken, wie vier Geier, die einander anschauen; zwischen diese vier Warten scheint eine arme alte Stadt voll Angst sich auf den Gipfel eines Kegelberges geflüchtet zu haben, wo sie sich in ihren Mauern zusammenknäult und von wo aus sie seit sechshundert Jahren die furchtbare Haltung der Schlösser beobachtet. Der Neckar scheint Partei für die Stadt genommen zu haben und umschlingt den Berg der Bürgersleute mit seinem stählernen Arm. Alte Wälder, die zu dieser Stunde mit allen Vergoldungen des Herbstes verbrämt sind, neigen sich von allen Seiten über dieses Thal, wie in Erwartung eines Kampfes. Es gibt da unter den eichenen Kastanienwäldern jene großen Fichtengehölze, die von den Eulen und Eichhörnchen bewohnt sind. Zu gewissen Stunden ist dieses Ganze keine Landschaft, sondern eine Scene, und man erwartet den Augenblick, wo die Schauspieler, diese Stadt und diese Schlösser, dieser Ameisenhaufe von Zwergen und diese vier versteinerte Riesen wieder Leben gewinnen und anfangen werden.

Dieser bewundernswürdige Ort heißt Neckarsteinach.

Aus einem der vier Thürme hat man eine Meierei, aus einem zweiten ein Lusthaus gemacht. Die zwei andern, die vollständig zerfallen, verwüstet und verlassen sind, haben mich besonders interessirt und zu wiederholten Besuchen veranlaßt.

Der eine hieß im zwölften Jahrhundert, wie er noch jetzt heißt, Schwalbennest. Er scheint in der That von einer Riesenschwalbe auf einen Vorsprung gesetzt und in der Wölbung eines ungeheuren Berges von rothem Sandstein auf einem Felsenkarnieß ausgemauert zu sein.

Dies war zur Zeit Rudolphs von Habsburg der Sitz eines schrecklichen Raubritters, genannt Bligger Landschad. Das

ganze Thal von Heilbronn bis Heidelberg war die Beute dieſes Habichts in Menſchengeſtalt.

Wie alle ſeines Gelichters, wurde er vor den Reichstag gefordert. Bligger erſchien nicht.

Der Kaiſer erklärte ihn in die Reichsacht. Bligger lachte bloß darüber.

Der Bund der hundert Städte ſchickte ſeine beſten Truppen und ſeinen beſten Feldherrn ab, um das Schwalbenneſt zu belagern. In drei Ausfällen vernichtete Landſchad die Belagerer.

Dieſer Bligger war ein Kämpe von koloſſaler Statur und hatte den Arm eines Grobſchmids.

Endlich excommunicirte der Papſt ihn und alle ſeine Anhänger.

Als Bligger das Urtheil von einem Kammerherrn des heiligen Reichs am Fuß ſeiner Mauer verleſen hörte, da zuckte er die Achſeln.

Am folgenden Tag, als er erwachte, fand er ſeine Burg verödet und ſowohl das Thor als die Schlupfpforte vermauert. Alle ſeine Kriegsknechte hatten über Nacht die verfluchte Citadelle verlaſſen und ihre Ausgänge zugemauert.

Jetzt ſah einer von ihnen, der ſich im Berg verſteckt hatte, auf einem Felſen, welcher einen Blick ins Innere des Schloſſes geſtattete, wie Bligger Landſchad ſein Haupt ſenkte und langſamen Schrittes in ſeinem Hof auf- und abging. Er kehrte keinen Augenblick ins Schloß zurück, ſondern ſchritt bis zum Abend auf und ab, allein und die Platten unter ſeiner eiſernen Ferſe erklingen laſſend.

Im Augenblick, wo die Sonne hinter den Hügeln von Neckargmünd unterging, fiel der furchtbare Burggraf ſeiner Länge nach auf das Pflaſter.

Er war todt.

Sein Sohn konnte ſeine Familie nur dadurch von der

Excommunication befreien, daß er ſich einem Kreuzzug anſchloß und aus dem heiligen Land den Kopf des Sultans zurückbrachte, welcher noch jetzt mitten im Schild eines ſteinernen Ritters figurirt, der Ulrich Landſchad, Sohn Bliggers, heißt, und auf einem Grabſtein in der Kirche von Steinach ſchläft.

Dieſe Familie iſt heutzutage erloſchen.

Iſt das nicht eine ſchöne Geſchichte, Ludwig? und verdient ſie nicht vollkommen eben ſo gut erzählt zu werden, wie die großen Schlachten und die Vermählungen der Könige? Man muß jedoch das aus dem Gedächtniß des Volkes zuſammenleſen. Die Geſchichtſchreiber verſchmähen ſolche Details. Sie ſagen, dies ſei klein; ich dagegen erkläre es für groß. Dies ſind Ammenmärchen, fügen ſie hinzu; aber kennen Sie denn etwas Prächtigeres und Schrecklicheres, als die Ammenmärchen? Was mich betrifft, ſo ſcheint Homer mir ſo erhaben, daß ich die Ilias unter die Ammenmärchen rechne.

In Bezug auf dieſen Punkt legt Buchanan, den ich dieſer Tage auf der Bibliothek zu Heidelberg durchblätterte, ein naives Geſtändniß ab. Er ſchreibt in Betreff Macbeths: **Multa hic fabulose affingunt; sed, quia theatris aut fabulis milesiis sunt aptiora quam historiae, ea omitto.** Was Buchanan auf ſolche Art zwiſchen zwei Parentheſen ſetzt, iſt Shakſpeare.

Das Volk täuſcht ſich übrigens hierin nicht. Es liebt das Große und es liebt die Märchen. Es übertreibt ſogar gerne die Perſonen in ſeinen Legenden und ſtellt ſie durch die erhabene Ausſchmückung der Details auf das gleiche Niveau mit den großen geſchichtlichen Männern. Die Chronik genirt ſich eben ſo wenig als die Geſchichte, die ganze Natur umzuwerfen, wenn es ſich darum handelt, einen ihrer Helden zu feiern. Als der ſchottiſche Laird Dunwald im Schloß von Fores den König Duff ermordete, da geſchahen Wunder, und die Sonne verhüllte ſich wie zur Zeit Cäſars.

So lange die Erzähler dieſer großen Dinge Hector Boetius oder Hailes heißen, iſt das nicht Geſchichte, ſondern es ſind Märchen. Sobald ſie ſich Homer, Virgil oder Shakſpeare nennen, iſt es mehr als Geſchichte, es iſt Epopöe.

Das Schwalbenneſt hat noch heute ein ſtolzes und düſteres Anſehen. Es iſt ein viereckiger Thurm, deſſen zwei gegen das Thal gekehrte Winkel unter runden Zwingerthürmchen verſchwinden und darin aufgehen; eine doppelte, mit Epheu bedeckte Umſchanzung umgibt ihn, und dieſer ganze Block hängt, wie ich Ihnen bereits geſagt habe, an der Seite eines Berges angeklammert, beinahe ſchief über dem Neckar.

Ich habe den einſt ſo furchtbaren Fußpfad erklommen, wo ſiedendes Oel, brennendes Pech und geſchmolzenes Blei von den Mauerkränzen herabgefloſſen ſind. Ich bin durch dieſe Schlupfpforte und durch dieſes Thor hineingegangen, die einſt vermauert wurden, die jetzt aber große Riſſe ſind, zu denen Jedermann nach Belieben hineinkommen kann, und ich habe mit einem Nagel auf einen Stein der Thüreinfaſſung die drei Zeilen eingegraben: Wenn das Thor des Grabes ſich über einer Familie geſchloſſen hat, um ſich nicht mehr zu öffnen, ſo öffnet ſich das Thor des Hauſes, um ſich nicht mehr zu ſchließen.

Das Innere der Burg bietet einen kläglichen Anblick. Baumwurzeln drücken da und dort die alte Plattenbelegung vom zwölften Jahrhundert empor, auf welcher die koloſſale Rüſtung Bliggers erdröhnte, als der Burggraf todt auf das Pflaſter niederfiel. Der an Quellen überaus reiche Berg läßt noch immer Tropfen um Tropfen in die halb angefüllte Ciſterne ſickern. Die blühenden Erdbeerſtauden gedeihen zwiſchen den Platten. Die Mauerſteine, vom Regen gepeitſcht und vom Monde benagt, haben tauſend Löcher, worin die Larven der Todtenköpfe im Schatten ihre Seide ſpinnen. Kein menſch-

hler dieser großen Dinge Hector Boe-
, ist das nicht Geschichte, sondern es
ie sich Homer, Virgil oder Shakspeare
s Geschichte, es ist Epopöe.
hat noch heute ein stolzes und düsteres
eckiger Thurm, dessen zwei gegen das
ter runden Zwingerthürmchen verschwin-
en; eine doppelte, mit Epheu bedeckte
hn, und dieser ganze Block hängt, wie
gt habe, an der Seite eines Berges am
hief über dem Neckar.
t so furchtbaren Fußpfad erklommen, wo
ndes Pech und geschmolzenes Blei von
rabgeflossen sind. Ich bin durch dieses
ch dieses Thor hineingegangen, die einst
die jetzt aber große Risse sind, zu denen
ieben hineinkommen kann, und ich habe
einen Stein der Thüreinfassung die drei
Wenn das Thor des Grabes sich
ie geschlossen hat, um sich nicht
o öffnet sich das Thor des Hau-
mehr zu schließen.
r Burg bietet einen kläglichen Anblick.
n da und dort die alte Plattenbelegung
ndert empor, auf welcher die kolossale
dröhnte, als der Burggraf todt auf das
Der an Quellen überaus reiche Berg läßt
um Tropfen in die halb angefüllte Cisterne
den Erdbeerstauden gedeihen zwischen den
ersteine, vom Regen gepeitscht und vom
den tausend Löcher, worin die Larven der
Schatten ihre Seide spinnen. Kein mensch-

licher Schritt in dieser Wohnung. An den unzugänglichen Fenstern des Thurmes erscheinen als scheue Burgfrauen die Farnkräuter, die hier ihren Fächer schütteln, und die Schierlinge, die ihre Sonnenschirme neigen. Der große Saal, dessen Dach und Decken eingesunken sind, ist noch königlich geschmückt durch dreizehn Fenster, die weit nach dem Thal offen stehen. Im Augenblick, wo ich dort war, umrahmte die untergehende Sonne in einem derselben einen prächtigen Claude Lorrain.

Der andere Thurm hat keinen Namen, keine Geschichte, so zu sagen auch kein Datum, beinahe keine Gestalt mehr, und ist noch weit furchtbarer, als das Schwalbennest.

Wenn man den viereckigen Thurm, der ihn noch beherrscht, einen Augenblick vergißt, so ist dies kein Zwinger, keine Ruine, kein Gemäuer, kein Gebäude mit menschlicher Gestalt mehr (denn der Mensch drückt dem Gebäude seine Gestalt auf), sondern es ist ein Block, eine Masse voll Höhlen, ein durchbrochener Fels, eine ungeheure Sternkoralle, in welche die Vegetation, dieser furchtbare Polyp, eindringt, um sie unentwirrbar mit allen ihren Fühlhörnern, mit allen ihren Füßen, mit allen ihren Fingern, mit allen ihren Hälsen, mit allen ihren Staubbeuteln, mit allen ihren Schnäbeln, mit allen ihren Meertrompeten, mit allen ihren Schöpfen zu erfüllen.

Ich bin mit vieler Mühe hineingekommen und habe im Gebüsch ein Geräusch gemacht wie ein Stück Wild.

Diese Burg ist um zwei Jahrhunderte älter, als das Schwalbennest. Der viereckige Thurm hat nur eine einzige Oeffnung, eine Thüre vom neunten Jahrhundert, unter welcher noch jetzt Mauern von ungefähr vierzig Fuß Höhe hervorgehen. Die gänzlich im Schatten stehende Schwibbogenverzierung dieses unnahbaren Eingangs ist so rein, wie wenn der Stein erst gestern behauen worden wäre.

Die einzige Sache, die außer dem viereckigen Thurm noch

Digitized by Google

eine Form hat, ist ein großer, runder und zu drei Viertheilen eingefallener Thurm, der an einer der Mauerecken stand, und den ich im Hinaufgehen bemerkte. Einmal in den labyrinthischen Höhlen des eingefallenen Schlosses verwickelt, hatte ich einige Mühe, ihn wieder zu finden. Endlich bemerkte ich zwischen zwei Brombeergebüschen die enge Mündung eines Ganges. Ich schlüpfte hinein und gelangte auf diese Art in einen eigenthümlichen kleinen Kreuzweg; es waren vier längliche Zellen, gewölbt, niedrig, gegen vier verschiedene Punkte des Thales auslaufend, jede mit einer Schießscharte endend und alle vier von dem äußersten Ende des Ganges ausgehend, in welchen ich eintrat. Denken Sie sich das Innere eines Models, worin man den Fuß eines kolossalen Adlers gegossen hätte. Von dem Punkt aus, wo ich stand, konnte der Pfalzgraf zu gleicher Zeit durch die erste Schießscharte zu seiner Rechten den Rücken des Berges, durch die zweite gerade vor sich das Schwalbennest, durch die dritte die auf dem Hügel sitzende Stadt, und durch die vierte zu seiner Linken die zwei andern Schlösser des Thales sehen. Diese Adlerkralle, die statt der Nägel vier Kriegsmaschinen hatte, war das Innere des runden Thurmes.

Zwischen den vier Schießscharten war Alles gekitteter Granit und massives Mauerwerk. Ich habe das Schwalbennest von einer Schießscharte aus gezeichnet.

Im Frühling muß diese Ruine, in einen herrlichen Blumenstrauß verwandelt, bezaubernd sein.

Im Uebrigen weiß Niemand etwas von der Burg. Sie hat nicht einmal ihre Legende, ihre Sage und ihr Gespenst. Die Generationen von Menschen, die da gewohnt haben, sind der Reihe nach in eine bodenlose Höhle hineingeschlüpft, und der Schatten keines Einzigen ist wieder daraus hervorgekommen.

Da ich bei Sonnenuntergang angekommen war, so brach

großer, runder und zu drei Viertheilen
er an einer der Mauerecken stand, und
i bemerkte. Einmal in den labyrinthi-
efallenen Schlosses verwickelt, hatte ich
r zu finden. Endlich bemerkte ich zwischen
n die enge Mündung eines Ganges. Ich
langte auf diese Art in einen eigenthüm-
z; es waren vier längliche Zellen, ge-
vier verschiedene Punkte des Thales aus-
r Schießscharte endend und alle vier von
s Ganges ausgehend, in welchen ich ein-
das Innere eines Models, worin man
en Adlers gegossen hätte. Von dem Punkt
nnte der Pfalzgraf zu gleicher Zeit durch
zu seiner Rechten den Rücken des Berges,
e vor sich das Schwalbennest, durch die
ügel sitzende Stadt, und durch die vierte
zwei andern Schlösser des Thales sehen.
e statt der Nägel vier Kriegsmaschinen
re des runden Thurmes.
ier Schießscharten war Alles gekitteter
Mauerwerk. Ich habe das Schwalbennest
te aus gezeichnet.
ß diese Ruine, in einen herrlichen Au-
, bezaubernd sein.
eiß Niemand etwas von der Burg. Sie
e Legende, ihre Sage und ihr Gespenst.
on Menschen, die da gewohnt haben,
in eine bodenlose Höhle hineingeschlüpft.
nes Einzigen ist wieder daraus hervorge-

nenuntergang angekommen war, so brach

die Nacht ein, während ich mich noch dort befand. Jetzt füllte sich dieses buschüberwachsene Gemäuer allmählig mit einem seltsamen Geräusche. Lieber Ludwig, wenn man Ihnen je von dem Schweigen der Ruinen in der Nacht erzählt, so bitte ich, nehmen Sie die namenlose Burg von Neckarsteinach aus. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen solchen Lärm gehört. Sie kennen jenen anbetungswürdigen Tumult, der im April bei Sonnenaufgang im Hochwald ausbricht. Aus jedem Blatt springt eine Note, aus jedem Baum eine Melodie hervor; die Grasmücke zwitschert, die Holztaube gurrt, der Distelfink trillert, der Spatz, dieser lustige Pfeifer, pfeift fröhlich durch das Tutti hindurch. Der Wald ist ein Orchester. All diese beflügelten Stimmen singen zugleich und verbreiten auf den Hügeln und Wiesen die geheimnißvolle Symphonie des großen, unsichtbaren Musikers. Auf der namenlosen Burg zur Dämmerungszeit ist es dieselbe Sache, nur in schauerlicher Gestalt. Alle Ungeheuer des Schattens erwachen und beginnen zu wimmeln. Die Fledermaus bewegt ihre Flügel, die Spinne schlägt mit ihrem Hammer an die Mauer, die Kröte schüttelt ihre garstige Schnarre. Ein gewisses giftiges, an Tod gemahnendes Leben kriecht zwischen den Steinen, den Gräsern, den Zweigen. Und dann dumpfes Geknurre, sonderbare Schläge, Gekläffe, Gekniſter unter den Blättern, schwache Seufzer, die man ganz in seiner Nähe hört, unbekanntes Geächze, ungestaltete Wesen, die klägliches Gestöhne ausstoßen, ein Geheule und Gebrumme, wie man es sonst nie hört, und von Wesen herrührend, die man niemals sieht. Von Zeit zu Zeit dringt plötzlich ein schreckliches Geschrei aus den niedergerissenen und verödeten Zimmern hervor. Es sind die Nachteulen, welche klagen wie Sterbende. In andern Augenblicken glaubte man, einige Schritte von sich im Gehölz gehen zu hören; es sind lebensmüde Zweige, die von selbst herunterbrechen. Zwei feurige Kohlen, aus irgend

Digitized by Google

einem Ofen gefallen, funkeln im Schatten mitten im Gesträuche; es ist eine Eule, die Sie anschaut.

Ich sputete mich fortzukommen, und es war mir nicht ganz wohl zu Muth, denn ich wußte nicht, wo ich in der Finsterniß meine Hände auflegen konnte, und ich tappte mit meinem Stock zwischen den Steinen hindurch. Ich versichere Sie, daß ich hoch erfreut war, als ich endlich aus dem düstern und undurchdringlichen Vegetationsgewölbe, das die Ruine schließt und umhüllt, herauskam, und nun auf einmal zwischen den Bergen der blaue Himmel, unbestimmt, gestirnt und glänzend wie ein ungeheures rundes Becken von goldüberſätem Lasurstein, vor meinen Blicken erschien.

Es war mir, als käme ich aus einem Grab und sähe das Leben wieder. Abends nach solchen Expeditionen gehe ich in die Stadt zurück. Ich begegne unterwegs Gruppen von Studenten dieser großen Universität Heidelberg, edle, ernste, junge Männer, deren Gesichter bereits denken. Die Straße zieht sich am Neckar hin. Die Glocke des Klosters Neuburg ertönt von Zeit zu Zeit in der Ferne. Die Hügel werfen ihre großen Schatten über den Fluß, das Wasser funkelt zitternd im Mondschein; lange düstere Nachen fahren wie Pfeile durch die Stromschnellen, oder auch gibt es weder Schiffe, noch Vorübergehende, noch Häuser, das Thal ist stumm, der Fluß ist verlassen, und die Felsen erheben sich unter einander mitten in den Strömungen in Gestalt von Crocodilen und Riesenfröschen, die Abends ans Wasser heraufkommen, um Athem zu holen.

Da ich mit Sonnenuntergängen, Dämmerungen und Mondscheinen im Zuge bin, so muß ich Ihnen meinen vorgestrigen Abend erzählen. Für mich sind, wie Sie wissen, diese großen Schauspiele niemals gleichgültig, und ich glaube mich nicht der Pflicht entbunden, den Himmel heute anzusehen, weil ich ihn gestern angesehen habe. Ich fahre also in meiner Plauderei fort.

Als der Tag sich neigte, war ich durch einen schönen Kastanienwald, der das Heidelberger Schloß beherrscht, auf einen hohen Hügel gestiegen, den man den kleinen Gaisberg nennt. Hier stand im zwölften Jahrhundert eine Burg, erbaut von Conrad von Hohenstaufen, Grafen des heiligen römischen Reichs, Herzog von Franken und Schwager des Kaisers Barbarossa. Aus den Trümmern dieser Festung, die im Jahre 1278 zugleich mit der Stadt Heidelberg verbrannt wurde, machten die Schweden 1633 eine Verschanzung; und in unsern Tagen hat ein Bauer aus der Verschanzung Gustav Adolphs eine Mauer um seinen Kartoffelacker aufgeführt.

Die Rheinebene ist, vom kleinen Gaisberg aus gesehen, wie der Ocean von dem jähen Abhang von Boisrosé aus betrachtet. Der Horizont ist unermeßlich. Mannheim, Philippsburg, die hohen Glockenthürme von Speier, eine Menge Dörfer, Wälder, Ebenen ohne Ende, der Rhein, der Neckar, zahllose Inseln, im Hintergrund die Vogesen.

Rechts auf dem Heiligenberg, einer bewaldeten Höhe, die man vor zweitausend Jahren den Mons Pirus und vor tausend Jahren den Mons Abrahä nannte, erzählen Ruinen, die man bemerkt, dieselbe Geschichte, wie die Ruinen des Conrad'schen Thurmes auf dem Gaisberg. Die Römer hatten hier einen Tempel für Jupiter und einen andern für Mercur errichtet; aus den Trümmern dieser beiden Tempel erbaute Chlodwig nach der Schlacht von Tolbiac im Jahre 495 einen Palast, welchen die fränkischen Könige bewohnten. Vierhundert Jahre später, unter Ludwig dem Deutschen, erbaute Theodroch, Abt von Lorges, mit dem Material des eingerissenen Chlodwig'schen Palastes eine Kirche. 1622 bemächtigten sich die Kaiserlichen unter dem Grafen Tilly des Heiligenbergs, rissen das romanische Kloster Theodrochs nieder, und errichteten aus seinen Trümmern Batterien und Schießscharten auf dem Kamm des

Berges. Heutzutage machen die Bauern in den benachbarten Dörfern Hütten aus diesen Steinen, die einst ein Tempel Jupiters, ein Palast der fränkischen Könige, eine katholische Kirche und eine kaiserliche Batterie gewesen.

Ich hatte mich oben auf dem Gaisberg neben einer noch blühenden Gaisblattstaude auf einen Stein gesetzt, der während des dreißigjährigen Krieges dorthin gebracht worden war. Die Sonne war verschwunden. Ich betrachtete diese prächtige Landschaft. Einige Wolken flohen gen Morgen. Der Sonnenuntergang legte auf die veilchenblauen Vogesen seine langen, mit den Farben des Sonnenbildes bemalten Binden. Ein Stern glänzte am hellsten Theil des Himmels.

Es schien mir, als ob all diese Menschen, all diese Phantome, all diese Schatten, die seit zweitausend Jahren in diesen Bergen dahin gegangen, Attila, Chlodwig, Conrad, Barbarossa, Friedrich der Siegreiche, Gustav Adolph, Turenne, Custine, noch hinter mir ständen und gleich mir diesen prächtigen Horizont betrachteten. Ich hatte unter meinen Füßen die Hohenstaufen als Ruine, zu meiner Rechten die Römer als Ruine; unter mir über den Abgrund hingebeugt die Kurfürsten als Ruine; im Hintergrund, im Nebel eine arme, von den Katholiken im fünfzehnten Jahrhundert erbaute, von den Protestanten im sechzehnten eingenommene, heutigen Tages durch einen Verschlag zwischen den Protestanten und Katholiken getheilte, d. h. in den Augen Roms halbpart Paradies und halbpart Hölle gewordene, entheiligte und zerstörte Kirche; um diese Kirche her eine armselige, viermal angezündete, dreimal bombardirte, geplünderte, wieder aufgerichtete, verwüstete und neu aufgebaute Stadt; gestern fürstliche Residenz, heute Universität und Fabrikort, Schule und Werkstatt, Stadt der Baccalaurei und der Arbeiter, d. h. ein Gewimmel von Kindern, welche die Finsterniß studiren, und von Männern, welche das Nichts verarbeiten;

vor mir im Raum hatte ich die ſtets perlmutternen Flüſſe, den ſtets ſaphirnen Himmel, die ſtets purpurnen Wolken, die ſtets diamantenen Geſtirne; neben mir die ſtets duftigen Blumen, den ſtets fröhlichen Wind, die ſtets ſchauernden jungen Bäume. In dieſem Augenblicke fühlte ich die Kleinheit des Menſchen und die Größe Gottes in ihrer ganzen Unermeßlichkeit, und es kam mir eine jener Naturblendungen, wie jene Adler, die man Abends unbeweglich auf den Gipfeln der Alpen oder des Atlas bemerkt, in ihrer tiefen Betrachtung ſie haben müſſen.

Sie wiſſen, Ludwig, an den hohen Plätzen findet in feierlichen Augenblicken eine ſteigende Fluth von Ideen ſtatt, die allmählig auf den Menſchen eindringt und die Intelligenz beinahe erſäuft. Ihnen Alles zu ſagen, was während dieſer zwei- oder dreiſtündigen Träumerei auf dem Gaisberg an meinem Geiſt vorübergegangen iſt, wäre rein unmöglich.

Vor viertauſend Jahren war dieſes weite Feld, das man vom Gaisberg herab wie ein Meer ſich öffnen ſieht, in der That ein See, ein unermeßlicher See, der dieſen ganzen Umkreis von Bergen, den Donnersberg, den Taunus, den Melibocus, den Pirusberg und die Vogeſen beſpülte. Der Rhein ſtieg wie der Niagara von See zu See in den Ocean hinab. Eine alte Sage erzählt, ein von einem König gefangener Schwarzkünſtler habe dieſen See ausgetrocknet, um ſeine Freiheit zu erlangen. Dieſer in Bande geſchlagene Zauberer war der gefangene Rhein, der die weſtliche Schranke des Sees durchbrach, um ſich freier zwiſchen der doppelten Kette von erloſchenen Vulkanen, die im Taunus beginnt und im Siebengebirge endet, im Abgrund verlieren zu können. Seitdem hat der See ſich in eine Ebene verwandelt, an die Stelle der Fluthen ſind Menſchen und an die Stelle der Klippen ſind Zwingerthürme getreten.

Ich habe Ihnen ſo eben eines der großen geſchichtlichen

Digitized by Google

Phantome genannt, welche ſeit zwanzig Jahren durch dieſe Ebene hingeſchritten ſind. Cäſar iſt der Erſte, Bonaparte der Letzte geweſen.

Es gibt Städte, bei welchen zu gewiſſen, beinahe periodiſchen Zeiten, in Folge einer lokalen Fatalität, die in der umgebenden Luft liegt, ſo wie in Folge der Combination ihrer geographiſchen Lage mit ihrer politiſchen Bedeutung, Verwicklungen von Ereigniſſen ſich bilden, wie auf den hohen Bergen Verwicklungen von Wolken.

Heidelberg iſt eine dieſer Städte.

Um nur von ſeinem Schloß zu ſprechen (denn ich muß doch endlich einmal darauf zu ſprechen kommen, und ich hätte damit anfangen ſollen), wie viele Abenteuer hat es nicht gehabt! Fünfhundert Jahre hindurch hat es den Gegenſtoß von Allem empfangen, was Europa erſchütterte, und iſt zuletzt zuſammengeſtürzt. Dies kommt allerdings daher, daß das Schloß von Heidelberg als Wohnſitz des Pfalzgrafen, der Niemand als die Könige, die Päpſte und die Kaiſer über ſich hatte und, zu groß, um unter ihren Füßen gebeugt zu bleiben, ſein Haupt nicht emporrichten konnte, ohne bei ihnen anzuſtoßen, es kommt, ſage ich, daher, daß das Heidelberger Schloß ſtets eine gewiſſe oppoſitionelle Haltung gegen die Mächte eingenommen hat. Schon 1300, zur Zeit ſeiner Gründung, beginnt es mit einer Thebais: es hat in dem Pfalzgrafen Rudolph und in dem Kaiſer Ludwig, dieſen beiden unnatürlichen Brüdern, ſeinen Eteocles und Polynices. Dann vergrößert ſich der Kurfürſt immermehr. 1400 ſetzt der Kurfürſt Ruprecht II. mit Hülfe der drei Kurfürſten vom Rhein den Kaiſer Wenzeslaus ab und nimmt ſeine Stelle ein. Hundertzwanzig Jahre ſpäter, 1519, will der Pfalzgraf Friedrich II. den jungen König Karl I. von Spanien zum Kaiſer Karl V. machen. Im Jahre 1415 erklärt ſich der Graf Ludwig im Bart als Beſchützer des Conſtanzer

Concils, und ſperrt auf ſeinem Schloß in Heidelberg einen Papſt, Johann XXIII., ein, den er in einem Brief an den Kaiſer euren ſimoniſchen Balthaſar Coſſa nennt. Ein Jahrhundert ſpäter flüchtet ſich Luther nach Mannheim, in der Nähe dieſes ſelben Heidelberg, in den Schatten des Pfalzgrafen Friedrich. Ich übergehe Friedrich den Siegreichen, den großen Titan von Heidelberg, hier abſichtlich, um in einem Augenblick ausführlicher von ihm zu ſprechen. Im Jahre 1619 ergreift Friedrich V., ein junger Mann, die böhmiſche Königskrone gegen den Willen des Kaiſers, und 1687 nimmt der Pfalzgraf Friedrich Wilhelm, ein Greis, gegen den Willen des Franzoſenkönigs den Kurfürſtenhut. Von da an gibt es für Heidelberg nur noch Kämpfe, Stöße, Erſchütterungen ohne Ende, den dreißigjährigen Krieg, welcher der Ruhm Guſtav Adolphs, und den pfälziſchen Krieg, welcher der Schandfleck Turennes iſt. Alle furchtbaren Dinge ſind über dieſes Schloß gekommen. Drei Kaiſer: Ludwig von Baiern, Adolph von Naſſau und Leopold von Oeſterreich, haben es belagert; Pius II. hat den Bannſtrahl, Ludwig XIV. hat den Blitz hineingeworfen.

Man könnte ſogar ſagen, der Himmel habe ſich hinein gemiſcht. Am 23. Juni 1764, am Tage, bevor Karl Theodor das Schloß bewohnen und ſeine Reſidenz darin aufſchlagen ſollte (was, beiläufig geſagt, ein großes Unglück geweſen wäre, denn wenn Karl Theodor ſeine etliche und dreißig Jahre da zugebracht hätte, ſo wäre die ernſte Ruine, die wir noch heute bewundern, ohne allen Zweifel mit einer ſchrecklichen Pompadourdamascirung überzogen worden), am Vorabend dieſes Tages alſo, als die Möbel des Fürſten bereits vor der Thüre niedergeſtellt waren, fiel in der Heiligengeiſtkirche das Feuer des Himmels auf den achteckigen Thurm, verbrannte das Dachwerk und zerſtörte in einigen Stunden das fünfhundertjährige Schloß gänzlich. Schon zweihundert Jahre vorher, im Jahre

1537, war der alte von Conrad auf dem Gaisberg erbaute und von Friedrich II. in ein Pulvermagazin verwandelte Palast von einem Blitz getroffen und in die Luft gesprengt worden. Merkwürdig, dasselbe Loos hat die beiden Heidelberger Schlösser, den Zwinger der Hohenstaufen und den Sitz der Pfalzgrafen, getroffen. Sie endeten beide, wie der Traum einer Tragödie, mit einem Donnerschlag.

Jene lichtscheue und verdeckte Eifersucht, von der ich so eben sprach, zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser, dem souveränen Grafen gegen den Cäsar, kommt sogar auf den Façaden des Schlosses sichtlich zum Ausbruch. Auf dem Palast Otto Heinrichs hat der Künstler, voll vom Geiste des Fürsten, Medaillone römischer Kaiser angebracht. Unter diesen Cäsaren hat er Nero zur Schau gestellt und Brutus hineinschlüpfen lassen. Er hat das Gebäude seiner drei Stockwerke vier Statuen untergeordnet, die stolz im Erdgeschoß stehen. Diese vier Statuen sind Symbole; es sind Halbgötter und halbe Könige. Es sind Josua, Simson, Hercules und David. In David hat er nicht den König gewählt, sondern den Hirten. Jede Statue hat unter sich ihre Inschrift, welche den hochmüthigen Gedanken des Pfalzgrafen vollends erklärt. Unter den Füßen Josuas steht zu lesen:

Der Herzog Josua hat
Mit Gottes Hülfe
Getödtet
Einunddreißig Könige.

Simson wird in seiner Inschrift beinahe ein pfälzischer Kurfürst:

Simson der Starke war
Der Statthalter Gottes
Und beherrschte Israel
Vierundzwanzig Jahre.

Herkules ist Friedrich II., der, nachdem er Deutschland zweimal gerettet, und an der Spitze der deutschen Bundesarmee die Türken geschlagen, sagt:

Ich bin Herkules,
Jupiters Sohn,
Bekannt durch meine edlen Arbeiten,
Wohl bekannt.

David endlich, der Hirte David, der in der einen Hand seine Schleuder, in der andern den Kopf des Riesen hält, ist der durch den Ruhm legitimirte Usurpator, Friedrich der Siegreiche, der zu dem Kaiser Adolph zu sagen scheint:

David war ein junger Knabe,
Muthig und klug.
Dem unverschämten Goliath
Hat er den Kopf abgeschlagen.

Goliath brauchte sich die Warnung nur gesagt sein zu lassen.

Dieser Kurfürst in der Pfalz war in der That ein großer und furchtbarer Fürst. Er nahm unter den herzoglichen Kurfürsten denselben Rang ein, wie der Erzbischof von Mainz unter den bischöflichen Kurfürsten. Er trug bei den germanischen Festen die Erdkugel des heiligen Reichs. Seit Karl V. fügte er sie in seine Wappen ein.

Die Pfalzgrafen waren gerne literarisch gebildet, was die Zierde und Koketterie der wahren Fürsten ist. Im vierzehnten Jahrhundert stiftete Ruprecht der Alte die Universität Heidelberg; im siebzehnten war der Pfalzgraf Karl Doktor der Universität Oxford. Otto der Großmüthige zeichnete und sculptirte. Es ist wahr, daß Otto Heinrich diesem bewundernswürdigen sechzehnten Jahrhundert angehört, das den Fürsten und den Künstler auf seinen blendenden Höhen in einem gemeinsamen Leben vermengte. Karl der Fünfte hob den Pinsel Titians auf.

Franz I. war wie ſpäter Karl IX., er machte Verſe, er malte und zeichnete. Molte volte, ſagt Paul Lamozzo, si dilettava di prendere lo stilo in mano e esercitarsi nel disegnare e dipingere.

Ein gelehrter Fürſt war ferner, Dank ſeinem alten Lehrer Mathias Kemnath, dieſer Friedrich der Siegreiche, der ſo zu ſagen im fünfzehnten Jahrhundert der Zwillingsbruder Karls des Kühnen war, und deſſen Freundſchaft der tapfere Herzog von Burgund dem Königstitel vorzog. Die Geſchichte kennt keine ſtolzere Figur. Er beginnt mit der Uſurpation, denn ſein Land bedurfte eines Mannes und nicht eines Kindes. Er vertheidigt die Pfalz gegen den Kaiſer, und den Erzbiſchof von Mainz gegen den Papſt; er läßt ſich dreimal excommuniciren; er ſchlägt den Bund der dreizehn Fürſten; er leiſtet der rheiniſchen Hanſa Beiſtand; er bietet ganz Deutſchland Trotz; er gewinnt die Schlachten von Pfeddersheim und Seckenheim; er gibt dem Markgrafen Karl von Baden, dem Biſchof Georg von Metz, dem Grafen Ulrich von Württemberg und den hundertdreiundzwanzig Rittern, die in ſeine Gefangenſchaft gerathen, die bekannte Mahlzeit ohne Brod; er erklärt den Raubrittern den Krieg und ſäubert den Neckar von ihnen, wie Barbaroſſa und Rudolph von Habsburg den Rhein geſäubert hatten; endlich, nachdem er in einem Lager gelebt, ſtirbt er in einem Kloſter. Ein Leben, wie es ſpäter der große Friedrich, ein Tod, wie ihn ſpäter Karl V. haben wird.

Ein Held von doppeltem Profil, in welchem die Vorſehung zum Voraus dieſe zwei großen Männer ſkizzirte.

Im Vogelflug betrachtet, bietet das Heidelberger Schloß etwa die Form eines F dar, gleich als hätte der Zufall aus dem prächtigen Ritterſitz den rieſigen Anfangsbuchſtaben dieſes ſiegreichen Friedrich, ſeines erlauchteſten Bewohners, machen wollen.

Der große Grundſtrich des F iſt parallel mit dem Neckar und ſieht auf die Stadt, über welche das Schloß auf der Mitte des Bergabhanges herrſcht. Der große Arm, der im rechten Winkel vom obern Ende des Grundſtriches ausgeht, breitet ſich über ein Thal, das ihn von den Bergen des Oſtens trennt. Der kleine Arm der Mitte, noch durch die Ruinen abgekürzt, die ihn endigen, ſchloß das Schloß im Oſten gegen die Rheinebenen zu und drehte die Thürme, die er noch in ſeiner zerbrochenen Fauſt zu halten ſcheint, gegen den Gaisberg.

Im Heidelberger Schloß gibt es von Allem Etwas. Es iſt eines jener Gebäude, wo die anderwärts zerſtreuten Schönheiten ſich anhäufen und vermengen. Es gibt da ausgekerbte Thürme, wie in Pierrefonds, zierliche Façaden, wie in Anet, große traurige Baſſins, einſtürzend und mit Moos überwachſen wie in der Villa Pamfili, Kamine von Königen, mit Brombeerſtauden überzogen wie in Meung-ſur-Loire, Großartigkeit wie in Tancarville, Lieblichkeit wie in Chambord, Schrecklichkeit wie in Chillon.

Die Spuren von Kampf und Krieg zeigen ſich da überall. Sie machen ſich keinen Begriff davon, mit welcher Wuth die Franzoſen, beſonders von 1689 bis 1693, dieſes Schloß verwüſtet haben. Sie kamen drei oder vier Mal zurück; ſie ließen die Mine unter den Terraſſen und im Innern der Hauptthürme ſpielen; ſie zündeten das Dachwerk an, ſie ließen über die Dianen- und Venusſtatuen der feinſten Façaden Bomben los. Ich ſah Spuren von Kugeln auf den Geſimſen dieſer herrlichen Fenſter des Erdgeſchoßes und des Ritterſaales, wo die Pfalzgräfin hinaus ſprang, um ein Mann zu werden. Dieſe ſelbe ſo geiſtreiche und ſo boshafte Pfalzgräfin, die ſich ſo ſehr ärgerte ein Weib zu ſein, war ſpäter die Urſache des Krieges. Sonderbar, es gibt Städte, die durch Frauen verloren gegan-

gen ſind, die Wunder von Schönheit waren; Heidelberg wurde durch dieſes Scheuſal von Häßlichkeit zu Grunde gerichtet.

So groß übrigens auch die Verwüſtung ſein mag, wenn man an den Geländern, Gewölben und Terraſſen, die hinanführen, ins Schloß hinaufſteigt, ſo bedauert man, daß die große der Stadt zugekehrte Seite, obſchon herrlich zuſammengeſetzt, in ihrem weſtlichen Ende aus einem zerfallenen Thurm, der einſt der Hauptthurm geweſen, in ihrem öſtlichen Ende aus einem ſchönen achteckigen Thurm, welcher der Glockenthurm geweſen, und in der Mitte aus einem zweigiebeligen Hotel im Styl von 1600, das der Palaſt Friedrichs IV. geweſen, man bedauert, ſage ich, daß dieſe ganze große Seite etwas Eintöniges hat. Ich geſtehe, daß ich hier einige Breſchen zu ſehen wünſchte. Hätte ich die Ehre gehabt, den Herrn Marſchall von Lorges bei ſeiner barbariſchen Execution von 1693 zu begleiten, ſo würde ich ihm zu einigen Kanonenſchüſſen gerathen haben, welche der Linie der großen Façade mehr Bewegung gegeben hätten. Wenn man eine Ruine macht, muß man ſie recht machen.

Sie erinnern ſich an das herrliche, ſo ſtupid zu einer Kaſerne umgeſchaffene Schloß von Blois, deſſen innerer Hof vier Façaden hat, wovon jede die Geſchichte einer großen Architektur erzählt. Nun wohl, wenn man in den innern Hof der Pfalzgrafen tritt, ſo iſt der Eindruck nicht weniger tief und nicht weniger verwickelt. Man iſt geblendet. Man iſt verſucht, die Augen zu ſchließen, wie man verſucht iſt, beim Anblick der Hochzeit des Paolo Veroneſe ſeine Ohren zu verſtopfen. Es ſcheint, daß ſich in dieſem Hof ein unendliches Strahlen befinde, das von allen Seiten zugleich komme. Alles regt Sie an und nimmt Sie in Anſpruch. Wendet man ſich gegen den Palaſt Friedrichs IV., ſo hat man vor ſich die zwei hohen dreieckigen Giebel dieſer buſchigen und düſtern Façade mit weit hinausragendem Geſimſe, wo ſich zwiſchen vier Fenſterreihen,

mit dem ſtolzeſten Meiſel geſchnitzt, neun Pfalzgrafen, zwei Könige und fünf Kaiſer emporrichten.* Zu ſeiner Rechten hat man die herrliche italieniſche Vorderſeite Otto Heinrichs mit ihren Gottheiten, ihren Chimären und ihren Nymphen, welche leben und athmen, etwas dunkel gemacht durch weiche ſtaubige Schatten, mit ihren römiſchen Cäſaren, ihren griechiſchen Halbgöttern, ihren hebräiſchen Helden und ihrer Halle, welche der ſculptirte Arioſt iſt. Zur Linken ſieht man die gothiſche Giebelſeite am Palaſt Ludwigs im Bart, wüthend durchlöchert und durchſtoßen, wie von den Hörnern eines rieſigen Stieres. Hinter ſich, unter den Ogiven einer Halle, wo ein halb aufgefüllter Brunnen ſteht, hat man die vier grauen Granitſäulen, welche der Papſt dem großen Kaiſer in Aachen geſchenkt, die im achten Jahrhundert von Ravenna nach den Ufern des Rheins, im fünfzehnten von den Ufern des Rheins an den Neckarſtrand kamen und, nachdem ſie den Palaſt Karls des Großen in Ingelheim fallen geſehen, nunmehr dem Sturz des pfalzgräflichen Schloſſes in Heidelberg zuſchauen.

Das ganze Pflaſter des Hofes iſt von zerfallenen Freitreppen, verſiegten Brunnen und ſchartigen Brücken verſperrt. Ueberall ſpaltet ſich der Stein, und die Neſſel kommt ans Tageslicht.

Die zwei Façaden der Renaiſſance, welche dieſem Hof ſo viel Glanz verleihen, ſind aus rothem und die Statuen darauf

* In der erſten Reihe von oben herab: Kaiſer Karl der Große; Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Baiern; Ludwig, Herzog von Baiern und erſter Pfalzgraf zu Rhein; Rudolph I., Pfalzgraf. Zweite Reihe: Kaiſer Ludwig, der Baier; Kaiſer Ruprecht II.; Otto, König von Ungarn; Chriſtoph, König von Dänemark. Dritte Reihe: Ruprecht der Alte, Pfalzgraf; Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf; Friedrich II., Pfalzgraf; Otto Heinrich, Pfalzgraf. Vierte Reihe: vier Pfalzgrafen: Friedrich der Fromme, Ludwig, Johann Caſimir und Friedrich IV., der Erbauer des Palaſtes.

Das pfalzgräfliche Haus ging von weiblicher Seite bis auf Karl den Großen zurück.

aus weißem Sandstein, eine vortreffliche Combination, welche beweist, daß diese großen Bildhauer auch große Koloristen waren. Mit der Zeit ist der rothe Sandstein rostfarbig und der weiße goldig geworden. Von diesen beiden Façaden ist die eine, die von Friedrich IV., ganz streng, die andere, die von Otto Heinrich, allerliebst. Die erste ist geschichtlich, die zweite fabelhaft. Auf der einen herrscht Karl der Große, auf der andern Jupiter.

Je mehr man diese beiden neben einander stehenden Paläste betrachtet, je tiefer man in ihre wunderbaren Details eindringt, um so wehmüthiger fühlt man sich angeregt. Seltsames Schicksal der Meisterwerke von Marmor und Stein; ein dummer Vorübergehender verstümmelt sie, eine abgeschmackte Kugel vernichtet sie; und nicht die Künstler, sondern die Könige sind es, die ihren Namen daran knüpfen. Niemand weiß mehr, wie die gottbeseelten Männer hießen, welche die Mauer von Heidelberg gebaut und sculptirt haben. Es liegt darin Ruhm für zehn große Künstler: er schwebt über dieser herrlichen Ruine, ohne sich auf Namen fixiren zu können. Ein unbekannter Boccador hat den Palast Friedrichs IV. erfunden; ein namenloser Primatice hat die Façade Otto Heinrichs componirt; ein im Schatten verlorener Cäsar Cäsarino hat die reinen Ogiven mit gleichseitigem Dreieck am Schloß Ludwigs V. gezeichnet. Das sind Arabesken von Raphael, das sind Figürchen von Benvenuto. Finsterniß bedeckt alles das. Bald werden diese marmornen Gedichte sterben, die Dichter sind bereits todt. Glauben Sie nicht auch, Ludwig? die bitterste Justizverweigerung ist die Verweigerung des Ruhmes, die Vergessenheit.

Für wen haben sie also gearbeitet, diese bewundernswürdigen Männer? Ach! für den Wind, der weht, für das Gras, das emporschießt, für den Epheu, der seine Blätter neben die ihrigen stellen wird, für die Schwalbe, die vorbeiflattert, für den Regen, der fällt, für die Nacht, die herabsteigt.

Merkwürdig iſt, daß die drei oder vier Bombardirungen, von denen dieſe beiden Façaden durchwühlt wurden, ſie nicht beide auf die gleiche Weiſe verwüſtet haben. Auf der Giebelſeite Otto Heinrichs haben ſie bloß Karnieße oder Architrave zertrümmert. Die unſterblichen Olympier, welche ſie bewohnen, haben nicht gelitten. Weder Herkules, noch Minerva, noch Hebe ſind berührt worden. Die Kugeln und Sturmtöpfe haben ſich um dieſe unverwundbaren Statuen gekreuzt, ohne ſie zu erreichen. Dagegen ſind die ſechzehn gekrönten Ritter, welche Löwenköpfe zu Knieſchienen haben und auf dem Palaſt Friedrichs IV. ſo wacker ausſehen, von den Bomben wie gewöhnliche Kriegsknechte zugerichtet worden. Beinahe alle ſind verwundet. Der Kaiſer Otto hat eine Schmarre im Geſicht; dem König Otto von Ungarn wurde das linke Bein zerſchmettert, dem Pfalzgrafen Otto Heinrich die Hand weggeriſſen. Eine Kugel hat das Geſicht Friedrichs des Frommen entſtellt. Ein Bombenſplitter hat Friedrich II. auseinander geriſſen und Johann Caſimir die Lenden zerſchmettert. Bei dieſen Stürmen hat Karl der Große, der dieſe königliche Reihe von Statuen von oben herab zunächſt beim Himmel beginnt, ſeine Erdkugel, und Friedrich IV., der ſie von unten beſchließt, hat ſeinen Scepter verloren.

Im Uebrigen gibt es nichts Stolzeres, als dieſe Legion von Fürſten, die alle verſtümmelt ſind und alle noch aufrecht ſtehen. Der Zorn Leopolds I. und Ludwigs XIV., der Donner, dieſer Zorn des Himmels, die franzöſiſche Revolution, dieſer Zorn der Völker, haben ſie vergebens angegriffen; ſie ſind alle noch da, ihre Façade vertheidigend, feſt auf ihren ſtarken Hüften, das Bein geſtreckt, die Ferſe ſolid, den Kopf hoch. Der Löwe von Baiern macht unter ihren Füßen ſeine ſtolze Löwengrimaſſe. Im zweiten Stock, unter einem grünen Zweig, der durch das Architrav gedrungen iſt und zierlich mit den

ſteinernen Federn ſeines Helmes ſpielt, zieht Friedrich der Siegreiche ſeinen Degen halb. Der Künſtler hat in dieſes Geſicht Etwas von einem Ajax gelegt, der Jupiter den Kampf anbietet, oder von einem Nimrod, der ſeinen Pfeil gegen Jehova abſchnellt.

Es muß ein herrliches Schauſpiel geweſen ſein um dieſe beiden Paläſte Otto Heinrichs und Friedrichs IV., beim Glanz der Beſchießung in der Unglücksnacht vom 21. Mai 1693 betrachtet. Herr von Lorges hatte eine Batterie in die Ebene vor dem Dorf Neuenheim, eine andere auf den Heiligenberg, eine dritte auf den Weg nach dem Wolfsbrunnen, eine vierte auf den kleinen Gaisberg geſtellt. Von dieſen vier entgegengeſetzten Punkten aus ſenkten die Mörſer, welche Heidelberg wie ein Kreis von ſchrecklichen Hydern umſchloſſen, unaufhörlich und von allen Seiten zugleich ihre langen Flammenhälſe in den Schloßhof; die Haubitzen wühlten mit ihren eiſernen Schädeln das Pflaſter auf; die Stangenkugeln und die glühenden Kugeln flogen unter Feuerſtreifen einher, und bei dieſem Schein zeichneten ſich auf der Façade Friedrichs IV. in ihrer Kampfpoſtur die Koloſſe der Pfalzgrafen und der Kaiſer, bepanzert wie Käfer, das Schwert in der Fauſt, ſtürmiſch und furchtbar, während neben ihnen auf der andern Façade, nackt, heiter und ruhig, unbeſtimmt beſchienen vom Abglanz der Granaten, die ſtrahlenden Götter und die erröthenden Göttinnen unter dieſem Bombenregen lächelten.

Unter dieſen königlichen Figuren, die eher verſteinerte Seelen, als Bildſäulen zu ſein ſcheinen, haben meines Erachtens nur zwei etwas von ihrem Stolz verloren. Es ſind dies Ludwig V. und Friedrich V. Es iſt wahr, daß ſie nicht zu der glänzenden Conſtellation von Fürſten gehören, die über den Palaſt Friedrichs IV. ausgeſäet war. Sie lehnen ſich im Schatten an dieſe Ruine, welche einſt der große Thurm geweſen.

Digitized by Google

Friedrich V. ist schwer darnieder gebeugt; es scheint, daß er an den Fehler denkt, der sein Schicksal begründet hat. Die Böhmen hatten ihre Königskrone von der Stirne Ferdinands von Oesterreich zurückgenommen und dem Kurfürsten von Sachsen angeboten; dieser aber wies sie zurück, und das Gleiche thaten Herzog Karl Emanuel von Savoyen, und König Christian IV. von Dänemark; endlich boten sie ihre Krone dem Pfalzgrafen Friedrich V., und dieser nahm sie auf den Rath seiner Gemahlin mit beiden Händen an. Er ließ sich 1619 in Prag krönen; dann brach der Krieg aus, und Friedrich sollte fern von seinem Heimathland, vertrieben durch die Ereignisse, die er selbst herbeigeführt hatte, unstät und flüchtig seinen Tod finden. Seine Gemahlin war Elisabeth von England, Enkelin von Maria Stuart. Sie hatte ihrem Gatten das Unglück ihrer Familie als Mitgift zugebracht. Nicht Elisabeth hatte einen Thron, sondern Friedrich V. hatte die Verbannung geheirathet.

Friedrich V. trägt in der dunkeln Nische, wo ein Gesträuch ihn beinahe gänzlich verdeckt, auf seinem Haupt noch immer diese böhmische Krone, aus welcher der dreißigjährige Krieg hervorgegangen ist; aber er hat die beiden Hände nicht mehr, die darnach gegriffen. Seltsames Spiel des Zufalls, eine schwedische Bombe hat sie ihm weggerissen.

Ludwig V., sein Nachbar, ist nicht minder düster. Man sollte meinen, er wisse, daß er keine Garden mehr auf dem Waffenplatz hat, daß der niemals leere Thurm jetzt leer ist, daß es in der Kapelle keine Priester, im Riesenthurm keine Löwen, in Deutschland keine Kurfürsten, in Heidelberg keine Pfalzgrafen mehr gibt, und daß sein großer Thurm, den er nach dem Muster des Thurmes in Bourges, des höchsten in ganz Europa, aufgeführt, baufällig hinter ihm hängt. Er betrachtet traurig den Epheu, der allmählig auf seinem Gesicht Boden gewinnt.

Dieſer große Thurm hatte ein Seitenſtück am andern Ende des feſtungsartigen Palaſtes. Es war der Thurm Friedrichs des Siegreichen.

Gegen 1455 ließ Friedrich I., um ſein Schloß uneinnehmbar zu machen, einen ſtarken Thurm oberhalb des kleinen Thales aufführen, das ſein Schloß von den öſtlichen Bergen trennt. Dieſer Thurm war achtzig Fuß hoch, aus Granit gebaut und mit eiſernen Thoren verſchloſſen. Die Seite ſeiner Mauer, die dem Feind entgegenſah, war zwanzig Fuß breit. Friedrich ließ im Innern drei furchtbare Batterien über einander aufführen, und in die Gewölbe zum Gebrauch der Maſchinen ungeheure eiſerne Ringe einfügen, die noch da hängen. 1610 erhöhte ſein Urenkel Friedrich IV. dieſen ungeheuren Thurm noch um einen großen achteckigen Stock. — Als das wunderbare Gebäude beendet und vollſtändig war, drückte der gereizte König von Frankreich mit ſeinem Daumen darauf und zerbrach es wie eine Nuß.

Heutzutage heißt der Thurm Friedrichs des Siegreichen der geſpaltene Thurm.

Eine Hälfte dieſes coloſſalen Cylinders von Mauerwerk liegt im Graben. Andere geborſtene Blöcke machen ſich vom Gipfel los und würden ſchon längſt hinabgeſtürzt ſein, aber rieſige Bäume haben ſie mit ihren mächtigen Klauen ergriffen und halten ſie ſchwebend über dem Abgrund zurück.

Einige Schritte von dieſer ſchrecklichen Ruine hat der Zufall eine allerliebſte Ruine hingeworfen; es iſt das Innere des Palaſtes von Otto Heinrich, wovon ich Ihnen, lieber Ludwig, bis jetzt nur die Façade gezeigt habe. Da ſtehen offen, dem erſten Beſten preisgegeben, unter Sonne und Regen, unter Schnee und Wind, ohne Gewölbe, ohne Getäfel, ohne Dach, wie durch Zufall in baufällige Mauern gebohrt, zwölf Thüren der Renaiſſance, zwölf Kleinodien, zwölf Meiſterwerke, zwölf ſteinerne Idyllen, mit welchen ſich, wie aus denſelben Wurzeln hervor-

Digitized by Google

gegangen, ein herrlicher, überaus lieblicher Wald von wilden Blumen vermiſcht, die der Pfalzgrafen würdig ſind, consule dignae. Ich kann Ihnen nicht ſagen, welcher unausſprechliche Reiz in dieſer Miſchung von Kunſt und Wirklichkeit liegt; es iſt zu gleicher Zeit ein Kampf und eine Harmonie. Die Natur, die mit Beethoven rivaliſirt, rivaliſirt auch mit Jean Goujon. Die Arabesken machen Geſträuche, die Geſträuche machen Arabesken. Man weiß nicht, was man vorziehen und am meiſten bewundern ſoll, das lebendige Blatt oder das ſculptirte Blatt.

Was mich betrifft, ſo ſchien mir dieſe Ruine voll von einer göttlichen Ordnung zu ſein. Mich dünkt, als befinde ſich dieſer von den Feen der Renaiſſance erbaute Palaſt jetzt in ſeinem natürlichen Zuſtand. All dieſe wunderbaren Phantaſien der freien und wilden Kunſt mußten ſich unbehaglich fühlen in dieſen Sälen, wenn man den Frieden oder Krieg da unterzeichnete, wenn düſtere Fürſten da träumten, wenn man Königinnen da verheirathete, wenn man Pläne für deutſche Kaiſerwahlen entwarf. Konnten dieſe Vertumne, dieſe Pomonen und dieſe Ganymede etwas von den Ideen begreifen, die ſie aus dem Kopf Friedrichs IV. oder V., von Gottes Gnaden Pfalzgrafen zu Rhein, Statthalters des heiligen, römiſchen Reichs, Kurfürſten, Herzogs von Ober- und Niederbayern, kommen ſahen? Ein großer Herr ſchlief in dieſem Zimmer mit einer Königstochter unter einem herzoglichen Baldachin; jetzt gibt es keinen großen Herrn, keine Königstochter, keinen Baldachin, keine Decke mehr in dieſem Zimmer; das Windeglöckchen bewohnt, die wilde Münze durchduftet es. Dies iſt gut. Es iſt beſſer. Dieſe anbetungswürdigen Sculpturen ſind geſchaffen, um von den Blumen geküßt und von den Sternen betrachtet zu werden.

Die Natur, gerecht und heilig, feiert dieſes Werk, deſſen Urheber die Menſchen vergeſſen haben.

Außer einer zahlloſen Menge von Baſſins, von Grotten

und Brunnen, von Pavillonen und Triumphbögen, außer der dem heiligen Udalrich geweihten und von Julius III. als erste in Deutschland aufgeführten Capelle;

außer dem großen Waffenplatz,
den beiden Arsenalen,
dem Ballsaal des Kurfürsten Carl,
der Menagerie der Löwen,
dem Vogelhaus,
dem Federnhaus,
der großen Canzlei,
dem Münzhaus mit seinen vier Thürmchen,

enthielt das Heidelberger Schloß und vereinigte in seinem prächtigen Ganzen acht Paläste von acht Fürsten und von acht verschiedenen Epochen:

einen vom vierzehnten Jahrhundert, den Palast des Pfalzgrafen Rudolph I.;

einen vom fünfzehnten Jahrhundert, den Palast des Kaisers Ruprecht;

drei vom sechzehnten: den Palast Ludwigs V., den Palast Friedrichs II. und den Palast Otto Heinrichs;

drei vom siebzehnten: den Palast Friedrichs IV., den Palast Friedrichs V. und den Palast Elisabeths.

Seine Ruine besteht nunmehr aus allen diesen Ruinen.

Ohne die Thürmchen, die Lusthäuschen und die Laternentreppen im Innern zu zählen, waren neun äußere Thürme da:

der Carlsthurm,
das Rundell,
der große Thurm,
der Thurm Friedrichs des Siegreichen,
der Thurm Nimmerleer,
der Verbindungsthurm,
der Riesenthurm,

der achteckige Thurm,

und jener Bibliothekthurm, der die pfalzgräfliche Bibliothek des Vaticans in sich schloß, und dessen griechische Manuscripte und byzantinische Missale im Jahr 1622 aus Ermanglung an Stroh den Pferden der kaiserlichen Armee als Streu dienten.

Fünf von diesen Thürmen sind noch vorhanden:

der Bibliothekthurm,

der achteckige Thurm,

der große Thurm,

der gespaltene Thurm,

und der Riesenthurm, der einzige, der viereckig ist.

Wunderliches Schicksal! Dieser herrliche Palast, welcher der Schauplatz der Grafen vom Rhein und der Herzoge von Bayern, der Könige von Böhmen und der Kaiser von Deutschland gewesen, ist heute nur noch die verwickelte Umhüllung eines Fasses.

Das unterirdische Gewölbe von Tournus ist eine Kirche, das unterirdische Gewölbe von St. Denis ist ein Grab, das unterirdische Gewölbe von Heidelberg ist ein Keller.

Wenn man diese großartigen Schutthaufen, diese epischen Einstürze, diese niedergerissenen Waffensäle, diese Paläste voll von Moos, von Gebüschen, von Schatten und Vergessenheit, die Thürme, die gleich betrunkenen Menschen geschwankt haben und gleich Todten umgesunken sind, diese weiten Höfe, wo vor kaum zweihundert Jahren der Landsknecht mit hoch gehaltener Pike auf der Freitreppe stand, dieses ganze große Gebäude und diese ganze große Geschichte durchschritten hat, kommt ein Mann mit einer Laterne zu Ihnen, öffnet Ihnen eine niedrige Thüre, zeigt Ihnen eine düstere Treppe und gibt Ihnen ein Zeichen hinabzusteigen. Man steigt hinab, das Gewölbe ist dunkel, die Krypte ist abgeglichen, die Luftlöcher werfen einen religiösen

Digitized by Google

Halbschein, man macht sich auf die Gräber der Pfalzgrafen gefaßt, man findet ein großes Faß, eine pantagrueliſche Grille, einen Thron für einen coloſſalen Ramponneau. Wenn man dieſes ſeltſame Ding bemerkt, glaubt man in der Finſterniß dieſer Ruine das weithinſchallende Gelächter Gargantuas zu vernehmen.

Das große Faß auf dem Schloß zu Heidelberg iſt Rabelais als Gaſt bei Homer.

Auf dem Bauch liegend in dem ungeheuren Keller, der es birgt, gleicht es einem Schiff im Schlupfhafen. Es hat vierundzwanzig Fuß Durchmeſſer und iſt dreiunddreißig Fuß lang. Auf ſeiner Vorderſeite trägt es einen mit Muſchelwerk verzierten Schild, worauf die Ziffer des Kurfürſten Karl Theodor eingegraben iſt. Zwei Treppen von zwei Stockwerken ſchlingeln ſich herum und erheben ſich bis zu einer Plattform, die auf ſeinem Rücken liegt. Es enthält 236 Fuder, das Fuder zu zwölfhundert Doppelflaſchen, woraus folgt, daß im großen Faß zu Heidelberg 536,400 gewöhnliche Flaſchen Platz haben. Man füllte es mittelſt eines im Gewölbe über dem Zapfen angebrachten Lochs, und man leerte es mit einer Pumpe, die noch jetzt an der Wand hängt. Dieſe Rieſentonne war dreimal mit Rheinwein gefüllt. Als ſie zum erſten Mal gefüllt wurde, tanzte der Kurfürſt nebſt ſeinem Hof auf der darüberliegenden Plattform. Seit 1770 iſt ſie leer.

Der Wein verbeſſerte ſich darin.

Im Uebrigen iſt dieſes Faß nicht das alte große Faß von Heidelberg, das mit ſo intereſſanten Sculpturen bedeckt war, und 1595 von dem Kurfürſten Johann Caſimir erbaut wurde, um ich weiß nicht welche Verſöhnung zwiſchen Lutheranern und Calviniſten zu feiern. Karl Theodor hat es gegen 1750 einreißen laſſen, um dieſes hier zu bauen, das größer, aber weniger verziert iſt.

Außer dem großen Faß enthielten die Keller des pfalzgräflichen Schlosses, deren Tiefen sich nach allen Seiten wie Höhlen öffnen, sogenannte kleine Fässer. Diese kleinen Fässer waren kaum ein Stockwerk hoch. Es waren ihrer zehn oder zwölf vorhanden. Jetzt ist nur noch ein einziges übrig, das man mir einige Schritte vom großen Faß in seiner Zelle gezeigt hat. Es enthielt nur den fünften Theil des großen Fasses. Es ist eine sehr schöne Zusammenfügung von eichenen Dauben, verfertigt zur Zeit Ludwigs XIII., von den pfälzischen Kurfürsten mit dem bayrischen Wappenschild und drei Löwenköpfen auf jeder seiner Seiten, von den französischen Soldaten mit etlichen Axthieben geschmückt. Dies war im Jahr 1799. Das Faß war voll von Rheinwein, unsere Soldaten wollten es einschlagen. Es hielt wacker Stand. Sie hatten die Mauern der Citadelle zertrümmert, sie konnten dem Faß keine Bresche beibringen.

Dieses kleine Faß steht seit 1800 leer.

Wenn man sich in dem Schatten ergeht, welchen das große Faß wirft, bemerkt man plötzlich hinter den Dielen, die es unterstützen, eine eigenthümliche hölzerne Statue, auf welche ein Luftloch einen bleichen Strahl wirft. Es ist ein grotesk aufgeputztes joviales altes Kerlchen, neben welchem eine plumpe Uhr an einem Nagel hängt. Ein Bindfaden schaut unter dieser Uhr hervor, Sie ziehen daran, die Uhr öffnet sich rasch und läßt einen Fuchsschwanz herausfahren, der Sie ins Gesicht trifft. Dieses alte Männchen ist ein Hofhanswurst; diese Uhr ist seine Hanswurstiade.

Das einzige Ding also, was im Schloß von Heidelberg sich noch regt und bewegt, ist die Posse eines königlichen Lustigmachers. Da oben in den Schutthaufen hat Karl der Große keinen Scepter, Friedrich der Siegreiche keinen Thurm, der König von Böhmen keine Arme, Friedrich II. keinen Kopf mehr, die königliche Erdkugel Friedrichs V. ist in seiner Hand

von einer Kanonenkugel, dieſer andern königlichen Erdkugel, zertrümmert worden; Alles iſt gefallen, Alles zu Ende gegangen, Alles erloſchen, außer dieſem Hanswurſt. Er allein iſt noch vorhanden, er ſteht aufrecht da, er athmet und ſagt: Hier bin ich. Er hat ſeinen blauen Rock, ſeine lächerliche Weſte, ſeine halbgrüne und halbrothe Narrenperücke; er betrachtet Sie, er hält Sie an, er zupft Sie beim Aermel, er macht Ihnen ſeine plumpe dumme Poſſe vor und lacht Ihnen unter die Naſe.

Nach meinem Dafürhalten iſt das Traurigſte und Bitterſte an dieſer Ruine von Heidelberg nicht dieſe ganze Maſſe von todten Fürſten und Königen, ſondern dieſer lebendige Schalksnarr.

Es war der Narr des Pfalzgrafen Karl Philipp. Er nannte ſich Perkeo. Er war drei Fuß ſechs Zoll hoch, wie ſeine Statue, unter welcher ſein Name eingegraben iſt. Er trank fünfzehn Doppelflaſchen Rheinwein täglich. Darin beſtand ſein Talent. Er machte ums Jahr 1710 den Kurfürſten von Pfalz-Bayern und den Kaiſer von Deutſchland, dieſe Schatten, die damals vorüberzogen, ſehr lachen.

Eines Tages, als mehrere fremde Fürſten beim Pfalzgrafen waren, maß man Perkeo mit einem jener großen Grenadiere Friedrichs I., Königs von Preußen, die mit ihren hohen Abſätzen an den Stiefeln und ihren ungeheuren Bärenmützen genöthigt waren, die Treppen der Paläſte rückwärts hinabzuſteigen. Der Narr reichte kaum über die Stiefel des Grenadiers hinaus. Dies erregte ungeheures Gelächter, ſagt ein Erzähler aus jener Zeit. Arme Fürſten einer abgelebten Periode, die ſich mit Zwergen und Rieſen beſchäftigten und die Menſchen vergaßen!

Wenn Perkeo ſeine fünfzehn Flaſchen nicht getrunken hatte, wurde er durchgepeitſcht.

Im Grunde lag hinter der grimaſſenhaften Heiterkeit dieſes Elenden nothwendig Spott und Verachtung. Die Fürſten, in dem Strudel, der ſie fortriß, bemerkten es nicht. Das glänzende Geſtrahle des pfälziſchen Hofes bedeckte den Schimmer von Haß, der von Zeit zu Zeit dieſes Geſicht beſchien; aber heute, im Schatten dieſer Ruinen, kommt er wieder zum Vorſchein und läßt deutlich den geheimen Gedanken des Narren leſen. Der Tod, der über dieſes Lachen dahingegangen iſt, hat ihm ſeine Kurzweiligkeit genommen und nur den Spott darin zurückgelaſſen.

Es ſcheint, als ſpotte die Statue Perkeos über die Karls des Großen.

Man muß nicht zurückkehren, um Perkeo noch einmal zu ſehen. Das erſte Mal betrübt, das zweite Mal erſchreckt er. Nichts Unheimlicheres, als das unbewegliche Lachen. In dieſem verödeten Palaſt, in der Nähe dieſes leeren Faſſes denkt man an dieſen armen Narren, der von ſeinem Herrn geſchlagen wurde, wenn er nicht betrunken war, und dieſe ſcheußlich luſtige Maske flößt Furcht ein. Es iſt ſogar nicht mehr das Lachen eines Narren, der ſpottet, ſondern das Grinzen eines Teufels, der ſich rächt. In dieſer von Phantomen angefüllten Ruine iſt Perkeo auch ein Geſpenſt.

Verzeihen Sie, lieber Ludwig, wenn ich mir den Uebergang zu Nutzen mache; aber da von Phantomen die Rede iſt, ſo kann ich Ihnen wohl auch von Geſpenſtern vorreden. Es gibt ihrer, ſagt man, und zwar viele im Schloß zu Heidelberg. Sie gehen in den Vollmonds- und in den Sturmnächten dort um. Bald iſt es Jutha, die Gemahlin des Frankenherzogs Anthys, die ſich bleich und mit der Krone auf dem Haupt unter die kleinen Ogiven am Luſthäuschen Ludwigs im Barte ſetzt. Bald ſind es zwei Vehmrichter, zwei ſchwarze Ritter, die man neben der Statue Jupiters auf dem unzugänglichen Fries des

Palaſtes Otto Heinrichs hinſchreiten ſieht. Bald ſind es die buckeligen Muſikanten, Hausgeiſter, die in den Dachſtühlen der Kapelle ſataniſche Melodien pfeifen. Bald iſt es die weiße Dame, die unter den Gewölben hingeht und deren Stimme man hört. Es iſt dies jene weiße Dame, die, ſagt man, im Jahr 1655 im Ritterſaal Otto Heinrichs dem Grafen Friedrich von Zweibrücken erſchien und ihm den Sturz der pfälziſchen Herrſchaft prophezeite. Zur Zeit der Pfalzgrafen zeigte ſie ſich, ſo oft einer der Souveräne des Landes ſterben mußte. Den Großherzogen von Baden erſcheint ſie nicht. Es ſcheint, daß ſie den Vertrag von Luneville nicht anerkennt.

Sehen Sie, lieber Ludwig, ſo iſt es mit den Teufeln beſtellt, welche die Touriſten in dieſem alten Palaſt ſuchen. Was mich betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß ich keine anderen Teufel und ſogar keine anderen Touriſten hier geſehen habe, als einmal gegen Mittag zwei jener rieſigen Schornſteinfeger vom Schwarzwald, die gekommen waren, um als Künſtler und Kenner das phänomenale Kamin der Pfalzgrafen zu beſuchen, über das Sie in Entzücken geriethen, und die ganz ſchwarz mit ihren weißen Zähnen, mit ihren beiden Armen den großen Mantel bewegend, den ſie als Shawl tragen, wie zwei große Fledermäuſe des Odeon ausſahen, das in den Ruinen von Heidelberg den Freiſchütz in Scene ſetzen würde.

Keine Art von Verwüſtung iſt dieſem Schloß erſpart geblieben. Bisher habe ich Ihnen den Grafen von Tilly, den Grafen von Birkenfeld, den Marſchall von Lorges, den Kaiſer von Deutſchland und den König von Frankreich als die großen Zerſtörer genannt. Ich habe Ihnen Nichts von den kleinen geſagt. Wenn man die Spur der Löwen betrachtet, bemerkt man die der Ratten nicht. Heidelberg hat inzwiſchen ſeine Ratten gehabt. Die niedrigſten Verwüſter, die officiellen Architekten, haben ſich auf dieſes Monument geſtürzt, wie wenn es

in Frankreich, wie wenn es in Paris wäre. Invaliden, die man da einquartierte, haben das alte Gebäude mit einem Haß verstümmelt, wie ihn nur Ruinen gegen einander hegen. Sie haben zwei von vier Giebeln im Schlafzimmer Otto Heinrichs vollständig eingerissen. Engländer haben die als Pfeiler dienenden Cariatiden im Speisesaal mit dem Hammer zerschlagen, um sie mitzunehmen. Ein Architekt, der einen Aquädukt von Heidelberg nach Mannheim führen sollte, hat die Gewölbe des Rittersaals niedergerissen, um aus den Ziegeln Kitt zu gewinnen. Sie erinnern sich, daß unser Gitterthor auf der Place royale, jenes seltene und vollständige Denkmal der Schlosserkunst des siebzehnten Jahrhunderts, dieses gute alte Gitterthor, von welchem Frau von Sevigné spricht, das die Vögel von Tournelles vorbeikommen gesehen, durch welches Corneille mußte, wenn er zu Marion de Lorme, und Molière, wenn er zu Ninon de Lenclos ging, in diesem Jahr vor meiner Thüre zu fünf Sous das Pfund verkauft worden ist. Nun wohl, lieber Ludwig, die Einfaltspinsel, die diese Dummheit ausführten, haben sie nicht einmal erfunden. Die Einfaltspinsel, von denen die Sache ausging, waren von Heidelberg; die andern haben ihnen nur nachgepfuscht. Um die Freitreppe Otto Heinrichs befand sich ein herrliches eisernes Geländer von der Renaissance. Die Stadtbaumeister haben sie dem Gewicht nach um weniger als sechs Liards das Pfund verkaufen lassen. Ich citire den wörtlichen Text des Handels. Was sagen Sie dazu? Diese sechs Liards kommen wohl auf dasselbe hinaus, wie unsere fünf Sous.

Sie haben mich ohne Zweifel auf dem Hügel des kleinen Gaisberg vergessen, wo ich mich befand, als ich Ihnen vom Heidelberger Schloß zu erzählen anfing, und ich selbst habe mich

dort vergessen, denn ich war in eine tiefe Träumerei versunken. Die Nacht war eingebrochen, Wolken hatten sich über den Himmel verbreitet, der Mond war beinahe bis zum Zenith hinaufgestiegen, als ich noch immer auf demselben Stein saß, die Finsterniß betrachtend, die ich um mich, und die Schatten, die ich in mir hatte. Auf einmal schlug es auf dem Stadtthurm unter meinen Füßen; es war Mitternacht: ich stand auf und ging den Berg hinab. Der Weg, der nach Heidelberg führt, geht an den Ruinen vorüber. Im Augenblick, wo ich dort ankam, warf der Mond, in großen Gewölken verschleiert und von einem ungeheuren Hof umgeben, einen wehmüthigen Schein auf diesen prachtvollen Schutthaufen. Jenseits des Grabens, dreißig Schritte von mir, mitten in einem großen Buschwerk, erschien mir der gespaltene Thurm, dessen Inneres ich sah, wie ein ungeheurer Todtenkopf. Ich erkannte die Nasenhöhlen, die Wölbung des Gaumens, den doppelten Augenbrauenbogen, die tiefe und furchtbare Höhle der erloschenen Augen. Der große mittlere Pfeiler mit seinem Capitäl war die Nasenwurzel. Zerrissene Verschläge bildeten die Knorpeln. Unten auf dem Abhang der Schlucht stellten die Vorsprünge der eingestürzten Mauerwand auf eine gräßliche Art den Kiefer vor. Ich habe in meinem Leben nichts Melancholischeres gesehen, als diesen großen Todtenkopf auf diesem großen Nichts sitzend, das man das pfalzgräfliche Schloß nennt.

Die stets offene Ruine ist zu dieser Stunde verödet. Mir kam die Idee, hineinzugehen. Die zwei steineren Riesen, die den viereckigen Thurm bewachen, ließen mich passiren. Ich schritt durch die schwarze Vorhalle, unter welcher noch das alte eiserne Schutzgatter hängt, und gelangte in den Hof. Der Mond war beinahe verschwunden unter den Wolken. Vom Himmel kam bloß ein bleicher Schein.

Ludwig, nichts ist größer, als das was gefallen ist. Diese

Ruine hatte, auf dieſe Art beleuchtet, zu dieſer Stunde geſehen, eine unausſprechliche Traurigkeit, Lieblichkeit und Majeſtät. Ich glaubte ſelbſt in dem kaum erkenntlichen Gezitter der Bäume und Geſträuche etwas Ernſtes und Ehrfurchtsvolles zu fühlen. Ich hörte keinen Tritt, keine Stimme, keinen Hauch. Im Hof war weder Schatten noch Licht; eine Art von träumeriſchem Halblicht milderte Alles, beſchien Alles und verſchleierte Alles. Der verwickelte Knäuel von Breſchen und Riſſen ließ ſchwache Strahlen des Mondes bis in die entfernteſten Schlupfwinkel dringen, und in den ſchwarzen Tiefen unter unnahbaren Gewölben und Gängen ſah ich weiße Punkte langſam ſich bewegen.

Dies war die Stunde, wo die Façaden der alten verlaſſenen Gebäude keine Façaden mehr, ſondern Geſichter ſind.

Ich ſchritt auf dem holperichten unebenen Pflaſter fort, ohne daß ich einen Lärm zu machen wagte, und nun fand ich zwiſchen den vier Mauern dieſes Raumes jene ſeltſame Beengung, jenes undefinirbare Gefühl, welches die Alten den Schauer der heiligen Haine nannten. Es liegt eine Art unüberwindlichen Schreckens in dem Unheimlichen, das mit dem Prächtigen vermiſcht iſt.

Gleichwohl bin ich die grünen und feuchten Stufen der alten Freitreppe ohne Geländer hinangeſtiegen und in den alten dachloſen Palaſt Otto Heinrichs eingetreten. Sie werden vielleicht lachen, aber ich verſichere Sie. es iſt etwas Schreckliches, bei Nacht in Zimmern umherzugehen, die von Menſchen bewohnt worden, deren Thüren dekorirt ſind, deren Zierrathen noch jetzt ihre wohl erkenntliche Bedeutung haben; es iſt etwas Schredliches, ſich zu ſagen: hier war der Speiſeſaal, hier das Schlafzimmer, hier der Alkoven, hier das Kamin, und zu gleicher Zeit das Gras unter ſeinen Füßen zu fühlen und den Himmel über ſeinem Haupt zu erblicken. Ein Zimmer, das

Digitized by Google

noch die Gestalt eines Zimmers hat, und dessen Decke von einer unsichtbaren Hand wie der Deckel einer Büchse hinweggenommen worden ist, wird etwas namenlos Trauriges. Es ist kein Haus mehr, es ist kein Grab. In einem Grab fühlt man die Seele des Menschen; hier fühlt man seinen Schatten.

Im Augenblick, wo ich aus dem Vorhof in den Rittersaal treten wollte, machte ich Halt. Es war da ein eigenthümliches Geräusch, das um so deutlicher zu erkennen war, als eine Grabesstille den Rest der Ruine erfüllte. Es war eine Art schwachen Geröchels, zischend, anhaltend, auf Augenblicke mit einem kurzen, trockenen und raschen Triller vermischt, der bald aus der Tiefe der Finsterniß, aus einem entfernten Punkt des Gehölzes oder Gebäudes, bald unter meinen Füßen zwischen den Spalten des Pflasters hervorzukommen schien. Woher kam dieses Geräusch? Von welchem nächtlichen Wesen war es das Geschrei oder Geklopfe? Ich weiß es nicht, aber es glich dem Geknirsche eines Werkstuhles, und indem ich ihm lauschte, konnte ich nicht umhin an jenen schrecklichen Spinner der Sagen zu denken, der Nachts in den Ruinen am Strick für den Galgen spinnt.

Im Uebrigen Nichts, Niemand, kein lebendiges Wesen. Der Saal war verlassen wie der ganze Palast. Ich stieß mit meinem Stock aufs Pflaster, das Geräusch hörte auf, begann aber nach einem Augenblick wieder. Ich stieß noch einmal, es hörte auf, begann aber dann von Neuem. Uebrigens habe ich nichts gesehen, als eine große erschrockene Fledermaus, die durch mein Klopfen auf die Platte aus einer der sculptirten Consolen der Wand hervorgetrieben wurde und über meinem Kopf jenen leichenhaften Kreisflug begann, der für das Innere der eingestürzten Thürme geschaffen scheint.

Soll ich Ihnen Alles sagen? Warum nicht? Sind Sie nicht der Mann, der alle Träume des Geistes begreift? Es

Digitized by Google

ſchien mir, als beläſtigte ich Jemand in dieſer Ruine. Wen? Ich weiß es nicht. Aber gewiß iſt, daß ich ein Geheimniß ſtörte. Die Nacht war da ganz allein. Ich hatte ſie in ihrer Ordnung unterbrochen. Alle übernatürlichen Bewohner dieſes königlichen Gemäuers hefteten zugleich ihre unbeſtimmten und entſetzten Augenſterne auf mich. Die Tritonen, die Satyrn, die doppelſchwänzigen Sirenen, der geflügelte Amor, der ſeit drei Jahrhunderten mit einer Guirlande auf der Schwelle des Ritterſaales ſpielt, die zwei nackten Siegesgöttinnen, die von den Invaliden verſtümmelt worden, die unter purpurrothen Gebüſchen verſteckten Cariatiden, die Chimären, die Ringe in ihren Zähnen haben, die Najaden, die das ſteinerne Waſſer aus ihrer Urne fallen hören, hatten etwas Aergerliches und Trauriges; die weitgeöffneten Mäuler der Fratzenköpfe nahmen einen ſeltſamen Ausdruck an; ein Schein ließ kläglich im Schatten jene düſtere Iſis des Vorſaales hervortreten, welcher die Regen, die an ihr nagen und wiſchen, das unnennbare Lächeln der Prudhonſchen Geſichter gegeben haben; zwei behelmte Sphinxe mit Weiberbrüſten und Frauenohren ſchienen leiſe zu ziſchen, indem ſie mich anſchauten, **transversa tuentes**, und ich glaubte, die Löwen des Kamins unter dem Gebüſch ſchnaufen zu hören, wo ſie ſich niedergeduckt haben, ſeit der Fuß des nachdenklichen Pfalzgrafen ſich nicht mehr auf ihre marmorne Mähne ſetzt. Etwas Unbewegliches und Furchtbares zuckte um mich her auf all dieſen Wänden, und ſo oft ich mich einer finſtern Thüre oder einer trüben Ecke näherte, ſah ich einen geheimnißvollen Blick darin leben.

Sind Sie Geiſterſeher wie ich? Haben Sie das empfunden? Die Statuen ſchlafen am Tag, aber bei Nacht erwachen ſie wieder und werden Geſpenſter.

Ich verließ den Palaſt Ottos und kehrte, fortwährend verfolgt durch das ſchwache, ſeltſame Geräuſch, das irgend

ein Todtenwächter in dem Rittersaal machte, in den Hof zurück.

Im Augenblick, wo ich die Freitreppe hinabgestiegen war, erhob sich der Mond plötzlich, rein und strahlend, in einem breiten Wolkenriß; der doppelgiebelige Palast Friedrichs IV. erschien auf einmal prächtig, beleuchtet wie am hellen Tag, mit seinen sechzehn bleichen und furchtbaren Riesen vor mir, während zu meiner Rechten die Façade Ottos, ganz schwarz gegen den lichtvollen Himmel emporschauend, blendende Mondstrahlen durch ihre vierundzwanzig Fenster zugleich entwischen ließ.

Ich sagte beleuchtet wie am hellen Tag; ich hatte Unrecht, dies war Alles zusammen mehr oder weniger. Der Mond in den Ruinen ist besser als ein Licht, er ist eine Harmonie. Er verbirgt kein Detail und übertreibt keine Narbe; er wirft einen Schleier auf die zertrümmerten Dinge und fügt einen gewissen neblichten Glorienschein zur Majestät der alten Gebäude. Man sieht einen zerfallenen Palast oder ein eingestürztes Kloster besser bei Nacht, als bei Tag. Die harte Klarheit der Sonne ermüdet die Ruinen und belästigt die Traurigkeit der Statuen.

Ihrerseits haben diese Schatten der Kaiser und Pfalzgrafen mich angeschaut: **Simulacra.** Seltsam, einen Augenblick zuvor hatte es mir geschienen, als ob die Sirenen, die Nymphen und die Chimären mich zornig anblickten; jetzt schien es mir, als ob all diese furchtbaren alten Fürsten ein gütiges und gastfreundliches Auge auf mich armseligen Wanderer hefteten. Einige erschienen noch größer unter den phantastischen Strahlen des Mondes. Einer von ihnen, der von einer Bombe getroffen und halb rücklings geworfen wurde, Johann Casimir, sah an die Wand gelehnt mit seinem bleichen Gesicht, seiner Adlernase und seinem langen Bart, dem ausgegrabenen Heinrich IV. gleich.

Ich verließ den Palast durch den Garten und verweilte

mich beim Hinabsteigen noch einen Augenblick auf einer der untern Terrassen. Hinter mir bildete die Ruine, die den Mond verbarg, auf halbem Abhang einen gewaltigen Schatten, aus welchem in allen Richtungen zugleich lange, düstere und helle Linien hervorbrachen, den unbestimmten und dunstigen Hintergrund der Landschaft ausstreichend. Unter mir lag das schlaftrunkene Heidelberg tief im Thal am Berg entlang hingestreckt, alle Lichter gelöscht, alle Thüren geschlossen; unter Heidelberg hörte ich den Neckar hinrauschen, der leise mit dem Hügel in der Ebene zu sprechen schien, und die Gedanken, die mich den ganzen Abend erfüllt hatten, die Nichtigkeit des Menschen in der Vergangenheit, seine Armseligkeit in der Gegenwart, die Größe der Natur und die Ewigkeit Gottes, kehrten, wie durch eine dreifache Figur dargestellt, alle zusammen vor meinen Geist zurück, während ich langsamen Schritts zwischen diesem stets wachen und lebendigen Fluß, dieser eingeschlafenen Stadt und diesem todten Palast in der Finsterniß hinabstieg.

Nachschrift.

Karlsruhe, November.

Lieber Ludwig, da haben Sie diesen endlosen Brief, glücklich vollendet. Danken Sie Gott und verzeihen Sie mir. Lesen Sie den Foliobogen nicht, den ich Ihnen schicke, aber kommen Sie nach Heidelberg.

Ich habe in den letzten Tagen einen prächtigen Abstecher in die Bergstraße gemacht. Ich habe Koth und Regen gehabt, aber Sie wissen, daß ich eine Art von Bergmann bin. Nur habe ich viel gelitten, nicht von der Kälte, sondern von den Oefen. Denken Sie sich, seit ich in Deutschland bin, ist es

mir noch nie gelungen, ein Kaminfeuer, einen tüchtigen Feuerbrand, ein flammendes Reißbüschel zu bekommen. Sie haben bloß schreckliche Oefen, deren Rohre sich wie Schlangen in den Zimmern drehen und winden. Daraus geht eine garstige verrätherische Hitze hervor, so daß der Kopf siedet, während die Füße erfrieren. Hier heizt man sich nicht, aber man tödtet sich durch die Hitze.

Abgesehen von diesem kleinen Uebelstand, daß man sich Morgens und Abends durch den Dampf tödtet, ist das Land wahrhaft bewundernswürdig. Es regnet die ganze Nacht; ich höre im Schlaf, wie der Platzregen gegen meine Fenster wüthet, ich mache mich auf schreckliche nasse Tage gefaßt; aber ich weiß nicht, wie dies zugeht, am Morgen zertheilen sich die Wolken, die Nebel entfliegen, und ich sehe die schönsten Dinge von der Welt.

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane.

Leben Sie wohl, theurer Freund, auf baldiges Wiedersehen! In einigen Wochen werde ich Ihre liebe Hand drücken. Bleiben Sie mir gut.

Neunundzwanzigster Brief.

Straßburg.

Straßburg, August.

Ich bin in Straßburg, lieber Freund. Ich habe mein Fenster auf den Waffenplatz. Zu meiner Rechten habe ich ein Bouquet von Bäumen, zu meiner Linken den Münster, dessen Glocken in diesem Augenblick alle zusammenläuten; vor mir im

Digitized by Google

Hintergrund des Platzes ein Haus aus dem sechzehnten Jahrhundert, sehr schön, obschon gelb angestrichen und mit grünen Läden; hinter diesem Haus die hohen Giebel eines alten Kirchenschiffes, wo jetzt die Stadtbibliothek ist; mitten auf dem Platz eine hölzerne Barake, aus welcher, sagt man, ein Denkmal für Kleber hervorgehen wird; rings umher einen Cordon von alten recht pittoresken Dächern; einige Schritte von meinem Fenster eine Pfahllaterne, zu deren Fuß einige deutsche Gamins, blond und wohlgenährt, kauderwelschen. Von Zeit zu Zeit hält eine schlanke englische Postchaise, Kalesche oder Landauer mit ihrem badischen Postillon vor dem rothen Hause an, wo ich wohne. Der badische Postillon ist allerliebst; er trägt eine hellgelbe Jacke, einen schwarzen lakirten Hut mit breiter silberner Borte, und über dem Rücken am Bandelier ein kleines Jagdhorn mit einem ungeheuern Büschel von rothen Eicheln. Unsere Postillone sind abscheulich; der Postillon von Longjumeau ist eine Mythe; eine alte schmutzige Blouse mit einer schrecklichen baumwollenen Mütze, das ist der französische Postillon. Setzen Sie jetzt über das Ganze, den badischen Postillon, die Postchaise, die deutschen Gassenjungen, die alten Häuser, die Bäume, die Barake und den Glockenthurm, einen hübschen Himmel, aus Blau und Wolken gemischt, so haben Sie eine Idee von dem Gemälde.

Ich habe übrigens wenig Abenteuer gehabt; ich habe zwei Nächte in der Mallepost zugebracht, was mir einen hohen Begriff von der Solidität unserer menschlichen Maschine einflößte. Es ist etwas Schauerliches um eine Nacht in der Mallepost. Im Augenblick der Abreise geht Alles gut, der Postillon knallt mit seiner Peitsche, die Glöckchen der Pferde klingen munter, man fühlt sich in einer wundersam angenehmen Lage, die Bewegung des Wagens gibt dem Geist Heiterkeit und die Dämmerung stimmt ihn schwermüthig. Allmählig bricht die Nacht

herein, das Geſpräch unter den Nachbarn erlahmt, man fühlt die Augenlider ſchwer werden, die Laternen werden angezündet, man wechſelt die Pferde, dann ſaust man wieder dahin wie der Wind, es wird vollſtändig Nacht, man ſchläft ein, dies iſt gerade der Augenblick, welchen die Straße wählt, um ſchrecklich zu werden; bald kommt man in Löcher, bald über holperige Stellen, der Wagen beginnt zu tanzen. Es iſt keine Straße mehr, ſondern eine Bergkette mit ihren Seen und Kämmen. Zwei entgegengeſetzte Bewegungen bemächtigen ſich jetzt des Wagens und ſchütteln ihn voll Wuth, wie zwei Rieſenhände, die ihn im Vorbeikommen gepackt hätten, eine Bewegung von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, und eine Bewegung von links nach rechts und von rechts nach links — ſtampfen und ſchlinkern. Aus dieſer glücklichen Verwicklung geht hervor, daß jede Erſchütterung ſich von ſelbſt an der Höhe der Achſen vervielfältigt, und daß ſie im Innern des Wagens bis zur dritten Potenz ſteigt, ſo daß ein fauſtgroßer Kieſel macht, daß man achtmal hinter einander den Kopf an dieſelbe Stelle ſchlägt, wie wenn man einen Nagel einſchlagen wollte. Das iſt allerliebſt. Von dieſem Augenblick an iſt man nicht mehr in einem Wagen, ſondern in einem Strudel. Es ſcheint, die Malleposſt ſei wüthend geworden. Die comfortable, von Herrn Conte erfundene Malleposſt verwandelt ſich in eine abſcheuliche Patatſche, der voltaireſche Lehnſtuhl iſt nur noch ein infamer Rippenſtößer. Man hüpft, man tanzt, man ſpringt auf, man prallt gegen ſeinen Nachbar an — Alles im Schlaf. Denn das iſt noch das Schönſte an der Sache, man ſchläft. Der Schlaf hält Sie von der einen Seite, das hölliſche Fuhrwerk von der andern. Daher ein Alpdrücken ohne Gleichen. Nichts läßt ſich mit den Träumen eines geſchüttelten Schlafes zuſammenſtellen. Man ſchläft und man ſchläft nicht, man befindet ſich zu gleicher Zeit in der Wirklichkeit und in der Chimäre. Das iſt der am-

phibiſche Traum. Von Zeit zu Zeit öffnet man die Wimper ein wenig. Alles hat ein ungeſtaltetes Ausſehen, beſonders wenn es regnet, wie neulich einmal bei Nacht. Der Himmel iſt ſchwarz, oder vielmehr es gibt keinen Himmel; es ſcheint, als ſauſe man köpflings durch einen Abgrund dahin, die Laternen des Wagens werfen einen bleichen Schein, der dem Rücken der Pferde etwas Ungeheuerliches gibt; die Waſſerpfützen kniſtern und ziſchen unter dem Regen wie ein Braten in der Pfanne; die Gebüſche ſehen geduckt und feindſelig aus, die Steinhaufen liegen wie Leichname da; man ſchaut unbeſtimmt hin; die Bäume der Ebene ſind keine Bäume mehr, ſondern ſcheußliche Rieſen, die langſam auf den Rand der Straße voran zu kommen ſcheinen; jede alte Mauer gleicht einem zahnloſen Rieſenkiefer. Auf einmal kommt ein Geſpenſt mit ausgeſtreckten Armen herbei. Bei Tag wäre es ganz einfach der Wegzeiger, der ganz gemüthlich zu Ihnen ſagen würde: Straße von Coulommiers nach Sezanne. Bei Nacht iſt es eine ſchauerliche Larve, die einen Fluch auf den Reiſenden zu werfen ſcheint, und dann weiß ich nicht, warum man den Kopf voll von Schlangenbildern hat; man glaubt, Nattern krabbeln einem im Hirn herum; die Brombeerſtaude ziſcht am Rande des Grabens wie eine Menge Ottern, die Peitſche des Poſtillons iſt eine fliegende Viper, welche dem Wagen folgt und durch das Glas hereinzubeißen ſucht; fern im Nebel wellt die Linie der Hügel wie der Bauch einer Boa, die verdaut, und nimmt in den Vergrößerungen des Schlafes die Geſtalt eines wunderbaren Drachen an, der den Horizont umgeben würde. Der Wind röchelt wie ein ermüdeter Cyclope und erweckt Träume von irgend einem ſchrecklichen Arbeiter, der mit Schmerz in der Finſterniß ſein Werk verſieht. — Alles lebt in dieſem ſchauerlichen Leben, das die Stürme der Nacht den Dingen geben.

Die Städte, durch welche man kommt, beginnen gleichfalls

zu tanzen, die Straßen steigen senkrecht auf und nieder, die Häuser neigen sich unter einander über den Wagen, und einige schauen mit feurigen Augen hinein. Das sind diejenigen, die noch beleuchtete Fenster haben.

Gegen fünf Uhr Morgens glaubt man sich gerädert; die Sonne geht auf, man denkt nicht mehr daran.

Alles das ist eine Nacht in der Mallepost, und ich spreche hier von den neuen Diligencen, die übrigens bei Tag vortrefflich sind, wenn — eine große Seltenheit in Frankreich — der Weg gut ist.

Sie können sich's denken, lieber Freund, daß es mir schwer sein würde, Ihnen einen Begriff von einem Lande zu geben, das man auf solche Art durchreist. Ich bin durch Sezanne gefahren, und sehen Sie, was mir davon im Gedächtniß bleibt: eine lange verdorbene Straße, niedrige Häuser, ein Platz mit einem Brunnen, eine offene Bude, worin ein Mann bei einem Talglicht ein Brett abhobelt. Ich bin durch Phalsbourg gekommen und habe davon Folgendes behalten: ein Getöse von Ketten und Zugbrücken, Soldaten, die mit Laternen hersehen, und schwarze befestigte Thore, unter denen der Wagen sich verfing.

Von Vitry-sur-Marne bis Nancy bin ich bei Tag gereist. Ich habe nichts sehr Denkwürdiges gesehen. Es ist wahr, daß die Mallepost nichts sehen läßt.

Vitry-sur-Marne ist ein Kriegsplatz im Rococostyl. St. Dizier ist eine lange und breite Straße, an welcher da und dort schöne Häuser von Quadersteinen im Styl Ludwigs XV. stehen. Bar-le-Duc ist ziemlich pittoresk; ein hübscher Bach fließt da vorüber. Ich vermuthe, es ist der Ornain; aber in Bezug auf Bäche und Flüsse will ich nichts mehr behaupten, seitdem es mir einmal begegnet ist, daß ich durch Verwechslung der Vilaine mit dem Couasnon die ganze Bretagne in Aufruhr ge-

bracht habe. Die Najaden ſind empfindlich, und ich möchte mit den grünhaarigen Flüſſen nicht gerne anbinden. Nehmen Sie alſo an, ich hätte nichts geſagt.

Apropos, ich habe dieſe ganze Reiſe in Geſellſchaft eines braven Notars aus der Provinz gemacht, der ſeine Offizin in einem mir entfallenen Städtchen im Süden hat und jetzt ſeine Ferien in Baden zubringen will, weil, wie er ſagt, alle Welt nach Baden geht. Wohl verſtanden, eine Unterhaltung durchaus unmöglich. Dieſer würdige Federheld ſchmeckt nach Stempelpapier, wie das im Behältniß aufgezogene Kaninchen nach Kohl ſchmeckt.

Da übrigens das Reiſen ſchwatzhaft macht, ſo habe ich ihn auf hunderterlei Arten anzubohren geſucht, um zu ſehen, ob ich ihn eßbar finden würde, wie Diderot ſagt. Ich habe ihn nach allen Seiten angebrochen, aber nichts als fauſtdicke Dummheit heraus bekommen. Es gibt viele Leute von dieſer Art. Ich war wie die Kinder, die mit aller Gewalt ein falſches Bonbon anbeißen wollen; ſie ſuchen Zucker und finden Gips.

Die Stadt Bar wird von einem gewaltigen Rebhügel beherrſcht, der im Auguſt ganz grün iſt und im Augenblick meiner Durchfahrt einen ganz blauen Himmel über ſich hatte. Nichts iſt rauh an dieſem Blau und dieſem Grün, das von einem Sonnenſtrahl warm eingehüllt war. In der Umgegend von Bar-le-Duc herrſcht die Mode, daß die Häuſer von einigem Anſpruch ſtatt der Mittelthüre eine kleine Vorhalle von Quaderſteinen mit viereckiger Decke auf der Freitreppe haben. Dies iſt recht hübſch. Sie wiſſen, daß die Originalitäten der lokalen Bauarten mich intereſſiren, ich habe Ihnen dies hundertmal geſagt, wenn die Bauart natürlich und nicht von den Baumeiſtern verkünſtelt iſt. Das Klima ſchreibt ſich in die Architektur. Ein ſpitzes Dach beweiſt Regen; ein plattes die Sonne; ein mit Steinen bedecktes den Wind.

Im Uebrigen ist mir in Bar-le-Duc nichts aufgefallen, außer daß der Postcurier für seinen Jahresbedarf vierhundert Confiturentöpfe bestellt hat, und daß im Augenblick, wo ich zur Stadt hinausfuhr, ein altes lahmes Pferd hereinkam, das wahrscheinlich zum Abdecker wanderte. Erinnern Sie sich jenes famösen Hotto unseres holden Kindes, unserer lieben kleinen D., der so lange Zeit allen Stürmen und Regengüssen in einem Winkel des Balkons auf der Place Royale ausgesetzt war, mit einer Nase von grauem Papier, weder Ohren noch Schwanz, und zuletzt überhaupt Nichts mehr, als drei Rädchen. Dies ist mein armes Pferd von Bar-le-Duc.

Von Vitry nach St. Dizier ist die Landschaft mittelmäßig. Es sind große Kornfelder, geschoren, roth, von verdrießlichem Aussehen zu dieser Jahreszeit. Keine Ackerer, keine Erndter mehr, keine Aehrenleserinnen mehr, die barfuß, gesenkten Kopfs, mit einer magern Garbe unter dem Arm einhergehen. Alles ist verlassen. Von Zeit zu Zeit sieht man in der Ferne oben auf dem Hügel einen Jäger und seinen Hund auf dem Anstand.

Man sieht die Dörfer nicht; sie sind zwischen den Hügeln zusammengekauert in grünen Thälchen, durch welche beinahe immer ein Bächlein fließt. Auf Augenblicke bemerkt man die Spitze eines Glockenthurms.

Einmal hat diese Thurmspitze mir einen eigenthümlichen Anblick dargeboten. Der Hügel war grün; es war Rasen. Ueber diesem Hügel sah man schlechterdings nichts, als den zinnenen Hut eines Kirchthurms. Der Hut schien genau auf die Höhe des Hügels gesetzt zu sein und war von flämischer Form (in Flandern hat in den Dorfkirchen der Glockenthurm die Form der Glocke). Sie sehen das von hier: ein unermeßlicher grüner Teppich, von dem man sagen könnte, Gargantua habe sein Glöckchen darauf vergessen.

Digitized by Google

Hinter St. Dizier ist der Weg angenehm. Frische Baumreihen verbreiten sich nach allen Seiten, die Thäler höhlen sich, die Hügel werden schmächtiger und gewinnen zuweilen ein falsches Aussehen von Bergen. Was zur Täuschung beiträgt, ist der Umstand, daß manchmal und trotz des hübschen Aussehens der Boden mager und die Höhe der Hügel krankhaft und kahl ist. Man fühlt, daß die Erde nicht die Kraft hat, ihren Saft bis hieher zu treiben. Dies macht die Hügel nur scheinbar groß, aber es macht sie doch groß.

Eine hübsche Stadt ist Ligny. Drei oder vier Hügel, die sich begegnen, haben ein Thal in Form eines Sternes gemacht. Die Häuser von Ligny sind alle in der Tiefe dieses Thales zusammengestellt, wie wenn sie von den Hügeln herabgeglitscht wären. Dies gibt dem Städtchen ein allerliebstes Ansehen, und dann ist ein hübscher Bach da, wie auch zwei schöne Thurmruinen. Diese Hügel sind allerliebst; sie haben die Gefälligkeit, die Mallepost zum gewöhnlichen Schritt zu zwingen, so daß ich absteigen, hinter dem Wagen hergehen und die Stadt besehen konnte.

In Betreff der Cathedrale von Toul habe ich Zweifel. Ich vermuthe, daß sie einige Verwandtschaft mit der Cathedrale von Orleans hat, dieser abscheulichen Kirche, die aus der Ferne so viel verspricht und in der Nähe gar nichts hält. Inzwischen hege ich eine weniger schlechte Idee von der Kirche von Toul, die ich allerdings nicht in der Nähe gesehen habe. Toul liegt in einem Thal, der Postwagen fährt im Galopp hinab, die Sonne ging unter und warf einen prachtvollen horizontalen Strahl auf die Façade der Cathedrale; das Gebäude hat etwas eigenthümlich Altes, es ist massenhaft und nahm sich sehr schön aus. Als ich in die Nähe kam, glaubte ich zu sehen, daß es zum Mindesten eben so zerfallen als alt war, daß die Thürme achteckig waren, was mir mißfiel, und daß sie von einer ähn-

lichen Baluſtrade gekrönt waren, wie die Thürme von Orleans, was mich ärgerte. Gleichwohl verdamme ich die Cathedrale von Toul nicht. Von der Apſide aus geſehen iſt ſie recht ſchön. Im Augenblick, wo wir über die Brücke von Toul fuhren, fragte mich mein Reiſegefährte, ob das Haus Lothringen nicht daſſelbe ſei, wie das Haus Medicis.

Nancy liegt wie Toul in einem Thal, aber in einem ſchönen, breiten und reichen Thal. Die Stadt ſieht nicht viel gleich, die Glockenthürme der Cathedrale ſind pompadourſche Gewürzbüchſen. Gleichwohl habe ich mich mit Nancy ausgeſöhnt, erſtens weil ich da dinirte und großen Hunger hatte; zweitens weil der Stadthausplatz einer der hübſcheſten, heiterſten und vollſtändigſten Rococoplätze iſt, die ich je geſehen habe. Er iſt eine ſehr gut gemachte und mit merkwürdiger Richtigkeit ausgeführte Decoration mit allen möglichen Dingen, die gut zuſammenpaſſen und einander durch den Effekt helfen: Brunnen von Muſchelwerk, Boskette von zierlich zugeſtutzten Bäumen, dicke eiſerne Gitterthore, vergoldet und ausgearbeitet, eine Bildſäule des Königs Stanislaus, ein Triumphbogen in gezwungenem, aber amüſantem Styl, edle, elegante, wohl unter ſich verbundene und nach verſtändigen Winkeln eingetheilte Façaden. Selbſt das Pflaſter, das aus ſpitzigen Kieſeln beſteht, iſt fächerweiſe abgetheilt wie eine Moſaik. Alles zierlich und allerliebſt.

Ich habe wirklich bedauert, daß ich nicht Zeit hatte, dieſe ganz im Styl Ludwigs XV. aufgeführte Stadt im Detail und nach Behagen zu beſchauen. Wenn die Architektur des achtzehnten Jahrhunderts reich iſt, ſo bietet ſie am Ende Erſatz für ihren ſchlechten Geſchmack. Ihre Phantaſie vegetirt und erluſtigt ſich auf dem Gipfel der Gebäude in ſo ausſchweifenden und ſo dichten Blumengebüſchen, daß jeder Zorn ſchwindet und man ſich träge Alles gefallen läßt. In den heißen Gegenden,

Digitized by Google

in Liſſabon z. B., das ebenfalls eine Rococoſtadt iſt, ſcheint es, als habe die Sonne auf dieſe ſteinerne Vegetation gewirkt wie auf die andere. Man ſollte meinen, ein Saft habe in dem Granit gekreist; er hat ihn geſchwellt, hat ſich darin Luft geſchafft und wirft nach allen Seiten hin wunderbare Zweige von Arabesken, die ſich voll zum Himmel empokrichten. An den Klöſtern, Paläſten und Kirchen ſpringt die Verzierung von allen Seiten bei jeder Gelegenheit mit oder ohne Vorwand hervor. In Liſſabon iſt nicht ein einziger Giebel, deſſen Linie ruhig geblieben wäre.

Was merkwürdig iſt und die Architektur des achtzehnten Jahrhunderts vollends mit einer Vegetation aſſimilirt — ich beobachtete dies ebenfalls in Nancy, indem ich an der Cathedrale hinging — das iſt der Umſtand, daß, wie der Stamm der Bäume ſchwarz und traurig, ſo der untere Theil der Pompadourhäuſer kahl, verdrießlich, ſchwerfällig und trübſelig iſt. Das Rococo hat garſtige Füße.

Ich kam am Sonntag Abends ſieben Uhr in Nancy an. Um acht Uhr fuhr die Poſt weiter. Dieſe Nacht war weniger ſchlecht, als die erſte. War ich müder? war der Weg beſſer? Thatſache iſt, daß ich mich in die Armriemen des Wagens einhing und ſchlief. Dies die Art, wie ich Phalsbourg geſehen habe.

Gegen vier Uhr Morgens erwachte ich. Ein friſcher Wind ſchlug mir ins Geſicht, der Wagen, der in den ſtärkſten Galopp geſetzt war, neigte ſich vorwärts; wir fuhren den berühmten Abhang von Savern hinab.

Dies iſt einer der ſchönen Eindrücke meines Lebens. Der Regen hatte aufgehört, der Nebel zerſtreute ſich nach allen vier Winden, die Mondſichel durchſchritt raſch die Gewölke und wogte raſch, auf Augenblicke frei, in einem azurnen Trapez, wie ein Nachen auf einem kleinen See. Ein vom Rhein herkommender Wind machte die Bäume an der Straße ſchauern. Von

Digitized by Google

Zeit zu Zeit traten ſie zurück und ließen mich einen unbeſtimmten blendenden Abgrund ſehen: auf dem erſten Plan ein Hochwald, unter welchem der Berg ſich verſteckte; unten unüberſehbare Ebenen mit geſchlängelten Waſſern, die wie Blitze leuchteten; im Hintergrund eine düſtere, verworrene und dichte Linie — der Schwarzwald — alles das bildete ein zauberhaftes Panorama im Mondſchein. Dieſe unvollendeten Schauſpiele haben vielleicht einen noch größeren Nimbus, als die andern. Es ſind Träume, die man berührt und ſieht. Ich wußte, daß ich Frankreich, Deutſchland und die Schweiz, Straßburg mit ſeiner Kirchthurmſpitze, den Schwarzwald mit ſeinen Bergen, den Rhein mit ſeinen Krümmungen vor Augen hatte; ich ſuchte Alles, ich muthmaßte Alles, und ich ſah Nichts. Nie habe ich eine außerordentlichere Aufregung empfunden. Denken Sie ſich dazu die Stunde, das Rennen, die den Abhang hinabjagenden Pferde, das heftige Geraſſel der Räder, das Zittern der hinabgelaſſenen Fenſter, das häufige Vorbeiſchweben der Baumſchatten, die Winde, die Morgens aus den Bergen wehen, eine Art von Gemurmel, das die Ebene bereits erhob, und Sie werden begreifen, was ich empfand. Bei Tag überraſcht dieſes Thal, bei Nacht bezaubert es.

Man fährt in einer Viertelſtunde hinab. Es iſt fünf Viertelſtunden lang. Eine halbe Stunde ſpäter begann die Dämmerung. Zu meiner Linken wurde der untere Theil des Himmels ſichtbar, eine Gruppe weißer, mit ſchwarzen Ziegeln bedeckter Häuſer hob ſich auf der Spitze eines Hügels ab, das wahre Azur des Tages begann über den Horizont hervor zu ſtehen, einige Bauern kamen bereits auf dem Weg nach ihren Weinbergen vorüber, ein helles, kaltes und blaues Licht kämpfte mit dem blonden Schein des Mondes, die Geſtirne erblaßten, zwei der Plejaden waren verſchwunden, die drei Pferde des Wagens ſprangen raſch nach ihrem blauthorigen Stall zu, es

war kalt, ich fror, man mußte die Fenſter hinaufziehen. Einen Augenblick nachher erhob ſich die Sonne, und das Erſte, was ſie mir zeigte, war ein Dorfnotar, der ſich unter einem rothen Zitzvorhang an ſeinem Fenſter raſirte, die Naſe in einen zerbrochenen Spiegel ſteckend.

Eine Fahrſtunde weiter wurden die Bauern pittoresk, die Fuhrleute prächtig; ich zählte bei einem von ihnen dreizehn Maulthiere, die er in weiten Ketten angeſpannt hatte. Man fühlte die Nähe Straßburgs, der alten deutſchen Stadt.

Fortwährend im Galopp, fuhren wir durch Waſſelonne, einen langen Häuſerdarm, der in die letzte Schlucht der Vogeſen gegen Straßburg zu eingepreßt iſt. Hier konnte ich nur flüchtig eine eigenthümliche, von drei runden und ſpitzigen, neben einander ſtehenden Glockenthürmen überragte Kirchenfaçade ſehen, welche durch die Bewegung des Wagens plötzlich vor mein Fenſter gebracht und dann ſogleich, wie eine Theaterdekoration herumgeſtoßen, wieder entführt wurde.

Auf einmal verzog ſich der Nebel an einer Straßenbiegung, und ich bemerkte den Münſter. Es war ſechs Uhr Morgens. Die ungeheure Cathedrale, die höchſte Spitze, welche die Menſchenhand nach der großen Pyramide aufgeführt hat, zeichnete ſich deutlich an einem Hintergrund von düſtern, prächtig geformten Bergen, in welchen die Sonne da und dort breite Thäler beglänzte. Das Werk Gottes für die Menſchen, das Werk der Menſchen für Gott, der Berg und die Cathedrale wetteiferten an Größe.

Ich habe nie etwas Impoſanteres geſehen.

Digitized by Google

Dreißigſter Brief.

Straßburg.

September.

Geſtern habe ich die Kirche beſucht. Der Münſter iſt in Wahrheit ein Wunder. Die Portale der Kirche ſind ſchön, beſonders das romaniſche; auf der Façade gibt es ganz prächtige Reitergeſtalten, die Einſatzroſe iſt edel und gut geſchnitten, die ganze Front der Kirche iſt ein meiſterhaft componirtes Gedicht. Aber der eigentliche Triumph dieſer Cathedrale iſt ihre Spitze. Sie iſt mit ihrer Krone und ihrem Kreuz eine wahre ſteinerne Tiara. Sie iſt ein Wunder von Rieſenhaftigkeit und Zartheit. Ich habe Chartres geſehen, ich habe Antwerpen geſehen, ich bedurfte Straßburg.

Die Kirche iſt nicht beendet worden. Die auf eine erbärmliche Weiſe abgekürzte Apſide iſt nach dem Geſchmack des Cardinals von Rohan, dieſes einfältigen Kerls von der Halsbandgeſchichte, hergerichtet worden. Sie iſt ſcheußlich. Die eingefügten Fenſter haben das Deſſin eines beweglichen Teppichs. Das iſt unedel. Die andern Fenſter ſind ſchön, mit Ausnahme einiger neu hergerichteter Scheiben, namentlich der mit der großen Roſe. Die ganze Kirche iſt ſcheußlich angeſtrichen; einige Sculpturpartien ſind mit einigem Geſchmack reſtaurirt. Dieſe Cathedrale iſt von allen Händen berührt worden. Die Kanzel iſt ein kleines Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, blumiger gothiſcher Styl mit zauberhaftem Deſſin. Unglücklicher Weiſe hat man ſie dumm vergoldet. Das Taufbecken ſtammt aus derſelben Epoche und iſt trefflich reſtaurirt. Es beſteht aus

Digitized by Google

einer Vaſe, die mit einem Buſchwerk von der herrlichſten Sculptur umgeben iſt. Daneben, in einer düſtern Kapelle, ſind zwei Gräber. Das erſte, das einen Biſchof aus der Zeit Ludwigs V. birgt, iſt jener furchtbare Gedanke, welchen die gothiſche Kunſt in allen Geſtalten ausgedrückt hat: ein Bett, unter welchem ein Grab ſich befindet, der Schlaf über dem Tod, der Menſch über dem Leichnam, der Tod über der Ewigkeit liegend. Das Grab hat zwei Stockwerke. Der Biſchof, in ſeinem prieſterlichen Gewande und mit der Mitra auf dem Kopfe, liegt in ſeinem Bett, unter einem Himmeldach; er ſchläft. Darunter, im Schatten, unter den Füßen des Bettes, erblickt man unbeſtimmt einen ungeheuern Stein, in welchen zwei ungeheure Eiſenringe eingeſetzt ſind; dies iſt der Deckel des Sarges. Mehr ſieht man nicht. Die Baumeiſter des ſechszehnten Jahrhunderts zeigten den Leichnam (Sie erinnern ſich der Gräber von Brou), die des 14ten verbargen ihn; das iſt noch ſchrecklicher. Nichts Unheimlicheres als dieſe beiden Ringe.

In meiner tiefſten Träumerei wurde ich durch einen Engländer geſtört, der Fragen über die Halsbandgeſchichte und Frau von Lamotte machte, da er das Grab des Cardinals von Rohan hier zu ſehen glaubte. An jedem andern Ort hätte ich mich des Lachens nicht erwehren können. Im Ganzen hätte ich Unrecht gehabt. Wer hat nicht ſeinen Winkel plumper Unwiſſenheit? Wir Beide kennen einen gelehrten Arzt, der **poudre dentrifice** ſagt, ein Beweis, daß er weder lateiniſch noch franzöſiſch verſteht. Ich weiß nicht mehr, welcher Advokat, ein Gegner des literariſchen Eigenthums in der Deputirtenkammer, ſagte: Herr Réaumur, Herr Fahrenheit, Herr Centigrade. Ein unfehlbarer Philoſoph, unſer Collega, hat das Präteritum **recollexit** erfunden. Raulin, der ſehr gelehrte Rektor der Univerſität von Paris im fünfzehnten Jahrhundert, empörte ſich darüber, daß die Studenten **mater tuus, pater tua** ſchrieben, und er ſagte

marmouseti. Der Barbarismus erlaubte sich, den Solöcismus herunterzukanzeln.

Ich kehre zu meiner Cathedrale zurück. Das Grab, von dem ich so eben gesprochen habe, liegt im linken Arm des Kreuzes. Im rechten Arm befindet sich eine Kapelle, die ich wegen eines Gerüstes nicht sehen konnte. Neben dieser Kapelle läuft eine an der Mauer angebrachte Balustrade vom fünfzehnten Jahrhundert hin. Eine gemalte und sculptirte Figur lehnt sich auf diese Balustrade und scheint einen gegenüberstehenden Pfeiler zu bewundern, der von mehreren auf einander gestellten Statuen umgeben ist und einen merkwürdigen Effekt macht. Die Ueberlieferung will, daß diese Figur den ersten Baumeister des Münsters, Erwin von Steinbach, vorstelle.

Die Statuen sagen mir Vieles; ich habe daher auch die Manie, sie auszufragen, und wenn mir eine in den Weg kommt, die mir gefällt, so bleibe ich lange bei ihr. Ich befand mich also dem großen Erwin gegenüber und stand in tiefen Gedanken länger als eine Stunde vor ihm, als ein Lumpenkerl mich störte. Es war der Schweizer der Kirche, der sich erbot, mir gegen dreißig Sous seine Cathedrale zu erklären. Denken Sie sich einen schrecklichen Schweizer, halb Deutscher und halb Elsäßer, der mir seine Erläuterungen in einem ganz schauderhaften Kauderwelsch anbot, so daß ich ihn ziemlich unsanft seines Wegs gehen hieß.

Die astronomische Uhr, die sich im Schiff befindet und ein allerliebstes phantastisches Häuschen aus dem sechzehnten Jahrhundert ist, konnte ich nicht sehen. Man ist im Begriff, sie zu restauriren, und man hat ihr ein Bretterhemd angezogen.

Nach Besichtigung der Kirche stieg ich auf den Glockenthurm. Sie kennen meine Neigung zu perpendiculären Reisen, und ich hätte den höchsten Thurm der Welt um keinen Preis

unbesucht lassen mögen. Der Münster von Straßburg ist beinahe fünfhundert Fuß hoch. Er gehört zur Familie der Thürme, die man auf durchbrochenen Treppen hinansteigt. Es ist etwas Herrliches, in dieser ungeheuern Steinmasse herumzugehen, die ganz von Luft und Licht durchdrungen, zierlich wie ein Diepper Spielzeug ausgeschnitten, ebenso gut Laterne als Pyramide ist, und bei jedem Windhauch vibrirt und zittert. Ich bin bis auf die verticalen Treppen hinangestiegen. Dabei begegnete ich einem Besucher, der ganz bleich und zitternd, halb getragen von seinem Führer, herabkam. Gleichwohl ist keine Gefahr vorhanden. Die Gefahr könnte da beginnen, wo ich stehen blieb, nämlich beim Anfang des eigentlichen Thurmes. Vier durchbrochene Wendeltreppen, mit den vier verticalen Thürmchen correspondirend und in eine feine Verwicklung von zierlich gearbeiteten Steinen eingerollt, lehnen sich an die Spitze, deren Winkel sie folgen, und kriechen bis an den sogenannten Kranz, bis auf ungefähr dreißig Fuß von der Laterne, über welche ein Kreuz emporragt, das die höchste Spitze des Thurmes ausmacht. Die Stufen dieser Treppen sind sehr hoch und sehr schmal und werden immer enger, je weiter man hinan steigt. In der Höhe haben sie kaum so viel Vorsprung, daß der Absatz darauf Platz findet. So muß man etwa hundert Fuß hinanklettern, und man befindet sich vierhundert Fuß über dem Pflaster. Kein Geländer oder so wenig, daß es nicht der Rede werth ist. Der Eingang zu dieser Treppe ist durch ein Eisengitter verschlossen. Dieses Gitter wird nur auf besondere Erlaubniß des Maire von Straßburg geöffnet, und man darf nicht anders als in Begleitung zweier Schieferdecker hinaufsteigen, die euch einen Strick um den Leib schlingen, dessen Ende sie von Entfernung zu Entfernung, während ihr hinansteiget, an die eisernen Stangen festbinden, welche die Kreuzstöcke verknüpfen. Vor acht Tagen haben drei deutsche Damen,

Digitized by Google

eine Mutter und ihre zwei Töchter, dieſe Aufſteigung unternommen. Sonſt ſteigt Niemand, mit Ausnahme der Schieferdecker, die den Thurm zu reſtauriren haben, bis an die Laterne. Hier gibt es keine Treppe mehr, ſondern es ſind nur einfache Eiſenſtangen ſtaffelweiſe hingelegt.

Von dem Platz aus, wo ich ſtand, iſt die Ausſicht bewundernswürdig. Man hat Straßburg unter ſeinen Füßen, eine alte Stadt mit ausgezackten Giebeln und mit großen fenſterreichen Dächern, dabei von Thürmen und Kirchen ſo pittoresk durchſchnitten, wie irgend eine Stadt in Flandern. Der Ill und die Rhone, zwei hübſche Bäche, erheitern dieſen düſtern Häuſerhaufen mit ihrem hellgrünen Gewäſſer. Rings um die Mauern dehnt ſich unüberſehbar eine gewaltige Fläche voll von Bäumen und mit Dörfern überſät. Der Rhein, der bis auf eine Stunde an die Stadt herankommt, durchläuft dieſe Fläche, indem er ſich um ſich ſelbſt dreht. Wenn man einen Gang um den Thurm macht, ſieht man drei Gebirgsketten: im Norden die Höhen des Schwarzwalds, im Weſten die Vogeſen, im Süden die Alpen.

Man iſt ſo hoch, daß die Landſchaft keine Landſchaft mehr iſt. Es iſt wie Das, was ich auf dem Heidelberger Berg ſah, eine Landkarte, aber eine lebendige Landkarte mit Nebeln, Dünſten, Schatten und Scheinen, mit dem Gezitter von Waſſern und Blättern, mit Wolken, Regen und Sonnenſtrahlen.

Die Sonne erfreut gerne Diejenigen, die ſich auf großen Höhen befinden. Im Augenblick wo ich auf dem Münſter ſtand, zertheilte ſie plötzlich die Wolken, womit der Himmel den ganzen Tag bedeckt geweſen, und beglänzte allen Rauch der Stadt, alle Dünſte der Ebene, indem ſie einen Goldregen über Savern ergoß, deſſen prächtige Bergſeite ich auf zwölf Stunden Wegs in der Tiefe des Horizonts wie durch einen glänzenden Gazeſchleier wiedererblickte. Hinter mir regnete eine dicke Wolke auf den Rhein herab; zu meinen Füßen ſchwatzte die Stadt ge-

müthlich, und ihre Worte gelangten durch Windstöße zu mir; die Glocken von hundert Dörfern läuteten; rothe und weiße Blattläuse, die eine Viehheerde waren, brüllten auf einer Wiese zur Rechten, andere blaue und rothe Blattläuse, die Kanoniere waren, exercirten im Feuer auf dem Polygon zur Linken; ein schwarzer Käfer, der ein Postwagen war, rannte auf der Straße nach Metz dahin, und im Norden auf einem hohen Hügel glänzte das Schloß des Großherzogs von Baden in einer Lichtpfütze wie ein Edelstein. Ich ging von einem Thürmchen zum andern und betrachtete auf diese Art abwechselnd Frankreich, die Schweiz und Deutschland in einem einzigen Sonnenstrahl.

Jedes Thürmchen ist einer andern Nation zugekehrt.

Beim Herabsteigen verweilte ich mich einige Augenblicke bei einer der hohen Thüren des Treppenthurmes. Auf den zwei Seiten dieser Thüre stehen die steinernen Figuren der beiden Erbauer des Münsters. Diese zwei großen Dichter sind niedergekauert dargestellt, das Gesicht rückwärts gekehrt, als staunten sie selbst über die Höhe ihres Werkes. Ich begann es eben so zu machen wie sie, und blieb mehrere Minuten lang eine Statue wie sie. Auf der Plattform ließ man mich meinen Namen in ein Buch schreiben, hernach entfernte ich mich. Die Glocken und die Uhr bieten kein Interesse dar.

Vom Münster ging ich nach St. Thomas, der ältesten Kirche in der Stadt, wo das Grab des Marschalls von Sachsen ist. Dieses Grabmal ist in Straßburg, was die Himmelfahrt von Bridon in Chartres ist, eine sehr berühmte, sehr gepriesene und sehr mittelmäßige Sache. Es ist eine große marmorne Opernmaschine in dem magern Styl Pigalles, und Ludwig V. rühmt sich darauf im Lapidarstyl der Urheber und Führer (auctor et dux) der Siege des Marschalls von Sachsen zu sein. Man öffnet Ihnen einen Schrank, worin ein Gipskopf mit einer Perücke liegt; dies ist die Büste von Pigalle. —

Glücklicher Weiſe gibt es in St. Thomas noch andere Dinge zuſehen: erſtens die Kirche ſelbſt, die romaniſch iſt, und deren dicke, düſtere Thürme einen großen Charakter haben, dann die Fenſter, die ſchön ſind, obſchon man ſie dumm genug in ihrem untern Theil weiß angeſtrichen hat; hierauf die Gräber und Sarcophage, deren es in dieſer Kirche eine Menge gibt; eines dieſer Grabmäler iſt aus dem vierzehnten Jahrhundert; es iſt eine aufrecht in die Mauer eingelegte Steinplatte, in welche ein deutſcher Ritter in der prächtigſten Haltung ſculptirt iſt. Das in einer Büchſe von vergoldetem Silber ruhende Herz des Ritters war in ein kleines viereckiges Loch gelegt worden, das man in den Bauch der Figur gegraben hatte. Im Jahr 93 haben Brutuſſe des Ortes aus Haß gegen die Ritter und aus Liebe zu vergoldeten Silberbüchſen der Statue das Herz ausgeriſſen. Es bleibt nur noch das viereckige Loch, das ganz leer iſt. Auf einer andern Steinplatte iſt ein polniſcher Oberſt mit Helm und Federbuſch auf dem Kopf eingegraben, in jener ſchönen Rüſtung, welche die Krieger noch im ſiebzehnten Jahrhundert trugen. Man glaubt, es ſei ein Ritter, aber nein, es iſt ein Oberſt. Es ſind überdies zwei bewundernswürdige ſteinerne Sarcophage da; der eine, der rieſenhaft und ganz mit Wappen in dem reichen Styl des ſechzehnten Jahrhunderts bedeckt iſt, iſt der Sarg eines däniſchen Edelmannes, der, ich weiß nicht warum, in dieſer Kirche ſchläft; der andere noch intereſſantere, wo nicht ſchönere, iſt wie die Büſte Pigalles in einem Schrank verborgen. Man darf als allgemeine Regel annehmen, daß die Sakriſtane Alles verſtecken, was ſie können, weil ſie ſich für das Zeigen bezahlen laſſen. Auf dieſe Art läßt man arme granitene Sarcophage, die ſich nicht zur Wehr ſetzen können, Fünfzigcentimesſtücke ſchwitzen. Dieſer hier ſtammt aus dem neunten Jahrhundert; eine große Seltenheit. Es iſt der Sarg eines Biſchofs, der, nach ſeinem Etui zu ſchließen,

nur vier Fuß hoch ſein konnte. Ein prächtiger Sarcophag übrigens, mit byzantiniſchen Sculpturen, Figuren und Blumen bedeckt und von drei ſteinernen Löwen getragen, einem unter dem Kopf, zwei unter den Füßen. Da er ſich in einem an die Mauer gelehnten Schrank befindet, ſo kann man nur eine Front davon ſehen. Dies iſt unangenehm für die Kunſt; es wäre beſſer, wenn der Sarg frei in einer Kapelle ſtände. Die Kirche, der Sarcophag und der Reiſende würden dabei gewinnen; aber was würde aus dem Sakriſtan werden? Die Sakriſtane vor Allem; das iſt die Regel der Kirchen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das romaniſche Schiff von St. Thomas hellgelb angeſtrichen iſt.

Ich wollte hinausgehen, als mein Sakriſtan, ein baus-bäckiger rother Schweizer von etwa dreißig Jahren mich proteſtirend beim Arme hielt: „Wollen Sie Mumien ſehen? — Ja.“ Wiederum ein Verſteck, wiederum ein Schloß. Ich trete in eine Gruft. Dieſe Mumien haben nichts Egyptiſches. Es iſt ein Graf von Naſſau und ſeine Tochter, die man bei Durchſuchung der unterirdiſchen Räume der Kirche einbalſamirt vorgefunden und in dieſer Ecke unter Glas gelegt hat. Die zwei armen Todten ſchlafen hier am hellen Tag in ihren Särgen, von denen man den Deckel weggenommen hat. Der Sarg des Grafen von Naſſau iſt mit gemalten Wappen geſchmückt. Der alte Fürſt trägt ein einfaches Coſtüm nach der Mode Heinrichs IV. Er hat große gelblederne Handſchuhe, ſchwarze Schuhe mit hohen Abſätzen, einen geſtickten Koller und eine leinene Mütze mit Spitzen bordirt. Das Geſicht iſt rußbraun. Die Augen ſind geſchloſſen. Man ſieht noch einige Haare vom Schnurrbart. Seine Tochter trägt das glänzende Coſtüm Eliſabeths. Der Kopf hat die menſchliche Form verloren, es iſt ein Todtenkopf; er hat keine Haare mehr; ein Strauß von roſarothen Bändern iſt allein auf dem kahlen Schädel geblieben.

Digitized by Google

Die Todte hat ein Halsband am Hals, Ringe an den Händen, Pantoffel an den Füßen, eine Menge Bänder, Edelsteine und Spitzen an den Aermeln und ein kleines, reich emaillirtes Stiftsdamenkreuz auf der Bruſt. Sie kreuzt ihre grauen, fleiſchloſen Händchen und ſchläft auf einem Bett von Leinwand, wie die Kinder ſolche für ihre Puppen machen. Ich meinte in der That die garſtige Puppe des Todes zu ſehen. Man empfiehlt, nicht am Sarge zu rütteln. Wenn man das berührte, was einſt die Prinzeſſin von Naſſau geweſen, ſo würde es in Staub zerfallen.

Als ich mich umdrehte, um den Grafen zu ſehen, ſtaunte ich über eine gewiſſe butterartig glänzende Lage auf ſeinem Geſicht. Der Sakriſtan — fortwährend der Sakriſtan — erklärte mir, daß man vor acht Jahren, als man die Mumie gefunden, ſie lakiren zu müſſen geglaubt habe. Was ſagen Sie dazu? Was hilft es Graf von Naſſau geweſen zu ſein, um zweihundert Jahre nach ſeinem Tod von franzöſiſchen Maueranſtreichern gefirnißt zu werden? Die Bibel hatte dem Leichnam des Menſchen alle Verwandlungen, alle Demüthigungen, alle Schickſale verheißen, nur dieſes nicht. Sie hatte geſagt: „Die Lebendigen werden Dich zerſtreuen wie Staub, werden Dich mit Füßen treten wie Koth, werden Dich verbrennen wie Miſt;“ aber ſie hatte nicht geſagt: „Zuletzt werden ſie dich noch wichſen wie ein Paar Stiefel.“

Einunddreißigster Brief.

Freiburg im Breisgau.

6. September.

Ich habe meinen Einzug in Freiburg gehalten. Es war gegen vier Uhr Morgens; ich war die ganze Nacht im Coupé eines badiſchen Poſtwagens gefahren, der mit einem goldenen Wappen im rothen Feld geſchmückt war und von jenen ſchönen gelben Poſtillonen geführt wurde, von denen ich Ihnen bereits erzählt habe. Wir kamen durch eine Menge hübſcher, ſauberer, geſunder und glücklicher Dörfer mit blühenden Gärtchen um die Häuſer her, mit kleinen lebendigen Bächen, deren Brücken mit ländlichen Statuen geſchmückt ſind, die ich beim Schein unſerer Laternen halb erblickte. Ich hatte bis elf Uhr Abends mit meinem Coupégenoſſen, einem ſehr beſcheidenen und ſehr intelligenten jungen Mann, dem Stadtbaumeiſter von Hagenau, geſprochen; dann war ich, da der Weg gut iſt und die Poſtwägen des Beherrſchers von Baden ſehr ſanft gehen, eingeſchlafen. Gegen vier Uhr Morgens alſo kam der muntere kalte Morgenwind durch das herabgelaſſene Fenſter herein und blies mir ins Geſicht; ich erwachte halb, indem ich bereits den verworrenen Eindruck der wirklichen Gegenſtände hatte und noch vom Schlaf und Traum genug übrig behielt, um mit dem Auge einem phantaſtiſchen Zwerg zu folgen, der ſo hoch wie mein Daumen war, einen goldenen Mantel um den Leib, eine Perücke auf dem Kopf hatte und munter hinter dem Poſtillon auf dem Kreuz des Sattelpferds tanzte, wobei er eine Menge wunderlicher Krümmungen und Bocksſprünge wie ein Seiltänzer

Digitized by Google

machte, alle Haltungen des Postillons parodirte und seiner Peitsche durch komische Sprünge auswich, wenn sie zufällig an ihm vorüberflog. Von Zeit zu Zeit wandte sich der Zwerg gegen mich um, und es schien mir, als grüße er mich spöttisch unter lautem Gelächter. Im vordern Zug des Wagens war eine schlecht geschmierte Schraube, welche ein Lied sang, woran sich der boshafte kleine Kerl sehr zu ergötzen schien. Manchmal brachten seine Possen und Unverschämtheiten mich beinahe zum Zorn, und ich fühlte mich versucht, den Postillon aufmerksam zu machen. Als es mehr Helle in der Luft und weniger Schlaf in meinem Kopfe gab, erkannte ich, daß dieser in seinem goldenen Mantel hüpfende Zwerg ein kleiner kupferner Knopf an der scharlachrothen Quaste an dem Schwanzriemen des Pferdes war. Alle Bewegungen des Pferdes theilten sich in vergrößertem Maßstab dem Schwanzriemen mit und machten, daß der kupferne Knopf tausend närrische Haltungen annahm. Ich erwachte vollständig. Es hatte die ganze Nacht geregnet, aber der Wind zerstreute die Wolken, wollige und weitschweifige Nebel beschmutzten da und dort den Himmel wie die Abfälle eines schwarzen Pelzwerks; zu meiner Rechten dehnte sich eine große braune, von der Dämmerung kaum gestreifte Ebene; zu meiner Linken hinter einem düstern Hügel, auf dessen Gipfel sich lebhafte Silhouetten von Bäumen abzeichneten, blaute unbestimmt der Morgen. In diesem Blau, über den Bäumen, unter den Wolken, strahlte die Venus. — Sie wissen, wie sehr ich die Venus liebe. — Ich betrachtete sie, ohne meine Blicke von ihr abwenden zu können, als auf einmal ein ungeheurer, schwarzer, ausgezackter Thurm sich mitten im Horizont emporrichtete. Wir waren in Freiburg.

Einige Augenblicke später hielt der Wagen in einer breiten, neuen und weißen Straße und setzte seinen Inhalt, Pakete, Koffer und Reisende, in buntem Gemisch unter einem großen,

von einer armſeligen Laterne beſchienenen Hofthor ab. Mein franzöſiſcher Begleiter verabſchiedete ſich von mir. Ich war froh, daß ich mich an Ort und Stelle befand, denn ich war ziemlich müde. Ich wollte munter ins Haus treten, als ein Mann mich beim Arm ergriff und mir mit einigen lebhaften deutſchen Worten, die mir gänzlich unverſtändlich blieben, den Weg verſperrte. Ich wehrte mich in gutem Franzöſiſch und wandte mich an die Perſonen meiner Umgebung, aber es waren nur noch preußiſche, öſterreichiſche und badiſche Reiſende da, der eine ſeinen Koffer, der andere ſeinen Mantelſack fortſchleppend, alle ſehr deutſch und ſehr ſchlaftrunken. Meine Reklamationen erweckten ſie jedoch ein wenig, und ſie antworteten mir. Aber kein franzöſiſches Wort bei ihnen, kein deutſches Wort bei mir. Wir kauderwelſchten von beiden Seiten um die Wette. Endlich begriff ich jedoch, daß dieſes Hofthor kein Hotel war: es war das Poſthaus und weiter nichts. Was thun? Wohin gehen? Hier verſtand man mich nicht mehr. Ich würde ihnen wohl gefolgt ſein, aber die Meiſten waren Freiburger, die nach Hauſe gingen und verſchiedene Richtungen einſchlugen. Ich hatte den Aerger, Einen um den Andern bis auf den letzten Mann weggehen zu ſehen, und nach fünf Minuten blieb ich allein unter dem Hofthor. Der Wagen war wieder abgefahren. Hier bemerkte ich, daß mein Nachtſack, der nicht bloß meine Effekten, ſondern auch mein Geld enthielt, verſchwunden war. Dies begann tragiſch zu werden. Ich erkannte, daß dies ein providentieller Fall war, und da ich mich auf dieſe Art plötzlich ohne Kleider, ohne Geld und Obdach, ja, was noch mehr iſt, unter den Sarmaten verloren befand, ſo ſchlug ich mich rechts und begann geradeaus zu gehen. Ich war ziemlich träumeriſch. Inzwiſchen hatte die Sonne, die Niemand im Stich läßt, ihren Weg fortgeſetzt. Es wurde allmählig hell. Ich betrachtete alle Häuſer, eins ums andere, wie ein Menſch, der

Digitized by Google

gute Luſt hätte in eines einzutreten, aber ſie waren alle gelb und grau angeſtrichen und dabei feſt geſchloſſen. Statt allen Troſtes in meiner verlegenheitsvollen Forſchung ſtieß ich auf einen prächtigen Brunnen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der aus vier blanken, kupfernen Hahnen freudig ſein Waſſer in ein breites Becken ergoß. Es war hell genug, daß ich die drei Stockwerke von Statuetten erkennen konnte, die um die mittlere Säule gruppirt waren, und mit Verdruß bemerkte ich, daß man die aus Heilbronner Sandſtein errichtete Figur, welche das reizende Gebäude krönen ſollte, durch eine ſchlecht angeſtrichene zinnerne Windfahne erſetzt hatte. Nachdem ich um den Brunnen herumgegangen war, um alle Figürchen genau zu ſehen, ſetzte ich meinen Marſch fort.

Zwei oder drei Häuſer über dem Brunnen leuchtete eine brennende Laterne über einer offenen Thüre. Was wollte ich machen? Ich trat ein.

Niemand unter dem Hofthor.

Ich rufe; man gibt mir keine Antwort.

Vor mir eine Treppe, zu meiner Linken eine Mittelthüre.

Ich ſtoße die Thüre auf Gerathewohl an; ſie öffnet ſich. Ich trete hinein, ich befinde mich in einem gänzlich ſchwarzen Zimmer mit einem undeutlichen Fenſter zu meiner Linken.

Ich rufe.

„He! Niemand da?“

Keine Antwort.

Ich befühle die Mauer, ich finde eine Thüre; ich ſtoße ſie an, ſie geht auf.

Hier ein anderes düſteres Zimmer mit einem Schein im Hintergrund und einer halboffenen Thüre.

Ich gehe an dieſe Thüre und ſchaue hin.

Jetzt beginnt das Schreckliche.

In einem länglichen Saal, der in der Mitte von zwei

Digitized by Google

einzutreten, aber sie waren alle geb
nd dabei fest geschlossen. Statt allen
egenheitsvollen Forschung stieß ich auf
en aus dem fünfzehnten Jahrhundert.
kupfernen Hahnen freudig sein Wasser
rgoß. Es war hell genug, daß ich die
Statuetten erkennen konnte, die um die
t waren, und mit Verdruß bemerkte ich,
ronner Sandstein errichtete Figur, welche
krönen sollte, durch eine schlecht angep
bfahne ersetzt hatte. Nachdem ich um das
gen war, um alle Figürchen genau zu
n Marsch fort.
Häuser über dem Brunnen leuchtete ein
ber einer offenen Thüre. Was wollte ich
.
dem Hofthor.
gibt mir keine Antwort.
Treppe, zu meiner Linken eine Mittelthür
Thüre auf Gerathewohl an; sie öffnet sich
h befinde mich in einem gänzlich schwarzen
undeutlichen Fenster zu meiner Linken.

da?"
.
e Mauer, ich finde eine Thüre; ich stoße sie

eres düsteres Zimmer mit einem Schein
einer halboffenen Thüre.
diese Thüre und schaue hin.
das Schreckliche.
länglichen Saal, der in der Mitte von

Pfeilern getragen und sehr groß war; um einen langen, schwach durch Lichter von Abstand zu Abstand beleuchteten Tisch saßen eigenthümliche Gestalten.

Es waren bleiche, ernste, eingeschlummerte Wesen.

Am obern Ende des Tisches zunächst bei mir befand sich eine große blasse Dame mit einem Barett und einem gewaltigen schwarzen Federbusch auf dem Kopfe. Neben ihr ein junger Mensch von siebzehn Jahren, blaßgelb und ernst, in einen großen geblümten Schlafrock gehüllt, mit einer schwarzseidenen Mütze über den Augen. Zur Seite des jungen Mannes ein Greis mit grünem Gesicht und drei Stockwerken von Kopfputz: erstes Stockwerk eine baumwollene Mütze, zweites ein Foulard, drittes ein Hut.

Dann kamen staffelweise von Stuhl zu Stuhl fünf oder sechs lebendige, grotesk angezogene und unter ungeheuern Filzen vergrabene Nürnberger Nußknacker, rußbraune Gesichter mit Augen von Email.

Der Rest der langen Tafel war verlassen, und das Tischtuch, weiß und kahl wie ein Leichentuch, verlor sich im Schatten in der Tiefe des Saales.

Jeder dieser eigenthümlichen Gäste hatte eine weiße Tasse und einige Vasen von ungewohnter Form auf einer kleinen Platte vor sich.

Keiner von ihnen sprach ein Wort.

Von Zeit zu Zeit und im tiefsten Schweigen führten sie die weiße Tasse an ihre Lippen; ein schwarzes Getränke dampfte darin, das sie ernsthaft zu sich nahmen.

Ich begriff, daß diese Gespenster Kaffee tranken.

Nachdem ich Alles überlegt hatte, und in der Meinung, der Augenblick sei gekommen, um irgend einen Effekt hervorzubringen, stieß ich die halboffene Thüre auf und trat munter in den Saal.

Digitized by Google

Aber nein, kein Effekt.

Bloß die große Frau, deren Kopfputz einen Waffenherold verkündete, dreht sich um, schaut mich starr mit weißen Augen an und fährt fort, ihren Liebestrank zu genießen.

Im Uebrigen kein Wort.

Die andern Phantome schauten mich nicht einmal an.

Etwas verblüfft, meine Mütze in der Hand, mache ich drei Schritte gegen den Tisch und sage, voll Furcht, daß ich es an Respekt gegen dieses Schloß Udolphs fehlen lassen möchte:

„Meine Herren, ist kein Wirthshaus da?"

Hier brachte der mit dreifachem Kopfschmuck versehene Greis eine Art von unarticulirtem Grunzen hervor, das schwer in seine Halsbinde fiel. Die Andern rührten sich nicht.

Ich gestehe Ihnen, daß ich jetzt die Geduld verlor und nun aus Leibeskräften rief: „Hollah, he, Wirthschaft! Bei allen Teufeln! Wirthschaft! Kellner! Ist denn gar kein Mensch da? Kellner!"

Ich hatte auf meinen Wanderungen am Rhein das Wort Kellner aufgegriffen, ohne seinen Sinn zu verstehen, und es sorgfältig in einem Winkel meines Gedächtnisses verschlossen, mit einer unbestimmten Idee, daß es mir nützlich werden könnte.

In der That öffnete sich bei diesem zauberischen Ruf Kellner eine Thüre in dem finstern Theil der Höhle.

Sesam, öffne Dich! hätte keinen bessern Erfolg haben können.

Diese Thüre schloß sich wieder, nachdem sie eine Erscheinung hindurch gelassen, die gerade auf mich zuschritt.

Ein junges Mädchen, hübsch, blaß, mit niedergeschlagenen Augen, schwarz gekleidet, mit einem seltsamen Kopfputz, der wie ein ungeheurer, platt auf der Stirne sitzender Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln aussah.

Ueberdies trug sie ein großes schwarzes Seidenstück um

den Hals gewickelt, gleich als hätte dieses anmuthsvolle Gespenst die rothe kreisförmige Linie von Maria Stuart und Maria Antoinette zu verbergen gehabt.

„Kellner?“ sagte sie zu mir.

Ich antwortete unerschrocken: „Kellner!“

Sie nahm eine Kerze und winkte mir, daß ich ihr folgen solle.

Wir gehen in die Zimmer zurück, von wo ich gekommen war, und mitten im ersten auf einer hölzernen Bank zeigte sie mir lächelnd einen Mann, der den tiefen Schlaf der Gerechten schlief, den Kopf auf einem Nachtsack ruhend.

Sehr überrascht durch dieses letzte Wunder, schüttelte ich den Mann; er wachte auf; das junge Mädchen und er tauschten leise einige Worte aus, und zwei Minuten nachher befanden wir, mein Nachtsack und ich, uns sehr behaglich wieder in einem vortrefflichen Zimmer mit schneeweißen Vorhängen eingerichtet.

Ich befand mich nunmehr im Zähringer Hof.

Hören Sie jetzt die Erklärung dieser an Anna Radcliff gemahnenden Mähre.

Im Zollhaus zu Kehl hatte der badische Postconducteur, als er mich, nicht ohne Barbarismus, mit einem nach Zürich zurückkehrenden würdigen Pfarrer latein und mit einem Oberst Duarte, der durch Savoyen zu Don Carlos reisen will, spanisch reden hörte, daraus den Schluß gezogen, daß ich deutsch verstehe, und sich nunmehr nicht weiter um mich bekümmert. In Freiburg erwartete der Kellner, d. h. das Faktotum des Zähringer Hofs, den Postwagen bei seiner Ankunft, und der Conducteur hatte mich ihm beim Abladen ohne mein Wissen gezeigt, mit den Worten: „Da ist ein Reisender für Sie;“ sodann hatte er ihm meinen Nachtsack überreicht, während ich mich mitten unter den Deutschen herumquälte. Der Kellner,

Digitized by Google

der mich in Kenntniß geſetzt glaubte, war mit meinem Sack vorausgegangen und hatte mich im Hotel erwartet, wo er im untern Saale ſchlief. Das Uebrige errathen Sie.

Es liegt gleichwohl in dieſem Abenteuer ein Zufall von großer Schönheit, nämlich, daß ich beim Herausgehen aus der Poſt mich rechts ſchlug und nicht links. Gott iſt groß.

Die unbeweglichen Geſpenſter, die Kaffee tranken, waren ganz einfach die Reiſenden der Diligence von Frankfurt nach Genf, welche die einſtündige Friſt, die der Wagen ihnen bei Tagesanbruch gönnt, benützten; brave, etwas nach deutſcher Manier vermummte Leute, die mir ſonderbar erſchienen und denen ich meinerſeits abgeſchmackt vorkommen mußte. Das junge Mädchen war eine hübſche Aufwärterin vom Zähringer Hof. Der große ſchwarze Schmetterling iſt die landesübliche Haube, ein graziöſer Kopfputz. Breite ſchwarzſeidene Bänder, zu einer Kokarde auf der Stirne hergerichtet, an eine gleichfalls ſchwarze, oben zuweilen mit Gold geſtickte Haube genäht, hinter welcher die Haare in zwei langen Flechten über den Rücken herabfallen. Die zwei Enden des dicken ſchwarzen Halstuchs, das auch eine lokale Mode iſt, fallen gleichfalls über den Rücken hinab.

Ich hatte Abends zuvor um ſieben Uhr Straßburg verlaſſen. Die Nacht brach herein, als ich auf der Schiffbrücke bei Kehl über den Rhein fuhr. Auf dem andern Ufer angelangt, machte der Poſtwagen Halt, und die badiſchen Zollwächter begannen ihre Arbeit. Ich übergab meine Schlüſſel und beſah mir den Rhein in der Dämmerung. Dieſe Betrachtung half mir über die Douanezeit hinweg und erſparte mir das Mißvergnügen, das mit anzuſehen, was mein Begleiter, der Architekt, mir ſpäter von einer armen Schauſpielerin erzählte, die nach Karlsruhe reiste; es war eine recht hübſche Vagabundin, der die Zollwächter aus lauter Muthwillen ſiebzehn Sous für

eine nicht gesäumte Zitztournure abnahmen und all ihren Flitterkram sammt all ihren Perücken aus ihrem Mantelsack hervorzogen, wodurch das arme Mädchen in große Bestürzung versetzt wurde.

Der Freiburger Münster kommt in Bezug auf Höhe dem Straßburger gleich. Es ist mit einem verschiedenen Dessin dieselbe Eleganz, dieselbe Kühnheit, derselbe Schwung, dieselbe verrostete und düstere Steinmasse, da und dort mit lichtvollen Löchern von jeder Form und Größe. Der Erbauer des neuen eisernen Glockenthurms von Rouen hat, sagt man, den von Freiburg im Auge gehabt. Ja, leider!

Es gibt noch zwei andere Glockenthürme in der Freiburger Cathedrale. Diese sind romanisch, klein, niedrig, streng, mit vollen Bogen und byzantinischen Verzackungen, und stehen nicht wie gewöhnlich an den äußersten Enden des Transeptes, sondern in den Winkeln, welche der Durchschnitt des kleinen Schiffes mit dem großen Schiff bildet. Der Münster ist gleichfalls gewissermaßen unabhängig von der Kirche, obgleich er mit ihr zusammenhängt. Er steht am Eingang des großen Schiffes auf einer beinahe romanischen Vorhalle, voll von gemalten und vergoldeten Statuen vom größten Interesse. Auf dem Platz der Kirche steht ein hübscher Brunnen aus dem sechzehnten Jahrhundert, und vor der Vorhalle drei Säulen aus derselben Zeit, welche die Statue der heiligen Jungfrau zwischen den zwei Figuren von St. Peter und St. Paul tragen. Am Fuß dieser Säulen zeichnet das Pflaster ein Labyrinth.

Rechts schützt der Schatten der Kirche auf demselben Platz ein Haus aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit einem großen Dach von farbigen Ziegeln, mit schneckenförmigem Giebel, von zwei spitzen Thürmchen umgeben, auf vier Arcaden getragen, mit allerliebsten Fensteröffnungen, mit farbigen Wappenschilden bedeckt, mit fein ausgearbeitetem Balkon im ersten Stock, und

Digitized by Google

zwiſchen den Fenſtern dieſes Balkons vier gemalte und vergoldete Statuen, Kaiſer Maximilian I., Philipp I., König von Kaſtilien, Kaiſer Karl V., Kaiſer Ferdinand I. darſtellend. Dieſes bewundernswürdige Gebäude dient zu irgend einem alltäglichen municipalen und ſpießbürgerlichen Gebrauch, und man hat es roth angeſtrichen. Auf dieſer Seite des Rheins ſtreicht man roth an. Sie richten ihre Kirchen her, wie die Wilden in der Südſee ihre Geſichter herrichten.

Der Münſter iſt glücklicher Weiſe nicht angeſtrichen. Die Kirche iſt mit einer grauen Schichte überzogen, was beinahe erträglich iſt, wenn man bedenkt, daß man das Rübenroth hätte dazu nehmen können. Die Fenſter ſind beinahe ſämmtlich erhalten und von merkwürdiger Schönheit. Da die Spitze auf der Façade den Platz der großen Einſetzroſe einnimmt, ſo endigen die Abſeiten mit zwei mittleren Einſetzroſen, die in Triangeln von der geheimnißvollſten und bezaubernd̈ſten Wirkung eingeſchrieben ſind. Die Kanzel in gothiſchem Flammenſtyl iſt prächtig, aber die Kappe, die man noch hinzugefügt hat, iſt erbärmlich. Dieſe Arten von Kanzeln hatten keine Bedachung. Das ſollten die Kirchenvorſteher wiſſen, ehe ſie ſolche ſchöne Gebäude nach ihrer eigenen Phantaſie verhunzen. Der ganze untere Theil der Kirche iſt romaniſch, ebenſo die beiden Seitenportale, wovon das eine, das zur Rechten, durch eine Vorhalle aus der Renaiſſance verdeckt iſt. Für mich gibt es nichts Intereſſanteres, als dieſe Begegnungen des romaniſchen Styls mit dem Styl der Renaiſſance; die byzantiniſche ſo ſtrenge Archivolte und die neurömiſche ſo elegante Archivolte nähern und paaren ſich mit einander, und da ſie alle beide phantaſtiſch ſind, ſo bringt dieſe gemeinſchaftliche Grundlage ſie in Einklang und macht, daß ſie ſich berühren, ohne ſich aneinander zu ſtoßen.

Ein Cordon von romaniſchen in einander verſchlungenen

Arcaden säumt von beiden Seiten den untern Theil des großen Schiffes. Jedes der Kapitäler sollte besonders gezeichnet werden. Der romanische Styl ist reicher an Kapitälern, als der gothische.

Am Fuß einer dieser Arcaden liegt ein Herzog Bartholdus, gestorben 1218 ohne Nachkommenschaft und beerdigt unter seiner Statue: **sub hac statua**, sagt die Grabschrift. **Haec statua** ist ein langleibiger steinerner Riese, der auf dem Pflaster an der Mauer steht, in der unheimlichen Art des zwölften Jahrhunderts sculptirt, und die Vorübergehenden mit furchtbarer Miene anschaut. Das wäre ein schrecklicher Commandeur. Ich hätte keine Lust, ihn eines Nachts meine Treppe heraufpoltern zu hören.

Dieses große durch die Fenster verdüsterte Schiff ist ganz mit Grabsteinen bepflastert, auf welchen grünes Moos gewachsen ist; man zertritt mit seinen Fersen die gemeiselten Wappen und die strengen Gesichter der Breisgauer Ritter, stolzer Edelleute, welche einst keine Fürstenhand in ihrem Gesichte geduldet hätten, jetzt aber den Fuß eines Ochsenhirten sich darin gefallen lassen.

Ehe man in den Chor tritt, muß man zwei ausgesuchte Säulenhallen der Renaissance, die eine rechts, die andere links, in den Armen des Kreuzganges bewundern; sodann in einer vergitterten Kapelle, in der Tiefe einer vergoldeten Höhle, erblickt man flüchtig ein schreckliches, in Gold- und Perlenbrocat gekleidetes Skelett, das den heiligen Märtyrer Alexander vorstellt; hierauf wird man von zwei gleichfalls vergitterten Grabkapellen aufgehalten, die einander anschauen: die eine ist voll von Statuen, es ist das Nachtmahl, Jesus, sämmtliche Apostel, der Verräther Judas; die andere enthält nur eine einzige Figur, nämlich Christus im Grabe; zwei an Tod gemahnende Blätter, wovon das eine das andere vollendet, die Kehrseite und die rechte Seite des herrlichen Gedichtes, das man die Passion

nennt. Eingeschlafene Soldaten sind auf dem Sarcophag Christi eingegraben.

Der Sakristan hat sich den Chor und die Kapellen der Apside vorbehalten. Man tritt ein, aber man bezahlt. Im Uebrigen bedauert man sein Geld nicht. Diese Apside ist wie die flandrischen ein Museum, und zwar ein wechselreiches Museum. Man trifft da byzantinische Goldschmidskunst, funkelnde Schreinerarbeit, venetianische Stoffe, persische Teppiche, Gemälde von Holbein, Schlosserarbeit der niedlichsten Art, die von Biscornette sein könnte. Die Gräber der Herzoge von Zähringen, die sich im Chor befinden, sind sehr schöne, edel sculptirte Platten; die zwei romanischen Thüren der kleinen Glockenthürme, wovon die eine mit Auszackungen, sind sehr interessant; aber was ich hauptsächlich bewundert habe, das ist in einer Kapelle im Hintergrund ein ungefähr fünf Fuß hoher byzantinischer Christus, den ein Bischof von Freiburg aus Palästina mitgebracht hat. Christus und das Kreuz sind in vergoldetem Kupfer, erhoben durch Edelsteine. Christus ist in einem barbarischen, aber kräftigen Styl ausgearbeitet und trägt einen kostbaren Leibrock. Ein großer, nicht geschnittener Rubin stellt die Wunde in der Seite vor. Die steinerne Statue des Bischofs, die an die nebenstehende Mauer gelehnt ist, betrachtet ihn mit Anbetung. Der Bischof steht; er hat ein stolzes, bärtiges Gesicht, die Mitra auf dem Kopf, den Hirtenstab in der Faust, den Küraß auf dem Bauch, den Degen an der Seite, den Schild am Ellenbogen, die Eisenschienen an den Beinen, den Fuß auf einen Löwen gesetzt. Das ist sehr schön.

Ich bin nicht in den Thurm hinaufgestiegen. Freiburg wird von einem großen Hügel beherrscht, den man beinahe einen Berg nennen könnte, und der höher ist als der Thurm. Ich zog es vor, den Hügel zu besteigen. Für diese Mühe wurde ich übrigens durch eine bezaubernde Landschaft belohnt,

Im Mittelpunkt zu meinen Füßen die ſchwarze Kirche mit ihrer 250 Fuß hohen Spitze; ringsumher die behauenen Giebel der Stadt, die Wetterhahndächer, auf welchen die farbigen Ziegel Arabesken zeigen; da und dort unter den Häuſern einige alte viereckige Thürme von der ehemaligen Ringmauer, jenſeits der Stadt eine gewaltige, mit lebendigen Hecken eingefaßte ſammtgrüne Ebene, auf welcher die Sonne die Fenſterſcheiben der Hütten wie goldene Zechinen glänzen läßt, Bäume, Weinberge, Straßen, die ſich in weite Ferne ziehen, zur Linken eine bewaldete Höhe, deren Form an das Horn des Dogen von Venedig erinnert; als Horizont fünfzehn Meilen von Gebirgen. Es hatte den ganzen Tag geregnet, aber als ich oben auf dem Hügel ſtand, da klärte der Himmel ſich auf, und ein prächtiger Regenbogen wölbte ſich über der düſtern, ganz von den Sonnenſtrahlen durchdrungenen Thurmſpitze.

Im Augenblick, wo ich hinabſteigen wollte, bemerkte ich einen Fußpfad, der ſich zwiſchen zwei Mauern von ſteilen Felſen vertiefte. Ich verfolgte ihn, und nach einigen Schritten befand ich mich plötzlich gleichſam am Fenſter auf ein anderes Thal, das von dem Freiburger gänzlich verſchieden war. Man könnte ſich hundert Meilen entfernt glauben. Es iſt ein düſteres, enges, unfreundliches Thal mit kaum einigen Häuſern unter den Bäumen, von allen Seiten zwiſchen hohen Hügeln eingepreßt. Eine ſchwere Wolkendecke lehnte ſich an die von einander abſtehenden Höhen der Berge, wie ein Dach an Zinnen, und durch die Zwiſchenräume der Hügel erblickte ich wie durch die Schießſcharten eines Rieſenthurms den blauen Himmel.

Apropos, in Freiburg habe ich Forellen vom Oberrhein gegeſſen, die vortreffliche kleine Fiſche ſind und ſehr hübſch: blau mit rothen Tupfen.

Digitized by Google

Zweiunddreißigster Brief.

Basel.

7. September.

Gestern früh um fünf Uhr habe ich Freiburg verlassen, lieber Freund, Mittags zwölf kam ich nach Basel. Der Weg, den ich mache, wird täglich pittoresker. Ich sah die Sonne aufgehen. Gegen sechs Uhr durchlöcherte sie mächtig die Wolken, und ihre horizontalen Strahlen machten in der Ferne die monströsen Höcker des Jura am Horizont emporsteigen. Dies sind bereits furchtbare Höhen. Man fühlt, daß es die letzten Wellungen dieser ungeheuren Granitwogen sind, die man die Alpen nennt.

Das Coupé des badischen Postwagens war besetzt. Das Innere war folgendermaßen zusammengesetzt: ein deutscher Bibliothekar, der sich darüber betrübte, daß er in einem Gasthof auf dem Rigi seine Blouse vergessen hatte; ein kleiner alter Herr, nach der Mode unter Ludwig XV. gekleidet, der sich über einen andern alten Herrn in einem unglaublichen Kostüm, welches mich an Elleviou auf Reisen erinnerte, lustig machte und ihn fragte, ob er das Bündnerland gesehen habe; endlich ein großer Commis voyageur, der mit Kleiderstoffen hausirte und mit plumpem Lachen erklärte, er habe seine Muster nicht anbringen können, was ihm einen ganz trivialen Calembourg an die Hand gab; dabei trug er einen Backenbart wie ein geschorener Pudel. Als ich dies sah, stieg ich auf die Imperiale.

Es war ziemlich kalt; ich befand mich allein oben.

Digitized by Google

Die jungen Mädchen auf dieſer Seite des Oberrheins tragen ein ausgeſuchtes Koſtüm: jenes Kokardenhäubchen, wovon ich Ihnen oben geſagt habe, einen braunen, grobfaltigen, ziemlich kurzen Unterrock, und ein Männerkamiſol von ſchwarzem Tuch mit Stücken von ſchwarzer Seide, welche Aermellöcher und Schlitze vorſtellen und an die Taille, ſowie an die Aermel angenäht ſind. Einige tragen ſtatt der Kokarde ein rothes Tuch, das unter dem Kinn zugeknüpft iſt. Sie ſind allerliebſt in dieſem Aufzug. Das hindert ſie indeſſen nicht, ſich mit den Fingern zu ſchneuzen.

Gegen acht Uhr Morgens, an einem wilden und zur Träumerei einladenden Orte, ſah ich einen Herrn von ehrwürdigem Alter in gelbem Gilet, grauen Hoſen und grauem Rock, mit einem gewaltigen runden Hut auf dem Kopf, einem Regenſchirm unter dem linken Arm und einem Buch in der rechten Hand. Was mich beunruhigte, war eine Geißel, die er in der linken Hand trug. Ueberdies vernahm ich ein ſonderbares Gegrunze hinter einem Gebüſch, das am Rand der Straße ſtand. Auf einmal hörte das Gebüſch auf, und ich erkannte in dem Philoſophen einen Schweinstreiber.

Der Weg von Freiburg nach Baſel führt an einer prächtigen Kette von Hügeln hin, die bereits hoch genug ſind, um den Wolken entgegenzutreten. Von Zeit zu Zeit begegnet man auf der Straße einem mit Ochſen beſpannten Wagen, von einem Bauern geführt, der einen großen Hut auf dem Kopf hat, und deſſen übriger Aufputz an die niedere Bretagne erinnert; oder auch einem Fuhrmann mit acht Maulthieren, oder einem langen Balken, der einſt eine Tanne geweſen, und jetzt nach Baſel gebracht wird auf zwei Paar Rädern, die er wie ein Verbindungsſtrich zuſammenhält; oder einem alten Weib, das vor einem ſculptirten alten Kreuz auf den Knien liegt. Zwei Stunden bevor man nach Baſel kommt, führt die Straße durch eine

Digitized by Google

Waldecke: dichtes Buschwerk, Fichten, Tannen, Lerchen; auf Augenblicke eine Lichtung, worin eine große Eiche sich allein wie der siebenarmige Leuchter emporrichtet; sodann Schluchten, wo man Waldbäche rauschen hört. Das ist der Schwarzwald.

Ueber Basel will ich Ihnen in meinem nächsten Brief ausführlich berichten. Ich bin im Storch abgestiegen, und von dem Fenster aus, wo ich Ihnen schreibe, sehe ich auf einem kleinen Platz zwei hübsche Brunnen neben einander, den einen aus dem fünfzehnten, den andern aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der größere, der aus dem fünfzehnten Jahrhundert, entleert sich in ein steinernes Bassin, das voll von einem schönen, grünen, moirirten Wasser ist, welches die Sonnenstrahlen, indem sie sich darin brechen, mit einer Menge goldener Nadeln zu erfüllen scheinen.

Es ist übrigens etwas sehr Merkwürdiges um diese Brunnen. In Freiburg habe ich ihrer acht gezählt, in Basel findet man welche an allen Straßenecken. In Luzern, Zürich, Bern und Solothurn sind sie in Menge vorhanden. Dies ist eine Eigenthümlichkeit der Berge. Die Berge erzeugen die Waldströme, die Waldströme erzeugen die Bäche, die Bäche bringen die Brunnen hervor, woraus folgt, daß all diese reizenden gothischen Brunnen der schweizerischen Städte unter die Alpenblumen klassirt werden müssen.

Ich habe in der Cathedrale schöne und merkwürdige Sachen gesehen, unter andern das Grabmal des Erasmus. Es ist eine einfache, kaffeebraune, aufrecht stehende Marmorplatte mit einer sehr langen, lateinischen Inschrift. Ueber der Inschrift befindet sich eine Figur, die bis auf einen gewissen Punkt dem holbein'schen Bild von Erasmus gleicht, und unter welcher das geheimnißvolle Wort **Terminus** steht. Hier ist auch der Sarcophag der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolphs von Habsburg, mit ihrem neben ihr eingeschlafenen Kind; und in einem Arm

des Kreuzgangs befindet sich ein anderes Grab aus dem vierzehnten Jahrhundert, wo eine düstere, steinerne Marquise, die Dame von Habsburg, liegt. — Aber ich will nicht vorgreifen; ich werde Ihnen das in meinem nächsten Brief schildern.

Morgen früh um fünf Uhr reise ich nach Zürich ab, wo dieser Tage eine Kleinigkeit ausgebrochen ist, die man hier Revolution nennt. Bekomme ich dazu noch einen Sturm auf dem See, so ist das Schauspiel vollständig.

Dreiunddreißigster Brief.

Basel.

Frick, den 8. September.

Theurer Freund, ich habe eine schreckliche Feder und warte auf ein Messer, um sie zu schneiden. Dies hindert mich nicht, Ihnen zu schreiben, wie Sie sehen. Der Ort, wo ich mich befinde, heißt Frick, und hat mir nichts Merkwürdiges dargeboten, außer einer recht hübschen Landschaft und einem vortrefflichen Frühstück, das ich so eben verschlungen habe. Ich hatte großen Hunger. — Ah, man bringt mir ein Federmesser und Dinte. Ich hatte diesen Brief mit meiner Caraffe als Schreibzeug angefangen. Da ich jetzt gute Dinte habe, so will ich Ihnen meinem Versprechen gemäß von Basel erzählen.

Auf den ersten Anblick hat die Cathedrale von Basel etwas Anstößiges und Empörendes. Erstens hat sie keine Fenster mehr, zweitens ist sie dickroth angestrichen, nicht bloß im Innern, wo es recht ist, sondern auch von Außen, wo es infam ist; und zwar vom Pflaster des Platzes an bis zu der

Höhe der Glockenthürme, so daß die beiden Thurmspitzen, welche der Baumeister vom fünfzehnten Jahrhundert allerliebst gemacht hatte, jetzt wie zwei durchbrochene Rüben aussehen. Gleichwohl sieht man, wenn der erste Zorn vorüber ist, die Kirche an und findet Wohlgefallen; sie hat schöne Reste. Das Dach mit farbigen Ziegeln hat seine Originalität und seine Anmuth (das innere Balkenwerk bietet wenig Interesse). Die Thürme, zu denen Wendeltreppen hinaufführen, sind hübsch. Auf der Hauptfaçade befinden sich vier interessante Statuen von Frauen: zwei heilige Frauen, welche träumen und lesen: zwei ausgelassene Frauen, kaum gekleidet, ihre schönen Schultern als feste, derbe Schweizerinnen zeigend, mit großem Gelächter einander verhöhnend und beschimpfend, auf beiden Seiten des gothischen Portals. Diese Art, den Teufel darzustellen, ist neu und geistreich. Zwei heilige Ritter, St. Georg und St. Martin, zu Pferd und in mehr als Lebensgröße dargestellt, vollenden den Aufputz der Façade. St. Martin theilt einem Armen die Hälfte seines Mantels mit, der vielleicht bloß eine schlechte wollene Decke war, und der jetzt, durch das Almosen verklärt, in Marmor, in Granit, in Jaspis, in Porphyr, in Sammt, in Atlas, in Purpur, in Silberstoff, in Goldbrocat, mit Diamanten und Perlen gestickt, von Benvenuto ciselirt, von Jean Goujon sculptirt, von Rafael gemalt ist. — Der heilige Georg, welchem zwei Engel eine deutsche Pickelhaube auf den Kopf setzen, stößt seine Lanze mit Kraft in den Rachen des Drachens, der sich auf einer Platte krümmt, die aus scheußlichen Vegetabilien zusammengesetzt ist.

Das Portal zur Linken ist ein schönes romanisches Gedicht. Unter der Archivolte die vier Evangelisten, rechts und links alle Werke christlicher Liebe, dargestellt in kleinen übereinander liegenden Chorstühlen, die mit zwei Pfeilern eingefaßt und von einem Architrav überragt sind. Dies macht zwei Arten von

viereckigen Pfeilern, auf deren Gipfel ein Engel der Verherrlichung in die Trompete stößt. Die Dichtung endet mit einer Ode.

Eine byzantinische Einsetzrose vervollständigt dieses Portal, und bei schöner Sonne ist es ein reizendes Gemälde in prächtigem Rahmen.

Das Portal zur Rechten ist weniger interessant, steht aber mit einem edlen Kloster des fünfzehnten Jahrhunderts in Verbindung, das mit Grabsteinen gepflastert, vertäfelt und an der Decke belegt war und einige Aehnlichkeit mit dem herrlichen Kloster von St. Wandrill hat, das von irgend einem albernen Manufakturisten auf so stupide Weise zerstört worden ist. Die Grabmäler hängen und stehen auf allen Seiten unter den Ogiven mit flammenartig zusammengesetzten Kreuzstöcken; es sind dies ausgearbeitete Platten, die einen in Stein, die andern in Marmor, einige in Kupfer. Sie zerfallen in Ruinen; das Moos frißt den Granit, das Oxid frißt das Erz. Im Uebrigen ist es eine Vermengung aller Style seit fünfhundert Jahren, und man sieht daraus den Zerfall der Architektur. Alle todten Formen dieser großen Kunst sind da unter einander, sich an den Ecken anstoßend, eine von der andern zerstört, gleichsam begraben in diesen Gräbern: die Ogive und der volle Bogen, der gedrückte Bogen Carls V., der ausgeschweifte Giebel Heinrichs III., die gewundene Säule Ludwigs XIII., die Chicoren Ludwigs XV. All diese hintereinander aufgetauchte Grillen des menschlichen Gedankens, die an der Mauer hängen wie Gemälde in einem Salon, umschließen Grabschriften. Eine einzige Idee ist der Mittelpunkt dieser blendenden Schöpfungen der Kunst — der Tod. Die wechselreiche und lebendige Vegetation der Architektur blüht um diese Idee.

In der Mitte des Klosters liegt ein kleiner viereckiger Hof, voll von jenem schönen dichten Gras, das über den Todten wächst.

Im Innern der Kirche habe ich außer den Gräbern, von denen ich in meinem letzten Brief gesprochen, Chorstühle von Schreinerarbeit aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gefunden. Diese kleinen Gebäude von ciselirtem Holz sind für mich sehr kurzweilige Bücher, jeder Chorstuhl ist ein Kapitel. Das große Tafelwerk von Amiens ist die Ilias unter diesen Epopöen.

Die Kanzel, die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, kommt aus dem Pflaster hervor wie eine große steinerne Tulpe, die unter einem Netz von unentwirrbaren Schnüren verwickelt ist. Sie haben dieser schönen Blume eine abgeschmackte Haube aufgesetzt, wie in Freiburg. — Im Allgemeinen ist der Kalvinismus, übrigens ohne böse Absicht, mit dieser armen Kirche unsäuberlich verfahren; er hat sie angestrichen, er hat ihre Fenster geweißt, er hat die schöne romanische Ordnung der hohen Galleriegeländer des Schiffes verdeckt, und dann hat er unter diesem schönen katholischen Gewölbe eine gewisse puritanische Atmosphäre verbreitet, die höchst langweilig ist. Die alte Cathedrale des Fürstbischofs von Basel, der einen schwarzen Krummstab im silbernen Felde führte, ist nur noch eine protestantische Kammer.

Gleichwohl hat das Methodistenwesen die romanischen Kapitäler des Chors respektirt, die im höchsten Grad mysteriös und denkwürdig sind. Es hat die unter dem Altar liegende Krypte respektirt, wo sich Pfeiler aus dem zwölften Jahrhundert und Gemälde aus dem dreizehnten vorfinden. Einige romanische Ungeheuer von chimärischer Mißgestalt, aus irgend einer verschwundenen alten Kirche herausgerissen, liegen auf dem düstern Pflaster dieser Krypte wie schlafende Doggen da. Sie sind so schrecklich, daß man, wenn man im Finstern an ihnen vorbeigeht, sich einiger Furcht nicht erwehren kann, sie möchten erwachen.

Die alte Frau, die mich führte, erbot sich, mir die Archive der Cathedrale zu zeigen, und ich nahm es an. Mit diesen Archiven ist es folgendermaßen bestellt: es ist da ein ungeheurer sculptirter hölzerner Koffer aus dem fünfzehnten Jahrhundert, prächtig, aber leer. Wenn man in den Archivsaal tritt, hört man ein schreckliches Gähnen; es ist der große Koffer, der sich öffnet. Ich gehe weiter. Ein gewaltiger Schrank aus derselben Zeit mit tausend Schubladen. Ich öffnete einige von ihnen; sie sind leer. In einer oder zwei fand ich kleine Abbildungen, von Zürich, Bern oder dem Rigi. In der größten findet sich eine Zeichnung von etlichen Menschen, die um ein Feuer niedergekauert sind; unter diesem Bild, das den allerschweizerischsten Geschmack verräth, las ich die Inschrift: Bivouac der Zigeuner. Fügen Sie dazu noch einige eiserne Bomben, die auf einem Fenstersimms liegen, eine Masse Waffen, zwei schweizerische Bauernspieße, die unter ihren vier Reihen von Nägeln, welche wie Haifischkiefer eingeschlagen sind, vielleicht Karl den Kühnen zerarbeitet haben, mittelmäßige Gypsabdrücke des klauberschen Todtentanzes, der im Jahr 1805 mit dem Kirchhof der Dominikaner zerstört wurde, einen Tisch mit Fossilien aus dem Schwarzwald, zwei ziemlich merkwürdige Fayenceziegel aus dem sechzehnten Jahrhundert, einen lütticher Almanach für 1837, und Sie haben die Archive der Cathedrale von Basel. Man gelangt zu diesen Archiven durch eine schöne, schwarzgewundene, buschige, kunstreiche Gitterthüre, die vierhundert Jahre alt ist. Vögel und Chimären sitzen da und dort auf diesem düstern Laubwerk von Eisen.

Von den Glockenthürmen herab ist die Aussicht herrlich. Ich hatte unter meinen Füßen in einer Tiefe von dreihundertfünfzig Fuß den breiten grünen Rhein, um mich her Großbasel, vor mir Kleinbasel, denn der Rhein hat zwei Stücke aus der Stadt gemacht, und wie in allen Städten, die ein Fluß

durchſchneidet, hat ſich die eine Seite auf Koſten der andern entwickelt. In Paris iſt es das rechte Ufer, in Baſel iſt es das linke. Die beiden Baſel ſtehen durch eine lange hölzerne Brücke in Verbindung, die vom Rhein häufig hart angefahren wird, nur noch auf einer Seite ſteinerne Pfeiler hat, und in deren Mitte ein hübſches ſchilderhausartiges Thürmchen vom fünfzehnten Jahrhundert ſich abhebt. Die beiden Städte machen dem Rhein auf beiden Seiten eine prächtige Broderie von ausgeſchnittenen Giebeln, gothiſchen Façaden, Dächern mit Windfahnen, Thürmchen und Thürmen. Dieſer Saum von alten Häuſern wiederholt ſich am Rhein. Die darin zurückgeſtrahlte Brücke gewinnt das ſeltſame Anſehen einer großen Leiter, die von einem Thor ans andere gelegt wäre. Bouquete von Bäumen und eine Menge von ſchwebenden Gärten an den Vorderſeiten der Häuſer vermiſchen ſich mit dem Zickzack dieſer alten Architektur. Die Höhen der Kirchen, die Thürme der befeſtigten Ringmauern machen große düſtere Knoten, an die ſich von Zeit zu Zeit die launiſchen Linien knüpfen, die im Tumult von den Thürmen zu den Giebeln, von den Giebeln zu den Dachluken laufen. Alles das lacht, ſingt, ſpricht, ſchwatzt, ſpringt, kriecht, fließt, geht, tanzt, glänzt inmitten einer hohen Einfaſſung von Bergen, die ſich dem Horizont nur öffnet, um den Rhein paſſiren zu laſſen.

Ich ſtieg wieder in die Stadt hinab, die reich iſt an ausgeſuchten Phantaſien, an wohl ausgedachten Thüren, an närriſchen Beſchlägen, an intereſſanten Gebäuden aus allen Epochen. Es iſt unter Anderem eine große Wohnung da, die heute als Schoppen für ein Fuhrmagazin gilt und die an allen Fenſteröffnungen, Pförtchen und Thüren gordiſche Knoten von Schnüren hat, welche vom Baumeiſter oft durchhauen werden und die wunderlichſten Dinge von der Welt ſind. Ich habe nie etwas Aehnliches getroffen. Der Stein iſt da gewunden und geſtrickt

wie von Weide. Sie können Korbhenkel aus der Normandie sehen, aber um den ganzen Korb zu sehen, müssen Sie nach Basel kommen. Neben diesem Fuhrmagazin habe ich das alte Haus der Waffenschmiede besucht, ein schönes Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, mit Gemälden, die in freier Luft auf der Vorderseite hängen und in welchen Venus und die heilige Jungfrau sehr gefällig neben einander stehen..

Das Stadthaus stand auf derselben Seite; die Façade, auf welcher ein behelmbuschter Krieger steht, der das Wappen der Stadt trägt, wäre schön, wenn sie nicht (immer wieder roth) angestrichen und, was noch mehr ist, mit schrecklichen gemalten Personen geschmückt wäre, die sich an einen mit Bildern verzierten Balkon im gothischen Styl von 1810 lehnen. Der innere Hof hat dieselbe Tätowirung durchgemacht. Die große Treppe führt zu zwei Statuen: die eine, die unten steht, ist ein sehr schöner Krieger aus der Renaissance, der die Anmaßung hat, den römischen Consul Munatius Plancus vorstellen zu wollen; die andere, die oben in der Ecke des Knaufes einer gedrückten Thüre steht, ist ein Stadtdiener, der ein Schreiben in der Hand hält; er ist gemalt, halb schwarz, halb weiß, was das Wappen der Stadt ist, gekleidet, und das gut zusammengelegte Schreiben hat ein rothes Siegel. Dieser gothische Stadtdiener hat sich bei allen Revolutionen Europas über dem Wasser erhalten. Ich hatte ihn noch am Morgen beim Gasthof zu den drei Königen getroffen, wie er munter und wohlgemuth durch die Straße ging, seinen Bewaffneten, der einen Degen trug, vor sich her gehen lassend, zum großen Gaudium einiger Handlungscommis, die vor einer Kneipe den Constitutionnel lasen.

Plötzlich kam ein frisches Dienstmädchen aus der gedrückten Thüre hervor. Sie sagte einige Worte auf deutsch zu mir, und da ich sie nicht verstand, so folgte ich ihr. Das war mein Glück.

Digitized by Google

Das gute Mädchen führte mich in ein Zimmer, wo eine ganz ausgezeichnete Schneckenstiege ist, sodann in einen Saal, der ganz aus polirtem Eichenholz besteht, mit schönen Fensterscheiben und einer prächtigen Renaissancethüre an dem Platz, wohin wir gewöhnlich das Kamin stellen: hier wie im Elsaß und in Deutschland gibt es keine Kamine, sondern Oefen. Als ich all diese Wunder erblickte, schenkte ich dem anmuthsvollen Mädchen ein schönes französisches Silberstück, das sie lächelnd entgegennahm.

Auf der Treppe dieses Stadthauses befindet sich eine interessante Freske vom jüngsten Gericht, die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt.

Ich würde Basel nie verlassen haben, ohne die Bibliothek zu sehen. Ich wußte, daß Basel für die Holbeine dasselbe ist, was Frankfurt für die Albrecht Dürer. In der Bibliothek ist es wirklich ein Nest, ein Haufe, eine Verwirrung; nach welcher Seite man sich wenden mag, Alles ist Holbein. Da ist Luther, da ist Erasmus, da ist Melanchthon, da ist Catharina von Bora, da ist Holbein selbst; da ist die Frau Holbeins, eine schöne, noch allerliebste Vierzigerin, welche geweint hat und zwischen ihren zwei nachdenklichen Kindern träumt, wobei sie auch wie eine Frau aussieht, die gelitten hat, und euch dennoch Lust einflößt, ihren schönen Hals zu küssen. Da ist auch Thomas Morus mit seiner ganzen Familie, mit seinem Vater und seinen Kindern, so wie mit seinem Affen, denn der ernste Kanzler liebte die Affen. Und dann sind zwei Passionen da, die eine gemalt, die andere mit der Feder gezeichnet; zwei todte Christi, herrliche Leichname, die schauern machen. Alles das ist von Holbein, alles das ist göttlich durch Wirklichkeit, Poesie und Erfindung. Ich habe Holbein stets geliebt; ich finde in seiner Malerei die beiden Dinge, die mich rühren, die Traurigkeit und die Milde.

Außer den Gemälden hat die Bibliothek Möbel; eine Menge römiſcher Bronzeſtücke, die in Augſt gefunden wurden; einen chineſiſchen Koffer, einen tapezirten venetianiſchen Thürvorhang, einen wunderbaren Schrank aus dem ſechzehnten Jahrhundert (wofür man ſchon zwölftauſend Franken geboten hat, erzählte mein Führer), und endlich den Tagſatzungstiſch der dreizehn Kantone. Dies iſt eine prächtige Tafel aus dem ſechzehnten Jahrhundert, getragen von Löwen und Satyrn, welche das Wappen von Baſel halten, ciſelirt mit den Wappen der Kantone, incruſtirt mit Zinn, Perlmutter und Elfenbein, ein Tiſch, um welchen dieſe Schultheiße und Landammänner ſich beriethen, die von den Kaiſern gefürchtet wurden, ein Tiſch, der dieſen Beherrſchern von Menſchen die feierliche Inſchrift zu leſen gab: **Supra naturam praesto est Deus.** Er befindet ſich übrigens in ſchlechtem Zuſtand. Die Bibliothek von Baſel iſt ziemlich ſchlecht gehalten; die Gegenſtände liegen wie Auſternſchalen untereinander. Ich ſah auf einer Truhe ein kleines Gemälde von Rubens, das aufrecht an einem Haufen von alten Büchern ſteht und ſchon manchmal gefallen ſein muß, denn der Rahmen iſt ganz zerbrochen. Sie ſehen, daß es in dieſer Bibliothek von Allem etwas gibt, Gemälde, Möbel, ſeltene Stoffe; auch einige Bücher ſind da.

Mein Freund, ich halte ein mit dieſem Brief, den ich, wie Sie ſehen können, auf irgend einen egyptiſchen Papyrus gekritzelt habe, der poröſer und durſtiger iſt, als ein Schwamm. Das iſt eine Marter, die ich unter diejenigen verzeichne, welche ich meinen ſchlimmſten Feinden nicht wünſche: mit einer Feder zu ſchreiben, die auf ein trinkendes Papier ſpeit.

Digitized by Google

Vierunddreißigster Brief.

Zürich.

9. September.

Ich bin in Zürich. Auf dem Stadtthurm hat es so eben vier Uhr Morgens geschlagen unter Trompetengeschmetter. Ich glaubte die Reveille zu hören und öffnete mein Fenster. Es ist finstere Nacht, und dennoch schläft Niemand. Die Stadt Zürich brummt wie ein gereizter Bienenstock. Die hölzernen Brücken zittern unter dem taktgemäßen Schritt der Bataillone, die verworren im Dunkel hinübergehen. Auf den Hügeln hört man Getrommel. Alpenmarseillaisen werden vor den beleuchteten Kneipen an den Straßenecken gesungen. Züricher Bürgersoldaten exerciren auf einem kleinen Platz in der Nähe des Gasthofs zum Schwert, wo ich wohne, und ich vernehme die französischen Commandoworte: Portez arme! Arme bras! Aus dem Zimmer neben dem meinigen antwortet ihnen ein junges Mädchen durch einen zärtlichen, heroischen und eintönigen Gesang, dessen Melodie mir den Text erklärt. Im Wachtthurm ist ein Dachfenster beleuchtet und ein anderes auf den hohen Spitzen der Cathedrale. Der Schein meiner Kerze fällt undeutlich auf eine große weiße und blaugestirnte Fahne, die am Quai flattert. Man hört lautes Gelächter und Geschrei, das Getöse von Thüren, die geschlossen werden, und sonderbares Geklirr. Schatten gehen hin und her. Ein lustiger Kriegslärm erhält dieses Völkchen munter. Gleichwohl murmelt im Sternenschein der See majestätisch bis an mein Fenster all die Worte der Ruhe, der Nachsicht und Friedsamkeit, welche die Natur zu dem Menschen

ſpricht. Ich ſehe auf den Wellen das düſtere Gekräuſel der Nacht ſich zerſetzen und wieder zuſammenſetzen. Ein Hahn ſchreit und droben zu meiner Linken über der Cathedrale, zwiſchen den zwei ſchwarzen Glockenthürmen funkelt Venus, wie eine Lanzenſpitze zwiſchen zwei Zinnen.

Es iſt nämlich eine Revolution in Zürich. Die kleinen Städte wollen es den großen gleichthun. Jeder Marquis will einen Pagen haben. Zürich hat ſo eben ſeinen Bürgermeiſter getödtet und ſeine Regierung verändert.

Da man mich geweckt hat, ſo benütze ich meinerſeits dieſen Umſtand, um an Sie zu ſchreiben, mein Freund. Das gewinnen Sie bei dieſer Revolution.

Geſtern früh mit Tagesanbruch verließ ich Baſel. Die Straße nach Zürich zieht ſich eine halbe Viertelſtunde lang an den alten Thürmen der Stadt hin. Ich habe Ihnen nichts von den Thürmen Baſels geſagt. Gleichwohl ſind ſie merkwürdig, alle von verſchiedenen Formen und Höhen, von einander getrennt durch einen mit Schießſcharten verſehenen Wall, der ſich an einen furchtbaren Graben lehnt, worin die Stadt Baſel mit Erfolg Kartoffel baut. Zur Zeit der Bögen und Pfeile war dieſer Wall eine achtunggebietende Feſtung, jetzt iſt er nur noch ein Hemd.

Die Zugänge der Stadt ſind noch mit jenen ſchönen Fallgattern aus dem vierzehnten Jahrhundert geſchmückt, deren krumme Zähne den obern Theil der Thore garniren, ſo daß man, wenn man aus einem Thurm kommt, aus dem Rachen eines Ungeheuers zu kommen meint. Apropos, vorgeſtern auf der höchſten Thurmſpitze Baſels, traf ich einen Drachenkopf, der mich ſtarr anſah; ich beugte mich darüber hin, ich hielt ihm entſchloſſen die Hand in den Rachen, und es geſchah mir kein Leid. Sie können dies den Leuten erzählen, die ſich vor Bewunderung für van Amburgh kaum zu faſſen wiſſen.

Digitized by Google

Beinahe alle Eingänge von Großbasel sind Festungsthore von schönem Charakter, besonders derjenige, der zum Polygon führt, einem stolzen Zwinger mit spitzem Dach, von zwei Thürmchen flankirt, mit Statuen geschmückt, wie das Thor von Vincennes und das ehemalige Thor des alten Louvre. Es versteht sich von selbst, daß man ihn abgekratzt, abgehobelt, verkittet und angestrichen hat (und zwar roth). Zwei sculptirte Bogenschützen auf den Zinnen sind interessant. Sie lehnen ihre Schnabelschuhe gegen die Mauer und scheinen mit ungeheuern Anstrengungen die Wappen der Stadt aufrecht zu halten, so schwer sind sie zu tragen. In diesem Augenblick ging ein Peloton von ungefähr zweihundert Mann, die mit einer Kanone vom Polygon zurückkamen, durch das Thor. Ich glaube, dies ist die Armee von Basel.

In der Nähe dieses Thores steht ein köstlicher Brunnen aus der Renaissance, der mit Kanonen, Mörsern und sculptirten Kugelhaufen um sein Bassin her bedeckt ist und mit dem Gezwitscher eines Vogels sein Wasser ergießt. Dieser arme Brunnen ist schmählich verstümmelt und herabgewürdigt; die Mittelsäule war mit ausgesuchten Figuren geschmückt, von denen nur noch der Rumpf und da und dort ein Arm oder ein Bein übrigt. Armes Meisterwerk, das von allen Kriegsknechten des Arsenals geschändet worden! — Aber ich kehre auf die Straße von Basel nach Zürich zurück.

Vier Stunden lang, bis nach Rheinfelden, läuft sie am Rhein hin, in einem herrlichen Thal, wo alle feuchten Scheine des Morgens aus den Wolken herabregneten. Man läßt Kreuznach, dessen hohen Thurm mit seinem weißen Zifferblatt man von den Basler Thürmen aus bemerkt, links liegen; sodann fährt man durch Augst. Dieser Name klingt sehr barbarisch, nicht wahr? Nun wohl, er kommt von Augusta her. Augst ist eine römische Stadt, die Hauptstadt der Rauraker, das ehemalige

Raurica oder Augusta Rauracorum, gegründet von dem Consul Munatius Plancus, welchem die Basler in ihrem Stadthaus eine Bildsäule errichtet haben, mit einer Grabschrift von einem wackeren Schulfuchs, der sich Beatus Rhenanus nannte. Das nenne ich einmal einen großen Ruhm, sagte ich, und ein sehr kleines Städtchen. In der That ist die Augusta Rauracorum jetzt nur noch eine anbetungswürdige Decoration für ein schweizerisches Vaudeville. Eine Gruppe pittoresker Häuschen, auf einem Felsen stehend, durch zwei alte Festungsthore verbunden; zwei verschimmelte Brücken, unter welchen ein hübscher Waldbach hingaloppirt, der Ergolz, der vom Berg herabkommt, indem er die Baumzweige auseinander biegt; ein Getöse von Mühlrädern, hölzerne Balkone, an denen Weinreben lustig hinanranken, ein alter Kirchhof, wo ich beiläufig ein sonderbares Grab aus dem vierten Jahrhundert bemerkte, und der aussieht, als ob er in den Rhein hinabstürzen wollte, an den er angelehnt ist; das ist Augst, das ist Raurica, das ist Augusta. Der Boden ist umgewühlt durch Nachgrabungen. Man findet eine Menge kleiner bronzener Statuetten, woraus die Basler Bibliothek sich ein kleines Dünkirchen macht.

Eine halbe Stunde weiter, auf dem andern Rheinufer, ist das hübsche, von einem Wasserfall durchschnittene Band von alten hölzernen Häusern, genannt Warmbach. Und dann nach einer Viertelstunde von Bäumen, Schluchten und Wiesen öffnet sich der Rhein. Mitten im Wasser steht ein großer, mit Ruinen angefüllter und durch eine bedeckte hölzerne Brücke mit beiden Ufern in Verbindung stehender Fels von eigenthümlichem Ansehen. Eine kleine gothische Stadt, starrend von Thürmen und Zinnen, zieht sich in Unordnung gegen diese Brücke herab: das ist Rheinfelden, eine militärische und religiöse Stadt, eine der vier Waldstädte, ein berühmter und allerliebster Ort. Diese Ruine mitten im Rhein ist das alte Schloß, das man den

Stein von Rheinfelden nennt. Unter dieſer hölzernen Brücke, die nur einen einzigen Bogen hat, jenſeits des Felſen, auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt, iſt der Rhein kein Fluß mehr, ſondern ein Strudel, worin ſchon manches Schiff ſein Grab gefunden hat. Ich hielt mich eine ſtarke Viertelſtunde in Rheinfelden auf. Die Wirthsſchilde hängen an gewaltigen buſchigen Eiſenſtangen, die ſich ſehr luſtig ausnehmen. Die Hauptſtraße wird durch einen ſchönen Brunnen erheitert, deſſen Säule einen edlen Krieger trägt, der ſeinerſeits die Wappen der Stadt in ſeinem ſtolz über ſeinem Haupt emporgehobenen Arme hält.

Von Rheinfelden bis Brugg bleibt die Gegend allerliebſt, aber der Antiquar hat nichts zu ſehen, wenn er nicht wie ich mehr ein Neugieriger, als ein Archäolog, mehr ein Hauptſtraßenbummler, als ein Reiſender iſt. Ich bin ein Menſch, der Alles genau anſieht, weiter nichts; aber ich glaube Recht zu haben; jedes Ding enthält einen Gedanken; ich verſuche den Gedanken aus dem Ding herauszuziehen. Das iſt eine Chemie wie eine andere.

Fünfunddreißigſter Brief.

Zürich.

September.

Wenn man in der Ebene reist, ſo liegt das Intereſſe der Reiſe am Rand der Straße; durchſtreift man ein Gebirgsland, ſo liegt es am Horizont. Ich will — ſelbſt mit dieſer herrlichen Juralinie vor Augen — Alles ſchauen, und deßhalb ſehe ich

Digitized by Google

ſowohl auf den Rand der Straße als auf den Rand des Himmels. Der Rand der Straße iſt nämlich prachtvoll in dieſer Jahreszeit und in dieſem Lande. Die Wieſen ſind mit Blumen, blauen, weißen, gelben und violetten, beſät wie im Frühling; prächtige Brombeerſtauden zerkratzen im Vorbeifahren den Wagenkaſten; da und dort ahmen ſteile Böſchungen die Form der Berge nach, und daumensdicke Waſſerſtreife parodiren die Waldbäche; überall haben die Herbſtſpinnen ihre Hängematten auf den tauſend Spitzen der Gebüſche ausgeſpannt: der Thau wälzt ſich darin in dicken Perlen.

Und dann ſind es häusliche Scenen, worin die örtlichen Originalitäten ſich offenbaren. Bei Rheinfelden beſchlugen drei Männer eine Kuh, die ſehr dumm, verlegen und herabgekommen ausſah. In Augſt ritten kleine Dorfjungen, Gamins, die Rom zur Großmutter haben, auf einem armſeligen verwachſenen Baum, der mit einer Gabel geſtützt war. Bei dem Thor von Baſel ſchlug ein Mann ſeine Frau, was die Bauern wie die Könige thun. Sagte nicht Buckingham zur Frau von Chevreuſe, er habe drei Königinnen geliebt und er ſei genöthigt geweſen, allen dreien Püffe zu verſetzen? Hundert Schritte von Frick ſah ich einen Bienenſtock, der über der Thüre eines Häuschens auf einem Brett ſtand. Die Bauern gingen zur Thüre des Häuschens ein und aus, die Bienen flogen zur Thüre des Stockes ein und aus; Menſchen und Fliegen verrichteten die Arbeit, die der liebe Gott ihnen angewieſen.

Alles das ergötzt und entzückt mich. In Freiburg habe ich über dem viereckigen Raſen, worauf ich ſaß, lange Zeit die großartige Landſchaft vergeſſen, die ich vor Augen hatte. Es war auf einem kleinen, wilden Höcker des Hügels. Auch hier gab es eine Welt. Die Käfer ſchritten unter den tiefen Faſern der Vegetation langſam einher; Schierlingsblumen in Geſtalt

von Sonnenschirmen erinnerten an die Fichten Italiens; ein langes Blatt, ähnlich einer halbgeöffneten Bohnenhülse, ließ schöne Regentropfen sehen, funkelnd wie ein Diamantenhalsband in einem mit grünem Atlas ausgeschlagenen Kästchen. Eine arme, ganz nasse Hummel von gelb und grünem Sammt klomm mühsam an einem dornigen Zweig empor; dichte Wolken von kleinen Mücken verdeckten ihr das Tageslicht; eine blaue Glockenblume zitterte im Wind, und eine ganze Nation von Blattläusen hatte unter diesem ungeheuern Zelt Schutz gesucht; in der Nähe einer Wasserpfütze, die keinen Schwenkkessel gefüllt hätte, sah ich einen Regenwurm aus dem Schlamm hervorkommen und nach Luft schnappend sich in die Höhe winden; er glich den antediluvianischen Pythonen, und wer weiß, ob er nicht in dem mikroscopischen Weltall ebenfalls seinen Herkules hat, der ihn tödtet, und seinen Cuvier, der ihn beschreibt? Im Ganzen ist diese Welt da so groß wie die andere. Ich betrachtete mich als Micromegas, meine Käfer waren riesige Faulthiere, meine Hummel war ein beflügelter Elephant, meine kleine Mücken waren Adler, meine Wasserpfütze war ein See, und diese drei Büschel hohen Grases waren ein Urwald. Sie erkennen mich darin, nicht wahr, Freund? — In Rheinfelden beschäftigten mich die übermäßig großen Wirthshausschilde wie Cathedralen, und mein Geist ist nun einmal so geschaffen, daß in gewissen Augenblicken ein Dorfteich, hell wie ein stählerner Spiegel, von Häuschen umgeben und von einer Flotille von Enten durchschwommen, mir eben so viel Freude macht wie der Genfersee.

In Rheinfelden verläßt man den Rhein und sieht ihn nur einen Augenblick in Seckingen wieder: eine häßliche Kirche, eine bedeckte hölzerne Brücke, eine unbedeutende Stadt in der Tiefe eines köstlichen Thales. Dann geht die Straße durch lustige Dörfer über eine breite Hochebene, um welche herum

man in der Ferne die maſſenhaften Heerden der Gebirge ſpringen ſieht.

Auf einmal begegnet man einer Baumgruppe in der Nähe eines Gaſthofs, man hört das Kreiſchen des eingelegten Radſchuhs, und die Straße ſenkt ſich in das blendende Aarthal hinab.

Das Auge wirft ſich zuerſt in die Tiefe des Himmels und findet als äußerſte Linie rauhe, ſteile und runzliche Bergkämme; dann ſchweift es hinab ins Thal, um Brugg zu ſuchen, ein kleines Städtchen, eingerollt und eingepreßt in ein pittoreskes Band von Mauern und Zinnen, mit einer Brücke über die Aar; hierauf ſchaut es ein düſteres Gehölz entlang und verweilt bei einer hohen Ruine. Dieſe Ruine iſt das Schloß Habsburg, die Wiege des Hauſes Oeſterreich. Ich habe lange Zeit dieſen Thurm betrachtet, aus welchem der doppelköpfige Adler hervorgeflogen iſt.

Die Aar, die durch zahlreiche Felſen verſperrt iſt, zerreißt das Thal in eine Menge von Vorgebirgen. Dieſe ſchöne Landſchaft iſt eine der großen Gegenden der Geſchichte. Rom hat ſich da geſchlagen, das Glück des Vitellius hat hier das Glück Galbas erdrückt, Oeſterreich iſt hier geboren. Von dieſem zuſammenbrechenden Zwinger herab, der im elften Jahrhundert von einem einfachen elſäßiſchen Edelmann Namens Radbot erbaut wurde, ſtrömt über die ganze Geſchichte des modernen Europa der ungeheure Fluß der Erzherzoge und Kaiſer.

Gegen Norden verliert ſich das Thal in einem Nebel. Hier iſt der Zuſammenfluß der Aar, der Reuß und der Limmat. Die Limmat kommt aus dem Züricherſee und bringt den geſchmolzenen Schnee vom Berg Todi; die Aar kommt aus dem Thuner und dem Brienzer See und bringt die Waſſerfälle der Grimſel; die Reuß kommt aus dem Vierwaldſtätterſee und bringt die Ströme des Rigi, des Windgall und des Pilatus. Der Rhein führt alles das dem Ocean zu.

Alles das, was ich Ihnen so eben geschrieben habe, diese drei Flüsse, diese Ruine und die prächtige Gestalt der Felsblöcke, an denen die Aar nagt, füllten meine Träumerei aus, während der Wagen nach Brugg hinab galoppirte. Auf einmal erweckte mich die allerliebste Art, wie sich die Stadt ausnimmt, wenn man sich ihr nähert. Es ist eines der bezauberndsten Tohubohu von Dächern und Thürmen, die ich je gesehen habe. Ich hatte mir immer vorgenommen, wenn ich je nach Brugg käme, ganz besonders auf ein sehr altes Basrelief Acht zu geben, das in die Mauer eingelegt ist und einen Hunnenkopf vorstellen soll. Da es Sonntag war, so war die Brücke mit einem Haufen hübscher Mädchen bedeckt, die in ihrem schönsten Putz neugierig dastanden und so freundlich lächelten, daß ich den Hunnenkopf darüber vergaß.

Als ich mich daran erinnerte, lag die Stadt eine halbe Stunde hinter mir.

Mit ihrer Bändercocarde, die weniger übertrieben ist als in Freiburg, auf der Stirne, ihrem schwarzen Sammtmieder, über welches sich silberne Ketten und Reihen von Knöpfen herabziehen, ihrer Sammtcravate mit goldgestickten Enden, die fest am Hals anliegt wie der eiserne Kragen der Ritter, ihrem braunen, faltigen Unterrock und ihren aufgeweckten Gesichtern erscheinen die Brugger Mädchen alle hübsch; viele sind es auch wirklich. Die Männer kleiden sich wie unsere Maurer am Sonntag und sind schrecklich. Ich begreife, daß es verliebte Bursche in Brugg gibt; aber ich begreife nicht, wie es verliebte Mädchen geben kann.

Die Stadt ist reinlich, gesund, freundlich, besteht aus hübschen, beinahe sammt und sonders mit großer Sorgfalt gebauten Häusern, und ist im Innern nicht weniger appetitlich, als von Außen. Eigenthümlich ist, daß die beiden Geschlechter in ihren Sonntagszusammenkünften das Spiel von Alpheus

und Arethusa spielen. Als ich durch die Stadt fuhr, sah ich alle Frauenzimmer am Brückenthor und alle Mannspersonen am andern Ende der Hauptstraße, am Zürcherthor. Im Freien bleiben die Geschlechter ebenfalls abgesondert; man begegnet einer Gruppe von Mannspersonen, sodann einer Gruppe von Frauenzimmern, oder, um den schweizerischen Ausdruck zu gebrauchen, von Wibervölkern; dieser Gebrauch, dem selbst die Kinder unterworfen sind, ist dem ganzen Kanton eigen und geht bis Zürich. Es ist eine seltsame, und, wie viele seltsame Dinge, eine kluge Sache. In diesem Land des Lebenssaftes und der Schönheit, der übersprudelnden Naturkraft und der ausgesuchten Kostüme ist die Natur geneigt, den Jüngling unternehmend zu machen, und das Kostüm macht das Mädchen cokett; da tritt die Gewohnheit dazwischen, trennt die Geschlechter und stellt eine Schranke auf.

Dieses Thal ist übrigens nicht bloß ein Zusammenstrom von Flüssen, sondern auch von Kostümen. Man geht über die Reuß, das schwarzsammtne Mieder verwandelt sich in ein anderes von geblümtem Damast, in dessen Mitte eine breite Goldborte angenäht ist. Man geht über die Limmat, der braune Unterrock verwandelt sich in einen rothen Unterrock nebst einer brodirten Mousselinschürze. Alle Arten von Kopfputz vermengen sich gleichfalls; in zehn Minuten begegnet man schönen Mädchen mit ungeheuren Kämmen wie in Lima, mit hohen Strohhüten wie in Florenz, mit Spitzen wie in Madrid. Alle haben einen natürlichen Blumenstrauß auf der Seite. Raffinirtheit!

Die Mannigfaltigkeit der Kopfputzarten ist so groß, daß ich mich auf Alles gefaßt machte. Nach der Reußbrücke kommt eine kleine Anhöhe. Ich ging sie zu Fuß hinan. Da kommt ein altes Weib auf mich zu mit einer Art von großem spanischen Schlapphut von schwarzem Leder, einem Schmuck, der noch durch ein Paar Stiefel und einen Regenschirm gekrönt

wurde. Ich wollte eben dieſen wunderlichen Kopfputz notiren, als ich bemerkte, daß die gute Frau ganz einfach das Felleiſen eines Reiſenden auf dem Kopf trug. Der Reiſende kam einige Schritte hintendrein, ein braver Mann, der ſich vermuthlich einbildete franzöſiſch zu ſprechen, denn er trat auf mich zu, um mir die Züricher Revolution zu erzählen. Alles was ich aus einer Fluth von Kauderwelſch verſtehen konnte, beſchränkte ſich auf die Mittheilung, daß der Bürgermeiſter eine Proclamation erlaſſen habe, die mit den Worten begonnen: **Braves Iroquois!** Vermuthlich wollte der würdige Mann ſagen: **Braves Zuriquois!**

Das Aarthal hat zwei reizende Armbänder: Brugg, womit es ſich öffnet, Baden, womit es ſich ſchließt. Baden liegt an der Limmat. Man folgt ſeit einer halben Stunde dem Ufer der Limmat, die ein ſchreckliches Getöſe in einer reizenden Schlucht macht, deren ſämmtliche Abſtürze mit Reben bepflanzt ſind. Plötzlich verſperrt ein Thor mit vier Thürmchen die Straße; unter dieſem Thor drängen ſich vermengt in der Schlucht hölzerne Häuſer, deren Manſarden einander zu ſtoßen ſcheinen; oberhalb unter den Bäumen ragt eine alte Schloßruine empor, deren Zinnen dem Berg einen Hahnenkamm aufſetzen. Ganz in der Tiefe unter einer bedeckten Brücke rauſcht die Limmat haſtig über ein Felſenbett, das den Wogen eine gewaltſame Form gibt. Und dann bemerkt man einen mit farbigen Ziegeln bedeckten Glockenthurm, der mit einer Schlangenhaut überzogen ſcheint.

In Baden gibt es von Allem Etwas: gothiſche Ruinen, römiſche Ruinen, warme Mineralbäder, eine Statue der Iſis, Ausgrabungen, wo man Würfel findet, ein Stadthaus, wo der Prinz Eugen und der Marſchall von Villars Unterſchriften ausgewechſelt haben. Da ich vor Nacht nach Zürich zu kommen wünſchte, ſo begnügte ich mich auf dem Platz während des Pferdewechſels einen ſehr hübſchen Brunnen zu betrachten, auf

Digitized by Google

welchem wie in Rheinfelden eine hochmüthige, ſtrenge Kriegergeſtalt ſtand. Das Waſſer ſpringt aus dem Schlund eines ſchrecklichen ehernen Drachens, der ſeinen Schweif in dem Eiſenwerk des Brunnens wälzt. Zwei zutrauliche Tauben hatten ſich auf dieſen Drachen geſetzt, und eine von ihnen trank, indem ſie ihren Schnabel in den gerundeten Waſſerſtreif tauchte, der fein wie ein Silberhaar aus dem Hahnen in's Becken fiel.

Die Römer nannten die Mineralwaſſer Badens die geſchwätzigen Waſſer, aquae verbigenae. -- Wenn ich Ihnen ſchreibe, mein lieber Freund, iſt es mir, als hätte ich von dieſem Waſſer getrunken.

Die Sonne ſenkte ſich, die Berge wurden groß, die Pferde gallopirten auf einer vortrefflichen Straße in der umgekehrten Richtung von der Limmat; wir kamen durch eine ganz wilde Gegend; unter unſern Füßen befand ſich ein weißes Kloſter mit rothem Glockenthurm, ähnlich einem Kinderſpielzeug; vor unſern Augen ein Berg in Hügelform, aber ſo hoch, daß ein Wald daſelbſt wie eine Heide ausſah; in dem ſtrengen Kloſtergarten ſpazierten ein weißer und ein ſchwarzer Mönch plaudernd mit einander; auf dem Berg zeigte ein alter Thurm halb ſeine von der horizontalen Sonne geröthete Front. Was war dieſes Gemäuer? Ich weiß es nicht. Conrad von Tegerfelden, einer der Mörder des Kaiſers Albrecht, hatte ſein Schloß in dieſer Einſamkeit. — War dies die Ruine davon? — Ich bin bloß ein Vorüberreiſender und weiß von Allem nichts. Ich habe dieſen unheimlichen Orten ihr Geheimniß gelaſſen, aber ich konnte nicht umhin, ein wenig an das düſtere Attentat von 1308 und an die Rache der Königin Agnes zu denken, während dieſer blutige Thurm, allmählig von den Unebenheiten des Terrains verdeckt, langſam in den Berg zurücktrat.

Die Straße hat ſich umgebogen; ein unerwarteter Riß hat einen unermeßlichen Strahl der untergehenden Sonne hindurch-

Digitized by Google

gelaſſen; die Dörfer, der Rauch, die Heerden und die Menſchen ſind wieder zum Vorſchein gekommen, und das ſchöne Limmatthal hat von Neuem zu lächeln begonnen. Die Dörfer ſind wahrhaft merkwürdig in dieſem Kanton Zürich. Es ſind prächtige Hütten, beſtehend aus drei Abtheilungen. Am einen Ende das Haus der Menſchen in Holz- und Maurerarbeit, mit ſeinen drei niedrigen Abſtufungen von Fenſtern mit kleinen runden Scheiben; am andern Ende das Haus der Thiere, Kuh- und Pferdeſtall in Brettern; in der Mitte die Wohnung der Fuhrwerke und Utenſilien, geſchloſſen durch ein großes Hofthor. Im Dachſtuhl, der ungeheuer groß iſt, die Scheune und der Speicher. Drei Häuſer unter einem Dach. Drei Köpfe unter einer Mütze. Das iſt das Züricher Bauernhaus. Wie Sie ſehen, iſt es ein Palaſt.

Die Nacht war vollſtändig angebrochen, ich war ohne Weiteres im Wagen eingeſchlafen, als ein Getöſe von Brettern unter dem Geſtampfe der Pferde mich erweckte. Ich öffnete die Augen. Ich befand mich in einer Art von Balkenhöhle vom eigenthümlichſten Ausſehen. Ueber mir trugen große dicke Balken, geſchweift in gedrückten und auf eine unentwirrbare Art geſtützten Bogen ein finſteres Gewölbe; rechts und links ließen niedrige, aus dicken Balken beſtehende Arcaden mich zwei dunkle und ſchmale Gänge ſehen, woran da und dort viereckige Löcher angebracht waren, durch welche der Nachtwind und das Getöſe eines Fluſſes zu mir drangen. Am äußerſten Ende dieſer ſeltſamen Krypte ſah ich unbeſtimmt Bajonette blinken. Der Wagen rollte langſam auf einem Fußboden, aus deſſen Spalten ein betäubendes Getöſe hervorkam. Eine ferne Fackel, die im Wind zitterte, warf einen mit vielen Schatten gemiſchten Schein auf dieſe maſſive hölzerne Arche. Ich befand mich auf der bedeckten Brücke von Zürich. Patrouillen bivouakirten in der Umgebung. Nichts kann eine Idee von dieſer Brücke, auf

dieſe Art und zu dieſer Stunde geſehen, geben. Denken Sie ſich das Holzwerk einer Cathedrale quer über einen Fluß gelegt und erſchüttert unter den Rädern einer Diligence.

Während ich Ihnen all dieſen Plunder ſchreibe, iſt der Tag angebrochen. Ich bin ein' wenig enttäuſcht. Zürich verliert beim hellen Tageslicht; ich wünſche mir die unbeſtimmten Profile der Nacht zurück. Die Glockenthürme der Cathedrale ſind gemeine Pfefferbüchſen. Beinahe alle Façaden ſind abgeſchabt und mit Kalk geweißt. Zu meiner Linken habe ich eine Art von Hotel Guenegaud. Aber der See iſt ſchön; aber da unten die Barriere der Alpen iſt herrlich. Sie verbeſſert, was der See, der von weißen Häuſern und grünen Kulturen umſäumt iſt, vielleicht allzu Lachendes für mich hat. Die Berge machen immer den Eindruck von ungeheuern Gräbern auf mich; die niedrigen haben ein ſchwarzes Schweißtuch von Lerchen, die hohen haben ein weißes Leintuch von Schnee.

Nachmittags vier Uhr.

Ich habe ſo eben in einer Art von kleiner Gondel eine Spazierfahrt auf dem See gemacht. Die Stunde koſtet dreißig Sous wie ein Fiaker. Ich habe großmüthig drei Franken in den Züricherſee geworfen; ich bedaure ſie ein wenig. Es iſt ſchön, aber es iſt auch ſehr liebenswürdig von mir. Sie haben ein Neumünſter, das ſie euch mit Stolz zeigen, und das der Kirche eines Hampelmännchens gleicht. Die Züricher Senatoren bewohnen Landhäuſer von Gyps, die eine falſche Aehnlichkeit mit den Kneipen von Vaugirard haben. Gott verzeih mir's! Ich habe einen Omnibus vorbeikommen ſehen wie in Paſſy. Ich wundere mich nicht mehr, wenn dieſe Burſche da Revolutionen machen.

Glücklicher Weiſe iſt das blaue Waſſer des Sees durchſichtig. Ich ſah in den glaſigen Tiefen Berge auf dem Grunde

Digitized by Google

des Sees und Wälder auf diesen Bergen. Felsen und Seegras gaben mir einen ziemlich guten Begriff von der durch die Sündfluth ersäuften Erde, und indem ich mich auf den Rand meines zweirudrigen Fiakers beugte, hatte ich dieselben Empfindungen wie Noa, als er sich ans Fenster seiner Arche legte. Von Zeit zu Zeit sah ich große Fische, mit schwarzen Bändern gestreift wie Tiger, vorbeikommen. Ich habe mit dem Ende meines Stocks zwei oder drei Fliegen gerettet, die im Begriff waren, zu ertrinken.

Die Stadt muß Leuten, welche die Façade des Seminars von St. Sulpice anbeten, sehr gefallen. Man führt hier in diesem Augenblick prächtige Gebäude auf, deren Architektur an die Madeleine und an das Boulevard du Temple erinnert. Ich selbst bin, abgesehen von dem romanischen Portal der Cathedrale, einigen alten Häusern, die in den neuen verloren und gleichsam ertränkt sind, zwei Kirchthürmen und drei oder vier Waldthürmen, wovon der eine ungeheuer ist und dem pantagrueliſchen Bauch eines Bürgermeisters gleicht, nicht würdig, Zürich zu bewundern. Vergebens habe ich nach dem berühmten wellenberger Thurm gesucht, der mitten in der Limmat stand, und dem Grafen von Habsburg, sowie dem Bürgermeister Waldmann, der 1488 enthauptet wurde, als Gefängniß diente. Sollte man ihn niedergerissen haben?

Da ich gerade im Zug bin, will ich bei Gott doch auch vom Gasthaus sprechen. Im Gasthof zum Schwert wird dem Reisenden nicht die Haut über die Ohren gezogen, sondern er wird auf geschickte Weise secirt. Der Wirth verkauft die Aussicht auf seinen See zu acht Franken per Fenster und per Tag. Das Essen, das man im Hotel zum Schwert bekommt, hat mich an einen Vers von Ronsard erinnert, der, wie es scheint, schlecht dinirt hatte.

Zwei schlechte Pferde sind dem Leben vorgespannt,
Das Essen und das Trinken, so sind sie zubenannt.

Nirgends ſind dieſe zwei Pferde ſchlechter, als im Gaſthof zum Schwert.

Apropos, ich habe Ihnen nicht geſagt, daß Zürich früher Turegum hieß. Die Limmat theilt die Stadt in ein großes und ein kleines Zürich, die durch drei ſchöne Brücken in Verbindung ſtehen, auf welchen die Bürger oft ſpazieren gehen, ſagt Georg Bruin von Köln. Die Weinrebe iſt ſehr der Sonne ausgeſetzt. Es gibt Züricher Wein und Züricher Getreide.

Ich umarme Sie, obſchon ich 1320 Fuß über Ihnen ſtehe.

Sechsunddreißigſter Brief.

Zürich.

September.

Ich habe den Gaſthof zum Schwert verlaſſen und eine Wohnung in der Stadt genommen, gleichviel wo. Ich habe den ſchlechten Gaſthof nicht mehr, aber ich habe auch die Ausſicht auf den See nicht mehr. Es gibt Augenblicke, wo ich mich nach Allem zuſammen, nach dem ſchlechten Diner und der prächtigen Landſchaft, zurückſehne.

Vorgeſtern war einer dieſer Augenblicke gekommen. Es regnete. Ich war in das Zimmer eingeſperrt, das ich bewohne. Ein triſtes kaltes Stübchen, deſſen Verzierungen aus einem grau angeſtrichenen Bett mit weißen Vorhängen, einigen Lehnſtühlen und einer bläulichen Tapete beſtehen, die mit jenen geſchmack- und ſtylloſen Zeichnungen beſprenkelt iſt, welche man ohne Unterſchied auf dem Anzug ſchlecht gekleideter Frauen-

Digitized by Google

zimmer und auf den Wänden ſchlecht möblirter Stuben wiederfindet. Ich öffnete das Fenſter eines jener ſcheußlichen, ſogenannten Guillotinefenſter, wie man ſie vor fünfzig Jahren hatte, und ſah ſchwermüthig dem Regen zu. Die Straße war verlaſſen; am gegenüberſtehenden Haus waren alle Fenſter geſchloſſen; nicht ein einziges Profil an den Scheiben, nicht ein einziger Vorübergehender auf dieſem Pflaſterwerk von kleinen und ſchwarzen Steinen, die wie reife Kaſtanien im Regen glänzten. Das Einzige, was der Landſchaft ein Bischen Leben gab, war die Rinne des benachbarten Daches, eine Art von zinnerner Schnauze, einen Eſelskopf mit offenem Maul darſtellend, aus welchem der Regen in Strömen herabfloß; ein gelber und ſchmutziger Regen, der ſo eben die Ziegel gewaſchen hatte und nunmehr das Pflaſter waſchen ſollte. Es iſt traurig, daß Etwas ſich die Mühe nimmt vom Himmel herabzufallen, ohne ein anderes Reſultat, als daß es den Staub in Koth verwandelt.

Ich war an mein Lager gefeſſelt. Das Lager war nicht ſonderlich angenehm. Was thun? Laſontaine hat den für dieſe Gelegenheit paſſenden Vers gemacht. Ich ſann alſo nach. Unglücklicher Weiſe befand ich mich in einer jener Gemüthsſtimmungen, welche Sie ohne Zweifel kennen, wo man keinen vernünftigen Grund zur Traurigkeit und keine Veranlaſſung zur Heiterkeit hat; wo man gleich unfähig iſt, ſich zu einem ſchallenden Gelächter wie zu einem Thränenſtrom zu entſchließen; wo das Leben vollkommen logiſch, gleichmäßig, flach, langweilig und traurig erſcheint; wo von innen wie von außen Alles grau und bleich iſt. In mir ſelbſt war daſſelbe Wetter wie auf der Straße, und wenn Sie mir die Metapher verzeihen könnten, ſo würde ich ſagen, es habe in meinem Geiſt geregnet. Sie wiſſen es, ich bin ein wenig von der Natur des Sees; ich ſpiegele das Blau oder die Wolke zurück. Der Gedanke, den

ich in meiner Seele habe, gleicht dem Himmel, den ich über meinem Kopf habe.

Wenn man sein Auge einwärts kehrt — halten Sie mir auch diesen Ausdruck zu gut — so sieht man eine Landschaft in sich selbst. Nun aber war in diesem Augenblick die Landschaft, die ich in mir sehen konnte, nicht viel besser als diejenige, die ich vor Augen hatte.

Es befanden sich zwei oder drei Schränke im Zimmer. Ich öffnete sie mechanisch, wie wenn ich Aussicht hätte, irgend einen Schatz darin zu finden. Nun sind die Schränke in den Gasthöfen immer leer; ein voller Schrank bedeutet eine bleibende Wohnung. Ein Vorüberreisender hat kein Nest. Ich fand also nichts in den Schränken.

Gleichwohl bemerkte ich in dem Augenblick, wo ich den letzten wieder schloß, im obersten Fach etwas, was mich anzog. Ich legte die Hand darauf. Es war Anfangs Staub und dann war es ein Buch. Ein dickes kleines Buch wie die Lütticher Almanache, broschirt in grauem Papier, mit Staub bedeckt, seit Jahren da vergessen. Welch ein Glück! Ich schüttle den Staub ab und öffne auf Gerathewohl. Es war französisch. Ich betrachte den Titel: — Geheime Liebschaften und schandbare Abenteuer des Napoleon Buonaparte, mit Bildern. — Ich betrachte die Bilder: — ein Mann mit dickem Bauch und einem Hanswurstgesicht, im Ueberrock und mit dem Hütchen, unter nackten Weibsbildern von allen Sorten. Ich betrachte das Datum: — 1814.

Ich hatte die Neugierde zu lesen. O, mein Freund, was soll ich Ihnen von diesem Ding sagen? Wie soll ich Ihnen eine Idee von diesem Buch geben, das in Paris von irgend einem Pasquillanten gedruckt und in Zürich von irgend einem Oesterreicher vergessen worden? — Napoleon Buonaparte war häßlich; seine eingesunkenen kleinen Augen, sein Wolfsprofil und

Digitized by Google

ſeine platten Ohren gaben ihm ein höchſt garſtiges Ausſehen. — Er ſprach ſchlecht, er hatte keinen Geiſt und keine Geiſtesgegenwart, ſein Gang war linkiſch, ſeine Haltung ungraziös; ſo oft er ſich auf dem Thron zeigen mußte, nahm er zuvor eine Lection bei Talma. — Ferner war ſein Kriegsruhm höchſt übertrieben; er vergeudete das Menſchenleben, er erfocht ſeine Siege nur durch die Maſſe von Bataillonen. (Den Eroberern die Bataillone vorwerfen! Sollte man nicht glauben, man höre dieſelben Leute ſprechen, die den Dichtern die Metaphern vorwerfen?) — Er hat mehr Schlachten verloren, als gewonnen. — Nicht er hat die Schlacht von Marengo gewonnen, ſondern Deſaix; nicht er hat die Schlacht von Auſterlitz gewonnen, ſondern Soult; nicht er hat die Schlacht von der Moskowa gewonnen, ſondern Ney. [1]) — Er war bloß ein Feldherr zweiten Rangs und ſtand tief unter den Generalen des großen Jahrhunderts, einem Turenne, einem Condé, einem Luxembourg, einem Vendome; ja ſogar in unſerer Zeit war ſein „militäriſches Talent" Nichts im Vergleich mit dem „kriegeriſchen Genie" des Herzogs von Wellington. Perſönlich war er eine Memme. Er hatte Angſt im Feuer. Er verſteckte ſich während der Kanonade bei Brienne. (Bei Brienne!) — Er hatte alle Laſter. — Er log wie ein Lakai. — Er war ſo geizig, daß er einem Weibsbild, das er in einer kleinen, einſamen Straße des Faubourg St. Marceau unterhielt (der Verfaſſer ſagt: ich habe die Straße, das Haus und das Weibsbild geſehen), bloß zehn Franken täglich gab. Er war ſo eiferſüchtig, daß er dies Weibsbild einſperrte, ſo daß es beinahe niemals ausgehen konnte und von der ganzen Welt abgeſchloſſen, ohne ein

[1]) Im Jahr 1815 bediente man ſich gegen Buonaparte der mit ſo großem Recht berühmten Namen der Unterfeldherrn Napoleons; heutzutage iſt Alles an ſeinen Platz geſtellt: Deſair, Soult, Ney ſind große ſtrahlende Figuren; Napoleon iſt in ſeinem Ruhm, was er in ſeiner Armee war, der Kaiſer.

menſchliches Geſchöpf zur Bedienung zu haben, in Verzweiflung und Schrecken dahinlebte. Das war die Liebe dieſes Napoleon Buonaparte! — Er hatte überdies — denn dieſer eiferſüchtige Unhold war ein ſchamloſer Wüſtling, Othello und Don Juan in einer Perſon — er hatte überdies in allen Stadttheilen von Paris Keller, Stübchen, Manſarden, unterirdiſche Verließe, die er unter falſchen Namen gemiethet hatte, und wohin er unter verſchiedenen Vorwänden arme junge Mädchen verlockte u. ſ. w. u. ſ. w. Daher ganze Heerden von Kindern, kleine nicht zur Geltung gekommene Dynaſtien, die jetzt in Speicher eingewieſen ſind, oder an den Straßenecken als Lumpenſammler ihr Brod ſuchen. Das waren die Liebſchaften dieſes Napoleon Buonaparte! — Was ſagen Sie dazu? Die erſte Geſchichte erinnert ein wenig an Genovefa von Brabant, wie ſie in ihrem Wald umherirrt; die zweite iſt eine neue Auflage vom Minotaurus. Ich ſah flüchtig noch viele andere und weit ſchlimmere kommen, aber ich hatte nicht den Muth weiter zu gehen. Ich verweile mich nie ſehr lang bei ſolchen Büchern, die man aus langer Weile öffnet und aus Ekel ſchließt.

Sie lachen darüber? Ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht lache. In den Verleumdungen, die gegen die großen Männer noch zu ihren Lebzeiten geſchleudert werden, liegt immer Etwas, was mir das Herz zuſchnürt. Ich ſage zu mir ſelbſt: Auf dieſe Art alſo hat die zeitgenöſſiſche Dankbarkeit dieſe hohen Geiſter behandelt, welche die Nachwelt mit Verehrung umgibt, die Einen, weil ſie ihre Nation groß gemacht, die Andern, weil ſie die Menſchheit beſſer gemacht haben. Sei Molière, ſo wird man Dich beſchuldigen, Du habeſt Deine Tochter geheirathet; ſei Napoleon, ſo wird man Dich beſchuldigen, Du habeſt Deine Schweſtern geliebt. — Der Haß und der Neid ſind nicht erfinderiſch, wird man ſagen; ſie wiederholen immer ſo ziemlich dieſelben Albernheiten, die in Folge der beſtändigen Wie-

Digitized by Google

derholung zuletzt harmlos werden. Was ist eine Verleumdung, die ein Plagiat ist? — Allerdings, wenn das Publikum es wüßte; aber weiß denn das Publikum, daß das, was man heute von dem großen Mann von heute sagt, genau dasselbe ist, was man gestern von dem großen Mann von gestern sagte? Zugegeben. Aber die Menge weiß gar Nichts. Die großen Männer haben das Alles verachtet, werden Sie ferner einwenden: allerdings; aber wer sagt Ihnen, daß sie nicht eben so viel gelitten, als verachtet haben? Wer kennt all den herben Schmerz, der in den stummen Tiefen der Verachtung liegt? Was ist empörender, als die Ungerechtigkeit, und was ist bitterer, als eine große Beleidigung, wenn man eine große Krone verdient? Wissen Sie, ob dieses abscheuliche Büchlein, über das Sie heute lachen, im Jahr 1815 nicht offiziös dem Gefangenen von St. Helena zugeschickt worden ist, und ob es nicht, so dumm es Ihnen auch scheint und wirklich ist, dem Manne, der am Vorabend von Marengo und Austerlitz so fest geschlafen, eine schlimme Nacht bereitet hat? Gibt es nicht Augenblicke, wo der Haß in seinen schamlosen und wüthenden Behauptungen selbst das Genie berühren kann, dem das Bewußtsein seiner Kraft und Zukunft innewohnt? Der Nachwelt als Karikatur zu erscheinen, wenn man Alles gethan hat, um ihr einen großen Schatten zu hinterlassen! Nein, mein Freund, ich kann über diese infame kleine Schmähschrift nicht lachen. Wenn ich die Niederungen der Vergangenheit erforsche und wenn ich die zerfallenen Höhlen eines ehemaligen Gefängnisses untersuche, so nehme ich Alles ernsthaft, die alten Verleumdungen, die ich aus der Vergessenheit auflese, und die scheußlichen verrosteten Folterinstrumente, die ich im Staub finde.

Schmach und Schande über diese elenden Abtrittskehrer, die nichts Anderes zu thun haben, als die Männer, welche die Nachwelt nach ihrem Tod anbeten wird, während ihres Lebens zu quälen!

Wenn der ungenannte Verfaſſer dieſes niederträchtigen Buchs noch heute in irgend einem Winkel von Paris lebt, welche Züchtigung für dieſen ſchmutzigen alten Mann, deſſen weiße Haare nur ein Kranz von Schimpf und Schande ſind, ſo oft er das Unglück hat, über den Vendomeplatz zu gehen, ſich überzeugen zu müſſen, daß Napoleon, welcher der eherne Mann geworden, zu jeder Stunde, ob von Wolken oder von Sonnenſtrahlen umgeben, von der Menge begrüßt wird und aufrecht ſteht auf ſeinem ewigen Ruhm und auf ſeiner ewigen Säule!

Seit ich dieſes Buch zugemacht, hat ſich Alles verdüſtert; der Regen war draußen heftiger und die Traurigkeit in mir tiefer geworden. Mein Fenſter war offen geblieben und mein Blick haftete mechaniſch auf der grotesken zinnernen Dachrinne, die mit Wuth eine gelbliche und kothige Fluth ergoß. Dieſer Anblick beruhigte mich. Ich ſagte zu mir, daß Diejenigen, die das Böſe thun, in den meiſten Fällen nicht das volle Bewußtſein deſſelben haben, daß es bei ihnen mehr Unwiſſenheit und Albernheit, als wirkliche Bosheit ſei, und ich blieb unbeweglich, ſchweigſam daſitzen, die geheimnißvollen Lehren ſammelnd, welche die Dinge uns durch die Harmonien geben, die ſie unter ſich haben, den Ellenbogen auf dieſes dumme Pasquill geſtützt, das ſo viel Haß und Verleumdung ausgeſpritzt hatte, und das Auge auf dieſe Eſelsſchnauze geheftet, welche ſchmutziges Waſſer ausſpie.

Siebenunddreißigſter Brief.

Schaffhauſen.

September.

Ich bin ſeit einigen Stunden in Schaffhauſen. Schreiben Sie Schaffhauſen und ſprechen Sie Alles was Ihnen beliebt. Denken Sie ſich ein ſchweizeriſches Anxur, ein deutſches Terracina, eine Stadt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, deren Häuſer die Mitte halten zwiſchen den Sennhütten von Unterſeen und den ſculptirten Wohnungen des alten Rouen, auf dem Berg ſitzend, vom Rhein durchſchnitten, der ſich mit großem Geſchrei in ſeinem Felſenbett krümmt, von Thurmruinen beherrſcht, voll von ſteilen und im Zickzack laufenden Straßen, dem betäubenden Getöſe der Nymphen oder Waſſer — nymphis, lymphis, überſetzen Sie Horaz wie Sie wollen — und dem Gelärm der Waſchweiber preisgegeben. Nachdem ich durch das Stadtthor gegangen, das eine Feſtung vom dreizehnten Jahrhundert iſt, drehte ich mich um und ſah über der Ogive die Inſchrift: salus exeuntibus. Ich ſchloß daraus, daß wahrſcheinlich auf der andern Seite pax intrantibus ſteht. Ich liebe dieſe gaſtfreundliche Art und Weiſe.

Ich habe Ihnen geſagt, Sie ſollen Schaffhauſen ſchreiben und Alles ausſprechen, was Ihnen beliebe. Sie können auch Alles ſchreiben, was Ihnen beliebt. In Bezug auf Starrköpfigkeit und Meinungsverſchiedenheit läßt ſich Nichts mit der Heerde der Antiquare vergleichen, außer etwa die Heerde der Grammatiker; Plotinus ſchreibt Schaphuſe, Strumphius ſchreibt

Schapfuſe, Georg Bruin ſchreibt Shaphuſia, und Miconnis ſchreibt Probatopolis. Ziehen Sie ſich da heraus, ſo gut Sie können. Nach dem Namen kommt die Etymologie. Abermals ein Geſchäft. Schaffhauſen bedeutet die Stadt des Schafes, ſagt Glarean. — Ganz und gar nicht! ſchreit Strumphius, Schaffhauſen bedeutet Hafen für die Schiffe, von schafa, Barke, und Haus. — Stadt des Schafes! antwortet Glarean; das Wappen der Stadt iſt ein goldener Widder in ſchwarzem Feld. — Hafen der Schiffe, erwiedert Strumphius; hier machen die Schiffe Halt, weil ſie nicht weiter gehen können. — Meiner Treu! Mag aus der Etymologie werden, was da will! Ich laſſe Strumphius und Glarean einander in die Haare fahren.

Es thäte Noth, ſich auch wegen des alten Schloſſes Munoth herumzuſtreiten, das in der Nähe von Schaffhauſen auf dem Emmersberg ſteht und nach der Behauptung der Antiquare von munitio herkommt, wegen einer römiſchen Citadelle, die da ſtand. Heutzutage ſind es nur noch einige Ruinen, ein großer Thurm und ein bedeutendes Caſemattengewölbe, das mehrere hundert Mann faſſen kann.

Vor zwei Jahrhunderten war Schaffhauſen noch pittoresker. Das Stadthaus, das Kloſter Allerheiligen, die Kirche St. Johann ſtanden in ihrer ganzen Schönheit da; die Ringmauer um die Thürme war unberührt und vollſtändig. Es waren ihrer dreizehn, ohne das Schloß und die beiden hohen Thürme zu zählen, an welche ſich jene ſeltſame, prachtvolle, ſchwebende Rheinbrücke lehnte, die unſer Oudinot am 13. April 1799 in die Luft ſprengte, mit jener Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit in Bezug auf Meiſterwerke, die nur den Helden verzeihlich iſt. Außerhalb der Stadt endlich, jenſeits des Zwingerthors, das nach dem Schwarzwald führt, im Gebirg, auf einer Anhöhe, neben einer Kapelle ſah man in der Ferne im Nebel des Hori-

zonts ein abſcheuliches kleines Gebäude von Zimmerholz und Stein — den Galgen. Im Mittelalter, ja ſogar noch vor hundert Jahren, war in jeder ſouveränen Gemeinde ein zweckmäßig ausgerüſteter Galgen eine elegante und achtunggebietende Sache. Die Stadt mit ihrem Galgen geſchmückt, der Galgen mit ſeinem Maleſikanten geſchmückt, das bedeutete eine freie Stadt.

Ich hatte großen Hunger, es war ſpät, ich beſtellte ein Diner. Man brachte mir ein franzöſiſches Eſſen nach einer mit zahlloſen orthographiſchen Schnitzern geſchmückten Karte. Der Kellner war ein Deutſcher, ſprach jedoch ein Franzöſiſch, das zu den komiſchſten Verwechslungen führte, wovor übrigens der liebe Gott Ihre Ohren in Gnaden bewahren möge.

Achtunddreißigſter Brief.

Der Rheinfall.

Laufen, September.

Was ſoll ich Ihnen ſagen, mein Freund? Ich habe dies unerhörte Ding ſo eben geſehen, ich befinde mich nur einige Schritte davon entfernt. Ich höre ſein Getöſe. Ich ſchreibe Ihnen, ohne zu wiſſen, was mir in den Kopf kommen wird. Die Ideen und die Bilder häufen ſich hier in bunter Menge untereinander an, ſie überſtürzen, ſtoßen, zermalmen ſich und verfliegen in Dunſt, in Schaum, in Getöſe, in Gewölke. Ich habe in mir ſelbſt gleichſam ein ungeheures Brudeln. Es iſt mir, als hätte ich den Rheinfall im Hirn.

Ich ſchreibe aufs Gerathewohl, wie es kommt. Begreifen Sie, wenn Sie können.

Man kommt nach Laufen. Dies iſt ein Schloß aus dem dreizehnten Jahrhundert, von ſehr ſchöner Maſſe und ſehr gutem Styl. Am Thor ſind zwei vergoldete Drachen mit offenem Schlund; ſie bellen. Man ſollte meinen, ſie ſeien es, die das geheimnißvolle Getöſe machen, das man hört.

Man tritt hinein.

Man befindet ſich im Hof des Schloſſes. Es iſt kein Schloß mehr, ſondern eine Meierei: Hühner, Gänſe, Truthähne, Miſte, Karren in einer Ecke, eine Kalkküpe. Eine Thüre öffnet ſich. Der Waſſerfall kommt zum Vorſchein.

Wunderſames Schauſpiel!

Schrecklicher Tumult! Das iſt der erſte Eindruck. Dann ſchaut man. Der Waſſerfall zerſchneidet Golfe, die mit breitem weißem Schaum angefüllt ſind. Wie bei den Feuersbrünſten, gibt es friedliche Plätzchen inmitten dieſer ſchreckensvollen Sache: Boskette mitten im Schaum, allerliebſte Bäche in dem mouſſirenden Element; Quellen für Pouſſins arkadiſche Schäfer, beſchattet von ſanft bewegten kleinen Zweigen. — Und dann verſchwinden dieſe Details, und der Eindruck des Ganzen kehrt Ihnen wieder. Ewiger Sturm. Lebendiger und wüthender Schnee.

Die Fluth iſt von ſeltſamer Durchſichtigkeit. Schwarze Felſen zeichnen unheimliche Geſichter unter dem Waſſer, ſie ſcheinen die Oberfläche zu berühren und ſind in einer Tiefe von zehn Fuß. Unter den beiden Hauptergüſſen des Falles erheben ſich zwei große Schaumgarben auf dem Fluß und zerſtieben in grünen Wolken. Auf der andern Seite des Rheins bemerkte ich eine Gruppe ruhiger Häuschen, wo die Angehörigen aus- und eingingen.

Während ich beobachtete, ſprach mein Führer mit mir. —

Er erzählte mir, der Bodenſee ſei im Winter von 1829 auf 1830 gefroren. Dies ſei ſeit 104 Jahren nicht der Fall geweſen, man ſei im Wagen hinübergefahren. In Schaffhauſen ſeien arme Leute erfroren.

Ich ſtieg etwas tiefer hinab gegen den Abgrund zu. Der Himmel war grau und verſchleiert. Der Waſſerfall hat ein tigerartiges Gebrüll. Schreckliches Getöſe, furchtbare Schnelligkeit. Waſſerſtaub, Rauch und Regen zugleich. Durch dieſen Nebel hindurch ſieht man den Cataract in ſeiner ganzen Entwicklung. Fünf große Felſen zerſchneiden ihn in fünf Fälle von verſchiedenen Geſtalten und Größen. Man glaubt die fünf Pfeiler einer Titanenbrücke zu ſehen. Im Winter bildet das Eis blaue Bogen über dieſe ſchwarzen Widerlagen.

Der nächſte von dieſen Felſen hat eine ſeltſame Geſtalt; man meint, aus dem wüthenden Waſſer den ſcheußlichen unempfindlichen Kopf eines Hindugötzen mit einem Elephantenrüſſel hervorkommen zu ſehen. Bäume und Gebüſche, die ſich auf ſeinem Gipfel miteinander vermengen, geben ihm ſtarrende und ſchauerliche Haare.

An dem ſchrecklichſten Ort des Falles verſchwindet ein großer Fels und erſcheint unter dem Schaum wieder wie ein Rieſenſchädel, der ſeit ſechstauſend Jahren von dieſer grauenhaften Douche verſchlungen und verarbeitet worden iſt.

Der Führer ſetzt ſeinen Monolog fort. — Der Rheinfall befindet ſich eine halbe Stunde von Schaffhauſen. Die ganze Maſſe des Fluſſes fällt da von einer Höhe von ſiebzig Fuß herab.

Der ſteile Fußpfad, der vom Schloß Laufen bis an den Abgrund hinabgeht, führt durch einen Garten. Im Augenblick, wo ich betäubt durch den furchtbaren Cataract hindurchging, ſpielte ein Kind, das an ein häusliches Zuſammenleben mit dieſem Weltwunder gewöhnt iſt, unter den Blumen

und legte ſingend ſeine kleinen Finger an die Wolfsrachenroſen.

Dieſer Fußpfad hat verſchiedene Stationen, wo man von Zeit zu Zeit eine Kleinigkeit bezahlt. Der arme Cataract kann nicht umſonſt arbeiten. Sehen Sie, welche Mühe er ſich gibt. Er muß mit all dieſem Schaum, den er den Bäumen, den Felſen, den Flüſſen, den Wolken zuwirft, auch irgend Jemand ein Paar Sous in die Taſche werfen. Das iſt offenbar das Wenigſte.

Ich bin auf dieſem Fußpfad bis zu einer Art von ſchwankendem Balkon gelangt, der ganz unten über und in dem Abgrund angebracht iſt.

Hier ſchüttelt uns Alles zugleich. Man wird geblendet, betäubt, niedergeſchmettert, erſchreckt, bezaubert. Man lehnt ſich an eine hölzerne Barriere, welche zittert. Vergilbte Bäume — es iſt Herbſt — wilde rothe Ebereſchen, umgeben einen kleinen Pavillon im Styl des Café turc, von wo aus man die Grauenhaftigkeit der Sache bemerkt. Die Frauenzimmer ziehen ein Collet von Wachsleinwand an (ein Frank die Perſon); man iſt von einem ſchrecklichen donnernden Regen eingehüllt.

Hübſche kleine gelbe Schnecken ergehen ſich wollüſtig unter dieſem Thau auf dem Rand des Balkons. Der Fels, der über dem Balkon hängt, weint Tropfen um Tropfen in den Waſſerfall. Auf dem Fels, der mitten im Cataract iſt, ſteht ein ritterlicher Minneſänger von bemaltem Holz, auf einen rothen Schild mit weißem Kreuz gelehnt. Ein Mann hat ſein Leben daran ſetzen müſſen, um dieſe Ambigudekoration inmitten der großen und ewigen Dichtung Jehovahs aufzupflanzen.

Die zwei Rieſen, die ihre Häupter emporrichten, ich meine die zwei größten Felſen, ſcheinen miteinander zu ſprechen. Dieſer Donner iſt ihre Stimme. Ueber einer ſchrecklichen Aufthürmung von Schaum bemerkt man ein friedliches Häuschen mit einem

Digitized by Google

keinen Baumgarten. Man könnte meinen, dieſe ſchauerliche Hyder ſei verdammt, ewig dieſe ſanfte glückliche Hütte auf ihrem Rücken zu tragen.

Ich ging bis ans äußerſte Ende des Balkons; ich lehnte mich mit dem Rücken an den Felſen.

Der Anblick wird noch furchtbarer. Es iſt ein ſchrecklicher Abſturz. Der grauſenhafte und prächtige Schlund ſpritzt wüthend einen Perlenregen Denjenigen ins Geſicht, die es wagen, ihn aus ſolcher Nähe anzuſchauen. Das iſt bewundernswürdig. Bei den vier großen Anſchwellungen des Cataracts iſt es ein unaufhörliches Fallen und Auf- und Abſteigen; man meint, man ſehe die vier blitzenden Räder am Wagen des Sturmes ſich drehen.

Die hölzerne Brücke war überſchwemmt. Die Bretter waren glitſchig. Welke Blätter kniſterten unter meinen Füßen. In einer Krümmung des Felſen bemerkte ich ein kleines Büſchel von ausgetrocknetem Gras. Ausgetrocknet unter dem Waſſerfall von Schaffhauſen! In dieſer Sündfluth hat ein Tropfen Waſſer ihm gefehlt. Es gibt Herzen, die dieſem Grasbüſchel gleichen. Mitten im Strudel der menſchlichen Glückſeligkeiten vertrocknen ſie. Ach, das kommt daher, weil es ihnen an jenem Waſſertropfen gefehlt hat, der nicht aus der Erde hervorkommt, ſondern vom Himmel herabfällt — an der Liebe.

In dem türkiſchen Pavillon, der farbige Fenſterſcheiben hat, und was für Scheiben! liegt ein Buch, in welches die Beſucher ihre Namen einzuſchreiben gebeten werden. Ich habe es durchblättert. Ich bemerkte darin die Unterſchrift Henri mit dem Handzug *v*. Iſt es ein V?

Wie lange bin ich verſunken in dieſes große Schauſpiel dageblieben? Ich kann es Ihnen nicht ſagen. Während dieſer Betrachtung gehen die Stunden im Geiſt vorüber wie die Wellen im Abgrund, ohne eine Spur oder Erinnerung zu hinterlaſſen.

Inzwiſchen machte man mich darauf aufmerkſam, daß der Tag ſich neige. Ich ging wieder ins Schloß hinauf und von da begab ich mich auf den Strand, wo man über den Rhein ſetzt, um das rechte Ufer zu gewinnen. Dieſer Strand iſt unter dem Waſſerfall, und man fährt nur einige Klafter von dem Cataract über den Fluß. Man wagt dieſe Fahrt in einem kleinen, allerliebſten, ausgeſuchten, gleich einer Piroge der Wilden hergerichteten Nachen, aus einem Holz gebaut, das geſchmeidig wie eine Haifiſchhaut, ſolid, elaſtiſch, faſerig iſt, jeden Augenblick an den Felſen anſtößt, aber ſich kaum daran ritzt, und wie alle Kähne auf dem Rhein und der Maas mit einem Haken und einer ſchaufelförmigen Ruderſtange geleitet wird. Nichts iſt ſeltſamer, als in dieſer Muſchel die gründlichen und ſtürmiſchen Erſchütterungen des Waſſers zu fühlen.

Während der Nachen ſich vom Hafen entfernte, ſah ich über meinem Haupt die mit Ziegeln bedeckten Zinnen und ausgeſchweiften Giebel des Schloſſes, die den Abgrund beherrſchen. Fiſchernetze trockneten auf den Kieſeln am Rand des Fluſſes. Man fiſcht alſo in dieſem Strudel? Ja, allerdings. Da die Fiſche nicht den Waſſerfall hinaufgelangen können, ſo fangt man da viele Salmen. Ueberdies in welchem Strudel fiſcht nicht der Menſch?

Jetzt möchte ich all dieſe ſo lebhaften und beinahe ſchmerzlichen Empfindungen zuſammenfaſſen. Erſter Eindruck: man weiß nicht, was man ſagen ſoll, man iſt erdrückt wie von allen großen Dichtungen. Dann entwirrt ſich das Ganze. Die Schönheiten machen ſich von der Wolke los. Totalſumme: es iſt groß, düſter, furchtbar, grauenhaft, prächtig, unausſprechlich.

Auf der andern Seite des Rheins treibt das — Mühlen.

Auf dem einen Ufer das Schloß; auf dem andern das Dorf Neuhauſen.

Indem ich mich ganz dem Schwanken der Barke überließ,

bewunderte ich die prächtige Farbe dieſes Waſſers. Man glaubt in flüſſigem Serpentin zu ſchwimmen.

Merkwürdig, jeder der beiden großen Alpenflüſſe hat, wenn er die Berge verläßt, die Farbe des Meeres, in das er ſich ergießt. Die Rhone iſt bei ihrem Ausfluß aus dem Genferſee blau wie das Mittelmeer; der Rhein iſt, wenn er den Bodenſee verläßt, grün wie der Ocean.

Unglücklicher Weiſe war der Himmel bedeckt. Ich kann alſo nicht ſagen, daß ich den Fall von Laufen in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſehen habe. Nichts iſt ſo reich und wundervoll wie dieſer Perlenregen, von dem ich Ihnen bereits erzählt habe, und den der Cataract weithin verbreitet. Gleichwohl muß es noch herrlicher ſein, wenn die Sonne dieſe Perlen in Diamanten verwandelt, und wenn der Regenbogen ſeinen Smaragdhals in den blendenden Schaum taucht, wie ein göttlicher Vogel, der am Abgrund trinkt.

Auf dem andern Ufer des Rheins, von wo aus ich Ihnen im Augenblick ſchreibe, erſcheint der Cataract in ſeiner Ganzheit, in fünf deutlich verſchiedene Partien getheilt, die jede ihre eigene Phyſiognomie haben und eine Art von Crescendo bilden. Die erſte iſt ein Mühlbach; die zweite, beinahe ſymmetriſch durch die Arbeit der Zeit und der Fluth zuſammengeſetzt, iſt ein Brunnen von Verſailles; die dritte iſt ein Waſſerfall; die vierte iſt eine Lawine; die fünfte iſt das Chaos.

Ein letztes Wort, und ich ſchließe dieſen Brief. Einige Schritte von dem Fall beutet man den kalkartigen Felſen aus, der ſehr ſchön iſt. Mitten in einem der Steinbrüche, die da ſind, betrachtete ein grau und ſchwarz geſtreifter Zuchthäusler mit der Haue in der Hand und der doppelten Kette am Fuß den Cataract. Der Zufall ſcheint ſich manchmal darin zu gefallen, daß er in bald melancholiſchen, bald ſchrecklichen Antitheſen das Werk der Natur und das Werk der Geſellſchaft neben einander ſtellt.

Neunundreißigster Brief.

Vevey. — Chillon. — Lausanne.

Vevey, den 21. September.

An Herrn Ludwig B.

Ich schreibe Ihnen diesen Brief, lieber Ludwig, so ziemlich aufs Gerathewohl, denn ich weiß nicht, wo oder ob er Sie überhaupt treffen wird. Wo sind Sie in diesem Augenblick? Was treiben Sie? Sind Sie in Paris? Sind Sie in der Normandie? Haben Sie Ihr Auge auf die Gemälde geheftet, denen Ihr Gedanke Strahlenglanz verleiht? Oder besuchen Sie wie ich die Bildergallerie des lieben Gottes? Ich weiß nicht, was Sie thun; aber ich denke an Sie, ich schreibe Ihnen und ich liebe Sie.

Ich reise in diesem Augenblick wie die Schwalbe. Ich gehe gerade vor mich hin und suche das schöne Wetter. Wo ich ein Stück blauen Himmel sehe, laufe ich hinzu. Die Wolken, die Regen, die Bise, der Winter kommen hinter mir her wie Feinde, die mich verfolgen, und bedecken die armen Länder wieder, wenn ich sie verlasse. Es regnet jetzt in Strömen über Straßburg, das ich vor vierzehn Tagen besuchte; über Zürich, wo ich in der letzten Woche war; über Bern, wo ich gestern durchkam. Heute bin ich in Vevey, einem hübschen Städtchen, weiß, sauber, englisch, comfortabel, warm gehalten durch die südlichen Abhänge des Chardonneberges wie durch Oefen, und von den Alpen geschützt wie von einem Windschirm. Ich habe vor mir einen sommerlichen Himmel, die mit reifen Reben bedeckten Hügel und diesen prachtvollen Smaragd des Genfersees,

Digitized by Google

in Schneeberge eingefaßt wie in einen Silberschmuck. — Ich sehne mich nach Ihnen.

Vevey hat nur drei Dinge; aber diese drei Dinge sind allerliebst: seine Reinlichkeit, sein Klima und seine Kirche. — Ich sollte eigentlich bloß vom Thurm seiner Kirche sprechen, denn die Kirche selbst hat nichts Merkwürdiges mehr. Sie hat jene Art von sorgfältiger, methodischer und gefirnißter Verwüstung über sich ergehen lassen müssen, womit der Protestantismus die gothischen Kirchen heimsucht. Alles ist abgeschabt, gehobelt, gefegt, entstellt, geweißt, geglänzt und gerieben. Es ist ein einfältiges und prätenziöses Gemisch von Barbarei und Reinigung. Kein Altar, keine Kapellen, keine Reliquienschreine, keine gemalten oder sculptirten Figuren mehr; ein Tisch und hölzerne Chorstühle, die das Schiff versperren, das ist die Kirche von Vevey.

Ich ging ziemlich verdrießlich darin herum, escortirt von dem stets gleichen alten Weibe, das in den calvinistischen Kirchen den Kirchendiener macht, und meine Kniee an den Bänken des Herrn Präfekten, des Herrn Friedensrichters, der Herren Pastoren u. s. w. anstoßend, als ich neben einer zugemauerten Kapelle, wohin einige schöne alte, von dem puritanischen Baumeister vergessene Consolen aus dem vierzehnten Jahrhundert mich gelockt hatten, in einer dunkeln Vertiefung eine große schwarze Marmorplatte bemerkte, die in die Mauer eingefügt ist. Es ist das Grab Edmund Ludlows, eines der Richter Karls I., der 1698 als Flüchtling in Vevey starb. Als ich mich bückte, um meinen auf die Erde gefallenen Bleistift aufzuheben, fiel mir das in die Platte eingegrabene Wort depositorium in die Augen. Ich ging auf einem andern Grab, auf einem andern Königsmörder, auf einem andern Geächteten, Andrew Broughton. Andrew Broughton war der Freund Ludlows. Gleich ihm hatte er Karl I. getödtet, gleich ihm hatte er Crom-

well geliebt, gleich ihm hatte er Cromwell gehaßt, gleich ihm ſchläft er in der kalten Kirche von Vevey. — Im Jahre 1816 kam David, der wie Ludlow und Broughton auf der Flucht war, nach Vevey. Hat er die Kirche beſucht? Ich weiß es nicht; aber die Richter Karls I. hatten dem Richter Ludwigs XVI. viel zu ſagen. Sie hatten ihm zu ſagen, daß Alles zuſammenſtürzt, ſelbſt die auf ein Schaffot gebauten Reichthümer; daß die Revolutionen nur Wogen ſind, wo man weder der Schaum noch der Schlamm ſein muß; daß jede revolutionäre Idee ein Werkzeug iſt, das zwei Schneiden hat, die eine, womit man ſchneidet, die andere, womit man ſich ſelbſt ſchneidet; daß der Verbannte, der Andere in die Verbannung getrieben, daß der Geächtete, der Aechter geweſen, einen böſen Schatten, ein mit Zorn gemiſchtes Mitleid, den Wiederſchein fremden Jammers, flammend wie das Schwert des Engels über ihr eigenes Unglück, nach ſich führen. Sie konnten zu dieſem großen Maler — nicht wahr, Ludwig? — auch ſagen, daß für den Denker an einem Tag der Betrachtung aus der Heiterkeit des Himmels und dem dunkeln Blau des Genferſees mehr edle Ideen, mehr wohlwollende Ideen, mehr der Menſchheit nützliche Ideen hervorgehen, als in zehn Jahrhunderten aus zwanzig Revolutionen wie diejenigen, welche Karl I. und Ludwig XVI. erwürgt haben, und daß über den politiſchen Aufregungen, ewig über dieſen ſtufenjährigen Stürmen der Nationen, deren ſchlammige Fluth eben ſo gut einen Marat als einen Mirabeau bringt, für die großen Seelen die Kunſt vorhanden iſt, welche die Intelligenz des Menſchen enthält, und die Natur, welche die Intelligenz Gottes enthält.

Während ich mich all dieſen unruhigen Träumen hingab, ſetzte ſich ein Strahl der untergehenden Sonne, der durch irgend eine Luke hereingekommen war und ſich in dieſer kahlen düſtern Kirche gleichſam fremd fühlen mußte, wie Fackelſchein auf die

Gräber und ich las die Inschriften. Es sind lange und ernste Betheuerungen, worin die Seele der beiden alten Königsmörder, die im Uebrigen rechtschaffene, reine und große Männer waren, zu athmen scheint. Beide erzählen die Thatsachen ihres Lebens und die Thatsache ihres Todes ohne Zorn, aber ohne Zugeständniß. Es sind starre und hochmüthige Phrasen, in der That würdig, vom Marmor ausgesprochen zu werden. Man fühlt, daß Beide sich nach dem Vaterland zurücksehnen. Das Vaterland ist immer schön, selbst London vom Genfersee aus betrachtet. Aber was mir auffiel, das ist der Umstand, daß die beiden Greise im Grab verschiedene Stellungen angenommen haben. Edmund Ludlow ist freudig nach den ewigen Wohnungen entflogen, **sedes aeternas laetus advolavit**, sagt der aufrecht an der Mauer stehende Grabstein. Andrew Broughton ist, müde von den Arbeiten des Lebens, im Herrn entschlafen, **in Domino obdormivit**, sagt der auf dem Boden liegende Grabstein. Also der Eine freudig, der Andere müde. Der Eine hat im Grab Flügel gefunden, der Andere ein Ruhekissen. Der Eine hat einen König getödtet und wollte das Paradies; der Andere hat dasselbe gethan und verlangte Ruhe.

Scheint es Ihnen nicht wie mir, daß in diesen zwei kleinen und kurzen Phrasen der Schlüssel zu den beiden Männern und die Schattirung der beiden Ueberzeugungen liege? Ludlow war ein Denker; er hatte den todten König bereits vergessen und sah nur noch das emanzipirte Volk. Broughton war ein Arbeiter; er dachte nicht mehr an das Volk, und seinem Geist schwebte beständig das rauhe Geschäft vor, einen König zu Boden zu werfen. Ludlow hatte immer nur den Zweck, Broughton nur das Mittel im Auge gehabt. Ludlow schaute vorwärts, Broughton schaute rückwärts. Der Eine starb begeistert, der Andere starb abgehetzt.

Als ich diese beiden Gräber verließ, zog eine dritte Grab-

ſchrift mich an, eine lange und feierliche Anrede an den Reiſenden, in Gold auf ſchwarzen Marmor eingegraben, wie die von Ludlow. Mein guter Ludwig, neben jeder großen Sache iſt eine Parodie. In der Nähe der beiden Königsmörder ruht ein Apotheker. Es iſt ein ehrenwerther Praktiker Namens Lorenz Matte, im Uebrigen ein ſehr rechtſchaffener und ſehr wohlthätiger Mann, der, weil er zufällig in Libourne Glück machte und ſich nach Vevey von ſeinem Geſchäfte zurückzog, ſchlechterdings verlangt, der Vorübergehende ſolle hier ſtehen bleiben und über die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge nachdenken: **Morare parumper, qui hic transis, et respice rerum humanarum inconstantiam et ludibrium.**

Wenn je ein emphatiſches Grab lächerlich war, ſo iſt es gewiß dieſes, das an die zwei ſtrengen Steine ſtößt, unter welchen Ludlow und Broughton mit ihren blutigen Händen liegen.

Abends — es war geſtern — ging ich am Ufer des Sees ſpazieren. Ich dachte ſehr an Sie, Ludwig, und an unſere angenehmen Spaziergänge von 1828, als wir vierundzwanzig Jahre zählten, als Sie Mazeppa machten und ich die Orientalen, als wir uns mit einem horizontalen Strahl begnügten, den die untergehende Sonne über Vaugirard leuchten ließ. Es war beinahe Vollmond. Der hohe Kamm von Meillerie, ſchwarz auf dem Gipfel und unbeſtimmt modellirt in der Mitte des Abhangs, erfüllte den Horizont. Im Hintergrund zu meiner Linken, unter dem Mond, ragten die Spitzen des Oche in eine allerliebſte perlgraue Wolke hinein, und alle Arten von Bergen entflohen tumultuariſch im Dunſt. Der herrliche Mondſchein beruhigte dieſe ganze wilde Seite der Landſchaft. Ich ging am eigentlichen Rand des Waſſers. Es war die Nacht der Tagundnachtgleiche. Der See hatte jene fieberiſche Aufregung, die zur Zeit der großen Ebben und Fluthen alle Waſſermaſſen ergreift

und ſie ſchauern macht. Kleine Wellen drangen auf Augenblicke an den mit Kieſelſteinen bedeckten Fußpfad herauf, wo ich ging, und benetzten meine Sohlen. Im Weſten gegen Genf hatte der unter den Nebeln verlorene See das Anſehen eines ungeheuern Schiefers. Stimmen von der Stadt her drangen an mein Ohr, und ich ſah aus dem Hafen von Vevey ein Schiff auf den Fiſchfang ausgehen. Dieſe Fiſcherboote auf dem Genferſee haben eine Form, welche der See ihnen gegeben hat. Sie ſind mit zwei lateiniſchen Segeln verſehen, die in umgekehrter Richtung an zwei verſchiedenen Maſten befeſtigt ſind, um die beiden großen Winde aufzufaſſen, die ſich im Genferſee an ſeinen beiden Enden verfangen, der eine über Genf, der aus den Ebenen, der andere über Villeneuve, der aus den Bergen kommt. Bei Sonnenſchein iſt der See blau, die Segel ſind weiß und ſie geben dem Nachen die Geſtalt einer Mücke, die mit emporgerichteten Flügeln über das Waſſer hinlieſe. Bei Nacht iſt das Waſſer grau und die Mücke ſchwarz. Ich betrachtete alſo dieſe Rieſenmücke, die langſam gegen Meillerie hinſchritt, ihre häutigen und durchſichtigen Flügel im Mondſchein hervorhebend. Der See ſchwatzte zu meinen Füßen, es lag ein unermeßlicher Friede in dieſer unermeßlichen Natur. Dies war groß und lieblich. Eine Viertelſtunde nach dem Verſchwinden des Nachens hatte das Fieber des Sees ſich gelegt; die Stadt war eingeſchlafen. Ich war allein, aber ich fühlte die ganze Schöpfung um mich her leben und träumen.

Ich dachte an meine beiden Königsmörder, die gleichfalls ihren Theil an dieſem Schlaf und dieſer Ruhe aller Dinge an dieſem ſchönen Ort nehmen. Ich verſank in die Betrachtung dieſes Sees, welchen Gott mit ſeinem Frieden und die Menſchen mit ihren Kriegen erfüllt haben. Es iſt ein trauriges Vorrecht der lieblichſten Gegenden, daß ſie die Invaſionen und die Lawinen herbeiziehen. Die Menſchen ſind wie der Schnee, ſie

ſchmelzen und ſtürzen ſich in die von der Sonne beglänzten Thäler. Dieſe ganze zauberhafte flache Küſte des Genferſees iſt ſeit dreitauſend Jahren unaufhörlich von bewaffneten Vorübergehenden verwüſtet worden, die, ſeltſam genug, ſowohl aus dem Süden als aus dem Norden kamen. Die Römer haben hier die Spur der Griechen gefunden, die Deutſchen die Spur der Araber. Der Thurm von Glerolle iſt von den Römern gegen die Hunnen gebaut worden. Neunhundert Jahre ſpäter wurde der Thurm von Goure von den Waadtländern gegen die Ungarn gebaut. Der eine bewacht Vevey, der andere beſchützt Lauſanne. Als ich neulich in der Bibliothek zu Baſel ein recht intereſſantes Exemplar von Cäſars Commentaren durchblätterte, traf und notirte ich mir eine Stelle, worin Cäſar ſagt, man habe im Lager der Helvetier Täfelchen gefunden, die mit griechiſchen Lettern beſchrieben geweſen: **Repertae sunt tabulae litteris graecis confectae** (de Bell. gall., XL, I).

Die Römer haben in dieſem köſtlichen Land zwei oder drei Kriegsthürme, Grabmäler, unter andern den düſtern und rührenden Epitaph der Julia Alpinula, Waffen, Meilenſteine, ſo wie die große Kriegsſtraße hinterlaſſen, welche die herrlichen Thäler von Wallis bis nach Avenches über Vevey und Attalins durchſchneidet, und wovon man noch jetzt einige Verzahnungen entdeckt. Die Griechen haben ihm pantomimiſche Proceſſionen hinterlaſſen, welche an die Theorien erinnern, und wobei epheubekränzte junge Mädchen auftreten, die man auf Wagen führt. Sie haben ihm auch die Koraulen der Gruyere hinterlaſſen, dieſe Tänze, die ihr Name χορος und αὐλη erklärt. Alſo Feſtungen, Grabmäler, ein Epitaph, das eine Elegie iſt, eine ſtrategiſche Straße ſind die Abdrücke Roms; Proceſſionen, die von Theſpis ſelbſt angeordnet ſcheinen, und ein Tanz bei Flötenſpiel, das ſind die Spuren Griechenlands.

Heute früh ging ich beim herrlichſten Sonnenſchein nach

Chillon. Der Weg führt zwiſchen Weinbergen am Ufer des Sees hin. Der Wind machte den Genferſee zu einem ungeheuern blauen Mohrzeug; die weißen Segel funkelten. Unter der Straße näherten ſich die Möven graziös auf Felſen, die ein wenig über das Waſſer hervorragten. Gegen Genf zu ahmte der Horizont den Ocean nach.

Chillon iſt ein Block von Thürmen, geſetzt auf einen Block von Felſen. Das ganze Schloß ſtammt aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, mit Ausnahme einiger Vertäfelungen, Thüren, Tiſche, Decken u. ſ. w., die aus dem ſechzehnten ſtammen. Heutzutage iſt es ein Arſenal und eine Pulverkammer für den Kanton Waadt. Der Mund der Kanonen berührt die Einſchnitte der Katapulten.

Eine Franzöſin führt die Beſucher mit viel Grazie und Intelligenz im Schloſſe herum.

Die Krypte, die ſich auf dem Niveau der Seewaſſer befindet, theilt ſich in drei hauptſächliche unterirdiſche Gelaſſe. Das erſte, das wie ein Schloß am Eingang der beiden andern angebracht iſt, war die Wachſtube. Dies iſt ein großes Schiff, aus zwei neben einander ſtehenden Chorgewölben beſtehend, deren Anläufe ſich mitten im Saal an eine Pfeilerreihe lehnen, die durch denſelben geht. Das zweite und kleinere Souterrain theilt ſich in zwei ſehr düſtere Kammern. Die erſte war ein Gefängniß, die zweite iſt ein unheimlicher Ort. In der erſten ſieht man undeutlich ein großes ſteinernes Bett, das in den Fels eingegraben iſt; in der zweiten erkennt man nach einem Aufenthalt von etlichen Minuten zwiſchen zwei ungeheuern viereckigen Pfeilern, wovon einer die Wand ſelbſt iſt, eine ſtarke Diele, quer an beiden Enden in den rohen Granit eingeſetzt, ſo daß der obere Kamm Sägenzähne vorſtellt, wie wenn er durch einen Strick oder eine Kette, die man daran geknüpft hätte, abgenützt worden wäre und an verſchiedenen Orten tiefe

Einſchnitte erhalten hätte. Mitten in dieſem Querbalken iſt ein viereckiges Loch, durch welches das Tageslicht hereindringen kann, wenn man den bleichen erdfarbigen Schein, der ſich da und dort an die Winkel des Gewölbes feſtklammert, Licht nennen will. Dieſer vage und ſchauerliche Apparat iſt ein Galgen. Dieſe Einſchnitte ſind in der That durch Galgenketten gemacht; durch dieſes Loch wurde der Strick gezogen. Die zwei Leitern des armen Sünders und des Henkers, welche an die beiden einander gegenüberſtehenden Pfeiler geſtellt waren, ſind verſchwunden. Dem Galgen gegenüber befand ſich in der Mauer ein Loch, durch welches man den Leichnam in den See warf. Dieſes Loch iſt zugemauert worden und hat ſich in eine niedrige, ganz finſtere Niſche verwandelt, die einen ſchwarzen Fleck am Fuß der Mauer bildet. Zwei Schritte von dieſer Niſche beginnt die Wendeltreppe der Juſtizkammer mit ihrer maſſiven, kaum abgevierten eichenen Thüre.

Der dritte Saal gleicht dem erſten; nur iſt er noch weit dunkler. Die Schießſcharten ſind ausgefüllt und in Luftlöcher verwandelt worden. In jeder Säulenweite war ein Gefängniß. Man hat die Verſchläge eingeriſſen, und die Behältniſſe, die drei Jahrhunderte hindurch von ſo vielem und verſchiedenem Jammer angefüllt geweſen, ſind verſchwunden. Das fünfte dieſer Behältniſſe iſt durch Bonnivard berühmt geworden. Von ſeinem Gefängniß iſt Nichts mehr vorhanden, als der Pfeiler, von der Kette ſeiner Füße nur noch ein in dieſen ſelben Pfeiler eingeſetzter Ring, von der Kette um ſeinen Hals nur noch ein Loch im Steine. Der Ring dieſer Kette iſt herausgeriſſen worden. Ich blieb lange Zeit, als wäre ich ſelbſt an dieſen Pfeiler angeſchmiedet, um welchen der freie Denker ſechs Jahre lang ſich gedreht hat wie ein wildes Thier. Er konnte ſich nur mit großer Mühe, und ohne ſeine Glieder ſtrecken zu können, niederlegen, und zwar auf den kahlen Fels. Er hatte in der That keine andern

Zerſtreuungen, als ſolche, die man den eingeſperrten wilden Thieren läßt. Er nützte den untern Theil des Pfeilers mit ſeinem Abſatz ab. Ich habe meine Hand in das Loch gelegt, das er auf dieſe Art machte. Und er bezeichnete den Granitvorſprung, bis wohin ſeine Kette ihm zu gehen erlaubte, indem er ihn auf ſolche Art mit dem Fuß abnützte. Sein ganzer Horizont beſtand aus der ſchauerlichen Felſenwand, welche der in den See hinabgehenden Mauer gegenüberſtand. — Solcher Art waren die Käfige, worein man im Jahr 1530 den Gedanken ſperrte.

Das erſte der fünf Verließe hat mich nicht weniger intereſſirt, als das fünfte. Im Kerker Bonnivards büßte die Intelligenz, im letzteren die aufopfernde Treue. Ein junger Genfer Namens Michael Cotié widmete dem Prior von St. Victor eine Anhänglichkeit, worein ſich Bewunderung miſchte. Als er erfuhr, daß Bonnivard in Chillon war, wollte er ihn retten. Er kannte das Schloß, weil er dort gedient hatte, er führte ſich von Neuem ein und ließ ſich irgend eine häusliche Arbeit übertragen. Eine Unvorſichtigkeit verrieth ihn. Er wurde über einem Verſuch, mit Bonnivard zu verkehren, ertappt. Man behandelte ihn als Spion und warf ihn in einen Kerker (den erſten rechts, wenn man hineinkommt). Er wäre ohne Weiteres gehängt worden, aber der Herzog von Savoyen wünſchte Geſtändniſſe, welche Bonnivard bloßgeſtellt hätten. Cotié hielt wacker Stand auf der Tortur. Eines Nachts machte er einen Fluchtverſuch: er zerſägte ſeine Kette, durchbohrte ſeine Wand mit einem Nagel, kletterte bis an eines der Luftlöcher und riß eine Eiſenſtange heraus. Er glaubte ſich gerettet. Die Nacht war ſehr finſter; er ſprang in den See, er hatte ſich bloß den Sommer über im Schloß aufgehalten, und er hatte bemerkt, daß das Waſſer bis auf einige Fuß unter den Luftlöchern heraufreichte: aber jetzt war es Winter; im Winter gibt es kein

Digitized by Google

Schneewasser mehr, der See senkt sich und entblöst die Felsen, unter welchen Chillon festgewurzelt ist; er sah sie nicht und zerschmetterte sich daran. — Dies die Geschichte Cotiés.

Nichts ist von ihm übrig geblieben außer einigen Kohlenzeichnungen an der Wand. Es sind halblebensgroße Figuren, denen es nicht an einem gewissen Styl fehlt: ein beinahe ausgewischter Christus am Kreuz, eine auf den Knien liegende Heilige mit ihrer Legende in gothischen Buchstaben um ihren Kopf, ein heiliger Christoph (den ich copirt habe; Sie kennen meine Manie), und ein heiliger Joseph. Das Abenteuer Cotiés straft zu meinem großen Bedauern die Tradition Christofori faciem u. s. w. Lügen. Sein heiliger Christoph hat ihn nicht vor gewaltsamem Tode gerettet.

Das Luftloch, zu welchem Cotié sich hinausstürzte, befindet sich gegenüber dem dritten Pfeiler. Auf diesen Pfeiler hat Byron seinen Namen eingeschrieben mittelst eines alten Grabstichels mit elfenbeinernem Griff, der 1536 im Zimmer des Herzogs von Savoyen von den Bernern gefunden wurde, die Bonnivard befreiten. Dieser Name Byron in großen, etwas geneigten Lettern in die Granitsäule eingegraben, wirft einen eigenthümlichen Strahl ins Gefängniß.

Es war Mittag, ich befand mich noch in der Krypte und zeichnete den heiligen Christoph; — ich schlage zufällig die Augen auf, das Gewölbe war blau. — Das Phänomen mit der Azurgrotte erfüllte sich im unterirdischen Verließ von Chillon, und es gelang dem Genfersee nicht minder gut, als dem Mittelmeer. Sie sehen, Ludwig, die Natur vergißt Niemand; sie vergaß Bonnivard in seiner Grube nicht. Um Mittag verwandelte sie das unterirdische Verließ in einen Palast, sie bedeckte das ganze Gewölbe mit jenem prächtigen blauen Mohrzeug, wovon ich so eben gesprochen habe, und der Leman versah den Kerker mit einer Decke.

Digitized by Google

Und dann ſchickte ſie dem Gefangenen Königsfiſcher zu, die in ſeinem Luftloch lachten und ſpielten. — Die Herzoge von Savoyen ſind aus dem Schloß Chillon verſchwunden, die Königsfiſcher bewohnen es noch immer. Die ſchreckliche Krypte ängſtigt ſie nicht, ſie ſcheinen zu glauben, daß dieſelbe für ſie gebaut ſei; ſie fliegen keck durch die Schießſcharten und ſchützen ſich da, bald vor der Sonne, bald vor dem Sturm.

Es ſind ſieben Säulen in der Krypte, es waren ſieben Gefängniſſe. Die Berner trafen hier ſechs Gefangene, unter denen Bonnivard ſich befand, und ſie befreiten alle mit Ausnahme eines Mörders Namens Albrignan, den ſie am Querbalken der ſchwarzen Kammer aufknüpften. Dies iſt das letzte Mal, daß dieſer Galgen Dienſt gethan hat.

Jeder Thurm von Chillon könnte düſtere Abenteuer erzählen. In dem einen hat man mir drei übereinander liegende Gefängniſſe gezeigt; in das oberſte gelangt man mittelſt einer Thüre, in die beiden andern mittelſt einer Platte, die man aufhob und über dem Gefangenen wieder zufallen ließ. Das unterſte Gefängniß erhielt ein wenig Licht durch eine Luke; das mittlere hatte weder Luft noch Helle. Vor fünfzehn Monaten iſt man an Stricken hinabgeſtiegen und hat auf dem Pflaſter ein Bett von feinem Stroh, auf welchem der Platz eines Körpers noch bezeichnet war, ſowie da und dort menſchliche Gebeine gefunden. Das obere Gefängniß iſt mit jenen zur Wehmuth ſtimmenden Gemälden geſchmückt, die der Gefangene mit ſeinem Blut zu machen ſcheint. Es ſind Arabesken, Blumen, Wappenſchilde, ein Palaſt mit gebrochenem Giebel im Styl der Renaiſſance. Durch die Luke konnte der Gefangene etwas Laub und Gras im Graben ſehen.

In einem andern Thurm, nach einigen Schritten auf einem wurmſtichigen Brett, das einzubrechen droht und auf welchem zu gehen verboten iſt, bemerkte ich durch ein viereckiges Loch

Digitized by Google

einen in die eigentliche Masse des Thurmes eingegrabenen Abgrund: dies sind die unterirdischen Verließe. Sie sind einundneunzig Fuß tief, und der Boden war mit Messern besteckt. Man traf hier ein ausgerenktes Skelett und eine alte grau und schwarz gestreifte Decke von Ziegenhaar, die man in eine Ecke geworfen und worauf ich meine Füße hatte, während ich in den Schlund hinabschaute.

Wieder in einem andern Thurm befand sich ein ausgefüllter Keller. Lord Byron bat 1816 um Erlaubniß, Ausgrabungen dort vorzunehmen. Man verweigerte sie ihm unter, ich weiß selbst nicht welchen, architektonischen Vorwänden. Seitdem hat man die Höhle ausgeräumt. Ich bin hinabgestiegen. Hier war das Grab des Herzogs Peter von Savoyen, der einer der großen Männer seiner Zeit war, und den man den kleinen Karl den Großen nannte (beiläufig gesagt, zwei schlecht zusammenpassende Worte). Im Jahr 1268 wurde der Herzog Peter mit großem Pomp in diese Gruft hinabgesenkt. Heutzutage ist Alles verschwunden, das Grab und der Herzog. Ich habe die alte morsche Thüre der Gruft ohne Angel und ohne Schloß unter dem Schuppen eines benachbarten Hofes an die Wand gelehnt gesehen, und von dem großen Herzog Peter bleibt nichts übrig, als die gewaltige Spur vom obern Theil seines Sarcophages, der von den Bernern aus der Wand herausgerissen wurde.

Dieser benachbarte Hof war selbst ein Friedhof, wo mehrere große savoyardische Herrn Gräber hatten. Jetzt ist nichts mehr vorhanden, als ein wenig Gras und ein alter verwelkter Epheu um einen alten zerfallenen Balken her.

Ich habe die Kapelle nicht besuchen können, die voll von Patronen ist. Das Zimmer der Herzoge liegt über dem Grabgewölbe. Die Berner hatten das Täfelwerk darin verstümmelt und eine Wachstube daraus gemacht. Der Pfeifenrauch hat die

mit Wappenlilien geschmückte hölzerne Decke nebst ihren mit Silberkreuzen besäten Rippen geschwärzt. Der Berner Bär ist auf das Kamin gemalt. Das Wappenschild Savoyens ist zerkratzt. Man zeigt ein Loch in der Mauer, wo ein Schatz gelegen haben soll, und aus welchem die Berner mit großem Freudengeschrei das schöne Goldgeschmeide des Herzogs von Savoyen hervorzogen. Faktisch ist, daß all diese wundervollen Vasen von Benvenuto und Colomb einen herrlichen Effekt hervorbringen mußten, als sie untereinander in einer Wachstube hin- und hergeworfen wurden. Sie sehen das Gemälde von hier aus. Wenn Sie es machen würden, Ludwig, so wäre es bezaubernd. Das Zimmer war mit einem schönen, freskenbemalten Reliquienkästchen geschmückt, wovon man noch jetzt einige Beine und Arme sieht. Das Fenster ist ein von Außen ziemlich fein sculptirter Kreuzstock aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Die Thüre dieses herzoglichen Zimmers wurde nach der Erstürmung herausgerissen. Man hat sie mir in einem großen benachbarten Saale gezeigt, wo, beiläufig gesagt, einige interessante Tische und ein schönes Kamin stehen. Es ist eine massive Eichenthüre, mit gehämmertem Eisen beschlagen. Am untern Theil der Thüre befindet sich eine runde schiefe Oeffnung, durch welche der Schnabel eines Falkonets hereinkommen konnte. Eine bernische Kugel hat die eiserne Rüstung gründlich durchlöchert und ist im Eichenholz stecken geblieben. Wenn man den Finger in das Loch steckt, spürt man die Kugel.

Der Justizsaal befindet sich neben dem herzoglichen Zimmer. Denken Sie sich ein prächtiges Schiff, hübsch plafonnirt, durch ein gewaltiges Kamin geheizt, von zehn oder zwölf Ogivenfenstern aus dem dreizehnten Jahrhundert ein freundliches Licht empfangend und derzeit mit Kanonen möblirt, was ihm nicht zur Unzier gereicht. Alle benachbarten Säle sind voll von Kugeln, Bomben, Haubitzen und Kanonen, von denen einige

noch die schöne monströse Form der letzten Jahrhunderte haben. Man sieht durch die halboffenen Thüren furchtbare Kupferschlünde, die in der Finsterniß glänzen.

Am Ende des Justizsaals befindet sich die Folterkammer. Einige Fuß unter der Decke geht ein dicker Balken von einer Seite zur andern. Ich habe in diesem Balken die drei Löcher gesehen, durch welche das Wippseil gezogen wurde.

Dieser Balken stützt sich auf einen hölzernen Pfeiler, gekrönt mit einem hübschen Capitäl, das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt und früher bemalt und vergoldet war. Der untere Theil des Pfeilers, wo man den Patienten festband, ist durch schwarze, tiefe Brandflecken zerrissen. Die Folterinstrumente trafen, indem sie den Menschen zerarbeiteten, von Zeit zu Zeit das Holz. Daher diese scheußlichen Narben. Die Kammer ist von einem schönen Ogivenfenster beleuchtet, das eine blendende Aussicht gewährt.

Merkwürdig ist, daß das Schloß Chillon, obschon von Wasser umgeben, dermaßen vor jeder Feuchtigkeit geschützt ist, daß man die Fenster im Winter wie im Sommer offen läßt. Im Frühjahr bauen die kleinen Vögel ihre Nester in die Haubitzenschlünde.

Nach dreistündiger Besichtigung verließ ich Chillon, kehrte nach Vevey zurück und machte Ludlow noch einen Besuch in seiner Kirche. Nach meinem Dafürhalten hat es einen großen Sinn, daß die Vorsehung das Grab Ludlows in die Nähe von Bonnivards Kerker gestellt hat. Ein mysteriöser Faden, der sich durch die Ereignisse zweier Jahrhunderte hindurchzieht, verbindet diese beiden Männer. Bonnivard und Ludlow hatten einen und denselben Gedanken: die Entfesselung des Geistes und des Volkes. Die Reformation Luthers, zu welcher Bonnivard mitwirkte, ist in hundert und dreißig Jahren die Revolution Cromwells geworden, an welcher Ludlow seinen Antheil

hatte. Was Bonnivard für Genf wollte, das wollte Ludlow für London. Nur ist Bonnivard die verfolgte, Ludlow aber die verfolgende Idee. Was der Herzog von Savoyen an Bonnivard verübt, das hat Ludlow dem König Karl I. mit Wucher heimgegeben. Die Geschichte des menschlichen Gedankens ist voll von solchen überraschenden Vergeltungen. Also, und hier schließt der prachtvolle Syllogismus der Vorsehung, mußte das Grab Ludlows in die Nähe von Bonnivards Gefängniß kommen.

Lausanne, 22. September, Abends 10 Uhr.

In Lausanne, lieber Ludwig, schließe ich diesen endlosen Brief. Ein eisiger Wind dringt zu meinem Fenster herein, aber ich lasse es dem See zulieb, den ich von hier aus beinahe ganz sehe, offen. Vevey ist die wärmste Stadt der Schweiz, Lausanne ist die kälteste. Drei Stunden trennen Lausanne von Vevey; die Provence stößt an Sibirien.

Paris hat durchschnittlich hunderteinundfünfzig Regentage im Jahr, Vevey nur sechsundfünfzig. Nehmen Sie das wie Sie wollen, und öffnen Sie Ihren Regenschirm.

Lausanne besitzt nicht ein einziges Monument, das der schlechte puritanische Geschmack nicht verderbt hätte. All diese köstlichen Brunnen aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind durch schreckliche Granitblöcke ersetzt worden, die sich ganz plump und häßlich ausnehmen. Das Stadthaus hat seinen Wachthurm, sein Dach und seine Rinnen von brodirtem, ausgerändertem und angestrichenem Eisen, aber die Fenster und Thüren sind widerlich retouchirt worden. Das alte Schloß der Landvögte, ein steinerner Kubus mit Zwingern von Ziegeln und mit vier viereckigen Thürmchen, ist von einer sehr schönen Masse; aber alle Oeffnungen sind renovirt; die grünen Fensterläden von Jean Jacques sind auf eine dumme Weise an die ehrwürdigen Kreuzstöcke Wilhelms von Challant angeklammert. Die Cathe-

drale iſt ein edles Gebäude aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert; aber beinahe alle Figuren ſind abſichtlich verſtümmelt; es iſt kein Gemälde, keine Scheibe mehr da; ſie iſt wie graues Zuckerpapier angeſtrichen; die Spitze des Glockenthurms im Kreuzgang haben ſie armſelig renovirt, und dem Glockenthurm des Portals haben ſie die Spitzkappe des Zauberers Rothomago aufgeſetzt. Gleichwohl gibt es noch prächtige Statuen unter dem ſüdlichen Portal, und mit Ausnahme einiger Figürchen hat man die ſchöne flammenartig zuſammengeſetzte Thüre des Herrn von Montfaucon, letzten Biſchofs von Lauſanne, unangetaſtet gelaſſen. Im Innern, ich täuſchte mich, iſt noch ein Fenſter vorhanden, das der Einſetzroſe. Ferner wurde noch reſpektirt eine allerliebſte Bank aus der Uebergangsperiode, worin der blumige, gothiſche Styl mit dem der Renaiſſance ſich miſchte, ein Geſchenk dieſes ſelben Herrn von Montfaucon; wie auch eine große Anzahl römiſcher Capitäle von ausgeſuchter Verwicklung, und einige bewundernswürdige Grabmäler, unter andern das des Ritters von Granſon, der mit abgehauenen Händen auf ſeinem Grabe liegt, da er in einem Duell überwunden worden. Unter dem Ritter, der mit ſeinem Eiſenhemd bekleidet iſt, habe ich den Grabſtein des Herrn von Rebecque, Großvaters von Benjamin Conſtant, bemerkt.

Als ich die Kirche verließ, brach die Nacht ein, und ich dachte noch an Sie, mein großer Maler. Lauſanne iſt eine pittoreske Häuſermaſſe, über zwei oder drei Hügel ausgebreitet, die von einem und demſelben Centralknoten ausgehen, und mit der Cathedrale als Tiara. Ich war auf dem Vorplatz der Kirche vor dem Portal, und ſo zu ſagen auf der Spitze der Stadt. Ich ſah den See über die Dächer, die Berge über den See, die Wolken über die Berge, und die Sterne über die Wolken hinweg. Es war gleichſam eine Treppe, auf welcher mein Gedanke von Stufe zu Stufe hinanſtieg und bei jedem

Tritt ſich vergrößerte. Sie haben wie ich bemerkt, daß Abends die abgekühlten Wolken ſich verlängern, glatt werden und Crocodilsgeſtalten annehmen. Eines dieſer großen ſchwarzen Crocodile ſchwamm langſam in der Luft, gegen Weſten; ſein Schweif verdeckte eine leuchtende Halle, welche die Wolken im Occident gebaut hatten; aus ſeinem Bauch fiel ein Regen über Genf, das in den Nebeln begraben lag; aus ſeinem Rachen kamen zwei oder drei blendende Sterne wie Funken hervor. Unter ihm breitete ſich der See, düſter und metalliſch, wie eine Pfütze geſchmolzenen Bleis, über das Land aus. Einiger Rauch wirbelte über den Dächern der Stadt empor. Gegen Süden war der Horizont ſchauerlich. Man ſah unbeſtimmt nur die breiten Grundlagen der unter einem monſtröſen Auswuchs von Dünſten vergrabenen Berge. Heute Nacht gibt es ſicherlich ein Gewitter.

Ich gehe in meine Wohnung zurück und ſchreibe Ihnen. Weit lieber möchte ich Ihre Hand drücken und mit Ihnen ſprechen. Ich ſuche es ſo einzurichten, daß mein Brief eine Art von Fenſter iſt, durch welches Sie ſehen können, was ich ſehe.

Leben Sie wohl, Ludwig, auf baldiges Wiederſehen! Sie wiſſen, wie ich Ihnen zugethan bin; ſeien Sie mir's in demſelben Grad.

Sie machen ſchöne Sachen, ich bin es überzeugt; ich denke gute Sachen, und dieſe ſind für Sie; denn Sie ſtehen in der vorderſten Reihe derjenigen, die ich liebe. Sie wiſſen es, nicht wahr?

In zehn Tagen bin ich in Paris.

Schluß.

I.

Auf folgende Weise war Europa in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, vor etwas mehr als zweihundert Jahren, zusammengesetzt.

Sechs Mächte ersten Ranges: der heil. Stuhl, das h. Reich, Frankreich, Großbritannien; die beiden andern werden wir gleich nennen.

Acht Mächte zweiten Ranges: Venedig, die Schweizer Kantone, die Generalstaaten, Dänemark, Schweden, Ungarn, Polen, Moskovien.

Fünf Mächte dritten Ranges: Lothringen, Savoyen, Toskana, Genua, Malta.

Endlich sechs Staaten vierten Ranges: Urbino, Mantua, Modena, Lucca, Ragusa, Genf.

Wenn man diese Gruppe von fünfundzwanzig Staaten auseinanderlegt, und sie wieder nach der politischen Form eines jeden zusammensetzt, fand man fünf Wahlreiche: den heil. Stuhl, das h. Reich, die Königreiche Dänemark, Ungarn und Polen; zwölf erbliche Monarchien: das türkische Reich, die Königreiche Frankreich, Großbritanien, Spanien und Schweden; die Herzogthümer Lothringen, Savoyen, Urbino, Mantua und Modena; sieben Republiken: die vereinigten Staaten, die dreizehn Kantone, Venedig, Genua, Lucca, Ragusa und Genf; endlich Malta, das eine Art zugleich geistiger und militärischer Republik war, einen Ritter zum Bischof und Fürsten, ein Kloster zur Kaserne, das Meer zum Lager, eine Insel zum

Asyl, eine Galeere zur Waffe, die Christenheit zum Vaterland, das Christenthum zum Klienten, den Krieg zum Mittel, die Civilisation zum Zweck hatte.

Bei dieser Aufzählung der Republiken lassen wir die ganz kleinen aus der politischen Welt weg; wir führen weder Andorre noch San Marino an. Die Geschichte ist kein Mikroskop.

Die größten Wahlreiche hießen, wie man eben gesehen, heilig: das heil. Reich, der heil. Stuhl.

Die erste der Republiken, Venedig, war ein Staat zweiten Ranges. In Venedig war der Doge als Privatperson betrachtet und hatte keinen Rang, als den des einfachen souveränen Herzogs; außer Venedig wurde er als öffentliche Person betrachtet, vertrat die Republik selbst und saß unter den gekrönten Häuptern. Es ist bemerkenswerth, daß es keine Republik unter den Mächten ersten Ranges, aber zwei Wahlreiche, Rom und das Reich, daß es keine Wahlreiche unter den Staaten dritten und vierten Ranges, wohl aber fünf Republiken, Malta, Genua, Lucca, Ragusa, Genf, gab.

Die fünf Wahlreiche waren alle beschränkt, der Papst durch das h. Collegium und die Concilien, der Kaiser durch die Kurfürsten und die Reichstage, der König von Dänemark durch die fünf Stände des Königreichs, der König von Ungarn durch den Palatin, der den König selbst richtete, wenn das Volk ihn anklagte, der König von Polen durch die Palatine, Großkastellane und Landboten.

Die zwölf erblichen Monarchien, die kleinen wie die großen, waren absolut, mit Ausnahme des Königs von Großbritannien, der von den beiden Häusern des Parlaments beschränkt war, und des Königs von Schweden, das bis Gustav Wasa ein Wahlreich war, wo der Monarch durch seine zwölf Räthe, durch die Reichsbarone und durch die fast souveräne Bürgerschaft von Stockholm beschränkt wurde. Diesen beiden Fürsten könnte

Digitized by Google

man noch bis auf einen gewiſſen Punkt den König von Frankreich zugeſellen, der, freilich ſehr ſelten, mit ſeinen Generalſtaaten und etwas öfter mit den acht großen Parlamenten des Königreichs verhandeln mußte. Die beiden kleinen Parlamente von Metz und Unternavarra erlaubten ſich kaum Einſprüche; übrigens hätte der König dieſen Klagen auch kein Gehör geſchenkt.

Von den acht Republiken waren vier ariſtokratiſch: Venedig, Raguſa, Genua, Malta; drei bürgerlich: die vereinigten Staaten, Genf und Lucca; eine volksthümlich: die Schweiz. Auch dort ſchätzte man den Adel noch ſehr, auch dort gab es noch gewiſſe Städte, in denen Keiner ein Amt bekleiden konnte, der nicht vier Ahnen hatte.

Malta wurde von einem auf Lebenszeit ernannten Großmeiſter regiert, dem fünf Conventualen, die das Großkreuz hatten, und ſechzig Ritter beiſtanden, während noch die Großpriore von zwanzig Provinzen im Rathe ſaßen. Venedig hatte einen lebenslänglich ernannten Dogen; die ganze Republik überwachte den Dogen, der große Rath die Republik, der Senat den großen Rath, der Rath der Zehn den Senat, die drei Staatsinquiſitoren den Rath der Zehn, der eherne Mund denuncirte nöthigenfalls die Inquiſitoren. Jede venetianiſche Magiſtratsperſon hatte die Bläſſe eines beſpionirten Spions. Der Doge von Genua regierte zwei Jahre; er mußte mit den achtundzwanzig Familien, die ſechs Häuſer hatten, dem Rath der Vierhundert, dem Rath der Hundert, den acht Gouverneuren, dem fremden Podeſta, den ſouveränen Syndici, den Conſuln, der Rota, dem Officium des Sanct Georg und den Vierundvierzig verhandeln. Wenn die zwei Jahre vorüber waren, holte man ihn aus ſeinem herzoglichen Palaſt und führte ihn mit den Worten in ſein Haus zurück: Vostra serenità ha finito suo tempo, vostra eccellenzà se ne vada a casa. Raguſa, der

venetianiſche Mikrokosmus, eine Art krankhaften Auswuchſes des alten Albaniens, auf einem Felſen des adriatiſchen Meeres getrieben, ſowohl Seeräuberneſt, als Stadt der Edelleute, hatte einen auf drei Arten zugleich, durch Scrutinium, Zuruf und Loos, ernannten Rector zum Fürſten. Dieſer Zwergendoge regierte einen Monat, hatte zu Schützern und Wächtern während ſeiner Macht von dreißig Tagen, den großen Rath, der aus allen Edlen beſtand, die ſechzig Pregadi, die elf des kleinen Raths, die fünf Prokuratoren, die ſechs Conſuln, die fünf Richter, die drei Wollaufſeher, das Collegium der Dreißig, die beiden Kämmerlinge, die drei Schatzmeiſter, die ſechs Nachthauptleute, die drei Kanzler und die Grafen des Aeußern, und wenn ſein Reich zu Ende war, erhielt er fünf Dukaten für ſeine Mühe. Die ſieben vereinigten Provinzen verwalteten ſich durch einen Stathouder, der ſich Oranien oder Naſſau nannte, bisweilen durch zwei, und durch ihre Generalſtaaten, in denen die Edlen, die guten Städte, die Bauern aus den Ommelanden ſaßen, und von denen Holland und Friesland die Geiſtlichkeit ausſchloſſen; Utrecht ließ ſie zu. Lucca, das die achtzehn Bürger des Rathes des Colloquium, die huntertundſechzig des großen Raths, und der Commandeur der Seigneurie, mit Hülfe der drei Terciarier des St. Salvator, St. Paulinus und St. Martinus regierte, hatte zum Oberhaupt einen von den Berechtigten erwählten Gonfaloniere. Die 25,000 Einwohner bildeten eine Art von Nationalgarde, welche die Stadt vertheidigte und im Zaum hielt; hundert fremde Soldaten bewachten die Signoria. Fünfundzwanzig Senatoren waren die ganze Regierung von Genf. Der in Bern verſammelte Landtag war die höchſte Autorität für die dreizehn Kantone, die jeder für ſich von ihrem Landammann regiert wurden.

Dieſe Republiken, ſieht man, waren verſchieden. Das Volk exiſtirte nicht in Malta, zählte nicht in Venedig, brach

ſich Bahn in Genua, ſprach mit in Holland und regierte in der Schweiz. Die beiden letztern Republiken, Holland und die Schweiz, waren Föderationen.

So ſtieg ſchon ſeit dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts in den fünfundzwanzig Staaten Europas die ſociale Macht allmählig von dem Gipfel der Nationen zu ihrer Baſis, und hatte alle Formen, welche die Theorie ihr geben kann, angenommen und verſucht. Ganz monarchiſch in zehn Staaten, war ſie in ſieben monarchiſch, aber beſchränkt, ariſtokratiſch in vier, bürgerlich in drei, ganz beim Volke in einem.

In dieſer von der Vorſehung aufgeſtellten Gruppe war der Uebergang von den monarchiſchen zu den demokratiſchen Staaten ſichtbar. Polen gehörte zugleich zu den Königreichen durch die Krone ſeines Oberhauptes, und zu den Republiken durch die Prärogativen ſeiner Bürger.

Es iſt zu bemerken, daß in dieſer Ordnung einer ganzen Welt, durch ein geheimnißvolles Geſetz des Gleichgewichts, die mächtigen Monarchien die ſchwachen Republiken beſchützten und ſo zu ſagen neugierig dieſe kleinen Proben der damaligen Bürgerſchaft, Proben der künftigen Demokratie, unförmliche Larven der Freiheit, bewahrten. Ueberall ſorgt die Vorſehung für die Keime. Der Großherzog von Toskana, der Nachbar von Genua, hätte gern Corſika nehmen mögen, und da Lucca neben ihm lag, hatte er dieſe kleine Republik in der Hand; aber der König von Spanien verbot ihm Genua, und der Kaiſer von Deutſchland Lucca anzurühren. Raguſa lag zwiſchen zwei fürchterlichen Nachbarn, Venedig im Weſten, Conſtantinopel im Oſten. Die Raguſaner, rechts und links beunruhigt, kamen auf den Gedanken, dem Großherrn vierzigtauſend Zechinen jährlich anzubieten; der Großherr nahm ſie an und beſchützte von dieſem Tag die Freiheiten der Raguſaner. Eine Stadt, die ihre Freiheit vom Sultan erkauft, iſt ſchon eine

ſeltſame Erſcheinung; die Reſultate waren noch ſonderbarer. Von Zeit zu Zeit gelüſtete es Venedig nach Raguſa; der Sultan rief das Halt. Die große Republik wollte die kleine verſchlingen; ein Despot verhinderte ſie daran.

Sonderbares Schauſpiel! Ein junger Wolf, von einer Wölfin bedroht und von einem Tiger vertheidigt!

Das h. Reich, das Herz Europas, war wie Europa, das ſich in ihm abzuſpiegeln ſchien, zuſammengeſetzt. Zu der Zeit, von der wir reden, waren achtundneunzig Staaten in dieſer weitläufigen Agglomeration, die man das deutſche Reich nannte, und reihten ſich unter die Füße des Kaiſers, und in dieſen achtundneunzig Staaten waren ohne Ausnahme alle politiſchen Verfaſſungen dargeſtellt, die ſich in Europa auf einer größern Leiter zeigten. Dort gab es erbliche Herrſchaften, auf deren Spitze ein Erzherzog in Oeſterreich und ein König in Böhmen ſtand; Wahlreiche auf Lebenszeit, unter denen die drei geiſtlichen Kurfürſten am Rhein den erſten Rang einnahmen; endlich gab es ſiebzig freie Städte oder Republiken.

Der Kaiſer hatte damals als Kaiſer nur ſieben Millionen Einkünfte. Es iſt wahr, daß die außerordentlichen Einkünfte beträchtlich waren, und daß er als Erzherzog von Oeſterreich und König von Böhmen reicher war. Er zog allein fünf Millionen Rente aus dem Elſaß, Schwaben und Graubündten, wo das Haus Oeſterreich vierzehn Gemeinden unter ſeiner Jurisdiction hatte. Obwohl übrigens das Oberhaupt des deutſchen Staatskörpers ſcheinbar wenig Einkünfte hatte, war doch das deutſche Reich im ſiebzehnten Jahrhundert ungeheuer. Es erreichte im Norden die Nordſee, im Weſten den Ocean, im Süden das adriatiſche Meer. Es berührte das türkiſche Reich von Knin nach Szolnock, Ungarn bei Boszormeny, Dänemark bei Rendsburg, Holland bei Gröningen, Flandern bei Aachen, die Schweiz bei Koſtnitz, die Lombardei und Venedig bei

Roveredo, und stieß durch das Elsaß an das heutige Frankreich.

Italien war nicht weniger gut eingerichtet als das h. Reich. Wenn man Jahrhundert für Jahrhundert diese großen historischen Formationen von Völkern und Staaten prüft, so entdeckt man in jedem Augenblick seine Züge, tausend geistreiche Schnitzwerke von der göttlichen Hand, so daß man am Ende einen Continent wie eine Goldarbeit bewundert.

Weniger groß und mächtig als Deutschland war Italien, Dank seiner Sonne, munterer, beweglicher und scheinbar lebhafter. Das Netz der Interessen war dort so geschürzt, daß es nie brechen und sich nie entwirren konnte. Daher ein beständiges, bewunderungswürdiges Balanciren, eine fortgesetzte Intrigue Aller gegen Einen und Eines gegen Alle, eine Bewegung von Menschen und Ideen, die wie das Leben selbst in allen Adern Italiens circulirte.

Der Herzog von Savoyen, der im Gebirge lag, war stark. Es war ein sehr großer Herr; er war Marquis von Susa, Clara und Saluzzo, Graf von Nizza und Maurienne, und hatte eine Million Gold Einkünfte. Er war mit den Schweizern verbündet, die eine ruhige Nachbarschaft wollten; mit Frankreich, das diesen Herzog gegn die italienischen Fürsten brauchte und seine Freundschaft mit dem Marquisat von Saluzzo bezahlt hatte; mit dem Hause Oesterreich, dem er, im Fall es seine Truppen von Mailand nach den Niederlanden, die, wie Mazarin sagte, nie ganz ruhig sind und immer am Aermel zupfen, gehen lassen wollte, den Durchgang gewähren und versperren konnte; endlich mit den deutschen Fürsten, weil er aus dem Hause Sachsen stammte. Von dieser vierfachen Allianz umgeben, schien er unangreifbar; da er aber drei Ansprüche, auf Genf gegen die Republik, auf Montferrat gegen den Herzog von Mantua, auf Achaja gegen die hohe Pforte hatte, so packte ihn die Politik von da

bisweilen, um ihn zu schütteln oder zurückzuweisen. Der Großherzog von Toskana hatte ein Land, das man den Staat von Eisen nannte, eine Gränze von Festungen und eine Gränze von Gebirgen, anderthalb Millionen Thaler Einkünfte, zehn Millionen Gold in seinem Schatz und zwei Millionen Edelsteine, fünfhundert Kavalleriepferde, achtunddreißigtausend Mann zu Fuß, zwölf Galeeren, fünf Galeassen und zwei Gallionen, sein Arsenal in Pisa, seinen Kriegshafen auf der Insel Elba, seine Bäckereien in Livorno. Er war mit dem Hause Oesterreich durch Heirath, mit dem Herzog von Mantua durch Verwandtschaft verbunden; aber Corsika entzweite ihn mit Genua, die Gränzfrage mit dem Herzog von Urbino, der kleiner war als er, Eifersucht mit dem Herzog von Savoyen, der größer war als er. Der Fehler seiner Gebirge war, daß sie nach der Seite des Papstes offen waren, der Fehler seiner Festungen, daß sie Festungen zum Bürgerkrieg, mehr gegen das Volk als gegen die Fremden gemacht waren, der Fehler seiner Macht, daß er auf drei alten Republiken, auf Florenz, Siena und Pisa, die in eine Monarchie umgeschmolzen waren, saß. Der Herzog von Mantua war ein Gonzaga; außer Mantua, einer sehr festen, vor Troja erbauten Stadt, in die man nur auf Brücken kommen konnte, hatte er fünfundsechzig Städte, 500,000 Thaler Einkünfte und die beste Reiterei in Italien; aber als Marquis von Montferrat fühlte er das Gewicht des Herzogs von Savoyen. Der Herzog von Modena war ein Este, aber als Kronprätendent auf Ferrara fühlte er das Gewicht des Papstes. Der Herzog von Urbino war ein Montefeltro; er dehnte sich auf sechzig Meilen Länge und fünfunddreißig Meilen Breite aus, hatte etwas von Umbrien, etwas von der trevisanischen Mark, sieben Städte, dreihundert Schlösser und zwölfhundert krieggeübte Soldaten; aber als Nachbar von Ancona fühlte er das Gewicht des Papstes und zahlte ihm jährlich 2240 Thaler.

In der Mitte Italiens, in einem Staat von bizarrer Form, der die Halbinsel wie eine Schärpe in zwei Theile zerschnitt, residirte der Papst, dessen Macht als weltlicher Fürst wir vielleicht später im Genauern schildern werden. Der Papst hatte in seiner rechten Hand die Schlüssel des Paradieses, was ihn nicht hinderte, in seiner linken Hand den Schlüssel von Unteritalien, Gaeta zu haben. Unabhängig von dem Kirchenstaat, war er Herr über die Königreiche Neapel und Sicilien, die Herzogthümer Urbino und Parma, und bis auf Heinrich VIII. hatte er die Huldigung der britannischen Könige für England und Irland empfangen. Er war um so mehr Herr in Italien, da Neapel und Mailand einem abwesenden Herrn gehörten. In der Nähe geachtet, aus der Ferne verehrt, ohne dadurch kleiner zu werden, Würden gleich Königreichen auf sich häufend, seine Kardinale mit dem stolzen lateinischen Hexameter krönend: **Principibus praestant et regibus aequiparantur**, ohne Verlust geben, ohne Ausgabe belohnen, ohne Krieg strafen könnend, beherrschte er alle Fürstinnen der Christenheit mit der goldnen Rose, die ihm 230 Thaler einbrachte, und alle Fürsten der Christenheit mit dem goldnen Sporn, der ihm 240 Thaler einbrachte; und um die deutschen Kaiser, die ihren Fuß auf 200,000 Mann, was jetzt eine Million Soldaten heißen will, setzen konnten, knieen zu lassen, genügte es, daß er ihnen die Mützen und Federbüsche seiner Schweizergarde zeigte, die ihn 200 Thaler jährlich kostete.

Im Norden Europas vegetirten in dem polarischen Helldunkel zwei Monarchien, die dem Anschein nach zu entfernt waren, als daß sie auf das Centrum wirken konnten. Dennoch hatte Christiern II., König von Dänemark, im sechzehnten Jahrhundert, auf Bitten Heinrichs II., zehntausend Soldaten auf hundert Schiffen nach Schottland schicken können. Schweden hatte zweiunddreißig Fahnen, jede zu siebenhundert Mann zu Fuß, drei-

zehn gewöhnliche Compagnien Reiterei, fünfzig Segel in Friedens-, siebenzig in Kriegszeit, und gab jährlich sieben Tonnen Goldes, ungefähr 100,000 Thaler, in den königlichen Schatz. Schweden erschien nicht sehr glänzend, bis zu dem Tage, wo Karl X. allen seinen Glanz in einen blendenden Blitz vereinte.

Zu dieser Zeit sprach das militärische Frankreich laut in Europa, das literarische stammelte noch. England war für die Nationen des Continents nur eine große Insel, worauf innere Unruhen anfingen. Die Schweiz, und das ist ihre Schande in den Augen des Historikers, verkaufte ihre Heere Jedem der wollte. Der Schreiber dieser Zeilen besuchte vor wenigen Jahren das Arsenal von Luzern. Während er die Glasmalereien aus dem sechzehnten Jahrhundert, die der Luzerner Senat durch einen fremden Wucherer, um 1000 Franken für das Fenster, wegbringen lassen mußte, bewunderte, kam er in einen Saal, wo sein Führer ihm zweierlei zeigte, ein grobes Bergwams neben einer Pike, und einen prächtigen goldgestickten Soldatenrock neben einer Hellebarde. Das grobe Wams war das Kleid der Bauern von Sempach; der verbrämte Soldatenrock war die Uniform der Schweizergarde des Kaisers von Deutschland. Der Besucher blieb vor dieser traurigen, schlagenden Antithese stehen. Dies Volkskleid, dies kaiserliche Habit, dieser Hirtenmantel, diese Lakaienlivree. — Der Ruhm und die Schande eines Volks hingen an zwei Nägeln.

Fremde Reisende, die so das Arsenal von Luzern durchliefen, riefen, als sie bei dem Verfasser dieses Buchs vorübergingen: Was macht die Hellebarde neben der Pike? Er konnte nicht umhin, ihnen zu antworten: Sie macht die Geschichte der Schweiz.

Eine Skizze, die man sich in seinem Geist von Europa in dieser Zeit machen kann, wäre nicht vollständig, stellte man sich nicht im Norden, in der Dämmerung eines ewigen Winters,

eine ſonderbare Figur, etwas dieſſeits des Don auf der Grenze Aſiens ſitzend, vor. Dies Phantom, das die Phantaſien des ſiebzehnten Jahrhunderts beſchäftigte, wie ein Geiſt, der halb Gott, halb König war, aus der 1001 Nacht, nannte ſich Großknez von Moskovien.

Dieſe mehr aſiatiſche als europäiſche, mehr fabelhafte als wirkliche Figur beherrſchte ein weites Land, das von Zeit zu Zeit durch die Einfälle der Tartaren entvölkert wurde. Der König von Polen hatte Schwarz-Rußland, d. h. die Erde; er hatte Weiß-Rußland, d. h. den Schnee. Man machte tauſend Erzählungen von ihm in den Salons von Paris, und während man für Benſerade's Lieder an Julie d'Angennes ſchwärmte, fragte man ſich, um die Unterhaltung zu verändern, ob es wohl wahr ſei, daß der Großknez 300,000 Pferde ins Feld ſtellen könne. Die Sache erſchien fabelhaft, und die es für unmöglich erklärten, erinnerten daran, daß der König Stephan von Polen als Sieger in Moskau eingezogen ſei, und daß er es mit 60,000 Mann beinahe erobert hätte, ferner, daß der König der Mongolen 1560 mit 80,000 Pferden nach Moskau gekommen ſei und es verbrannt habe. Der Knez iſt ſehr reich, ſchrieb Madame Pilou, er iſt unbeſchränkter Herr von Allem. Seine Unterthanen jagen nach Pelzwerk. Er nimmt die beſten und theuerſten Felle für ſich, und beſtimmt ſeinen Theil nach ſeiner Willkür. Die Fürſten von Europa ſchickten, mehr noch aus Neugier, als aus Politik, an den Knez faſt ironiſche Geſandtſchaften. Der König von Frankreich ſchwankte, ob er ihn Hoheit nennen ſollte. Das war zur Zeit, als der deutſche Kaiſer dem König von Polen nur Durchlaucht gab, und wo es der Marquis von Brandenburg als eine Ehre anſah, Erzkämmerer des Reichs zu ſein. Philipp Perniſtern, den der Kaiſer nach Moskau geſchickt hatte, um zu erfahren, was es ſei, war voll Erſtaunen über die Krone des Knez wiederge-

Digitized by Google

kommen, die, nach seiner Aussage, an Werth die vier Kronen des Papstes, des Königs von Frankreich, des katholischen Königs und des Kaisers überträfe. Sein Kleid war ganz mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und andern Edelsteinen, so groß wie Nüsse, besät. Pernistern hatte dem Kaiser von Deutschland als Geschenk achtmalvierzig Zobel und Hermeline mitgebracht, deren jedes in Wien auf zweihundert Livres geschätzt wurde. Er fügte übrigens hinzu, daß die Circassier der fünf Berge diesem Fürsten viel zu schaffen machten. Er schätzte die moskowitische Infanterie auf 20,000 Mann. Was auch an diesen orientalischen Erzählungen war, es war eine Zerstreuung für Europa, das damals voll so großer Kriege war, von Zeit zu Zeit das kleine unterhaltende und ferne Degengeklirr zu hören, das der Knez von Moskovien in seinem Winkel machte, indem er sich mit dem Precop, dem Fürsten der Tartaren, schlug.

Ueber seine Macht und Gewalt hatte man nur sehr unbestimmte Ideen. Ihn, der ferner war, als der König von Polen und der König von Ungarn, die Majestät mit rasirtem Kopf und langem Schnurrbart, ferner als der Großherzog von Litthauen, ein schon sehr wild anzusehender Fürst, der mit einem Pelz und mit einer Pelzmütze bekleidet war, sah man deutlich, unbeweglich auf einer Art von Thronsessel, zwischen dem Bilde Christi und dem Bilde der Jungfrau, die Hände gekreuzt und voll Ringe, mit einer langen weißen Mitra, wie der Papst, bekleidet, und mit Menschen, die von Kopf bis zu Fuß mit Gold bedeckt waren, sitzen. Wenn europäische Gesandten bei ihm waren, wechselte er alle Tage die Mitras, um sie zu blenden.

Jenseits Moskaus und des Großknez konnte man in größerer Entfernung und geringerem Licht ein ungeheures Land unterscheiden, in dessen Mitte im Dunkel der See Caniclu voll Perlen glänzte, und in dem, Münzen von Baumrinde und Meermuscheln

zwiſchen ſich austauſchend, geſchminkte Weiber, wie die unbebaute Erde, Sommers ſchwarz und Winters weiß gekleidet, und Männer mit Menſchenhäuten, die ſie den erſchlagenen Feinden abgezogen hatten, wohnten. In der Mitte dieſes Volks, das frei eine aus Mahomed, Chriſtus und Jupiter zuſammengeſetzte Religion übte, in der ungeheuren Stadt Cambaluſa, die von fünftauſend Aſtrologen bewohnt und von einer unzähligen Reiterei bewacht wurde, ſah man mitten unter Blitzen und Winden, mit gekreuzten Beinen, auf einem runden Teppich von ſchwarzem Filz, den Großkhan der Tartarei ſitzen, der bisweilen mit ſchrecklicher Miene die auf ſein Siegel gegrabenen Worte wiederholte: Gott im Himmel, der Großkhan auf der Erde.

Müßige Pariſer erzählten vom Khan wie vom Knez viel wunderbare Dinge. Das Reich des Khans der Tartaren war, wie man ſagt, von dem Marſchall Kangiſt, den wir jetzt Dſchingiskhan nennen, gegründet. Das Anſehen dieſes Monarchen war ſo groß, daß ihm einſt ſieben Fürſten gehorchten, deren Kinder er hatte tödten laſſen. Seine Nachfolger waren nicht geringer als er. Der Name des regierenden Großkhans war auf dem Giebelfeld aller Tempel mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, und der letzte der Titel dieſes Fürſten war Seele Gottes. Er theilte mit dem Großknez das Königthum über die Horden. Da er eines Tages von den Aſtrologen erfuhr, daß die Stadt Cambaluſa ſich empören wollte, ließ Cublai-Khan eine neue auf der andern Seite erbauen und nannte ſie Taidu. Das war der Großkhan.

Im ſiebzehnten Jahrhundert — vergeſſen wir nicht, daß es nur zweihundert Jahre her ſind — gab es in Europa, im Norden und im Oſten, eine Reihe phantaſtiſcher, unglaublicher Fürſten, die in Dunkel eingehüllt waren; eine ſonderbare Luftſpiegelung, eine Verblendung der Poeten und Abenteurer, die

im dreizehnten Jahrhundert Dante hatten träumen und Marko Polo reisen lassen. Wenn man auf diese Fürsten losging, schienen sie in die Finsterniß zurückzuweichen; wenn man aber ihr Reich suchte, fand man bald eine Welt wie Columbus, oder eine Epopöe wie Kamoens. An der nördlichen Gränze Europa's war die erste dieser außerordentlichen Figuren, der Großfürst von Litthauen; die zweite noch deutliche, der Großknez von Moskau; die dritte schon unbestimmte, der Großkhan der Tartarei, und jenseits dieser drei Erscheinungen der Großserif auf seinem silbernen Thron, der Großsophi auf seinem goldenen Thron, der Großzamorin auf seinem ehernen Thron, der Großmogul von Elephanten und ehernen Kanonen umgeben, den Scepter auf siebenundvierzig Königreiche ausgestreckt; der Großlama, Großkathai, Großdair, immer unbestimmter, immer sonderbarer, immer ungeheurer, verloren sich einer nach dem andern in dem tiefen Nebel Asiens.

II.

Außer einigen Details, die an ihrer Stelle kommen und dies Ganze durchaus nicht stören werden, war Europa so in der angegebenen Zeit. Wie man erkennen konnte, war der göttliche Finger, der die Nationen von Fortschritt zu Fortschritt führt, von da überall sichtbar in der innern und äußern Gestaltung der Dinge, die es bildeten, und dieser Bienenkorb von Königen und Nationen war vortrefflich gebaut, damit die Ideen schon aus und eingehen und im Dunkel die Civilisation schaffen könnten.

Um nur das Ganze zu nehmen, und nur mit den Einschränkungen, die in Aller Gedächtniß sind, geschah diese Arbeit, die wahre Aufgabe des menschlichen Geschlechts, im Anfang

des ſiebzehnten Jahrhunderts in Europa beſſer, als allerwärts. Zu der Zeit, wo dieſelbe Luft, und alſo ohne ihr Wiſſen auch dieſelben Gedanken einathmend, ſich durch die Betrachtung derſelben Ereigniſſe befruchtend, Galiläi, Grotius, Descartes, Gaſſendi, Harvey, Lope de Vega, Guido, Pouſſin, Ribera, Van Dyk, Rubens, Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolph, Wallenſtein, der junge Richelieu, der junge Rembrandt, der junge Salvator Roſa, der junge Milton, der junge Corneille und der alte Shakſpeare lebten, wandte ſich jeder König, jedes Volk, jeder Menſch, allein durch den Gang der Dinge, demſelben Ziele zu, das noch heute das Ziel iſt, nach dem die Generationen ſtreben, der allgemeinen Verbeſſerung des Alls für Alle, d. h. der Civiliſation ſelbſt. Europa war, beſtehen wir darauf, was es noch iſt, eine große Werkſtatt, in der gemeinſam dies große Werk ausgearbeitet wurde.

Zwei Intereſſen allein, in einem egoiſtiſchen Zweck univerſeller Thätigkeit getrennt, ſpähten unaufhörlich die ungeheure europäiſche Werkſtatt aus, um ihre Zeit zu wählen. Das eine durch Einbruch, das andere durch Eingriff vorwärts ſchreitend; das eine raſch und ſchrecklich in ſeinem Gange, zuweilen die Schranken brechend und die Mauern durchdringend; das andere geſchickt, flink und politiſch, durch jede halboffene Thüre ſchlüpfend; alle beide beſtändig Boden gewinnend. — Zwei Intereſſen verwirrten, drängten unter einander und bedrohten da Europa. Dieſe beiden ſonſt feindlichen Intereſſen perſonificirten ſich in zwei Reichen, und dieſe beiden Reiche waren Koloſſe.

Der erſte dieſer Koloſſe, der auf einer Seite des Continents im Hintergrunde des Mittelmeeres ſich aufgeſtellt hatte, repräſentirte den Geiſt des Kriegs, der Gewalt und Eroberung: die Barbarei. Der andere, an der andern Seite, an der Schwelle deſſelben Meeres gelegen, repräſentirte den Geiſt des Handels,

der Liſt und des Gewinnes: die Sittenverderbniß. Das ſind gewiß die beiden natürlichen Feinde der Civiliſation.

Der erſte dieſer beiden Koloſſe ſtützte ſich mächtig auf Afrika und Aſien. In Afrika hatte er Algier, Tunis, Tripolis in der Barbarei; ganz Egypten von Alexandrien nach Syene, d. h. die ganze Küſte von Pennon de Velez bis zur Landenge von Suez; von da ging es in das troglodytiſche Arabien, von Suez am rothen Meer bis nach Suakem.

Er beſaß drei von den fünf Tafeln, in die Ptolemäus Aſien getheilt hat, die erſte, vierte und fünfte.

Die erſte Tafel bedeutete Pontus, Bithynien, Phrygien, Lycien, Paphlagonien, Galatien, Pamphylien, Kappadocien, Klein-Armenien, Karamanien, d. h. das ganze Trapezunt des Ptolomäus von Alexandrette bis nach Trebiſonde.

Die vierte Tafel bedeutete Cypern, Syrien, Paläſtina, das ganze Ufer von Firamide bis nach Alexandrien, das wüſte und ſteinige Arabien, Meſopotamien und Babylonien, das man Bagadet nannte.

Die fünfte Tafel bedeutete Alles, was zwiſchen den beiden Linien liegt, von denen die eine von Trebiſonde nördlich bis zum Hermanaſſe des Ptolemäus und zum cimmeriſchen Bosporus, den die Italiener Mündung von St. Johann nannten, ſteigt, und die andere, das glückliche Arabien berührend, von Suez bis zur Mündung des Tigris geht.

Außer dieſen drei ungeheuren Regionen hatte er Groß-Armenien und Alles, was Ptolomäus auf die dritte Tafel Aſiens ſetzt, bis an die Gränzen von Perſien und der Tartarei.

So berührten ſeine Herrſchaften in Aſien im Norden den Archipel, das Marmormeer, das ſchwarze Meer, den palus Maeotis und das aſiatiſche Sarmatien; im Oſten das kaſpiſche Meer, den Tigris und den perſiſchen Meerbuſen, den man

das Meer von Elcalif nannte: im Westen den arabischen Meerbusen oder das rothe Meer; im Süden den indischen Ocean.

In Europa hatte er das adriatische Meer von Knin oberhalb Ragusa, den Archipel, die Propontis, das schwarze Meer bis Kaffa in der Krimm, das das alte Theodosia ist; Oberungarn bis Buda, Thracien, jetzt Rumelien, ganz Griechenland, d. h. Thessalien, Macedonien, Epirus, Achaja und Morea, fast ganz Illyrien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Dacien und Bulgarien, die Moldau, die Wallachei und Transsylvanien, drei Länder, deren Woiwoden seine Unterthanen waren; die ganze Donau von Watzen bis zur Mündung.

An Meerufern besaß er 11,280 italienische Meilen, und an Land 1,203,119 Quadratmeilen.

Man denke sich diesen Riesen von 900 Meilen Dicke und 1100 Meilen Länge, auf dem Bauch quer durch die alte Welt liegend, den linken Schenkel in Afrika, das rechte Knie auf Asien, einen Ellenbogen auf Griechenland, den andern auf Thracien, den Schatten seines Kopfes auf das adriatische Meer, Oesterreich, Ungarn und Podolien, sein ungeheures Gesicht bald auf Venedig, bald auf Polen, bald auf Deutschland richtend und Europa ansehend.

Der andere Koloß hatte zum Hauptland, unter dem schönsten Himmel von der Welt, eine Halbinsel, die im Osten von dem mittelländischen Meer, im Westen von dem Ocean bespült, von Afrika durch einen engen Meerarm, von Europa durch eine hohe Gebirgskette getrennt war. Diese Halbinsel enthielt achtzehn Königreiche, denen sie ihre Einheit aufdrückte.

Er hatte Serpa und Tanger, die Riegel der Meerenge von Gibraltar, und je nachdem es ihm gefiel, sie zu öffnen oder zu schließen, machte er aus dem Mittelmeer ein Meer oder einen See. Von seiner Halbinsel verbreitete er seine Flotten

in dies Meer aus achtundzwanzig großen Metropolitanhäfen; er hatte siebenunddreißig am Ocean.

Er besaß in Afrika Pennon de Velez, Melilla, Oron, Marzalcabil, den besten Hafen des Mittelmeeres, Nazagan und die ganze Küste von dem Cap d'Aguirra bis ans Cap Gardafu; in Amerika einen großen Theil der nördlichen Halbinsel, die Küste von Florida, Neuspanien, Yucatan, Mexiko und das Cap von Kalifornien, Chili, Peru, Brasilien, Paraguay, die ganze südliche Halbinsel bis zu den Patagoniern; in Asien Ormuz, Diu, Goa, Malacca, die vier Festungen der Küste, Damon, Bazin, Zanar, Ciaul, den Hafen von Colomban, die Königreiche Camanor, Cochin, Colan mit ihren Festungen und, Calcutta ausgenommen, die ganze Küste des indischen Oceans von Daman bis Melipur.

Er hatte in allen Meeren Besitzungen: die drei balearischen Inseln, die zwölf kanarischen Inseln, Santo Puerto, Madera, die sieben Inseln des grünen Vorgebirges, Sankt Thomas, die Gottesinsel, Mozambique, die große Insel Baaren, die Insel Manar, die Insel Ceylon, vierzig von den Philippinen, deren größte, Luzan, zweihundert Meilen lang ist, Portoriko, Kuba, Sankt Domingo, die vierhundert lukayischen Inseln und die Inseln des Nordmeers, deren Zahl man nicht kannte.

Das hieß das ganze Meer, fast ganz Amerika und in Afrika und Asien fast Alles, was der andere Koloß nicht besaß.

In Europa hatte er außer seiner großen Halbinsel, dem Mittelpunkt seiner Macht und seines Glanzes, Sardinien und Sicilien, die zu sehr Königreiche sind, als daß man sie zu den Inseln zählen könnte. Er hatte Italien durch seine Endpunkte, das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand, die ihm beide gehörten. Frankreich faßte er vielleicht noch enger ein, und die drei Staaten, die er an seinen Gränzen in einem

Halbzirkel hatte, Rouſſillon, Franche-Comté und Flandern, waren wie ſein darum geſchlungener Arm.

Der erſte dieſer Koloſſe war die Türkei, der zweite Spanien.

III.

Von dieſen beiden Reichen flößte das eine Europa einen tiefen Schrecken, das andere ein tiefes Mißtrauen ein.

Durch die Türkei verbreitete ſich der Geiſt Aſiens, durch Spanien der Geiſt Afrika's in Europa.

Der Islam war unter Mahomed II. fürchterlich über die alte Meerenge des Stiers, den Bosporus, gegangen und hatte ſeinen, an eine Lanze gebundenen Roßſchweif frech in der Stadt aufgepflanzt, die wie Rom ſieben Hügel hat, und die ſchon Kirchen beſaß, als Rom nur noch Tempel hatte.

Seit dieſem unglücklichen Jahre 1453 hatte die Türkei, wie wir es weiter oben geſagt haben, in Europa die Barbarei vorgeſtellt. In der That, Alles, was ſie berührte, verlor in wenigen Jahren die Form der Civiliſation. Mit den Türken, und zu gleicher Zeit wie ſie, waren die unauslöſchliche Feuersbrunſt und die beſtändige Peſt in Conſtantinopel eingezogen. Ueber dieſer Stadt, die ſo lange das helle Kreuz Conſtantins beherrſcht hatte, war jetzt beſtändig ein Wirbel von Rauch oder eine ſchwarze Fahne.

Einer der geheimnißvollen Zufälle, in denen der Geiſt deutlich die Lehren der Vorſehung geſchrieben zu ſehen glaubt, hatte die Hauptſtadt der menſchlichen Geſellſchaft, die Heimath des Gedankens, das Land der Poeſie, Philoſophie und Kunſt, Griechenland, als einen Raub dieſem fürchterlichen Volke gegeben. In demſelben, bei der bloßen Berührung mit den Türken, war Griechenland, die Tochter Egyptens und die Mutter Italiens,

Digitized by Google

barbariſch geworden. Ein Ausſatz hatte das Volk verunſtaltet, den Boden, die Monumente, ſelbſt ſeine herrliche Sprache. Eine Menge rauher Conſonanten und eckiger Sylben waren wie Dornen und Geſtrüpp auf dieſen ſanfteſten, ſonorſten, harmoniſchſten, ſchönſten Worten der Dichter gewachſen. Das Griechiſche war, durch den Mund der Türken gehend, zum Patois geworden. Die türkiſchen Worte, der Schlamm aller Idiome Aſiens, hatten für immer, indem ſie ſich darüber ſtürzten, dieſe ſo durchſichtige, ſo reine, ſo helle Sprache, dieſe Sprache von Kryſtall, aus der eine Poeſie von Diamanten hervorgegangen war, zerſtört. Die griechiſchen Städtenamen hatten ſich verunſtaltet und waren häßlich geworden. Die benachbarten Gegenden, auf die früher Helle ſtrahlte, hatten dieſelbe Schmach erduldet. Argos hatte ſich in Filoquia verändert, Delos in Dili, Didymo-Tychos in Dimotuc, Tzorolos in Tchourli, Zephirion in Hafra, Sagaleſſos in Sadjaklu, Nyſſa in Nous-Shehr, Moryſſus in Mucius, Cybiſtra in Buſtereh, der Fluß Acheloos in Aspro-Potamos und der Poretos in Pruth. Muß man nicht mit dem ſchmerzlichen Gefühl, das Entartung und die Parodie einflößen, in Stan-Ko — Kos erkennen, das Vaterland des Apelles und Hippokrates; in Fionda Phaſelis, wo Alexander den einen Fuß ins Meer ſetzen mußte, ſo eng war der Weg; in Heſen-now Novus, wo der Schatz des Mithridates war; in Skipſilar Scapta Hyla, wo Thucydides Goldminen hatte und ſeine Geſchichte ſchrieb; in Temeswar Tomi, wohin Ovid verbannt war; in Kokſo Kutuſos, wohin der h. Chryſoſtomus verbannt war; in Giuſtandul Juſtiniana, die Wiege Juſtinians; in Salenti Trajanopolis, das Grab des Trajan! Der Olymp, Oſſa, Pelion und Pindus hießen das Beilik von Janina; ein auf einer Tigerhaut ruhender Paſcha runzelte in demſelben Gebirge wie Jupiter die Augenbrauen. Die bittere Verhöhnung, die aus den Worten hervorzugehen ſchien, ging auch aus den Sachen

hervor: Aeolien, dieſe alte, ſo mächtige und ſtolze Republik, bildete das Despotat. Was das Thal Tempe betrifft, frigida Tempe, das wild und unzugänglich unter dem Namen Lycoſtomo geworden war, voll Haß, Geſtrüpp und Dunkelheit, ſo hatte es ſich in das Thal der Wölfe umgewandelt.

Die ſchreckliche Idee, welche die zur Nation gewordene Barbarei, die Flotten und Armeen hatte, erweckte, incarnirte ſich lebendig und vollſtändig im türkiſchen Sultan. Europa wagte kaum von fern dieſen fürchterlichen Fürſten anzublicken. Die Reichthümer des Sultan, des Türken, wie man ihn nannte, waren fabelhaft; ſein Einkommen war mehr als fünfzehn Millionen Gold. Die Sultanin, Schweſter des Selim, hatte täglich 2500 Goldzechinen Rente. Der Türk war der größte Fürſt an Reiterei. Ohne ſeine unmittelbare Garde, die 14,000 Janitſcharen, die Fußvolk waren, zu zählen, erhielt er beſtändig auf dem Kriegsfuß 50,000 Spahis und 150,000 Timarioten, was 200,000 Pferde ausmachte. Seine Galeeren waren unzählig. In dem Jahre nach der Schlacht bei Lepanto bot die türkiſche Flotte noch allen vereinigten Flotten der Chriſtenheit Trotz. Er hatte ſo ſchwere Geſchütze, daß, will man den Volkserzählungen glauben, der Wind ſeiner Kanonen Mauern erſchütterte. Man erinnerte ſich mit Schrecken, daß Mahomed II. bei der Belagerung von Conſtantinopel aus Steinen mit eiſernen Reifen einen ungeheuren Mörſer hatte machen laſſen, mit dem man auf Rädern manövrirte, die kaum 1000 Joch Stiere ziehen konnten, und der, ſeinen Rachen auf die Stadt richtend, Tag und Nacht Ströme von Pech und Felsblöcke hineinſchleuderte. Die andern Fürſten erſchienen mit ihren Stücken und Geſchützen gering neben dieſem wilden Sultan, der ſo Vulcane über die Städte ſchüttete. Die Macht der Türken war ſo über alles Maß und bot nach allen Seiten hin ſo die Spitze, daß Soliman, während er mit ganz Europa Krieg führte, Perſien den Duar-

Digitized by Google

bekir und Amurat Medien genommen; Selim hatte von den Mameluken Egypten und Syrien erobert, und Amurat III. hatte die mit dem Sophi verbündeten Georgier ausgerottet. Der Sultan ſtand nur durch die Pforte ſeines Palaſtes mit den Königen der Chriſtenheit in Verbindung. Er datirte die Briefe, die er ihnen ſchrieb, oder vielmehr die Befehle, die er ihnen gab, aus ſeinem kaiſerlichen Steigbügel. Wurde er zornig, ſo ließ er ihren Geſandten vom Henker mit Fauſtſchlägen die Zähne ausſchlagen. Für die Türken ſelbſt war die Erſcheinung des Sultans der Schreck. Die Namen, die ſie ihm gaben, drückten ebenfalls die Furcht aus; ſie nannten ihn den Sohn der Sklavin und ſeinen Sommerpalaſt das Haus des Mörders. Sie verkündeten ihn den andern Nationen durch düſtere Verherrlichungen. Wo ſein Pferd vorübergeht, ſagten ſie, wächst kein Gras mehr.

Der König von Spanien und Indien, eine Art katholiſchen Sultans, war reicher, als alle Fürſten der Chriſtenheit zuſammen. Ohne ſeine gewöhnliche Einnahme zu zählen, zog er jährlich aus Italien und Sicilien 4 Millionen Gold, 2 Millionen Gold aus Portugal, 14 Millionen Gold aus Spanien, 30 Millionen Gold aus Amerika. Die ſiebzehn Generalſtaaten der Niederlande, die damals Artois, Cambreſis und die Ardennen in ſich begriffen, bezahlten jährlich dem katholiſchen König eine Summe von 3 Millionen Gold. Mailand war ein reicher Raub, der von allen Seiten umringt, deßhalb ſchwer zu behaupten war. Man mußte Venedig, eine eiferſüchtige Nachbarin, bewachen; mit Truppen die Gränze Savoyens decken, um den Herzog zurückzuhalten, wenn er ſich rühren ſollte, wie Sully ſagte; das Fort Fuentes gut bewaffnen, um die Schweizer und Graubündner im Reſpekt zu halten; die guten Feſtungen des Landes, beſonders Novara, Pavia, Cremona, das, wie Montluc ſchrieb, einen Thurm ſo feſt wie möglich hat, den

man unter die Wunder von Europa zählt, unterhalten und ausbessern. Da die Stadt aufsätzig war, mußte er dort eine spanische Besatzung von 600 Schützen, 1000 Reitern und 3000 Mann Fußvolk ernähren, und das Schloß von Mailand, an dem man unausgesetzt arbeitete, in gutem Stand erhalten. Mailand kostete, sieht man, viel Geld; dennoch brachte es Spanien jährlich nach Abzug aller Kosten 800,000 Dukaten ein. Die kleinsten Provinzen dieser ungeheuren Monarchie steuerten ihr Theil bei; die balearischen Inseln gaben jährlich 50,000 Thaler. Alles dies, wir wiederholen es, war nur das gewöhnliche Einkommen. Das außerordentliche war unberechenbar. Bloß das Einkommen der Cruzade war ein Königreich werth; nur mit den Einkünften der Kirche unterhielt der König jährlich hundert gute Galeeren. Dazu füge man den Verkauf der Comthureien, den Heimfall von Staaten und Gütern, die Alcavalen, die Zehnten, die Confiscationen, die freiwilligen Geschenke der Völker und Lehensträger. Alle drei Jahre gab das Königreich Neapel 1,200,000 Thlr. Gold, und Castilien bot 1615 dem König, der es anzunehmen geruhte, vier Millionen Gold, zahlbar in vier Jahren, an.

Dieser Reichthum löste sich in Macht auf. Was der Sultan durch Reiterei war, war der König von Spanien durch Fußvolk. Man sagte in Europa: türkische Reiterei, spanisches Fußvolk. Ernst wie ein Edelmann, fleißig wie ein Miquelet, standhaft gegen Reiterstöße, unverwirrbar durch Gewehrfeuer sein, seinen Vortheil und Nachtheil im Kriege verstehen, seine Furie im Zaum halten, seinem Hauptmann folgen, in Reih und Glied bleiben, sich nicht verlieren, Nichts vergessen, keine Widerrede haben, Alles brauchen können, Kälte, Hitze, Hunger, Durst, Krankheit, Strapazen ertragen, marschiren wie Andere kämpfen, kämpfen wie Andere marschiren, die Geduld zum Grund von Allem und den Muth zum Sporn

der Geduld nehmen: das waren die Eigenſchaften des ſpaniſchen Fußſoldaten. Der caſtilianiſche Fußſoldat hatte die Mauren verjagt, war in Afrika gelandet, hatte die Küſte bewältigt, Aethiopien und das Kaffernland unterworfen, Malacca und die Molukken genommen, das alte Indien und die neue Welt erobert. Ein treffliches Fußvolk, das erſt an dem Tage brach, da es mit dem großen Condé zuſammentraf! Nach dem ſpaniſchen Fußvolk kam das wallonſche, und das gehörte auch dem König von Spanien. Seine Reiterei, die nur der türkiſchen nachſtand, war am beſten beritten in ganz Europa; ſie hatte Zelter von Spanien, die Renner von Règne, die burgundiſchen und flandriſchen Pferde. Die Arſenale des katholiſchen Königs waren voll von Kriegsmunition. Nur in den drei Waffenſälen von Liſſabon gab es Rüſtungen für 15,000 Mann zu Fuß und Harniſche für 10,000 Reiter. Seine Feſtungen waren zahllos und überall, und zehn von ihnen, Collioure, Perpignan und Salſes im Süden, im Norden Grävelingen, Dünkirchen, Hesdin, Arras, Valenciennes, Philippeville und Marienburg verſtatteten den Eingang in das heutige Frankreich.

Die größte Macht Spaniens, das ſo mächtig durch ſeine Feſtungen, ſeine Reiterei und ſein Fußvolk war, waren weder ſein Fußvolk, noch ſeine Reiterei, noch ſeine Feſtungen, ſondern ſeine Flotte. Der katholiſche König, der die beſten Kriegsleute in Europa hatte, hatte auch die beſten Seeleute. Kein ſeefahrendes Volk glich damals den Cataloniern, Basken, Portugieſen und Genueſern. Sevilla, das damals unter die Hauptſeeſtädte Europa's gerechnet wurde, obwohl es ſehr tief im Lande lag, und wo die Flotten von Mexiko und Peru landeten, war eine Pflanzſchule für Matroſen.

Um uns eine vollſtändige Idee von dem Gewicht zu machen, das Spanien ſonſt als Seemacht hatte, müſſen wir unterſuchen, was die große Armada Philipps II. war, die ſo berühmt

und, wie viele berühmte Sachen, so wenig bekannt ist. Die Geschichte spricht und begeistert sich davon. Aber die Geschichte, die das Detail haßt, und unserer Meinung nach mit Unrecht haßt, nennt keine Zahlen. Diese Zahlen haben wir in dem Dunkel gesucht, in das die Geschichte sie hat fallen lassen; mit großer Mühe haben wir sie wieder gefunden; hier sind sie. Wir glauben, daß es nichts Lehrreicheres und Merkwürdigeres gibt.

Es war im Jahr 1588. Der König von Spanien wollte auf einmal den Engländern, die den Koloß schon neckten und angriffen, den Garaus machen. Er rüstete eine Flotte aus. In dieser Flotte waren 25 große Schiffe von Sevilla, 25 von Biscaya, 50 kleine von Catalonien und Valencia, 50 Kähne von der spanischen Küste, 20 Schaluppen aus den Dörfern von der Küste Guispuscoa, 100 Gabarren von Portugal, 14 Galeeren und 4 Galeassen von Neapel, 12 Galeeren von Sicilien, 20 Galeeren von Spanien und 30 Urken von Deutschland; im Ganzen 350 Segel, die 9000 Matrosen lenkten.

Man würde dies Geschwader nicht genugsam schätzen, bedächte man nicht, was damals eine Galeere war. Eine Galeere war eine bedeutende Summe. Die ganze Nordküste von Afrika, mit Ausnahme von Algier und Tripolis, trug dem Sultan nicht so viel ein, daß er zwei Galeeren davon unterhalten konnte.

Der Mundvorrath der Armada war ungeheuer. Folgendes sind die sehr merkwürdigen und genauen Angaben. 167,500 Centner Brod, das Murcia, Burgos, Campos, Sicilien, Neapel und die Inseln lieferten; 11,000 Centner gesalzenes Fleisch aus Estremadura, Gallizien und Asturien; 11,000 Centner Speck aus Sevilla, Ronda und Biscaja; 23,000 Tonnen gesalzene Fische aus Cadix und Algarbien; 28,000 Centner Käse aus Majorka, Senegallo und Portugal; 14,000 Centner Reis aus Genua und Valencia; 23,000 Maß Oel und Essig aus Anda-

lusien: das Maß wog 25 Pfund; 26,000 Scheffel Bohnen aus Carthagena und Sicilien; 26,000 Pinten Wein aus Malaga, Maxovella, Ceresa und Sevilla. Die Provisionen von Korn, Eisen und Leinwand kamen aus Neapel und Biscaya; ihre Totalsumme ist verloren gegangen.

Diese Flotte trug eine Armee: 25,000 Spanier, 5000 aus den italienischen Regimentern, 6000 aus den canarischen und indischen und den Garnisonen von Portugal, das Uebrige Rekruten; 12,000 Italiener von zehn Hauptleuten commandirt; 25,000 Deutsche; 1200 Reiter aus Castilien, 200 von der Küste und 200 von der Gränze, d. h. 1600 Reiter; 3800 Kanoniere und 700 Gustadors, was, wenn man 9000 Matrosen dazu rechnet, im Ganzen 77,800 Mann macht.

Diese ungeheure Ausrüstung hätte England vernichtet. Ein Windstoß führte sie davon.

Dieser Windstoß, der in der Nacht vom 2. September 1588 wehte, hat die Gestalt der Welt verändert.

Außer seinen sichtbaren Hülfsmitteln hatte Spanien noch seine unsichtbaren. Seine Oberfläche war gewiß groß, aber seine Tiefe war noch größer. Es hatte überall unter der Erde seine Gänge, seine Minen und Gegenminen, verborgene Fäden, unbekannte Verzweigungen, unerwartete Wurzeln. Als Richelieu später den alten, europäischen Boden zu untergaben begann, war er überrascht, jeden Augenblick mit dem Grabscheit anzustoßen und Spanien zu finden. Was man in hellem Lichte sah, ging weit; was man aber nicht sah, drang noch weiter. Man könnte sagen, daß damals in den Weltangelegenheiten Spanien mehr unten als oben war.

Mit den italienischen Fürsten hing es durch Verwandtschaft zusammen, **Austria nube**; mit den Republiken durch den Handel; mit dem Papst durch die Religion, durch etwas noch Katholischeres als Rom selbst; mit der ganzen Welt durch das Gold,

zu dem es den Schlüssel hatte. Amerika war die Geldkiste, Spanien der Kassier. Als Haus Oesterreich beherrschte es Deutschland offen und leitete es heimlich. Deutschland ist in den tausend Jahren seiner neueren Geschichte einmal unter Karl dem Großen von dem französischen Geist und einmal unter Karl V. vom spanischen Geist besessen. Nur hatte Spanien nach Karls V. Tod Deutschland nicht freigelassen.

Wie man sieht, hatte Spanien noch etwas Mächtigeres als seine Macht, seine Politik. Die Macht ist der Arm, die Politik die Hand.

Europa, begreift man, fühlte sich unbehaglich zwischen diesen beiden riesigen Reichen, die mit dem Gewicht zweier Welten auf ihm lagen. Durch Spanien im Westen und durch die Türkei im Osten bedrängt, schien es sich jeden Tag mehr in sich zusammenzuziehen; die europäische Gränze ging, langsam zurückgedrängt, nach dem Centrum. Die Hälfte von Polen und Ungarn war schon genommen, und kaum lagen Warschau und Buda diesseits seiner Barbarei. Der Johanniterorden im Mittelmeer war unter Karl V. von Rhodus nach Malta gewichen. Genua, dessen Herrschaft früher an den Tanais reichte, Genua, das früher Cypern, Lesbos, Chios und einen Theil Thraciens besaß, dem der griechische Kaiser Mitylene gegeben hatte, war allmählig vor den Türken aus einer Stellung in die andere gewichen und sah sich jetzt auf Korsika beschränkt.

Europa widerstand indeß den beiden erobernden Staaten. Es erhob alle Kräfte gegen sie. Frankreich, England und Holland umgarnten Spanien: das Reich mit Polens, Ungarns, Venedigs, Roms und Malta's Hülfe kämpfte wider die Türken.

Der König von Polen war arm, obwohl er reicher war, als wenn er König von Schottland, Sardinien oder Navarra, die 100,000 Thaler einbrachten, gewesen wäre; er hatte 600,000 Thaler jährlich und Litthauen hielt ihn frei. Mit Ausnahme

einiger Schweizer oder deutſchen Regimenter hielt er keine Infanterie, aber ſeine Reiterei, aus 100,000 Polen und 10,000 Litthauern beſtehend, war vortrefflich. Sie hatte, eine weite Gränze deckend, das Gute, um gegen die Horden des Sultans die ungeheure, zitternde Heerde der Nationen zu vertheidigen, daß ſie auf türkiſche Weiſe organiſirt war, und wild, heftig und gewaltſam in ihrem Angriff der türkiſchen Reiterei glich, wie der Wolfshund dem Wolf. Der Kaiſer deckte den Reſt der Landgränze von Knin am adriatiſchen Meer bis Szolnock an der Donau mit 20,000 Landsknechten, eine in Kriegszeiten unnütze Ausgabe, die das Land im Frieden drückte. Venedig und Malta deckten das Meer.

Wir erwähnen Genua nur beiläufig. Zu oft gedemüthigt, bewachte es die Küſte mit vier Galeeren, ließ fünfundzwanzig in ſeinem Arſenal verfaulen, wagte ſich ſelten hinaus und verſteckte ſich hinter dem König von Spanien.

Malta hatte drei Panzer: ſeine Feſtungen, ſeine Schiffe und die Tugend ſeiner Ritter. Dieſe braven Edelleute, die in Malta ſo ſtrengen Luxusgeſetzen unterworfen waren, daß der ausgezeichnetſte unter ihnen ſich ohne die Erlaubniß des Comthurs kein neues Kleid machen laſſen konnte, rächten ſich an dieſem klöſterlichen Zwang durch eine ungeheure Bravour, und Schafe auf der Inſel, wurden ſie Löwen auf dem Meer. Eine Galeere von Malta, die nie mehr als ſechzehn Kanonen und fünfhundert Kämpfer trug, griff ohne Zaudern drei türkiſche Gallionen an.

Venedig, reich und kühn, auf ſieben Feſtungen, die ihm in der Lombardei und Mark gehörten, Herrin von Friaul und Iſtrien, ſowie vom adriatiſchen Meer, deſſen Bewachung ihm jährlich 5000 Dukaten koſtete, die Uskoken mit fünf immer bewaffneten Schiffen blokirend, ſtolz eingerichtet in Corfu, Zante, Cephalonien, in allen Inſeln der Küſte von Zara bis Cerigo,

beſtändig auf dem Kriegsfuß 25,000 Cerniden, 35,000 Landsknechte, Schweizer und Graubündner, 1500 Lanciers, 1000 lombardiſche Reiter und 3000 dalmatiſche Stratioten haltend; Venedig war dem Sultan geradezu ein Hinderniß. Selbſt als es Andro und Paros, die es im Archipel beſaß, verloren hatte, behielt es noch Candien, und dort, auf dieſer natürlichen Barre, die das ägeiſche Meer ſchließt, aufrecht ſtehend, den Türken den Ausgang aus dem Archipel und den Eintritt ins Mittelmeer wehrend, hielt es die Barbarei im Schach.

Der Seedienſt machte für Venedig einen Adel nothwendig. Alle Kapitäne und Unterbefehlshaber waren venetianiſche Edle. Die Republik hatte immer vierzig Galeeren, darunter zwanzig große, in See. Sie hatte in ihrem trefflichen Arſenal, dem einzigen auf der Welt, zweihundert Galeeren, die Arbeiter, die erforderlich waren, um dreißig Schiffe in zehn Tagen ſegelfertig zu machen, und eine hinlängliche Ausrüſtung für alle Schiffe der Welt.

Der heilige Stuhl war ein großes Hülfsmittel. Nichts iſt intereſſanter, als jetzt zu unterſuchen, was für ein weltlicher Fürſt, was für eine politiſche und militäriſche Macht damals im Papſt ſteckte, der ſo hoch als geiſtlicher Fürſt ſtand. Rom, das einſt fünfzig Meilen im Umkreis gehabt hatte, beſaß deren nur noch ſechzehn; ſeine Häfen, früher in vierzehn Regionen eingetheilt, waren auf dreizehn zuſammengeſchmolzen; es hatte ſieben große hiſtoriſche Plünderungen erduldet; aber wenn auch verletzt, war es heilig, wenn auch geſchleift, ſtark geblieben. Rom wird immer Rom bleiben, wenn es uns erlaubt iſt, hier zu wiederholen, was wir anderswo geſagt haben. Der Papſt hatte eine der Marken Italiens, Ancona, und eines der vier lombardiſchen Herzogthümer, Spoleto; er hatte Ancona, Comachio und die Pomündungen am Golf von Venedig, Civitavecchia am tyrrheniſchen Meer. Der Kirchenſtaat umfaßte

Digitized by Google

die Campagna von Rom und das Erbtheil Sankt Petri, Sabinerland, Umbrien, das heißt den ganzen Rücken des Appennin, die Mark Ancona, die Romagna, das Herzogthum Ferrara, das Land von Perugia, Bologna und etwas von Toskana; eine Stadt ersten Ranges, Rom; eine zweiten, Bologna; acht dritten Ranges, Ferrara, Perugia, Ascoli, Ancona, Forli, Ravenna, Fermo und Viterbo; fünfundvierzig Plätze jeden Ranges, worunter Rimini, Cesena, Faenza und Spoleto; fünfzig Bisthümer und anderthalb Millionen Einwohner. Außerdem besaß der heilige Vater in Frankreich die Grafschaft Venaissin, die den gewaltigen, befestigten Palast von Avignon zum Herzen hatte. Der römische Staat stellte, auf einer Karte gesehen, die Form vor, die er noch hat; eine in der ernsten Stellung der egyptischen Götter sitzende Figur, mit den Abruzzen als Stuhl, Modena und die Lombardei auf dem Kopfe, Toskana auf der Brust, das Land von Labur unter den Füßen, an das adriatische Meer gelehnt und das toskanische bis an die Knie habend. Der souveräne Pontifex war reich. Er säete Ablässe und erntete Dukaten. Seine Unterschrift genügte, um die Welt zum Beisteuern zu bringen. So lange ich eine Feder habe, sagte Sixtus V., habe ich Geld. Ein Ausspruch eines Papstes oder eines großen Schriftstellers. In der That legte Sixtus V., ein Dichter, Künstler und Gelehrter, der keine königliche Ausgabe scheute, in fünf Jahren vier Millionen Gold in der Engelsburg zurück. Durch die Contributionen aller Gläubigen der ganzen Welt verschaffte der heilige Vater sich eine gute Armee. 25,000 Mann in der Mark und der Romagna, 25,000 in der Campagna und dem Erbtheil Petri; die Hälfte an den Gränzen, die Hälfte bei Rom. War es nothwendig, so vermehrte er die Mannschaft. Gregor VII. und Alexander III. boten Fürsten, die über Reichskräfte geboten, die Spitze in Vereinigung mit den Truppen beider Sicilien. Eines Tages nahm sich der Herzog von Ferrara heraus, Salz

in Comacchio zu ſammeln. Wir citiren hier zwei Zeilen aus einem Briefe Mazarins: Der heilige Vater brachte ihn mit Gründen und einer Armee, die er aushob, zur Raiſon und nahm ihm ſeinen Staat. Das waren die Soldaten des Päpſtes. Dieſe Miliz brachte den römiſchen Staat gewaltig in Reſpekt. Dazu füge man Umbrien, die große, natürliche Feſtung, vor der Hannibal umkehrte, und im Norden wie im Süden die Küſten, die ſtürmiſchſten Ufer von ganz Italien. Der Papſt war an den beiden Seeſeiten vom Sturm bewacht und vertheidigt.

So gelegen und geſichert, wirkte er mit zu dem großen, beſtändigen Kampfe mit dem Türken. Jetzt ſchickt der heilige Vater dem Paſcha von Egypten Kameen und fährt auf dem Dampfſchiff Mahmudieh ſpazieren. Ein unerhörtes Faktum, das, wenn man nachdenkt, ſchlagend den wunderbaren Wechſel der Dinge zeigt. — Der Papſt ſitzt ruhig auf dieſer Erfindung der Proteſtanten, die mit einem türkiſchen Namen getauft iſt! — Zu jener Zeit erfüllte er ſeine Pflicht als Papſt tüchtig und ſchickte ſeine mit einer Tiara geſchmückten Galeeren nach Lepanto. Sobald Halbmonde und Turbans ragten, hatte er nichts mehr eigen, weder einen Soldaten, noch einen Thaler; er ſteuerte für ſein Theil bei. Bei dieſer Gelegenheit alſo gab der Papſt, was die Chriſten ihm gegeben hatten, der Chriſtenheit zurück. In dem Bündniß gegen die Türken von 1542 ſchickte Paul III. dem Kaiſer Karl V. 12,000 Mann Fußvolk und 500 Pferde.

Am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, 1588, hatte ein Sturm England vor Spanien gerettet; am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, 1683, rettete Sobieski Deutſchland vor der Türkei. England retten, war England retten; Deutſchland retten, war Europa retten. Man könnte ſagen, daß bei dieſem denkwürdigen Ereigniß Polen Frankreichs Rolle ſpielte. Bis dahin war Frankreich immer der Barbarei begegnet und vor ihm war ſie

zerſtoben. 496 hatte ſie ſich, aus Norden kommend, an Chlodwig gebrochen; 732 aus Süden kommend, an Karl Martell.

Aber weder die von Gott beſiegte unüberwindliche Armada, noch der von Sobieski geſchlagene Kara Muſtapha ſicherten vollkommen Europa's Ruhe. Spanien und die Türkei ſtanden noch immer da, und das ſiebzehnte Jahrhundert glaubte ſie deutlich größer und in einer nahen, ſchrecklichen Zukunft drohender werden zu ſehen. Die Politik, dieſe Wiſſenſchaft, die wie die Medicin aus Conjecturen beſteht, ſah damals nichts Anderes voraus. Kaum beruhigte man ſich von Zeit zu Zeit damit, daß ſich die beiden Koloſſe auf dem rothen Meer begegnen und in Aſien an einander ſtoßen würden.

Der Stoß im glücklichen Arabien verringerte, ſo fern und unbeſtimmt er auch war, für die Augen der Denker die unheilvollen Folgen, die er für die Civiliſation haben würde, nicht. Zu der Zeit, deren Gemälde wir entworfen haben, war die Angſt auf dem höchſten Gipfel. Eine Schrift, betitelt: **Les forces du roy d'Espagne**, 1627 mit Privilegium des Königs und Bildern von Iſak Jasper gedruckt, ſagt: „Der Ehrgeiz dieſes Königs iſt, Alles zu beſitzen; ſeine Flotten, die kommen und gehen, zügeln England und verhindern die Schiffe der andern Staaten nach ihrem freien Willen zu fahren.“ In einer andern Schrift, die ungefähr um dieſelbe Zeit herausgegeben iſt und zum Titel hat: **Discours sommaire de l'esta du Turc**, leſen wir: „Er macht mit vielen Unterthanen Alarm in der Chriſtenheit, da er Mittel hat, eine große Armee ins Feld zu ſchicken, die er in den Ländern, die er beſitzt, ausbebt. Man müßte jedes Urtheils entbehren, wollte man ohne Angſt über eine ſolche Sündflut ſein.“

IV.

Gegenwärtig sind durch die geheimnißvolle Macht der Dinge Spanien und die Türkei gefallen.

Zur Stunde, in der wir reden, verschlingen die Assignaten,* der letzte Wurm der alten verfaulten Gesellschaft, das türkische Reich.

Seit langer Zeit schon hat eine andere Nation Gibraltar, wie der Wilde, der die Klaue des getödteten Löwen an seinen Mantel näht.

So sind in weniger als 200 Jahren die Kolosse, die unsere Väter erschreckten, verschwunden.

Ist Europa befreit? Nein.

Wie im sechzehnten Jahrhundert droht eine doppelte Gefahr. Die Menschen gehen vorüber, aber der Mensch bleibt; die Reiche fallen, die Egoismen bilden sich wieder. Nun drängen jetzt ebenso wie vor 200 Jahren zwei ungeheure Egoismen Europa. Der Geist des Kriegs, der Gewalt und Eroberung steht noch aufrecht im Orient; der Geist des Handels, der List und des Abenteuers steht noch aufrecht im Occident. Die beiden Riesen haben ihre Stelle etwas verändert und sind etwas weiter nach Norden gegangen, um den Continent mehr von oben zu packen.

Auf die Türkei ist Rußland, auf Spanien England gefolgt.

Man schneide im Geiste aus der Erdkugel ein Segment, das, um den Pol gehend, sich vom europäischen zum asiatischen Nordcap, von Tornea nach Kamtschatka, von Warschau nach der Bucht von Anadyr, vom schwarzen Meer nach dem Meer von Ochutzk ausbreitet, und im Osten Schweden berührend, das baltische Meer streifend, Polen in sich fassend, im Süden die

* Sie heißen in der Türkei Schim.

Türkei umzingelnd, Kaukasien und das kaspische Meer verschlingend, Persien einnehmend, der langen Bergkette, die beim Ural beginnt und beim Ostcap aufhört, folgend, Turkistan und China berührt, an Japan durch das Cap Lopatka stößt, und mitten von Europa aus gerade durch Asien in der Behringsstraße Amerika trifft; außer Polen werfe man in dies ungeheure Segment die Krimm, Georgien, Chivan, Abassier, Armenien und Sibirien; stelle herum die Inseln Nova Zembla, Spitzbergen, Waigatz und Kalguef, Aland, Dago und Oesel, Clarke, Sankt Matthias, Sankt Paul, Sankt Georgi, die Aleuten, Kodiak, Sitka und den Archipel des Prinzen von Wales; man vertheile in diesem ungeheuren Raum 60 Millionen Menschen und man hat Rußland.

Rußland hat zwei Hauptstädte; die eine kalt, elegant, voll ungeheurer Spielereien im Pompadourgeschmack, die dort zu Palästen und Domen geworden sind, mit weißem Marmor gepflastert, vom Hof bewohnt, vom Kaiser geheirathet; die andere voll Kupferkuppeln und Zinnminarets, düster und verschmäht. Die erste, St. Petersburg, repräsentirt Europa, die andere, Moskau, Asien. Wie der Adler Deutschlands hat der russische zwei Köpfe.

Rußland kann eine Armee von 1,100,000 Mann auf die Beine bringen.

Das mögliche Uebertreten der Russen bewirkt, daß die chinesische Mauer ausgebessert und die Mauer um Paris erbaut wird.

Was der Großknez von Moskau war, ist jetzt der Kaiser von Rußland. Vergleicht diese beiden Figuren, und macht die Schritte, die Gott den Menschen machen läßt.

Der Knez hat sich zum Tzar gemacht, der Tzar zum Czar, der Czar zum Kaiser. Bei jeder Haut, die er abstreift, wird der moskovitische Prinz Europa, d. h. der Civilisation, ähnlicher.

Europa vergesse aber nicht, ähnlich werden ist nicht sich identificiren.

England hat Schottland und Irland, die Hebriden und Orcaden; durch die Shetlandsinseln theilt es Dänemark von den Faröern und Island, schließt die Nordsee und beobachtet Schweden; mit Jersey und Guernsey schließt es den Kanal und beobachtet Frankreich. Dann geht es fort, wendet sich um die Halbinsel, legt seinen Einfluß auf Portugal und seine Ferse auf Gibraltar, und tritt ins Mittelmeer, nachdem es den Schlüssel davon genommen hat. Es greift nach den Balearen, Corsika, Sardinien, Sicilien; da hält es an, findet Malta und läßt sich dort zwischen Sicilien und Tunis, zwischen Italien und Afrika nieder; von Malta gewinnt es Korfu, von wo aus es die Türkei bewacht, indem es das adriatische Meer schließt; Sanct Maur, Cephalonien und Zante, von wo es Morea bewacht, indem es das jonische Meer beherrscht; Cerigo, von wo es Candien bewacht und den Archipel versperrt. Hier muß es den Weg einstellen, Egypten hemmt es, die Landenge von Suez ist noch nicht durchstochen; es kehrt wieder um und geht in den Ocean zurück. Es ist um Spanien gegangen, diese kleine Halbinsel, es geht um Afrika, diese große Halbinsel. Der Uebergang über diese Fläche, wo ein Ocean von Sand sich mit einem Ocean von Wasser vereint, ist unbequem. Es faßt zuerst festen Fuß in S. James, an der Mündung Gambia's, von wo es den französischen Senegal ausspäht. Sein zweiter Schritt steht auf der Küste in Cacheo, der dritte auf Sierra Leone, der vierte auf dem corsischen Cap. Dann wagt es sich in den atlantischen Ocean und vereint unter seiner Flagge Ascension, St. Helena und Fernando Po, ein Dreieck von Inseln, das tief in die Bucht von Guinea dringt. So gestützt erreicht es das Cap und bemächtigt sich der Spitze Afrika's, wie es sich in Gibraltar der Spitze Europa's bemächtigt

hat. Vom Cap ſteigt es nach Norden auf der andern Seite der afrikaniſchen Halbinſel hinauf, berührt Mascarenhas, Isle de France und Port Louis, von wo es Madagascar in Reſpekt hält, und läßt ſich auf den Seſchellen nieder, von wo es die ganze öſtliche Küſte vom Cap Delgadp bis zum Cap Gardafu beherrſcht. Nur das rothe Meer trennt es jetzt noch von dem Mittelmeer und dem Archipel; es iſt um Afrika gegangen und faſt an dem Punkt wieder angekommen, von dem es ausging. Jetzt kommt das indiſche Meer und Aſien.

England geht nach Aſien; von den Seſchellen zu den Lakediven iſt nur ein Schritt: es nimmt die Lakediven, dann ſtreckt es ſeine Hand aus und ergreift Hindoſtan, ganz Hindoſtan, Calcutta, Madras und Bombay, dieſe drei Provinzen der indiſchen Compagnie, die groß wie Reiche ſind, und ſieben Königreiche, Nepal, Ude, Barode, Nagpur, Nizam, Maiſſur und Travancore. Hier berührt es Rußland; das chineſiſche Turkeſtan trennt ſie allein. Herr des Golfs von Oman, der die ungeheure Küſte beſpült, die es von Hayderabad bis Trivanderam beſitzt, kommt es durch den perſiſchen Meerbuſen, den es verſchließen kann, nach Perſien und der Türkei, und durch das rothe Meer, das es ebenfalls verſchließen kann, nach Egypten. Hindoſtan gibt ihm Ceylon. Von Ceylon ſchlüpft es zwiſchen die Inſeln Nicobar und Andamman durch, faßt Fuß auf der langen Küſte der Mogberge, und hat den Meerbuſen von Bengalen. Das heißt dem Reich der Birmanen Geſetze vorſchreiben. Die Mogberge öffnen ihm die Halbinſel Malacca; es breitet ſich dort aus und befeſtigt ſich. Von Malacca beobachtet es Sumatra, von den Sincapurinſeln aus Borneo. So das Cap Romania und das Cap Comarin beſitzend, hat es die beiden großen Spitzen Aſiens, wie es die Spitze Europa's und Afrika's hat.

Zur Zeit greift es China lebhaft an, nachdem es verſucht hat, es zu vergiften oder wenigſtens einzuſchläfern.

Das ist nicht Alles; zwei Welten bleiben noch übrig, Neuholland und Amerika, es ergreift sie. Von Malacca geht es über die dichte Gruppe der Sundainseln, diese Eroberung der alten holländischen Schifffahrt, und bemächtigt sich des ganzen Neuhollands, des jungfräulichen Landes, das es mit Sträflingen befruchtet und eifersüchtig bewacht, im Norden in die Bathurstinseln und im Süden in Vandiemensland, wie in zwei Festungen eingezwängt. Dann folgt es einen Augenblick der Straße Cooks, läßt die sechs Archipele Oceaniens links, geht vor der langen Mauer der Cordilleren und Anden vorbei, umfährt das Cap Horn, steigt an den Küsten Patagoniens und Brasiliens hinauf und faßt am Ende unter dem Aequator an der Spitze des südlichen Amerika's bei Rabrock Fuß, wo es das englische Guyana schafft. Noch ein Schritt und es ist Herr der Windinseln, welche das Meer der Antillen schließen; noch ein Schritt und es ist Herr der lucayischen Inseln, einer langen Barrikade, welche den Meerbusen von Mexiko schließt. Es gibt 80 kleine Antillen, England nimmt zwölf davon, vier große, Cuba, S. Domingo, Jamaika und Portoriko; es begnügt sich mit einer, mit Jamaika, von wo es die drei andern genirt. Dann schneidet es mitten auf dem Isthmus von Panama, beim Eingange des Meerbusens von Hondura, auf dem Festlande ein Stück aus Yukatan, und legt dort Balise, wie eine Vedette zwischen den beiden Amerika's, an. Hier indeß hält Mexiko es im Schach, und jenseit Mexiko die vereinigten Staaten, diese Kolonie, deren Nationalität eine Schmach für England ist. Es schifft sich wieder ein, und von den lucayischen Inseln erreicht es, auf die Bermudas gestützt, wo es seine Flagge aufsteckt, Neufundland, diese Insel, die in der Vogelperspektive die Form einer auf den Ocean knieenden Ziege hat, die den Kopf nach dem Pol hebt. Neufundland ist die Station seiner letzten Anstrengung. Sie ist riesenhaft. Es streckt den Arm aus und eignet

ſich auf einmal das ganze nördliche Amerika vom atlantiſchen bis zum großen Ocean, die Inſeln von Neuſchottland, Canada und Labrador, die Hudſon- und Baffinsbay, Neu-Norfolk, Neu-Caledonien und die Archipele von Quadra und Vancouver, die Irokeſen, Chipeuays, Eskimos, Kriſtinos, Koliugis zu, und im Augenblick, wo es die Ugalakmiutis und die Kitegen faſſen will, hält es auf einmal an: Rußland iſt da. Wohin England zur See, iſt Rußland zu Lande gekommen, denn die Behringsſtraße zählt nicht mit, und hier unter dem Polarkreis, unter den ſcheußlichen, rohen Wilden, im Eis und bei dem Licht des ewigen Schnees, bei dem Schein des Nordlichts begegnen und erkennen ſich die beiden Koloſſe.

Wiederholen wir: England hat die ſechs größten Meerbuſen der Welt, nämlich die von Guinea, Oman, Bengalen, Mexiko, Baffin und Hudſon; es öffnet und ſchließt nach Belieben neun Meere: die Nordſee, den Kanal, das Mittelmeer, das adriatiſche und das joniſche Meer, das Meer des Archipels, den perſiſchen Meerbuſen, das rothe Meer, das Antillenmeer. Es beſitzt in Amerika ein Reich, Neubritannien, in Aſien ein Reich, Hindoſtan, und im großen Ocean eine Welt, Neuholland.

Außerdem hat es unzählige Inſeln, die auf allen Meeren und vor allen Continenten wie vor Anker liegende Schiffe ſind, und mit denen es, ſelbſt eine Inſel und ein Schiff, das vor Europa vor Anker liegt, ſo zu ſagen ohne Unterbrechung, durch ſeine unzähligen Schiffe, ſchwimmende Inſeln, in Verbindung ſteht.

Das Volk von England iſt für ſich kein ſouveränes Volk, aber es iſt für die andern Nationen ein ſuzeränes. Es beherrſcht 2,370,000 Schotten, 8,280,000 Irländer, 244,000 Afrikaner, 60,000 Auſtralier, 1,600,000 Amerikaner und 124,000,000 Aſiaten, das will ſagen, daß 14 Millionen Engländer auf der Erde 137 Millionen Menſchen beſitzen.

Alle die Orte, die wir eben auf dieſen Seiten aufgezählt haben, ſind Anknüpfungspunkte des ungeheuren Netzes, in dem England die Welt gefangen hat.

V.

Den Untergang der Türkei hat herbeigeführt:

1) Die ungeheure Ausdehnung des Gebiets, das aus neben einander liegenden, nicht innig mit einander verbundenen Staaten beſtand. Der Kitt der Nationen iſt ein gemeinſamer Gedanke. Völker können nicht zuſammenhängen, wenn ſie nicht dieſelbe Sprache haben, deren Worte wie eine von allen beſeſſene geiſtige Münze von einem zum andern gehen. Was die Sprache nun circuliren läßt, was den Worten ein Bild aufdrückt, was den gemeinſamen Gedanken ſchafft, iſt vor Allem die Kunſt, die Poeſie, die Literatur, humaniores literae. In der Türkei exiſtiren Kunſt und Wiſſenſchaft nicht, alſo gibt es auch keine von Volk zu Volk circulirende Sprache, keine gemeinſamen Gedanken, keine Einheit. Hier ſprach man Latein, dort Griechiſch, anderwärts Slaviſch, noch ferner Arabiſch, Perſiſch oder Indiſch. Es war kein Reich, es war ein mit dem Säbel zugehauener Block, ein ſchwankendes Compoſitum von Nationen, die ſich berührten, aber nicht durchdrangen. Dazu füge man die Wüſten, bald durch die Eroberung, bald durch das Klima gemacht, ungeheure Oeden, in denen der ſociale Saft nicht durchdringen konnte.

2) Der Despotismus der Fürſten. Der Sultan war zugleich Pontifex und Kaiſer, weltlicher und geiſtlicher Souverän, politiſches, militäriſches und religiöſes Oberhaupt. Seine Unterthanen gehörten ihm mit Gut und Blut auf eine abſolute, fürchterliche Weiſe, als ſein Eigenthum und mehr als ſein

Eigenthum. Er konnte ſie verurtheilen und verfluchen. Als Sultan hatte er ihr Leben, als Herr der Gläubigen ihre Seele. Wehe aber dem Individuum, das zugleich gewöhnlich als Menſch und außergewöhnlich als Fürſt iſt! Zu viel Macht taugt dem Menſchen nicht. Prieſter, König, Gott zu ſein, iſt zu viel. Das wirre Geräuſch aller der Willen, die zugleich befriedigt ſein wollen, trübt das arme Gehirn deſſen, der Alles kann, macht ſeinen Verſtand wirr, ſtört den Gang ſeines Gedankens und macht ihn närriſch. Man könnte ſagen und ſchwarz auf weiß beweiſen, daß die meiſten der römiſchen Kaiſer und Sultane in einem eigenthümlichen Geiſteszuſtand geweſen ſind. Ohne Zweifel muß man zugeben, daß die Geſchichte von Zeit zu Zeit einen erlauchten, einſichtigen und genialen Despoten zeigt; im Allgemeinen aber und faſt immer iſt der Sultan ein gewöhnlicher Menſch. Daher die zahlloſen Unordnungen, das ſchreckliche Schwanken eines oberſten Willens, der Alles im Staate auf gut Glück anfaßt und zerbricht. Der Despotismus, nützlich, thätig, einflußreich, bisweilen nothwendig für geiſtreiche Menſchen, verwirrt und ſtört den mittelmäßigen. Der Wein der Starken iſt das Gift der Schwachen.

3) Die Revolutionen im Serail, die Palaſtverſchwörungen. Der Despot ſeine Brüder erdroſſelnd, die Brüder den Despoten erdroſſelnd oder vergiftend; das Mißtrauen des Vaters gegen den Sohn und des Sohnes gegen den Vater; der Argwohn am Herd, der Haß im Bett, unbekannte Krankheiten, verdächtige Fieber, dunkler Tod; das ewige Complot der Großen, die immer zwiſchen ein Steigen ohne Gränze und einen Sturz ohne Grund geſtellt waren; der Aufruhr und das Gewimmel der Kleinen, die immer unglücklich, immer aufgereizt waren; der Schrecken in der kaiſerlichen Familie, das Zittern im Reich; ernſte, traurige und dauernde Folgen, die aus dem Despotismus entſtehen.

4) Eine ſchlechte, zugleich harte und ſchwache Regierung, die ſchwankend von dem Despoten ausgeht, der nie denkt, und von dem Palaſt, der immer zittert; eine Macht ohne Zuſammenhang über einen Staat ohne Einheit. Die Bevölkerung dieſes halb barbariſchen Reiches liegt im Dunkel; von ſich ſelbſt und den andern, von ihrem Intereſſe und ihrer Zukunft wiſſen ſie wenig; die Regierung, welche ſie führen ſollte und ſich in der That daran wagt, iſt faſt unwiſſend in Allem und mißkennt das Uebrige; für die Regierungen aber wie für die Individuen iſt mißkennen ſchlimmer, als nicht kennen. Wohin wird dieſe ſtarke, mächtige, üppige, fürchterliche, aber unwiſſende Nation gehen? Wer führt ſie und wohin führt man ſie? Sie tappt und ſieht kaum vor ſich; ihre Regierung ſieht noch weniger. Sonderbares Schauſpiel! ein Kurzſichtiger wird von einem Blinden geführt.

5) Die Sklaverei, die wie ein Sattel auf dem Volk ruht. Unter der türkiſchen Herrſchaft gehörte der Arbeiter ſich ſelbſt nicht; er gehörte einem Eigenthümer. Es war ein erſter Schafſtall da, die Heerde, und ein zweiter, der Bauer. Daher überall Entvölkerung, keine ächte Kultur, ein vom Arbeiter verfluchter Acker. Beſitz und Freiheit machen, daß der Menſch den Boden liebt; die Knechtſchaft macht, daß er ihn haßt. Das Herz zieht ſich zuſammen, wenn man dieſen Zuſtand ſtudirt; man prüfe ihn von oben und betrachte ihn von unten, die beiden Endpunkte gleichen ſich durch das geiſtige Elend. Was kann die menſchliche Geſellſchaft zwiſchen einem Fürſten, den der Despotismus abſtumpft, und einem Bauer, den die Sklaverei blödſinnig macht, werden?

6) Der Mißbrauch der Militärcolonien. Die Timarioten waren Soldatencoloniſten. Es war ein Irrthum der Türken, zu glauben, daß man die Bevölkerung auf dieſe Weiſe herſtelle. Der Prozeß verfehlt ſeinen Zweck. Ein Dorf, das ein

Regiment iſt, iſt kein Dorf mehr. Ein Regiment iſt immer viereckig abgeſchnitten; ein Dorf muß ſeinen Platz wählen, dort natürlich Wurzel ſchlagen und an der Sonne wachſen. Ein Dorf iſt ein Baum, ein Regiment ein Balken. Für das innere und tiefere Leben der Reiche iſt ein Bauer aber mehr werth, als ein Soldat.

7) Die Unterdrückung der eroberten Länder; eine barbariſche Sprache, die den Beſiegten auferlegt wurde; eine edle, erlauchte, hiſtoriſche, in den Erinnerungen und Sympathien Europa's große, ehemals freie, republikaniſche Nation, die decimirt, ausgerottet, dem Säbel und der Peitſche preisgegeben, im Mann, im Weib und ſelbſt im Kind vernichtet, aus dem eigenen Boden geriſſen, fernhin verpflanzt, in den Wind geworfen und mit Füßen getreten wurde. Dieſe Thaten des ſiegreichen Volks gegen das beſiegte, ſind von Schreckensrufen begleitet und empören am Ende die ganze Erde. Wenn die Stunde endlich geſchlagen hat, erheben ſich die unterdrückten Völker, und die Welt erhebt ſich auch.

8) Die Religion ohne Einſicht, der Glaube ohne Nachdenken, d. h. Götzendienſt; ein Volk, fromm ohne direktes Gefühl des Schönen, Rechten und Wahren, das in ſeinem Kopf nur die beiden ſchielenden falſchen Augen ſeines Glaubens hat, den Fatalismus, durch welchen es den Menſchen, den Fanatismus, durch welchen es Gott anſieht.

Ein großes, ſchlecht verknüpftes Gebiet, eine unwiſſende Regierung, die Palaſtverſchwörungen, der Mißbrauch der Militärcolonien, die Knechtſchaft der Bauern, die rohe Unterdrückung der eroberten Länder, der Despotismus im Fürſten, der Fanatismus im Volk — ſie haben die Türkei zu Grunde gerichtet. Rußland denke daran!

Den Untergang Spaniens hat herbeigeführt:

1) Die Art des Grundbeſitzes. Was in Spanien nicht dem

Klerus gehörte, gehörte dem König oder dem Adel. Die spanische Geistlichkeit war, man verzeihe uns dies strenge, protestantische Wort, scandalös reich. Der Erzbischof von Toledo hatte zur Zeit Philipps III. 200,000 Dukaten Rente, was jetzt ungefähr fünf Millionen Franken bedeuten will. Die Aebtissin de las Buelgas von Burgos war Besitzerin von vierundzwanzig Städten und fünfzig Dörfern und hatte die Einkünfte von zwölf Comthureien. Die Geistlichkeit besaß, ohne die Zehnten und Präbenden zu zählen, ein Drittheil des Bodens; der Adel besaß das Uebrige. Die Domänen der Granden in Spanien waren fast kleine Königreiche. Die Könige von Frankreich verbannten einen Herzog oder Pair auf seine Güter, der König von Spanien in seine Staaten, en sus estados. Die spanischen Großen waren die größten Grundbesitzer, die größten Landbauer und die größten Schäfer des Königreichs. 1617 hatte der Marquis von Gebraleon eine Heerde von 800,000 Hämmeln. Daher lagen ganze Provinzen, z. B. Altcastilien, brach, zur bloßen Weide. Ohne Zweifel haben die kleinen Besitzungen und der kleine Landbau ihre Unbequemlichkeiten, aber sie haben auch wunderbare Vortheile. Sie fesseln das Volk Mann für Mann an die Scholle. In jeder Furche sitzt so zu sagen ein unsichtbarer Ring, der den Eigenthümer an die Gesellschaft knüpft. Der Mensch liebt das Vaterland in seinem Acker. Man besitze ein Stück Land oder eine halbe Provinz, man besitzt, damit ist Alles gesagt und das ist das große Faktum. Wenn aber die Kirche und die Aristokratie Alles besitzen, besitzt das Volk Nichts; wenn das Volk Nichts besitzt, hält es an Nichts fest. Beim ersten Stoß läßt es den Staat fallen.

2) Das tiefe Elend der untern Klassen. Wenn Alles hoch ist, ist Nichts niedrig. Das Land gehörte den Großen, also auch das Korn und das Brod. Sie verkauften das Brod dem Volk und verkauften es ihm theuer. Ein schrecklicher Fehler,

den die Aristokratien immer machen. Daher aufrührerische Hungersnoth. Selbst zur Zeit Karls V. starben in den strengern Wintern die Armen in den Straßen von Madrid vor Frost und Hunger. Wo tiefes Elend ist, ist tiefer Groll. Der Hunger macht ein Loch im Herzen des Volks und setzt den Haß hinein. Am bestimmten Tag öffnet sich jede Brust und eine Revolution geht daraus hervor.

In Erwartung der ausbrechenden Revolutionen organisirt sich der Diebstahl. Die Diebe hatten Madrid inne. Sonst bilden sie eine Bande, in Madrid bildeten sie eine Korporation. Jeder vernünftige Reisende unterhandelte mit ihnen, rechnete sie im Voraus zu seinen Reisekosten und gab ihnen ihren Theil. Keiner ging aus, ohne den Beutel für die Diebe mitzunehmen. Während der Minorität Karls II., unter dem Ministerium des zweiten Don Juan von Oesterreich, machte der Corregidor von Madrid eine Bittschrift an die Regentin, um das Regiment Aytona aus der Stadt zu entfernen, weil dessen Soldaten bei Nacht den Banditen halfen, die Bürger zu berauben.

3) Die Art und Weise, wie die eroberten Länder und die überseeischen Domänen besessen und verwaltet wurden. Für die neue Welt gab es nur zwei Gouverneure, den Vicekönig von Peru und den Vicekönig von Mexiko, und diese beiden Gouverneure waren im Allgemeinen schlecht. Repräsentanten Spaniens, schändeten sie es durch ihre Erpressungen und machten es verhaßt. Sie zeigten diesen fremden Völkern nur zwei Gesichter, die Habsucht und die Grausamkeit, das Eigenthum plündernd und den Menschen unterdrückend. Sie stießen die eingebornen Prinzen des Landes vom Thron und rotteten die Bevölkerung aus. Ueber die Vicekönigreiche Europa's gab es ein italienisches Sprüchwort; es sagt energisch, was die spanische Herrschaft war: der sicilische Offizier nagt, der neapolitanische ißt und der spanische verschlingt.

4) Die religiöse Intoleranz. Wir werden vielleicht später von der Inquisition sprechen. Führen wir hier allein an, daß die Bischöfe ein ungeheures Gewicht in Spanien hatten. Ganze Klassen von Eingebornen, Ketzer und Juden, waren außer dem Gesetz. Jeder arme Geistliche ist evangelisch, jeder reiche weltlich, sinnlich, Politiker und also unduldsam. Seine Stellung ist sehr gesucht; er muß sich vertheidigen, er muß eine Waffe haben und die Unduldsamkeit ist eine. Mit dieser Waffe verwundet er die menschliche Vernunft und tödtet das göttliche Gesetz.

5) Die Größe der Staatsschuld. So reich Spanien war, seine Aemter machten es arm. Die Verschwendungen des Hofes, die großen Gehalte der Würdenträger, die kirchlichen Beneficien, das immer größer werdende Geschwür des Volkselends, der Krieg in den Niederlanden, die Kriege in Amerika und Asien, der theure Preis des politischen Geheimnisses, die Unterhaltung der heimlichen Verbindungen, die man überall hatte, die unterirdische Arbeit der allgemeinen Intrigue, die es in der ganzen Welt bezahlen und unterhalten mußte, diese tausend Dinge erschöpften Spanien. Die Kisten waren immer leer. Man erwartete die Gallione und, wie der Marschall von Tessé schrieb, wenn ein Sturm sie scheitern läßt oder ein Feind sie nimmt, ist Alles in Verzweiflung. Unter Philipp III. war der Marquis von Spinola gezwungen, aus seiner Tasche das Heer in den Niederlanden zu bezahlen. Vor zwei Jahrhunderten glich Europa in finanzieller Beziehung einer schlecht verwalteten Familie; die Monarchien waren das verschwenderische Kind, die Republiken der Wucherer. Das ist die ewige Geschichte des Edelmanns, der beim Kaufmann borgt. Wir haben gesehen, daß die Schweiz Heere verkaufte; Holland, Venedig und Genua verkauften Geld. So kaufte ein Fürst von den dreizehn Kantonen eine vollständig ausgerüstete Armee, die Kantone lieferten

ſie am beſtimmten Tage, Venedig bezahlte ſie; wenn er Venedig dann wieder bezahlen mußte, gab er ihm eine Provinz; bisweilen wanderte ſein ganzer Staat dahin. Spanien borgte überall und war überall ſchuldig. 1600 war der katholiſche König allein Genua ſechzehn Millionen Gold ſchuldig.

6) Eine benachbarte Nation, eine Schweſternation ſo zu ſagen, die lange Zeit für ſich gelebt, ihre eigenen Fürſten und Großen gehabt hatte, die an einem ſchönen Morgen durch Ueberfall, faſt durch Verrätherei gewaltſam mit der Centralmonarchie vereinigt, aus einem Königreich zu einer Provinz gemacht und als erobertes Land behandelt wurde.

7) Die Natur der Bewaffnung in Spanien. Die Landbewaffnung war wenig gegen die Seebewaffnung. Die ſpaniſche Macht ruhte hauptſächlich auf der Flotte. Das hieß von einem Windſtoß abhängen. Das Geſchick der Armada iſt die Geſchichte Spaniens. Ein Windſtoß, den man in Europa Trombe oder in China Typhon nennt, kann zu allen Zeiten eintreten. Wehe der Macht, auf welche der Wind weht!

8) Die Zerſplitterung des Gebiets. Die ungeheuren Beſitzungen Spaniens, in allen Meeren und in allen Ländern vertheilt, hingen nicht mit dem Mutterlande zuſammen. Einige, Indien z. B., waren 4000 Meilen entfernt und, wie wir ſchon geſagt haben, nur durch die Schifffahrt damit verbunden. Was iſt die Furche eines Schiffes? Ein Faden. Und wie lange glaubt man, daß eine Welt, die an einen Faden gebunden iſt, halten kann?

Vergangenes Jahr fanden wir im Staub ein altes Buch, das jetzt Niemand lieſt und bei ſeinem Erſcheinen vielleicht Niemand geleſen hat. Es iſt ein Quartband mit dem Titel: Abhandlung über die ſpaniſche Monarchie, ohne Namen des Verfaſſers, 1617 in Paris bei Pierre Chevalier, rue Saint-Jacques, à l'enseigne de Saint-Pierre, près les

Mathurins, herausgegeben. Wir schlugen das Buch auf und fanden auf Seite 152 folgende Stelle, die wir wörtlich abschreiben: „Einige glauben, daß diese Monarchie nicht von langer Dauer sein könne, weil ihre Länder so vertheilt und zerstreut sind, und weil es unglaublicher Kosten bedarf, um überall Menschen und Schiffe hinzuschicken, und weil endlich die Eingebornen der fremden Länder die kleine Zahl der Spanier in Betracht ziehen, Muth fassen, sich gegen sie verbünden und sie vertreiben können." 1617, zu einer Zeit, wo Europa vor Spanien zitterte, wagte ein Unbekannter diese thörichte Prophezeihung zu schreiben und drucken zu lassen. 200 Jahre nachher erfüllte sie sich in allen Einzelheiten, und heute ist jedes Wort des Anonymus von 1617 ein Faktum geworden: die zerstreuten Länder haben unglaubliche Kosten aufgeboten, das Mutterland hat sich erschöpft in Menschen und Schiffen, die Eingebornen der fernen Länder haben die Zahl der Spanier in Betracht gezogen, Muth gefaßt, sich gegen sie vereinigt und sie verjagt. Man könnte sagen, daß Bolivar hier ganz und gar vorausgesagt ist. — Vor zwei Jahrhunderten war ganz Amerika eine Gruppe von Kolonien; gegenwärtig ist ganz Amerika — auffallende Aenderung! — mit Ausnahme von Brasilien, eine Gruppe von Republiken.

Eine reiche Aristokratie also, die den Boden besaß und das Brod dem Volk verkaufte; eine reiche, mächtige und fanatische Geistlichkeit, die ganze Klassen von Eingebornen aus dem Gesetz wies; das Volkselend; die Größe der Schuld; die schlechte Verwaltung der fernen Vicekönige; eine Schwesternation als ein erobertes Land behandelt; die Zerbrechlichkeit einer reinen Seemacht, die auf dem Ocean ruht; die Zerstreutheit des Besitzes in allen Erdtheilen; der fehlerhafte Zusammenhang der Besitzungen mit dem Mutterlande; die Tendenz der Kolonien,

Nationen zu werden: das hat Spanien zu Grunde gerichtet. England denke daran!

Endlich, um das, was die spanische Monarchie und das türkische Reich Gemeinsameres haben, zu wiederholen, der Egoismus, ein unversöhnlicher, tiefer Egoismus — sonderbar Egoismus und keine Einigkeit! — eine unmoralische, gewaltsame, betrügerische Politik, welche die Bündnisse zu Gunsten der Interessen verrieth; der eine, der kriegerische Geist ohne die ritterlichen Eigenschaften, welche aus dem Soldaten die Stütze der Gesellschaft machen; der andere, der merkantile Geist ohne die einsichtsvolle Rechtlichkeit, die aus dem Kaufmann das Band der Staaten macht; wie wir schon gesagt haben, der eine die Barbarei, der zweite die Verderbniß vorstellend; mit einem Wort, der eine der Krieg, der andere der Handel, beide aber nicht die Civilisation — das hat die beiden Kolosse der Vergangenheit gestürzt. Eine Lehre für die beiden Kolosse der Gegenwart.

VI.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir erklären, daß dies nur ein trockene, ernste Studie ist. Der Schreiber dieser Zeilen kennt den Haß der Völker unter einander, die Antipathien der Racen, die Blindheit der Nationalitäten; er entschuldigt sie, aber er theilt sie nicht. Nichts von dem, was man gelesen hat, und dem, was man lesen wird, enthält einen Tadel, der auf die Völker zurückfallen könnte, von denen der Verfasser spricht. Der Verfasser tadelt bisweilen die Regierungen, nie die Völker. Im Allgemeinen sind die Völker das, was sie sein sollen; die Wurzel des Guten liegt in ihnen, Gott enthüllt sie und läßt sie Früchte tragen. Die vier Völker selbst, die man hier schil-

Digitized by Google

dert, werden der Welt schätzbare Dienste von dem Tage an leisten, wo sie als ihr besonderes Ziel das allgemeine Ziel der Menschheit annehmen werden. Spanien ist berühmt, England ist groß; selbst Rußland und die Türkei enthalten viele der besten Keime für die Zukunft.

Wir glauben hier noch in der vollsten Unabhängigkeit unseres Geistes erklären zu müssen, wir dehnen, was wir über die Regierungen gesagt haben, nicht auf die Fürsten aus. Nichts ist heute leichter, als Könige zu insultiren. Die Insulte der Könige ist eine anderswo angebrachte Schmeichelei. Schmeicheln, sei es oben oder unten, ist aber ein Gedanke, den Schreiber dieses nicht zu entfernen braucht; er fühlt sich frei und ist frei, weil er in sich die Kraft findet, alles Lobenswerthe, und sei es ein König, seiner Zeit zu loben. Er sagt laut und mit voller Ueberzeugung, nie — und das beweist die Vortrefflichkeit unseres Jahrhunderts — nie, zu keiner Zeit, welche Epoche der Geschichte man auch mit der unsern zusammenstellen möge, sind Völker und Fürsten so gut gewesen wie jetzt.

Man suche also in dieser historischen Skizze, die er versucht, keine beleidigende Anspielung weder für die Ehre des Königthums, noch für die Würde der Völker; es liegt keine darin. Es ist vor Allem eine philosophische und spekulative Arbeit. Es sind allgemeine Fakta und allgemeine Ideen, weiter Nichts. Der Verfasser hat keine Galle im Herzen. Er erwartet rein eine frohe Zukunft der Menschheit. Er hat Hoffnung auf die Fürsten, Glauben zu den Völkern.

Digitized by Google

VII.

Nachdem dies ein für allemal gesagt ist, fahren wir in der Prüfung der Aehnlichkeiten zwischen den beiden Reichen, welche die Vergangenheit umgewälzt haben, und den beiden Reichen, welche die Gegenwart beunruhigen, fort.

Erste Aehnlichkeit. Vom Tartaren liegt etwas im Türken und ebenso im Russen. Der Geist der Völker behält immer etwas von seiner Quelle.

Die Türken, Söhne der Tartaren, sind Männer des Nordens, die durch Asien von Süden her in Europa eingedrungen sind.

Napoleon hat auf Skt. Helena gesagt: Kratzt den Russen und ihr werdet den Tartaren finden. Was er vom Russen gesagt hat, kann man vom Türken sagen.

Der eigentliche Nordländer ist immer derselbe. Zu gewissen klimatischen und verhängnißvollen Epochen steigt er vom Pol herab und zeigt sich den Nationen des Südens, dann geht er fort und kehrt nach 2000 Jahren zurück, und die Geschichte findet ihn so wieder, wie sie ihn zurückgelassen hat.

Hier ist ein historisches Bild, was wir gerade vor Augen haben: „Es ist der eigentliche Barbar. Seine Glieder sind untersetzt, sein Hals dick und kurz, er hat etwas Häßliches in seinem ganzen Körper, das ihn einem zweibeinigen Ungeheuer oder einer der als Menschen geschnitzten Figuren, welche die Treppen tragen, ähnlich macht. Er ist durchaus roh. Wenn er muß, kann er das Feuer selbst zu seiner Nahrung entbehren. Er ißt Wurzeln und Fleisch, das unter dem Sattel mürbe gemacht oder vielmehr verfault ist. Er tritt in kein Haus, wenn es ihm anders möglich ist. Er hat einen Widerwillen dagegen, als wenn es Gräber wären. Er geht durch Berg und Thal,

Digitized by Google

läuft gerade aus, kann von Kind auf Hunger, Durst und Kälte ertragen. Er trägt eine große Pelzmütze auf dem Kopf, einen wollenen Rock um den Leib, zwei Bocksfelle auf den Schenkeln, auf dem Rücken einen aus Ratzenfellen zusammengenähten Mantel. Er kann nicht zu Fuß kämpfen. Seine Füße, die mit großen Stiefeln beschwert sind, können nicht gehen und befestigen ihn auf seinem Sattel, so daß er eins mit seinem Pferde wird, das flink und kräftig, aber klein und häßlich ist. Er lebt zu Pferde, unterhandelt zu Pferde, kauft und verkauft zu Pferde, ißt und trinkt zu Pferde, schläft und träumt zu Pferde.

„Er bearbeitet den Boden nicht, bebaut das Land nicht und weiß nicht, was ein Pflug ist. Er schweift immer umher, als ob er ein Vaterland und einen Herd suchte. Fragt ihr ihn, wo er her ist, so weiß er keine Antwort zu geben. Heute ist er hier, gestern aber war er dort; dort unten ist er erzogen, aber noch weiter weg geboren.

„Wenn die Schlacht beginnt, stößt er ein schreckliches Geheul aus, kommt heran, schlägt, verschwindet und kommt wieder wie ein Blitz. In einem Augenblick nimmt und plündert er das angegriffene Lager. Er kämpft in der Nähe mit dem Säbel und aus der Ferne mit einer Lanze, deren Spitze künstlich zugerichtet ist."

Das ist der Nordländer. Wer hat ihn so geschildert und wann? Ohne Zweifel 1814 irgend ein furchtsamer Redakteur des Moniteur, nach dem Kosaken, zur Zeit, da Frankreich unterlag? Nein, dies Bild ist nach den Hunnen entworfen, 375, von Ammianus Marcellinus und Jordanis,* zur Zeit, da Rom fiel. 1500 Jahre sind verflossen, die Figur ist wiedererschienen und das Porträt ist noch ähnlich.

Bemerken wir beiläufig, daß die Hunnen von 375 wie die Kosaken von 1814 von den Gränzen China's kamen.

* Jordanis 24. Ammianus Marcellinus 12.

Der Südländer verändert und entwickelt sich, blüht und trägt Früchte, stirbt und entsteht wieder, wie die Vegetation; der Mann des Nordens ist ewig, wie der Schnee.

Zweite Aehnlichkeit. In Rußland wie in der Türkei gehört Nichts Jemand definitiv, Nichts ist ausschließlich besessen, Nichts nothwendig erblich. Der Russe kann, wie der Türke, nach Willen und Laune von oben, sein Amt, seinen Grad, seinen Rang, seine Freiheit, sein Gut, seinen Adel, ja seinen Namen verlieren. Alles gehört dem Monarchen, wie in gewissen mehr thörichten als gefährlichen Theorien, die man vergebens dem französischen Geist glaublich machen will, Alles der Gemeinde gehören soll. Es ist wichtig und wir geben es absoluten Demokraten zu bedenken, daß das Eigenthümliche des Despotismus das Nivelliren ist. Der Despotismus macht Gleichheit unter sich. Je vollständiger der Despotismus ist, desto vollständiger ist die Gleichheit. In Rußland wie in der Türkei gibt es, mit Ausnahme der Empörung, die kein Normalzustand ist, keinen entschiedenen Widerstand. Ein russischer Fürst bricht wie ein Pascha; der Prinz wie der Pascha können gemeiner Soldat werden und in der Armee nicht mehr als eine Null sein, dessen Ziffer ein Korporal ist. Ein russischer Fürst wird wie ein Pascha gemacht. Ein Packträger wird Mehemet Ali; ein Pastetenbäcker Menzikoff. Diese Gleichheit, die wir hier, ohne sie zu beurtheilen, anführen, steigt selbst bis zum Thron und lehnt sich in der Türkei immer, in Rußland bisweilen an ihn. Eine Sklavin ist Sultanin; eine Magd war Czarin.

Der Despotismus wie die Demagogie haßt die natürlichen und gesellschaftlichen Superioritäten. In den Kriegen, die er ihnen liefert, weicht er so wenig wie sie vor den Attentaten zurück, welche die menschliche Gesellschaft enthaupten. Für ihn gibt es keine Männer von Genie; Thomas Morus wiegt in der Wage Heinrich Tudors nicht mehr, als Bailly in der Wage

Marats. Für ihn gibt es keine gekrönten Häupter; Maria Stuart wiegt in der Wage Eliſabeths nicht mehr, als Ludwig XVI. in der Wage Robespierre's.

Was uns zuerſt bei dem Vergleich Rußlands mit der Türkei auffällt, iſt eine Aehnlichkeit; das erſte, was uns bei dem Vergleich Spaniens mit England auffällt, eine Verſchiedenheit. In Spanien iſt das Königthum abſolut, in England beſchränkt.

Bei längerem Nachdenken kommt man zu folgendem merkwürdigen Reſultat: in dieſer Unähnlichkeit liegt eine Aehnlichkeit. Das Extrem der Monarchie bringt in Betreff der königlichen Macht, und zwar nur unter dieſem Geſichtspunkt, daſſelbe Reſultat hervor, wie das Extrem des Conſtitutionalismus. In einem wie dem andern Fall iſt der König Nichts.

Der König von England, der auf den Knieen bedient wird, iſt ein nomineller König; der König von Spanien ebenſo. Beide ſind unfehlbar. Sonderbar, das Grundaxiom der abſoluteſten Monarchie iſt auch Grundaxiom der conſtitutionellſten. **El rey no cae**, der König fällt nicht, ſagt das alte ſpaniſche Geſetz; **The king can not do wrong**, der König kann ſich nicht irren, ſagt das alte engliſche Geſetz. Was kann man, wenn man die Geſchichte durchforſcht, Intereſſanteres finden, als unter den anſcheinend verſchiedenſten Fakten die reine Monarchie und den ſtrengen Conſtitutionalismus, die auf derſelben Baſis ruhen und aus derſelben Wurzel entſtehen!

Der König von Spanien konnte ebenſo wie der König von England ohne Unbequemlichkeit ein Kind, ein Minorenner, Unwiſſender und Blödſinniger ſein. Das Parlament herrſchte für den einen, das Despacho Universal für den andern. An dem Tage, wo die Nachricht von der Einnahme von Mons nach Madrid kam, freute ſich Philipp IV. ſehr, indem er laut den armen König von Frankreich, **ese pobrecito rey de Francia**, beklagte. Niemand wagte, ihm zu ſagen, daß ihm, dem König

von Spanien, Mons gehörte. Als Spinola Breda angriff, das die Holländer vortrefflich vertheidigten, ſchrieb er in einem langen Brief Philipp III. das Detail der zahlloſen Unmöglichkeiten der Einnahme. Philipp III. ſchickte ihm ſeinen Brief zurück, nachdem er bloß eigenhändig auf den Rand geſchrieben hatte: Marquis, nimm Breda. Das kann nur Dummheit oder das Genie ſchreiben, man muß Alles nicht wiſſen oder Alles wollen, Philipp III. oder Bonaparte ſein. Zu ſolchem Nichts konnte der König von Spanien herabſinken, weil er durch die Form ſeiner Macht von jedem Gedanken und jeder That fern gehalten war. Die magna charta iſolirt den König von England faſt ebenſo. Spanien hat gegen Ludwig XIV. mit einem blödſinnigen König gekämpft; England hat gegen Napoleon mit einem wahnſinnigen König gekämpft.

Beweist dies nicht, daß der König in beiden Fällen nur nominell iſt? Iſt das ein Vortheil oder ein Schaden? Auch das führen wir an, ohne es zu entſcheiden.

Nichts iſt weniger frei, als der König von England, wenn es nicht der König von Spanien iſt. Beiden ſagt man: Ihr könnt Alles unter der Bedingung, daß ihr Nichts wollt. Das Parlament bindet den erſten, die Etikette den zweiten; darin liegen die Ironien der Geſchichte, dieſe beiden ſo verſchiedenen Anfänge bringen in gewiſſen Fällen denſelben Erfolg hervor. Bisweilen empört ſich das engliſche Parlament und tödtet den König von England; bisweilen empört ſich die Etikette und tödtet den König von Spanien. Ein bizarrer, aber unläugbarer Parallelismus, worin das Schaffot Karls I. den Scheiterhaufen Philipps III. zum Seitenſtück hat.

Eines der beträchtlichſten Reſultate dieſer Annullirung der königlichen Macht durch beinahe entgegengeſetzte Urſachen iſt, daß das ſaliſche Geſetz unnütz wird. In Spanien wie in England können Weiber regieren.

Zwiſchen den beiden Völkern herrſcht noch mehr als eine Beziehung, die ein aufmerkſamer Vergleich findet. In England wie in Spanien iſt der Grundzug des Charakters Geduld und Stolz. Im Ganzen und mit den nöthigen Ausnahmen, die wir anderswo anführen werden, genommen, liegt darin ein wunderbares Temperament, das die Völker zu großen Thaten treibt. Der Stolz iſt eine Tugend für eine Nation, die Geduld für ein Individuum.

Mit dem Stolz herrſcht man, mit der Geduld coloniſirt man. Was findet man denn im Grunde der engliſchen wie der ſpaniſchen Geſchichte? Herrſchen und coloniſiren.

Eben haben wir mit Rückſicht auf die Geſchichte ein Bild der ſpaniſchen Infanterie entworfen. Man leſe es wieder. Es iſt auch das Bild der engliſchen Infanterie.

Eben zeichneten wir mit wenigen Zügen die ſpaniſche Geiſtlichkeit. Auch in England gibt es einen Erzbiſchof von Toledo; er nennt ſich Erzbiſchof von Canterbury.

Steigt man bis auf die kleinſten Particularitäten hinab, ſo ſieht man, daß die wichtigen Einzelheiten des innern und materiellen Lebens, die wie die zweite Natur bei den Völkern ſind, die beiden Völker, ſonderbar genug, beide auf gleiche Weiſe vom Ocean abhängig ſind. Der Thee iſt für England was der Kakao für Spanien war. Die Gewohnheit der Nation und deßhalb, je nach den Umſtänden, ein Grund zum Bündniß oder Krieg.

Gehen wir zu andern Betrachtungen über.

Es gab und gibt bei gewiſſen Völkern noch jetzt ein ſchreckliches Dogma, das dem innern Gefühl des menſchlichen Bewußtſeins, wie der öffentlichen Vernunft, die das Leben des Staates ausmacht, widerſtrebt. Es iſt dieſer unglückliche religiöſe Irrthum, der in einigen Ländern zum Geſetz erhoben iſt, der als Satzung aufſtellt, daß man, wenn man den Körper

verbrennt, die Seele rette, daß die Qualen dieſer Welt ein menſchliches Geſchöpf vor den Qualen der andern bewahren, daß man den Himmel durch körperliches Dulden erkaufe, daß Gott nur ein großer Henker ſei, der von der Ewigkeit ſeiner Hölle herab zu all den ſcheußlichen Qualen, die der Menſch erfinden kann, lache. Wenn je ein Dogma der Entwicklung der menſchlichen Geſellſchaft entgegenſtand, ſo iſt es dieſes. Dies iſt es, das ſich an den ſchrecklichen Wagen von Jaggernaut ſpannt, das vor hundert Jahren den jährlichen Opfern des Dahomet präſidirte. Jeder, der fühlt und denkt, ſtößt es mit Abſcheu zurück. Die Religionen des Orients haben es vergebens in die des Occidents übertragen. Keine Philoſophie hat es angenommen. Seit 300 Jahren röthet die bleiche Helle dieſer Grabdoctrinen, ohne einen einzigen Denker anzulocken, die fürchterliche Fackel der Theogonien Indiens, ein düſteres, rieſenhaftes Gebäude, das ſich, halb von der erſchreckten Menſchheit erblickt, in die grundloſe Finſterniß des unendlichen Myſters verliert.

Dieſe Doctrin hat im ſechzehnten Jahrhundert die Scheiterhaufen der Juden und Ketzer angeſteckt; die Inquiſition richtete ſie auf, Spanien zündete ſie an. Dieſe Doctrin ſteckt noch in unſerer Zeit in Aſien den Scheiterhaufen der Wittwen an; England errichtet ſie nicht und zündet ſie nicht an, aber es ſieht ſie brennen.

Wir wollen aus dieſen Beziehungen nicht mehr ziehen, als darin liegt. Uebrigens iſt es uns unmöglich, zu verſchweigen, daß ein Volk, das vollkommen in der Civiliſation ſein will, nicht einmal aus Politik dieſe finſtern, grauſamen und infamen Dummheiten leiden ſollte: Frankreich hat im ſechzehnten Jahrhundert die Inquiſition von ſich gewieſen. Im neunzehnten Jahrhundert würde Frankreich, wenn Indien franzöſiſch wäre, ſchon lange den Sutteismus vernichtet haben.

Da wir, hie und da unbemerkte, aber wahre Berührungspunkte Spaniens und Englands anführend, von Frankreich gesprochen haben, so bemerken wir, daß man sie in scheinbar ganz zufälligen Ereignissen wiederfindet. Spanien hatte die Gefangenschaft Franz I.; England hat diesen Ruhm oder diese Schmach getheilt. Es hat die Gefangenschaft Napoleons gehabt.

Es gibt charakteristische und merkwürdige Dinge, die sich zur Lehre aufmerksamer Geister in den tiefen Echos der Geschichte wiederholen. Das Wort von Waterloo: Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht, ist nur eine heldenmüthige Umschreibung des Worts von Pavia: Alles ist verloren, außer der Ehre.

Außer diesen direkten Beziehungen enthält endlich die Geschichte zwischen den vier Völkern, welche der Gegenstand dieses Paragraphen sind, noch manche fremdartige, so zu sagen diagonale Aehnlichkeiten, die sie heimlich zu verbinden scheinen und dem Denker eine geheime Aehnlichkeit der gleichen Bildung und demgemäß vielleicht auch des gleichen Schicksals anzeigen. Führen wir hier nur zwei an. Die erste ist zwischen England und der Türkei: Heinrich VIII. tödtete seine Weiber wie Mahomed II. Die zweite ist zwischen Rußland und Spanien: Peter I. tödtete seinen Sohn wie Philipp II.

VIII.

Rußland hat die Türkei, England hat Spanien verschlungen.

Das ist unserer Meinung nach eine letzte, definitive Assimilation. Ein Staat verschlingt keinen andern, als um ihn zu reproduciren.

Es genügt, einen Blick auf zwei Karten von Europa zu

werfen, die seit fünfzig Jahren aufgestellt sind, um zu sehen, mit wie unwiderstehlicher, langsamer und sicherer Art die moskowitische Gränze das ottomanische Reich erobert. Es ist das düstere, schreckliche Schauspiel einer Flut, die wächst. In jedem Augenblick und von allen Seiten gewinnt die Flut, das Land verschwindet. Die Flut ist Rußland, das Land die Türkei. Bisweilen fährt die Welle zurück, aber sie wächst im Augenblick nachher wieder und geht dann weiter. Ein großer Theil der Türkei ist schon bedeckt und man unterscheidet ihn noch unbestimmt unter der russischen Ueberschwemmung. Am 20. August 1828 drang eine Welle bis Adrianopel; sie hat sich zurückgezogen, aber wenn sie wiederkommt, wird sie Constantinopel erreichen.

Was Spanien betrifft, so können allein die Theilungen des römischen und karolingischen Reiches eine Idee von dieser allgemeinen Zersplitterung geben. Ohne Mailand zu zählen, das Oesterreich genommen hat, und Roussillon, Franche Comté, die Ardennen, Cambrésis und Artois, die zu Frankreich zurückgekehrt sind, haben sich aus den Stücken der alten spanischen Monarchie in Europa (das eigentliche Spanien lassen wir noch aus) vier Königreiche gebildet: Portugal, Sardinien, die beiden Sicilien, Belgien; in Asien, ein einem Reiche ähnliches Vicekönigreich, Indien; und in Amerika neun Republiken: Mexiko, Guatimala, Columbien, Peru, Bolivia, Paraguay, Uraguay, la Plata und Chili. Entweder durch Einfluß oder durch direkte Souveränetät besitzt England jetzt den größten Theil dieser ungeheuren Erbschaft. Es hat fast alle Inseln, die Spanien hatte, und sie sind fast im strengen Sinne des Wortes unzählig. Wie wir anfangs gesagt, hat es Spanien verschlungen, wie Spanien Portugal verschlungen hatte. Wenn man jetzt mit dem Auge die englischen Besitzungen durchläuft, sieht man nur portugiesische oder spanische Namen: Gibraltar, Sierra

Leone, Ascenſion, Fernando Po, las Mascarenhas, el Cabo Delgado, el Cabo Guardafu, Honduras, las Lucaias, las Bermudas, la Barbada, la Trinidad, Tabago, Santa Margarita, la Granada, San Criſtoforo, Antigoa. Ueberall iſt Spanien ſichtbar, überall kommt Spanien wieder zum Vorſchein. Selbſt unter dem engliſchen Druck haben die Theile des Reichs Karls V. noch ihre Form nicht verloren, und, man verzeihe uns den Vergleich, der unſern Gedanken genau wiedergibt; man erkennt die ganze ſpaniſche Monarchie in den engliſchen Beſitzungen, wie man einen halb verdauten Jaguar in dem Bauch einer Boa erkennt.

IX.

Wie wir ſummariſch in §. 5 angegeben haben, trugen die beiden großen Reiche des ſiebzehnten Jahrhunderts die Urſache ihres Verfalls ſelbſt in ſich. Aber ſie lebten momentan ein fieberhaftes, ſo gewaltiges Leben, daß ſie, ehe ſie ſtarben, die Civiliſation hätten erſticken können. Ein äußeres, bedeutendes Ereigniß mußte den Urſachen des Falles, die in ihnen lagen, die Zeit, ſich zu enthüllen, geben. Dies Ereigniß, das wir andeuten, iſt der Widerſtand Europa's.

Im ſiebzehnten Jahrhundert hat Europa, die Hüterin der Civiliſation, die im Oſten und Weſten bedroht wurde, der Türkei und Spanien widerſtanden. Im neunzehnten Jahrhundert muß Europa, durch die Fügungen der Vorſehung wieder in dieſelbe Lage verſetzt, England und Rußland widerſtehen.

Wie ſoll es nun widerſtehen? was iſt von dem alten Europa, um es nur unter dieſem ſpeciellen Geſichtspunkt anzuſehen, noch übrig, und wo ſind die Stützpunkte des neuen Europa's?

Digitized by Google

Das alte Europa, dieſe Feſtung, die wir im Geiſte auf den erſten Seiten wieder aufzubauen verſucht haben, iſt jetzt halb zerſtört und auf allen Seiten von tiefen Breſchen durchlöchert.

Faſt alle kleine Staaten, Herzogthümer, Republiken oder freien Städte, die zu der allgemeinen Vertheidigung beitrugen, ſind gefallen.

Holland, das zu oft angegriffen wurde, iſt geſchwächt.

Ungarn, das zum Wales, Aſturien oder der Dauphins Oeſterreichs geworden, iſt aus der Reihe geſtrichen.

Polen, Venedig, Genua, Malta ſind verſchwunden.

Der Papſt iſt es nur noch dem Namen nach; der katholiſche Glauben hat Terrain verloren; Terrain verlieren heißt Hülfsſummen verlieren. Rom iſt arm geworden. Seine Staaten würden nicht genügen, ihm eine Armee zu verſchaffen; er hat kein Geld, um eine zu kaufen, und wir ſind nicht mehr in dem Jahrhundert, wo man Heere verkauft. Als weltlicher Fürſt iſt der Papſt verſchwunden.

Was bleibt denn von der alten Welt übrig? Wer ſteht noch aufrecht in Europa? Zwei Nationen: Deutſchland und Frankreich.

Das könnte hinreichen. Frankreich und Deutſchland ſind eigentlich Europa. Deutſchland iſt das Herz, Frankreich der Kopf.

Deutſchland und Frankreich ſind weſentlich die Civiliſation. Deutſchland fühlt, Frankreich denkt.

Gefühl und Verſtand machen den gebildeten Menſchen.

Zwiſchen den beiden Völkern exiſtirt ein enger Bund, eine unbeſtreitbare Verwandtſchaft. Sie gehen aus denſelben Quellen hervor; ſie haben zuſammen gegen die Römer gekämpft; ſie ſind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart und Brüder in der Zukunft.

Ihr Bildungsprozeß iſt derſelbe geweſen. Sie ſind keine Inſulaner, keine Eroberer; ſie ſind ächte Söhne des europäiſchen Bodens.

Der heilige, tiefe Charakter der Landeskinder iſt ihnen ſo inhärent und äußert ſich ſo mächtig in ihnen, daß er lange Zeit trotz der Gewalt der Jahre und der Vorſchrift des Alterthums ihre Miſchung mit jedem erobernden Volke, welches es auch ſei und woher es auch komme, unmöglich gemacht hat. Ohne die Juden, dieſe wandernde und nicht erobernde Nation, zu zählen, die übrigens allerwärts im Ausnahmsfalle iſt, kann man z. B. ſlaviſche Racen anführen, die den deutſchen Boden ſeit zehn Jahrhunderten bewohnen und die vor 150 Jahren noch nicht deutſch waren. Nichts iſt in dieſer Beziehung treffender, als was Tollius erzählt. 1687 war er am Hof von Brandenburg; der Kurfürſt ſagte eines Tages zu ihm: „Ich habe Vandalen in meinen Staaten. Sie bewohnen die Küſten der Oſtſee. Sie ſprechen ſlavoniſch, weil ſie einſt aus Slavonien gekommen ſind. Es ſind betrügeriſche, treuloſe, veränderungsſüchtige, aufrühreriſche Menſchen; ſie beſitzen eine Anzahl Dörfer von je 5—600 Familien; ſie haben im Geheim einen König ihrer Nation, der Scepter und Krone trägt, und dem ſie alljährlich Jeder eine Seſterze zahlen. Ich habe dieſen König einmal geſehen; es war ein junger, an Körper und Geiſt wohlgebildeter Mann. Da ich ihn aufmerkſam betrachtete, bemerkte es ein Greis, errieth meinen Gedanken, und fiel, um mich davon abzuwenden, ſeinen eigenen König mit Stockſchlägen an und jagte ihn wie einen Sklaven fort. Sie ſind leichtſinnig und ziehen ſich, wenn man ſie angreift, in unzugängliche Wälder und Moräſte zurück; das hindert mich, bei ihnen Schulen anzulegen, aber ich habe die Bibel, die Pſalmen und den Katechismus in ihre Sprache überſetzen laſſen. Sie tragen Waffen, aber heimlich. Eines Tages ſah ich mich, als ich un-

gefähr 800 Grenadiere bei mir hatte, plötzlich von 4—5000 Vandalen umgeben; meine 800 Grenadiere hatten große Mühe, sie zu zerstreuen.“ Nach einem kurzen Stillschweigen fügte der Kurfürst, da er Tollius nachdenklich sah, folgenden merkwürdigen Ausspruch hinzu: „Tollius, Sie sind ein Alchymist. Sie können vielleicht Gold mit Kupfer verfälschen, ich glaube aber nicht, daß Sie aus einem Vandalen einen Preußen machen können.“

Die Mischung war in der That schwer; was aber kein Alchymist konnte, wird die deutsche Nationalität mit Hülfe der großen Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts am Ende lösen.

Gegenwärtig zeigen sich dieselben Phänomene in Deutschland und Frankreich wirksam. Was die Eintheilung der Departements für Frankreich gethan hat, hat der Zollverein für Deutschland gethan; er verschafft ihm Einheit.

Soll das Universum im Gleichgewicht sein, so müssen in Europa als Doppelschlußstein des Gewölbes zwei große Rheinstaaten sein, alle beide durch diesen Fluß befruchtet und eng verbunden: ein nordöstlicher, Deutschland, das sich auf die Ostsee, das adriatische und schwarze Meer, mit Schweden, Dänemark und Griechenland als Ausläufer stützt; der andere, Frankreich, südwestlich, sich auf das mittelländische und atlantische Meer lehnend und Italien und Spanien als Vorposten habend.

Seit tausend Jahren ist diese Frage schon mehrmal unter andern Formen aufgeworfen und der Plan ist von drei Fürsten gefaßt worden.

Zuerst von Karl dem Großen. Im achten Jahrhundert waren es weder Türken und Spanier, noch Engländer und Russen, sondern Sachsen und Normannen. Karl der Große errichtete seinen Staat gegen sie. Das Reich Karls des Großen ist der erste, noch undeutliche, aber schon kenntliche Versuch

eines Europa, wie wir es schilderten, und wie es ohne Zweifel eines Tags sein wird.

Später von Ludwig XIV. Ludwig XIV. wollte den südlichen Rheinstaat bauen, wie wir ihn angegeben haben. Er brachte seine Familie in Spanien, Italien und Sicilien auf den Thron und stützte Frankreich darauf. Der Gedanke war neu, aber die Dynastie abgenutzt; der Gedanke groß, aber die Dynastie klein. Dies Mißverhältniß hinderte den Erfolg.

Das Werk war gut, der Werkmeister war gut, aber das Werkzeug war schlecht.

Zuletzt von Napoleon. Napoleon fing, wie er, damit an, den südlichen Rheinstaat zu erbauen. Er brachte seine Familie nicht allein nach Spanien, der Lombardei, Etrurien und Neapel, sondern auch in das Herzogthum Berg und nach Holland, um unten das ganze Mittelmeer und oben den ganzen Rheinlauf bis an den Ocean zu haben. Als er dann wieder hergestellt, was Ludwig XIV. gethan, wollte er auch wieder herstellen, was Karl der Große gethan. Er versuchte, Deutschland ebenso wie Frankreich einzurichten. Er verband sich durch Heirath mit Oesterreich, gab Westphalen seinem Bruder, Schweden Bernadotte und versprach Polen Poniatowski. Bei diesem ungeheuren Werk stieß er auf England, Rußland und die Vorsehung, und brach zusammen. Die Zeit war noch nicht da. Wäre es ihm geglückt, so wäre die Continentalgruppe gebildet gewesen.

Vielleicht muß das große Werk Karls des großen und Napoleons ohne Karl den Großen und Napoleon wieder geschehen. Diese großen Männer haben vielleicht das Unbequeme, daß sie die Idee zu sehr personificiren und durch ihre mehr französische als deutsche Hartnäckigkeit die Nationalitäten beleidigen. Daraus kann ein Vorurtheil entstehen und die Völker können sich einbilden, daß sie einem Menschen und nicht einer Sache, dem Ehrgeiz eines Einzelnen und nicht der Civilisation Aller

dienen. Dann machen ſie ſich los. Das geſchah 1813. Weder Karl der Große noch Bonaparte brauchten ſich gegen die Feinde des Oſtens oder Weſtens zu vertheidigen, ſondern Europa. Wenn das Centraleuropa conſtituirt iſt, und das wird es einſt, wird das Intereſſe Aller klar ſein; Frankreich wird, an Deutſchland gelehnt, England, das, wie wir ſchon geſagt haben, der Geiſt des Handels iſt, die Spitze bieten und es in den Ocean zurückwerfen; Deutſchland wird, an Frankreich gelehnt, Rußland, das, wie wir ebenfalls geſagt haben, der Geiſt der Eroberung iſt, die Spitze bieten und es nach Aſien zurückwerfen.

Der Handel iſt im Ocean an ſeinem Platz.

Was den Eroberungsgeiſt betrifft, der den Krieg zum Werkzeug hat, ſo regt er die todten Civiliſationen wieder auf und tödtet die lebendigen. Der Krieg iſt für die einen die Wiederherſtellung, für die andern das Ende. Aſien bedarf ihrer, Europa nicht.

Die Civiliſation duldet den kriegeriſchen und den Handelsgeiſt; aber ſie beſteht nicht allein daraus. Sie combinirt ihn in paſſendem Verhältniß mit den andern menſchlichen Verhältniſſen. Sie beſſert den kriegeriſchen Geiſt durch den Hang zur Geſelligkeit und den Handelsgeiſt durch Uneigennützigkeit. Reich zu werden, iſt nicht ihr ausſchließlicher Zweck; ſich zu vergrößern, nicht ihr höchſter Ehrgeiz. Aufzuklären um zu verbeſſern, iſt ihr Ziel. Durch Leidenſchaften, Vorurtheile, Illuſionen, Irrthümer und Thorheiten der Völker und Menſchen hindurch macht ſie, durch das ruhige und helle Licht des Gedankens, Tag.

Reſumiren wir. Die Vereinigung Deutſchlands und Frankreichs wird der Zügel Endlands und Rußlands, das Heil Europa's, der Friede der Welt ſein.

X.

Das haben die ruſſiſche und engliſche Politik, die Herren auf dem Wiener Congreß, 1815 begriffen.

Damals trat ein thätlicher Bruch zwiſchen Deutſchland und Frankreich ein.

Es iſt der Mühe werth, die Urſachen dieſes Bruches mit wenigen Worten zu ſchildern.

Der Czar war aus Enthuſiasmus für Bonaparte einen Augenblick franzöſiſch geſinnt geweſen; da er aber Napoleon den Norden Europa's gegen Rußland aufbauen ſah, war er wieder ruſſiſch geworden. Und welche Privatfreundſchaft Napoleon auch für Alexander haben mochte, wenn er Europa gegen die Ruſſen befeſtigte, ſo verdiente er keinen Tadel. Es iſt Karl dem Großen wie Napoleon ebenſo unmöglich, Europa nicht in einer gewiſſen Weiſe zu conſtituiren, als es dem Biber unmöglich iſt, ſeine Hütte nicht in gewiſſer Weiſe und gegen einen gewiſſen Wind zu bauen. Wenn es ſich um die Erhaltung und Verbreitung, dieſe beiden großen Naturgeſetze handelt, hat das Genie ſeinen ebenſo ſichern, vom Schickſal beſtimmten und Allem, was nicht zu ſeinem Ziel gehört, widerſtrebenden Inſtinkt, als der animaliſche Inſtinkt iſt. Es folgt ihm, laſſet es gewähren und bewundert im Kaiſer wie im Biber Gott.

England hatte nie die Illuſion Alexanders gehabt. Der Friede von Amiens hatte einen Augenblick gedauert; höchſtens war Fox von Bonaparte bezaubert geweſen Napoleons Europa war ebenſo und hauptſächlich gegen England erbaut; um ſich mit England zu verbünden, brauchte der Czar alſo nur die ſchon lange nach ihm ausgeſtreckte Hand anzunehmen. Man kennt die Ereigniſſe von 1811. Der Kaiſer Napoleon ſtützte ſich auf Deutſchland wie auf Frankreich; aber von allen Seiten

angegriffen, von den Königen des alten Stammes gehaßt und verrathen, von der Pamphletenwolke aus London wie der Stier von den Pfeilen gestochen, in seinen Mitteln gehindert, in seiner kolossalen und gefährlichen Operation gestört, beging er zwei große Fehler, einen im Süden, den andern im Norden; er hatte Spanien aufgereizt und Preußen verwundet. Wie Spanien, erhob sich Preußen. Deutschland zitterte unter den Schritten des Kaisers. Mit der Ferse einen Anhaltspunkt suchend, ging er bis nach Frankreich zurück, wo er wieder festes Land fand. Wie ein Riese kämpfte er drei große Monate lang mit Europa Brust an Brust. Aber der Kampf war ungleich; wie in den homerischen Kämpfen, kamen Asien und der Ocean Europa zu Hülfe. Der Ocean spie die Engländer aus, Asien die Kosaken. Der Kaiser fiel; Frankreich verhüllte sein Haupt; ehe es aber die Augen schloß, erkannte es an der Spitze der russischen Horden Deutschland.

Daraus entstand ein Bruch zwischen den beiden Völkern. Deutschland hatte seinen Groll, Frankreich seinen Zorn.

Aber bei edlen, durch das Blut und den Gedanken verschwisterten Nationen geht der Groll vorüber, schwindet der Zorn, das große Mißverständniß von 1813 mußte sich am Ende aufklären. Das im Kriege heroische Deutschland wurde im Frieden zum Denker. Alles was berühmt, Alles was selbst außer seinen Gränzen erhaben ist, gefällt seiner ersten, uneigennützigen Begeisterung. Wenn sein Feind seiner würdig ist, bekämpft es ihn, so lange er steht; es ehrt ihn, wenn er gefallen ist. Napoleon war zu groß, als daß es ihn nicht bewunderte, zu unglücklich, als daß es ihn nicht liebte. Und für Frankreich, dem St. Helena das Herz zusammengepreßt hat, ist jeder, der den Kaiser liebt und bewundert, Franzose. Die beiden Nationen mußten sich also unabweislich wieder verstehen und vereinigen.

England und Rußland sahen diese unvermeidliche Zukunft

voraus, und um ſie zu verhindern, ſchufen ſie, durch den Fall des Kaiſers, einen momentanen Grund zum Bruch, wenig beruhigt, zwiſchen Deutſchland und Frankreich einen bleibenden Grund zum Haß.

Sie nahmen das linke Rheinufer Frankreich und gaben es Deutſchland.

XI.

Das war eine tiefe Politik.

Das hieß den großen ſüdlichen, von Karl dem Großen entworfenen, von Ludwig XIV. erbauten und von Napoleon reſtaurirten Rheinſtaat angreifen. Das hieß Centraleuropa ſchwächen, ihm boshaft eine Art von chroniſcher Krankheit ſchaffen und es vielleicht mit der Zeit tödten, indem man ihm ein immer ſchmerzhaftes, immer eiterndes Geſchwür ans Herz legte. Das hieß eine Breſche in Frankreich, das ächte Frankreich, das rheinländiſch wie mittelländiſch iſt, machen: Francia rhenana ſagen die alten karolingiſchen Karten. Das hieß einen fremden Vorpoſten fünf Tagereiſen von Paris ſtellen. Das hieß beſonders auf immer Frankreich gegen Deutſchland reizen.

Dieſe tiefe Politik, die man ſchon in der Ausheckung eines ſolchen Gedankens erkennt, findet ſich in der Ausführung wieder.

Das linke Rheinufer an Deutſchland geben, war ein Gedanke; es Preußen gegeben zu haben, iſt ein Meiſterſtück.

Ein Meiſterſtück von Haß, Liſt, Zwietracht und Unglück, aber ein Meiſterſtück. Die Politik hat deren.

Preußen iſt eine junge, lebhafte, energiſche, geiſtreiche, ritterliche, freiſinnige, kriegeriſche, mächtige Nation. Ein Volk von geſtern, das ein morgen hat. Preußen geht einem hohen

Digitized by Google

Ziele entgegen, besonders unter seinem jetzigen König, der ein ernster, edler, verständiger und loyaler Fürst ist, würdig, seinem Volke die letzte Größe, die Freiheit, zu geben. In Folge eines wahren und richtigen Gefühls seines unvermeidlichen Wachsthums kann Preußen, vermöge eines lobenswerthen, aber unserer Meinung nach falschen point d'honneur, Nichts von dem, was es einmal genommen hat, herausgeben wollen.

Die englische Politik hütete sich wohl, das linke Rheinufer an Oesterreich zu geben. Oesterreich nimmt augenscheinlich seit zwei Jahrhunderten ab und wird kleiner.

Im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit, da Peter der Große Rußland machte, hat Friedrich der Große Preußen gemacht und größtentheils aus Stücken von Oesterreich gemacht.

Oesterreich ist Deutschlands Vergangenheit, Preußen seine Zukunft.

So wie Frankreich, wie wir gleich zeigen werden, alt und jung ist, ist Preußen für Deutschland, was Frankreich für Europa ist.

Zwischen Preußen und Frankreich müßte eine einmüthige Anstrengung nach demselben Ziel, ein gemeinsamer Weg, tiefe Uebereinstimmug und Sympathie sein. Die Theilung des Rheins schafft eine Antipathie.

Es sollte Freundschaft bestehen; die Theilung des Rheins schafft Haß.

Frankreich mit Deutschland entzweien, war etwas, mit Preußen Alles.

Noch einmal, Preußens Besitznahme der Rheinprovinzen war das große Faktum des Wiener Congresses. Es war die große Gewandtheit des Lords Castlereagh und der große Fehler des Herrn von Talleyrand.

XII.

Uebrigens liegt in der unglücklichen Umwälzung von 1815 kein anderer Gedanke, als dieſer. Das Meiſte iſt durch Zufall geſchehen. Der Congreß dachte Frankreich zu desorganiſiren, nicht Deutſchland zu organiſiren.

Man hat Völker den Fürſten und Fürſten den Völkern gegeben, bisweilen ohne nur die Nachbarſchaft, und faſt immer ohne die Geſchichte, die Vergangenheit, die Nationalität und die Eigenliebe zu betrachten. Denn die Nationen haben auch ihre Eigenliebe, auf die ſie oft, zu ihrer Ehre ſei es geſagt, mehr als auf ihr Intereſſe achten.

Ein einziges, ſchlagendes Beiſpiel genüge, zu beweiſen, wie in dieſer Beziehung der Congreß arbeitete. Mainz iſt eine berühmte Stadt. Mainz war im neunten Jahrhundert ſtark genug, ſeinen Erzbiſchof Hatto zu züchtigen; Mainz war im zwölften Jahrhundert mächtig genug, ſeinen Erzbiſchof Adalbert gegen Kaiſer und Reich zu vertheidigen. Mainz war 1225 das Centrum der rheiniſchen Hanſa und der Vereinspunkt der hundert Städte. Es war die Metropole der Minneſänger, das heißt der gothiſchen Poeſie; es war die Wiege der Buchdruckerkunſt, das heißt des modernen Gedankens. Es bewahrt und zeigt noch das Haus, das von 1443—1450 Gutenberg, Johannes Fauſt und Peter Schöffer bewohnt haben und das man durch eine herrliche, gerechte Aſſimilation den Dreikönigshof nennt. 800 Jahre lang war Mainz die Hauptſtadt des erſten der deutſchen Kurfürſten; zwanzig Jahre lang war Mainz eine der Stirnen Frankreichs. Der Congreß hat es wie ein Dorf einem Staat fünften Ranges, Heſſen, gegeben.

Mainz hatte eine beſtimmte, abgeſchnittene, ſtolze und eiferſüchtige Nationalität. Das Kurfürſtenthum von Mainz war

gewichtig für Europa. Jetzt hat es eine fremde Garniſon. Es iſt nur eine Art Wachpoſten, auf dem Oeſterreich und Preußen, das Auge nach Frankreich wendend, ſtehen.

Mainz hatte 1135 auf die ehernen Thore, die ihm Erzbiſchof Willigis ſchenkte, die Privilegien geſchrieben, die Adalbert ihm gab. Es hat noch eherne Thore, aber keine Freiheiten mehr.

Im Hintergrunde ſeiner Geſchichte hat Mainz römiſche Erinnerungen. Das Grab des Druſus iſt in ſeinem Umkreis. Es hat franzöſiſche Erinnerungen; Pipin, der erſte König der Franken, der geſalbt wurde, iſt 750 durch einen Erzbiſchof von Mainz, den heiligen Bonifazius, geſalbt worden. Es hat keine heſſiſchen Erinnerungen außer folgender: im ſechzehnten Jahrhundert wurde ſein Gebiet von Johann dem Muthigen, Landgrafen von Heſſen, geplündert.

Dies zeigt, wie der Wiener Congreß verfuhr. Keine chirurgiſche Operation iſt je mehr auf gut Glück gemacht worden. Man hat ſich beeilt, Frankreich zu amputiren, die rheiniſchen Nationalitäten zu verſtümmeln, den franzöſiſchen Geiſt darin auszurotten. Man hat gewaltſam Stücke von dem Reich Napoleons geriſſen; der eine hat dies, der andere das genommen, ohne nur nachzuſehen, ob der Fetzen nicht zufällig darunter Schaden nähme, ob er nicht von ſeinem Mittelpunkt, das heißt von ſeinem Herzen getrennt wäre, ob er ſonſt leben und anderswo wieder anwachſen könne. Man hat keinen Verband angelegt, keine Ligatur gemacht. Was vor fünfundzwanzig Jahren blutete, blutet noch.

So hat man Baiern einige Ringe der Kette der Vogeſen, ſechsundzwanzig Meilen lang und einundzwanzig breit, 517,080 Seelen, drei Stücke unſerer drei Departements, Saar, Niederrhein und Donnersberg, gegeben. Aus dieſen drei Stücken hat Baiern vier Diſtrikte gemacht. Wozu dieſe Zahl und keine andere? Sucht man einen Grund, ſo findet man nur die Laune.

Heſſen-Darmſtadt hat man das nördliche Ende der Vogeſen, den Norden des Departements Donnersberg und 160,400 Seelen gegeben. Aus dieſen Seelen und dieſen Vogeſen macht Heſſen elf Bezirke.

Lenkt man ſeinen Blick auf einer Karte Deutſchlands nach dem Zuſammenfluß des Mains und Rheins, ſo iſt man angenehm überraſcht, ſich dort eine große Blume mit fünf Staubfäden ausbreiten zu ſehen, die von den feinen Scheeren des Congreſſes 1815 zugeſchnitten iſt. Frankfurt iſt das Piſtill dieſer Blume. Dies Piſtill, in dem vollkommen ausgebildet zwei Bürgermeiſter, zweiundvierzig Senatoren, ſechzig Adminiſtratoren und fünfundachtzig Geſetzgeber leben, enthält 46,000 Einwohner, von denen 5000 Juden ſind. Die fünf Staubfäden, die auf allen Karten mit verſchiedenen Farben gemalt ſind, gehören fünf verſchiedenen Staaten; der erſte Baiern, der zweite Heſſen-Kaſſel, der dritte Heſſen-Homburg, der vierte Naſſau, der fünfte Heſſen-Darmſtadt.

Darf man eine edle Stadt, in der man das Herz Deutſchlands ſchlagen zu hören glaubt, auf dieſe Weiſe zurichten und einhüllen? Die deutſchen Kaiſer wurden dort gewählt und gekrönt; der deutſche Bundestag berathſchlagt dort; Göthe iſt dort geboren.

Wenn der Reiſende jetzt die rheinländiſchen Provinzen durchläuft, auf die vor dreißig Jahren dieſe mächtige Einheit ſchien, die in weniger als anderthalb Jahrhunderten die alte Landgrafſchaft Elſaß durchdrang, ſo ſtößt er bisweilen auf einen blau und weißen Pfahl: er iſt in Baiern; dann auf einen roth und weißen Pfahl: er iſt in Heſſen; dann auf einen ſchwarz und weißen Pfahl: er iſt in Preußen. Warum? Gibt es einen Grund dazu? Iſt man über einen Fluß, eine Mauer, einen Berg gekommen? Hat ſich etwas in dem Lande, durch das man gereist, geändert? Nichts hat ſich geändert, als die

Farbe der Pfähle. Das Faktum iſt, daß man ſich weder in Preußen, Heſſen, noch Baiern befindet; man iſt auf dem linken Rheinufer, das heißt in Frankreich, wie auf dem rechten in Deutſchland.

Beſtehen wir darauf, bei der Anordnung von 1815 ſagten die Könige ſich nur: Theilen wir! — Da iſt das Kleid Joſephs; wir wollen es zerreißen und Jeder ſoll behalten, was er in der Hand hat. Dieſe Stücke ſind jetzt unten an jedem Staat angenäht; man kann ſie ſehen; nie haben bizarrere Stücke auf einer Landkarte geſtanden. Nie haben Stück für Stück von der menſchlichen Politik zugerichtete Lumpen ſonderbarer die ewigen und göttlichen Theilungen der Flüſſe, Meere und Berge verſteckt und verſpottet.

Und früh oder ſpät werden die edlen rheiniſchen Nationen daran denken, daß ſich der Congreß um ſie am wenigſten bekümmert hat. Man hat in dieſen nothwendiger Weiſe ſummariſchen Zeilen ſehen können, mit welcher Mißachtung der Congreß Geſchichte, Vergangenheit, geographiſche und commercielle Verbindungen, Alles, was die Einheit der Nationen bildet, behandelt hat. Sonderbar, man vertheilte Völker und dachte nicht an die Völker. Man vergrößerte, arrondirte ſich, dehnte ſeine Gränzen aus, das war Alles. Jeder bezahlte ſeine Schulden mit einem Stück von Frankreich. Man machte lebenslängliche und wiederkäufliche Conceſſionen. Man accommodirte ſich unter einander. Der Fürſt forderte Draufgeld; man gab ihm eine Stadt; ein anderer forderte eine Zulage, man warf ihm ein Dorf zu.

Unter dieſem ſcheinbaren Leichtſinn lag aber, wie wir gezeigt haben, ein tiefer Gedanke, ein engliſch-ruſſiſcher Gedanke, der ſo gut auf Koſten Deutſchlands wie auf Koſten Frankreichs verwirklicht wurde. Der Rhein iſt der Fluß, der ſie vereinen muß; man hat einen Fluß daraus gemacht, der ſie trennt.

XIII.

Dieſe Lage iſt augenſcheinlich gewaltſam, gegen die Natur und deßhalb vorübergehend. Die Zeit bringt Alles zur Ausgleichung; Frankreich wird auf ſeine Normalform und ſeine nothwendigen Verhältniſſe zurückkommen. Unſerer Meinung nach muß und kann es auf friedlichem Wege durch die mit der Kraft der Dinge vereinte Kraft des Gedankens darauf zurückkommen. Dem ſtehen aber zwei Hinderniſſe entgegen:

Ein moraliſches Hinderniß;

Ein materielles Hinderniß.

XIV.

Das materielle Hinderniß iſt Preußen.

Wir wollen auf das, was wir hierüber ſchon geſagt haben, nicht zurückkommen. Indeß iſt unmöglich, daß Preußen nicht in einer beſtimmten Zeit dreierlei erkenne.

Erſtens, daß, den perſönlichen Charakter der Fürſten immer außer Frage geſtellt, die ruſſiſche Allianz für einen Staat von Centraleuropa weder eine einfache, klare Thatſache iſt, noch ſein kann. Das ſind Näherungen, deren Hintergedanke durchſcheint. Königreiche und Völker können ſich auf mannigfache Weiſe lieben. Rußland liebt Deutſchland, wie England Portugal und Spanien, wie der Wolf den Hammel liebt.

Zweitens, daß ungeachtet aller Anſtrengungen Preußens ſeit fünfundzwanzig Jahren, ungeachtet vieler Conceſſionen zum leichtern Leben, wie die Erniedrigung der Zölle auf Tabak, Hopfen und Wein, ſo väterlich die Regierung auch geweſen, was wir gern anerkennen, das linke Rheinufer franzöſiſch ge-

blieben, während das rechte Rheinufer, natürlich und nothwendig deutsch, sogleich preußisch geworden ist. Man gehe das rechte Ufer entlang, trete in die Gasthöfe, Wirthshäuser, Läden, überall sieht man das Porträt des großen Friedrich und die Schlacht von Roßbach an der Wand hängen. Man gehe das linke Ufer entlang, besuche dieselben Orte, und überall wird man Napoleon und Austerlitz, eine stumme Protestation, sehen. Die Preßfreiheit herrscht in den preußischen Besitzungen nicht, aber doch noch die Mauerfreiheit, und sie genügt, wie man sieht, um die geheimen Gedanken zu offenbaren.

Drittens wird Preußen bemerken, daß sein Staat, wie ihn der Congreß zugeschnitten hat, schlecht gebildet ist. Was ist denn das jetzige Preußen? Drei Inseln auf dem Festlande; es ist sonderbar zu sagen, aber wahr. Der Rhein und besonders der Mangel an Sympathie und Einheit theilen das Großherzogthum Niederrhein, das selbst von Altpreußen durch eine Enge getrennt ist, durch die ein Arm des deutschen Bundes geht, und wo Hannover und Kurhessen aneinander stoßen, in zwei Theile. Zwischen den beiden nächsten Punkten dieser Enge, Liebenau und Wilzenhausen, liegt gerade Kassel, als wollte es jede Verbindung verbieten. Sonderbar und fast albern, der König von Preußen kann nicht in seine Länder gehen, ohne außer Landes zu gehen!

Es ist augenscheinlich, daß dies erst eine provisorische Lage ist.

Preußen, sagen wir es ihm selbst, strebt darnach, ein großes, homogenes, in allen seinen Theilen verbundenes, zu Land und zur See mächtiges Königreich zu werden.

Jetzt hat Preußen nur Häfen an der Ostsee, einem Meer, dessen Tiefe nicht die 800 Fuß des Bodensees erreicht, das noch leichter zu sperren ist, als das Mittelmeer, und nicht wie das Mittelmeer den unschätzbaren Vortheil hat, das Bassin der

Civiliſation zu ſein. Ein ins Mittelmeer eingeſchloſſenes Volk hat Rom werden können. Was würde ein in die Oſtſee eingeſchloſſenes Volk werden? Preußen braucht Häfen am Ocean.

Keiner weiß das Geheimniß der Zukunft, und Gott allein rückt mit ſeinem unbeugſamen Finger die grünen und rothen Linien, welche die Menſchen auf den Landkarten ziehen, vor, ſchiebt ſie zurück oder löſcht ſie aus. Aber von jetzt an kann man ſie nachweiſen, denn ein Theil davon iſt ſchon ſichtbar, die göttliche Arbeit iſt im Gange. Von jetzt an ſchiebt die Vorſehung mit ihrer unfehlbaren, majeſtätiſchen Langſamkeit zurecht, was die Congreſſe derangirt haben. Während ſie durch die glückliche Thronbeſteigung eines jungen Mädchens die Krone Hannovers von der Krone Englands, das kleine Königreich von dem großen trennt, mit verſchiedenen geiſtigen und körperlichen Unfähigkeiten die Linie Braunſchweig, die deutſch geblieben oder geworden iſt, ſchlägt, das heißt indem ſie ſie für ein nahes Erlöſchen zeichnet, ſcheint es, daß ſie ihr Mittel und ihren Zweck durchblicken läßt: Hannover an Preußen und den Rhein an Frankreich.

Wenn wir Rhein ſagen, verſtehen wir das linke Ufer. Nun hat Preußen mehr vom rechten, als vom linken Ufer, und das rechte ſoll es behalten.

Für Hannover iſt die Vereinigung mit Preußen ein großer Schritt zur Freiheit, Würde und Größe. Für Preußen iſt der Beſitz Hannovers erſtens Homogenität des Gebiets, die Aufhebung der Enge und des Hinderniſſes, die Verbindung des Herzogthums Niederrhein mit Preußen; ferner iſt er die nothwendige Einnahme von Hamburg und Oldenburg, die Eröffnung des Oceans, die freie Schifffahrt, die Möglichkeit, ebenſo mächtig durch die Flotte, als durch das Heer zu ſein.

Was gilt das linke Rheinufer im Vergleich damit?

Für das eigentliche Deutſchland liegt in den Donauländern ſeine künftige Entſchädigung. Iſt es nicht augenſcheinlich, daß das türkiſche Reich ſich verkleinert und verringert, damit Deutſchland ſich vergrößere?

XV.

Das moraliſche Hinderniß iſt die Unruhe, die Frankreich in Europa erregt.

Frankreich iſt in der That für die ganze Welt der Gedanke, die Intelligenz, die Oeffentlichkeit, das Buch, die Preſſe, die Tribüne, das Wort; es iſt die Sprache, das Schlechteſte von Allem, ſagt Aeſop — und auch das Beſte.

Um zu würdigen, wie groß der Einfluß Frankreichs in der continentalen Luft iſt, und welches Licht und welche Wärme es darin verbreitet, genügt es, mit dem Europa vor 200 Jahren, deſſen Bild wir im Anfang zu entwerfen verſucht haben, das heutige Europa zu vergleichen.

Wenn es wahr iſt, und wir glauben es gewiß, daß der Fortſchritt der Geſellſchaften darin beſtehe, daß ſie durch langſame, ſucceſſive und friedliche Umwandlungen von der Herrſchaft eines Einzelnen und der Herrſchaft Mehrerer zur Herrſchaft Aller übergehen, ſo ſcheint es beim erſten Anblick augenſcheinlich, daß Europa, weit entfernt Fortſchritte zu machen, wie die guten Geiſter es denken, Rückſchritte gemacht hat.

In der That wird man ſich, ohne bei der Rechnung die Monarchien zweiten Ranges des deutſchen Bundes mitzurechnen, und um nur die abſolut unabhängigen Staaten zu zählen, erinnern, daß es im ſiebzehnten Jahrhundert in Europa nur zwölf erbliche Monarchien gab; jetzt gibt es ſiebzehn.

Es gab fünf Wahlreiche, jetzt gibt es nur eins, den h. Stuhl.

Es gab acht Republiken; jetzt gibt es nur eine, die Schweiz.

Die Schweiz, muß ich übrigens hinzufügen, hat nicht allein sich überlebt, sondern sich auch vergrößert. Von 13 Kantonen ist sie auf 22 gestiegen. Beiläufig gesagt, — denn wenn wir uns auf die moralischen Ursachen stützen, wollen wir auch die physischen nicht auslassen — lagen alle Republiken, die verschwunden sind, in der Ebene oder an der See; die einzige, die übrig geblieben ist, lag im Gebirge. Die Berge erhalten die Republiken. Seit fünf Jahrhunderten gibt es trotz aller Angriffe und Verbindungen drei Gebirgsrepubliken im alten Continent; eine in Europa, die Schweiz, welche die Alpen inne hat; eine in Afrika, Abyssinien,* welche das Mondgebirge besitzt; eine in Asien, Circassien, das den Kaukasus hat.

Wenn wir nach Europa den deutschen Bund, diesen Mikrokosmus Europa's, prüfen, so erscheint er uns in folgender Weise: Preußen und Oesterreich, die zu den großen ababhängigen Monarchien gerechnet werden, bei Seite, sind die sechs Hauptstaaten des deutschen Bundes: Baiern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Hessen und Baden. Von diesen sechs Staaten waren die vier ersten Herzogthümer; jetzt sind es Königreiche; von den beiden andern war Hessen eine Landgrafschaft und Baden eine Markgrafschaft; jetzt sind es Großherzogthümer.

Was die Theile des deutschen Staatskörpers betrifft, die wählbar und auf Lebenszeit waren, so waren sie zahlreich und begriffen eine Menge der geistlichen Herrschaften in sich; alle haben aufgehört zu existiren und an ihrer Spitze sind die drei großen geistlichen Fürstenthümer am Rhein verschwunden.

* Die Abyssinier verschmähen diesen Namen als eine Beleidigung. Sie nennen sich selbst Agassiner, was Freie bedeutet.

Gehen wir zu den demokratiſchen Staaten über, ſo finden wir Folgendes: es gab 70 freie Städte in Deutſchland; jetzt gibt es nur vier, Frankfurt am M., Hamburg, Lübeck und Bremen.

Und wohl bemerkt, haben wir, um dieſe Vergleiche anzuſtellen, das, was wir zeigen wollten, in die günſtigſte Lage geſtellt; denn wenn wir ſtatt 1630 z. B. 1650 gewählt hätten, ſo hätten wir einige von den monarchiſchen Staaten fortnehmen und zu den demokratiſchen Staaten des ſiebzehnten Jahrhunderts die engliſche Republik rechnen können, die jetzt, wie die andern, verſchwunden iſt.

Fahren wir fort.

Von fünf Wahlreichen waren zwei erſten Ranges, Rom und das Reich. Das einzige, das noch übrig bleibt, Rom, iſt zum dritten Rang herabgeſunken.

Von acht Republiken war eine, Venedig, eine Macht zweiten Ranges. Die einzige, die in unſern Tagen noch exiſtirt, die Schweiz iſt, wie Rom, ein Staat dritten Ranges.

Die fünf großen jetzt herrſchenden Reiche, Frankreich, Preußen, Oeſterreich, Rußland und England ſind alle erbliche Monarchien.

Wer gewinnt nun nach dieſem überraſchenden Vergleich Boden? Die Monarchie. Wer hat ihn verloren? Die Demokratie.

Das ſind die Fakta.

Die Fakta trügen aber. Die Fakta ſind nur ſcheinbar da. Das tiefe und einſtimmige Gefühl der Nationen ſtraft die Fakta Lügen und ſagt, das Gegentheil ſei wahr.

Die Monarchie iſt zurückgegangen, die Demokratie vorgerückt.

Damit die liberale Seite der Bildung des alten Europa's nicht allein Nichts verloren, ſondern noch wunderbar gewonnen

habe, trotz der Vermehrung und des Wachsthums der Königreiche, trotz des Falles aller Staaten, die auf Lebenszeit und gewissermaßen in Deutschland von einem Präsidenten verwaltet waren, trotz des Verschwindens von vier großen Wahlreichen unter fünf, von sieben Republiken unter acht, und von 66 freien Städten unter 70, genügt eins: Frankreich ist aus einer reinen Monarchie eine populäre Monarchie geworden.

Das ist nur ein Schritt, aber den Schritt hat Frankreich gethan; und nach einer bestimmten Zeit wird alle Schritte, die Frankreich machte, die ganze Welt machen. Das ist so wahr, daß, wenn es sich eilt, die Welt sich gegen dasselbe erhebt und es bei Seite nimmt, weil sie es leichter findet, es zu bekämpfen, als ihm zu folgen. So muß die Politik Frankreichs also eine leitende Politik sein und sich immer in zwei Worte resumiren: nie so langsam zu gehen, daß es Europa zurückhält, und nie so schnell, daß es Europa hindert, ihm nachzukommen.

Das Bild, das wir auf den vorhergehenden Seiten aufgestellt haben, beweist noch und beweist bestimmt, daß Worte Nichts und Ideen Alles sind. Wozu auch z. B. für oder gegen das Wort Republik streiten, wenn bewiesen ist, daß sieben Republiken, vier Wahlstaaten und 66 freie Städte weniger Platz in der europäischen Civilisation einnehmen, als eine Freiheitsidee, die Frankreich in alle Winde ausgestreut hat!

In der That, die Staaten nützen und schaden der Civilisation nicht durch den Namen, den sie tragen, sondern durch das Beispiel, das sie geben. Ein Beispiel ist eine Proklamation.

Welches Beispiel geben nun die verschwundenen Republiken und welches Beispiel gibt Frankreich?

Venedig liebte leidenschaftlich die Gleichheit. Der Doge hatte nur eine Stimme im Senat. Die Polizei drang in das Haus des Dogen, wie in das des geringsten Bürgers, und

durchstöberte in seiner Gegenwart maskirt seine Papiere, ohne daß er ein Wort zu sagen wagte. Die Verwandten des Dogen waren der Republik verdächtig, bloß weil sie Verwandte des Dogen waren. Die venetianischen Cardinäle waren ihr als Fürsten verdächtig. Katharine Cornaro, die Königin von Cypern, war in Venedig nur eine Dame von Venedig. Die Republik hatte die Wappentitel geächtet. Ein Senator, der vom Kaiser zum Reichsgrafen ernannt war, ließ auf dem Giebelfeld seiner Thür über seinem Wappen eine Grafenkrone in Stein aushauen. Den folgenden Tag war die Krone verschwunden. Der Rath der Zehn hatte sie während der Nacht zerschlagen lassen. Der Senator trug die Schmach und that wohl daran. Wenn unter Franz Foscari der König von Dacien sich in Venedig aufhielt, gab die Republik ihm nur den Rang eines Bürgers. Bis hieher ist Alles in Uebereinstimmung und die eifersüchtigste Gleichheit könnte Nichts einzuwenden haben. Aber unter den Bürgern gab es Pfahlbürger. Die Bürger waren der Adel, die Pfahlbürger das Volk. Die Pfahlbürger aber, das heißt das Volk, hatten gar keine Rechte. Ihr höchster Magistrat, der Kanzler der Pfahlbürger hieß, eine Art plebejischer Doge, hatte nur einen sehr entfernten Rang nach dem letzten der Edeln. Zwischen dem Oben und Unten des Staats war eine unübersteigliche Mauer, und in keinem Fall führte das Pfahlbürgerthum zum Bürgerthum. Nur einmal, im vierzehnten Jahrhundert, richteten sich dreißig reiche Bürger für die Republik beinahe zu Grunde und erhielten als Belohnung, oder besser gesagt, als Bezahlung den Adel; das brachte aber beinahe eine Revolution hervor, und diese dreißig Namen sind bis auf unsere Tage in den Augen der reinen Patrizier dreißig Flecken des goldenen Buchs. Der Adel erklärte dem Volke nur eins, wohlfeiles Brod, schuldig zu sein. Dazu füge man den fünfmonatlichen Karneval, und Juvenal hätte sagen können;

Panem et circenses. So verſtand Venedig die Gleichheit. — Das franzöſiſche öffentliche Recht hat jedes Privilegium vernichtet. Es hat den freien Zugang aller Fähigkeiten zu allen Aemtern proklamirt und dieſe Gleichheit des erſten wie des letzten Eingeborenen vor dem politiſchen Recht iſt die einzig wahre, ächte und abſolute. Wie auch die Geburt ſei, ſie zieht aus dem Dunkel hervor, beſtätigt und heiligt das natürliche Uebergewicht und ſetzt durch die Gleichheit der Bedingungen die Ungleichheit der Intelligenzen ins Gleichgewicht.

In Genua wie in Venedig gab es zwei Staaten, die große Republik, von dem, was man den Palaſt nannte, das heißt von dem Dogen und der Ariſtokratie, beherrſcht, und die kleine Republik, von dem Officium Sankt Georg regiert. Im Gegenſatz zu Venedig genirte, beunruhigte und unterdrückte ſelbſt die untere Republik die obere. Das Officium Sankt Georg beſtand aus den Staatsgläubigern, die man die Borger nannte. Es war mächtig und geizig und ranzionirte häufig den Adel. Es hatte Theil an allen Zöllen und allen Privilegien und beſaß Korſika, das es grauſam beherrſchte, für ſich. Nichts iſt härter, als eine Regierung von Adeligen, außer einer Regierung von Kaufleuten. Allein und für ſich genommen war Genua eine Nation von Schuldnern, die von einer Nation von Gläubigern gelenkt wurde. In Venedig lagen die Steuern hauptſächlich auf den Pfahlbürgern; in Genua erdrückten ſie bisweilen den Adel. — Frankreich, das die Gleichheit Aller vor dem Geſetz proklamirt hat, hat auch die Gleichheit Aller vor den Steuern proklamirt. Es duldet keine Abtheilung in der öffentlichen Kaſſe. Jeder ſchüttet hinein und ſchöpft daraus. Was die Güte dieſes Princips beweist, iſt, daß ebenſo wie ſeine politiſche Gleichheit die Ungleichheit der Intelligenzen, ſeine Gleichheit vor den Steuern die Ungleichheit des Vermögens reſpektirt.

In Venedig verkaufte der Staat die Aemter, und nach

einem Geſetz konnten Minorenne vor dem Alter in die Verſammlungen eintreten, darin ſitzen und ſtimmen. — Frankreich hat die Käuflichkeit der öffentlichen Aemter abgeſchafft.

In Venedig herrſchte das Schweigen. — In Frankreich herrſcht das Wort.

In Genua wurde das Recht von einer immer aus fünf fremden Doktoren zuſammengeſetzten Rota geſprochen. In Lucca enthielt die Rota nur drei Doctoren; der erſte war Podeſta, der zweite Civil-, der dritte Criminalrichter, und ſie mußten nicht allein Fremde, ſondern wenigſtens fünfzig Meilen von Lucca geboren ſein. Frankreich hat als Princip und im Leben aufgeſtellt, daß das Landesrecht das einzige Recht ſei.

In Genua wurde der Doge von fünfhundert Deutſchen bewacht; in Venedig war die Republik auf dem Feſtlande von einer fremden Armee, die immer einen fremden General hatte, vertheidigt; in Raguſa waren die Geſetze unter hundert Ungarn mit ihrem Hauptmann geſtellt, welche die Ausführung derſelben beſorgten; in Lucca wurde der Adel in ſeinem Palaſt von hundert fremden Soldaten beſchützt, die wie die Richter fünfzig Meilen von der Stadt geboren ſein mußten. — Frankreich ſtellt den Fürſten, die Regierung und das öffentliche Recht unter den Schutz der Nationalgarden. Die alten Republiken ſchienen gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch zu ſein. Frankreich vertraut ſich Frankreich an.

In Lucca gab es eine Inquiſition des Privatlebens, die ſich Rath der Discolen nannte. Auf eine in die Büchſe des Raths geworfene Denunciation konnte jeder Bürger zum Discolen, das heißt zu einem Menſchen, der ein ſchlechtes Beiſpiel gibt, ernannt, und zu dreijähriger Verbannung unter Androhung der Todesſtrafe, wenn er den Bann bräche, verdammt werden. — Frankreich hat jeden Oſtracismus abgeſchafft. Frankreich befeſtigt das Privatleben.

In Holland herrſchte die Ausnahme in Allem. Die Staaten ſtimmten nach Provinzen und nicht nach Köpfen. Jede Provinz hatte ihre beſonderen Geſetze, feudal in Weſtfriesland, bürgerlich in Gröningen, volksthümlich in den Ommelanden. In der Provinz Holland hatten nur achtzehn Städte* das Recht, bei den allgemeinen und beſondern Angelegenheiten der Republik um Rath gefragt zu werden; ſieben andere** konnten zugelaſſen werden, ihre Meinung abzugeben, aber nur, wenn es ſich um Krieg und Frieden oder die Aufnahme eines neuen Fürſten handelte. Mit Ausnahme dieſer fünfundzwanzig wurde keine Stadt um Rath gefragt, die einen, weil ſie beſondern Herrn gehörten, die andern, weil ſie nicht geſchloſſene Städte waren. Drei kaiſerliche Städte, die das Münzrecht hatten, beherrſchten Oberyſſel, jede mit einer ungleichen Prärogative: Deventer war die erſte, Campen die zweite und Zwoll die dritte. Die Städte und Dörfer des Herzogthums Brabant gehorchten den Generalſtaaten, ohne das Recht zu haben, darin vertreten zu ſein. — In Frankreich iſt das Geſetz eins für alle Städte, wie für alle Bürger.

Genf war proteſtantiſch, aber intolerant. Das finſtere Geflacker ſeiner Scheiterhaufen begleitete die zankende Stimme ſeiner Doctoren. Der Holzſtoß Kalvins brannte ebenſo gut und hell in Genf, als der Torquemadas in Madrid. — Frankreich bekennt die Glaubensfreiheit, beſtätigt ſie und übt ſie aus.

Wer ſollte es glauben? Die Schweiz, in der dem Anſchein nach das Volk, die Bauern, herrſchten, war ein Land der

* Dordrecht, Harlem, Delft, Leyden, Amſterdam, Gude, Rotterdam, Gorcum, Schiedam, Schorehave, Briel, Olamar, Hoorne, Inchuiſum, Edam, Monickendam, Niedenblyck und Purmeſynde.

** Woordem, Oudewater, Ghertrudenberg, Heusden, Naerden, Weesp und Muyden.

Privilegien, Hierarchie und Ungleichheit. Die Republik war in drei Bezirke getheilt. Der erste Bezirk umfaßte die dreizehn Kantone und hatte die Souveränetät. Der zweite Bezirk enthielt die Abtei und die Stadt Sankt Gallen, Graubünden, Wallis, Richterschwyl, Biel und Mühlhausen. Der dritte Bezirk schloß unter einer passiven Unterwerfung die eroberten, unterworfenen oder gekauften Länder in sich. Diese Länder waren auf die ungleichste und sonderbarste Weise regiert. So gehörten Baden im Aargau, das 1415, und der Thurgau, der 1460 erworben war, den acht ersten Kantonen. Die sieben ersten Kantone regierten ausschließlich die freien Provinzen, die 1415 genommen waren, und Sargans, das 1483 der Schweiz von dem Grafen Georg von Werdenberg verkauft war. Die drei ersten Kantone waren Suzeräne von Bilitona und Bellinzona. Ragatz, Lugano, Locarno, Mendrisio, Val-Maggio, die dem Bunde 1513 von Franz Sforza, Herzog von Mailand, gegeben waren, gehorchten allen Kantonen mit Ausnahme von Appenzell. — Frankreich läßt keine Hierarchie unter den Theilen des Gebiets zu. Elsaß ist Touraine gleich, die Dauphiné so frei wie Maine, Franche-Comté so souverän wie Bretagne, Korsika so französisch wie Ile-de-France.

Man sieht, wie eine Prüfung dieses Vergleichs zur Genüge lehrt, die alten Republiken drückten lokale Eigenthümlichkeiten aus; Frankreich drückt allgemeine Ideen aus.

Die alten Republiken repräsentirten Interessen, Frankreich repräsentirt Rechte.

Die alten zufällig entstandenen Republiken waren das gegebene Erzeugniß der Geschichte, der Vergangenheit und des Bodens. Frankreich modificirt und verbessert den Baum und pflanzt auf eine Vergangenheit, die es duldet, eine Zukunft, die es wählt.

Die Ungleichheit unter den Individuen, Städten und

Provinzen, die Inquiſition über das Gewiſſen und Privatleben, die Ausnahme bei den Steuern, die Käuflichkeit der Aemter, die Theilung in Kaſten, das den Gedanken auferlegte Schweigen, das zum Staatsgeſetz gemachte Mißtrauen, ein fremdes Recht in der Stadt, eine fremde Armee im Lande, das litten, nach dem Bedürfniß ihrer Politik oder ihren Intereſſen, die alten Republiken. — Eine Nation, gleiches Recht, unverletzte Glaubensfreiheit, Herrſchaft des Gedankens, Vernichtung des Privilegiums, Verwilligung der Steuern, nationales Recht, nationales Heer, das proklamirt Frankreich.

Die alten Republiken entſtanden immer aus einem gegebenen, oft einzigen Falle, aus einem Zuſammentreffen von Erſcheinungen, einem zufälligen Aneinanderreihen gegebener Elemente, aus einem Zufall, nie aus einem Syſtem. Frankreich glaubt zur ſelben Zeit, da es iſt; es unterſucht ſeine Baſis und prüft ſie Stufe um Stufe; es ſtellt Dogmen auf und folgert den Staat daraus; es hat einen Glauben, die Verbeſſerung; einen Cultus, die Freiheit; ein Evangelium, die Wahrheit in Allem. Die verſchwundenen Republiken lebten klein und düſter in ihrem dürftigen politiſchen Haushalt. Sie dachten an ſich und nur an ſich; ſie proklamirten Nichts und lehrten Nichts; ſie hinderten und ſchändeten keinen Despotismus in der Nähe durch ihre Freiheit; ſie hatten Nichts in ſich, das auf andere Nationen übergehen konnte. Frankreich ſtipulirt für das Volk und alle Völker, für den Menſchen und für alle Menſchen, für das Bewußtſein und für alles Bewußtſein. Es hat das, was die Nationen rettet, die Einheit; das nicht, was ſie verdirbt, den Egoismus; für daſſelbe iſt Provinzen erobern gut; Geiſter erobern, noch beſſer. Die Provinzen der Vergangenheit, die in ihrem Winkel eingezwängt waren, thaten alle etwas Beſchränktes, Beſonderes; ihre Form, beſtehen wir darauf, war für den Andern unannehmbar; ihr Zweck trat nicht aus ſich

ſelbſt heraus. Dieſe bauten einen Adel, jene ein Bürgerthum, dieſe eine Gemeinde, jene einen Laden. Frankreich erbaut die menſchliche Geſellſchaft.

Die alten Republiken ſind verſchwunden und die Welt hat es kaum bemerkt. An dem Tage, wo Frankreich verſchwinden wird, wird ſich Dunkelheit auf der Erde verbreiten.

Uebrigens ſind wir weit davon entfernt, zu behaupten, daß die alten Republiken für den Fortſchritt Europas unnütz waren, aber es iſt gewiß, daß Frankreich nothwendig iſt.

Um Alles in einem Wort zuſammenzufaſſen, die alten Republiken entſtanden nur aus Thaten, Frankreich entſteht aus Principien.

Darin liegt das Gute und darin liegt die Gefahr.

Daraus, daß Frankreich ſich ſeine Sendung gegeben, d. h. unſerer Meinung nach, von oben empfangen hat, entſteht mehr als eine Gefahr, mehr als ein Alarm.

Die große Breite der franzöſiſchen Principien macht, daß die andern Völker den Wunſch haben können, ſie zu verſuchen. Venedig zu ſein, wird keine Nation verſuchen, Frankreich zu ſein, würden ſie alle verſuchen. Daraus entſtehen wirkliche Unternehmungen, die alle Nationen fürchten.

Frankreich ſpricht laut, und immer, und zu Allen. Daher ein großes Geräuſch, das die Einen wachen, eine große Erſchütterung, welche die Andern zittern läßt.

Was den Völkern eine Verheißung ſcheint, droht oft den Fürſten.

Wer proklamirt, deklamirt oft.

Frankreich ſtellt den Denkern viele Probleme auf. Was die Denker aber nachſinnen läßt, läßt die Thörichten träumen.

Unter dieſen Problemen gibt es einige, welche die mächtigen und ächten Geiſter durch ihren natürlichen Verſtand löſen, andere, welche die falſchen Geiſter durch den Sophismus löſen;

noch andere, welche die trotzigen Geiſter durch Aufruhr, Hinterhalt und Mord löſen.

Und ferner — und dies iſt überhaupt das Unbequeme der Theorien — fängt man damit an, das Privilegium zu läugnen, und man hat vollkommen Recht, dann läugnet man das Ererbte, und man hat nur halb Recht, dann läugnet man den Beſitz, und man hat durchaus nicht mehr Recht, dann läugnet man die Familie, und man hat vollkommen Unrecht, dann läugnet man das menſchliche Herz, und man iſt ein Ungeheuer. Selbſt wenn man das Privilegium läugnet, hat man Unrecht gehabt, nicht von vorn herein zwiſchen dem im Intereſſe des Individuums aufgeſtellten Privilegium, das ſchlecht iſt, und dem im Intereſſe der Geſellſchaft aufgeſtellten Privilegium, das gut iſt, zu unterſcheiden. Der Geiſt des Menſchen geht, von dieſem Blinden, den man Logik nennt, geführt, gern vom Allgemeinen zum Abſoluten, vom Abſoluten zum Abſtrakten. In der Politik wird das Abſtrakte leicht roh. Von Abſtraktion zu Abſtraktion wird man Nero oder Marat. In dem halben Jahrhundert, das verfloſſen iſt, hat Frankreich, denn wir wollen Nichts verringern, dieſen Abhang verfolgt, aber am Ende iſt es wieder zum Wahren hinaufgeſtiegen. 89 hat es ein Paradies geträumt, 93 eine Hölle geſchaffen, 1800 eine Diktatur, 1815 eine Reſtauration, 1830 einen freien Staat geſchaffen. Es hat dieſen freien Staat aus Wahl und Erbſchaft zuſammengeſetzt. Es hat alle Thorheiten durchgemacht, ehe es zur Weisheit, alle Revolutionen, ehe es zur Freiheit kam. Seiner heutigen Weisheit wirft man nun ſeine geſtrigen Thorheiten vor; ſeiner Freiheit macht man ſeine Revolutionen zum Vorwurf.

Man erlaube uns hier eine Abſchweifung, die übrigens indirekt zu unſerem Ziel führt. Alles, was man Frankreich zum Vorwurf macht, hatte England ſchon gethan. Allein —

Digitized by Google

macht man es ihm deßhalb nicht zum Vorwurf? — Die Principien, die aus der engliſchen Revolution entſtanden ſind, ſind weniger fruchtbar, als die, welche ſich aus der franzöſiſchen Revolution losgewunden haben. Die eine hat, egoiſtiſch, wie alle die abgeſtorbenen Republiken, nur für das engliſche Volk ſtipulirt; die andre hat, wir haben es oben ſchon geſagt, für die ganze Welt ſtipulirt.

Uebrigens iſt die Parallele Frankreich günſtig. Die Metzeleien von Connaught übertreffen 93. Die engliſche Revolution hat mehr Macht zum Böſen und weniger zum Guten gehabt, als die unſre; ſie hat einen größern König getödtet und einen weniger großen Mann hervorgebracht. Man bewundert Karl I., man kann Ludwig XVI. nur beklagen. Was Cromwell betrifft, ſo ſtockt der Enthuſiasmus vor dieſem großen, mißgeſtalten Mann. Was er von Scarron hat, ſchändet das, was er von Richelieu hat; was er von Richelieu hat, ſchändet das, was er von Napoleon hat.

Man könnte ſagen, daß die engliſche Revolution in ihrer Ausdehnung und ihrem Wiederſchein, wie England ſelbſt vom Meer umgeben ſei. Das Meer trennte die Ideen und die Ereigniſſe, wie die Völker. Das Protektorat von 1657 ſteht zum Reich von 1811 im Verhältniß einer Inſel zu einem Feſtlande.

So frappant im ſiebzehnten Jahrhundert auch dieſe Abenteuer einer mächtigen Nation waren, die Zeitgenoſſen glaubten kaum daran. Nichts Beſtimmtes zeichnete ſich in dieſem ſonderbaren Lärm ab. Die Völker dieſſeits der Meerenge ſahen die großen, unglücklichen Geſtalten der engliſchen Revolution nur hinter dem Schaum der Brandung und den Nebeln des Oceans. Die düſtere, ſtürmiſche Tragödie, in welcher der Degen Cromwells und das Beil Hewlets funkelten, erſchien den Königen nur hinter dem ewigen Vorhang der Stürme, den die Natur zwiſchen England und Europa ausbreitet. In dieſer Entfer-

nung und dieſem Nebel waren es nicht mehr Menſchen, ſondern Geſpenſter.

Sonderbar und gewichtig iſt, daß im Zeitraum eines halben Jahrhunderts zwei königliche Häupter in England fallen konnten, eines unter einem königlichen Beil, das andere auf einem Schaffot des Volks, ohne daß die Königshäupter Europa's dadurch anders, als zum Mitleid gerührt geweſen wären. Als der Kopf Ludwigs XVI. in Paris fiel, erſchien die Sache ganz neu und das Attentat unerhört. Der durch die gemeine Hand Marats und Couthons geführte Streich tönte lauter im Schrecken der Könige, als die beiden Schläge des ſouveränen Arms der Eliſabeth und des ſchrecklichen Arms Cromwells. Man könnte faſt ſagen, für die Welt ſei das, was Frankreich noch nicht gethan habe, noch gar nicht gethan.

1587 und 1649, zwei doch ſehr düſtere Daten, ſind, als exiſtirten ſie nicht, vor dem häßlichen Geflacker der vier unglücklichen Ziffern: 1793.

Es iſt gewiß, daß für England das penitus toto divisos orbe Britannos lange wahr geweſen iſt. Bis auf einen gewiſſen Punkt iſt es noch heute wahr. Der König Kanut der Große, der im elften Jahrhundert gelebt hat, ſcheint Europa ebenſo fern, als Karl der Große; für das Auge laufen die Ritter der Tafelrunde in dem Nebel des Mittelalters faſt ebenſo weit zurück, als die Paladine. Der Ruf Shakſpeare's hat 140 Jahre gebraucht, um über die Meerenge zu dringen. In unſern Tagen verwirren 400 Kinder von Paris, die wie Oktoberfliegen ſtill in den ſchwarzen Winkeln der alten Porte-Saint-Martin kleben, Europa mehr, als der ganze wilde Lärm der engliſchen Wahlen.

In der Furcht, die Frankreich den europäiſchen Fürſten einflößt, liegt alſo eine optiſche und akuſtiſche Wirkung, eine doppelte Vergrößerung, gegen die man mißtrauiſch ſein ſollte.

Die Könige ſehen Frankreich nicht ſo wie es iſt. England macht Schlechtes, Frankreich Lärm.

Die verſchiedenen Vorwürfe, die man dem franzöſiſchen Geiſt, beſonders ſeit 1830 entgegenſtellt, müſſen unſrer Meinung nach alle von vorn angegriffen werden, und wir werden vor keinem zurückweichen. Wir verkünden es mit Freude und Stolz, im neunzehnten Jahrhundert iſt der Zweck Frankreichs das Volk, die ſtufenweiſe Erhöhung der Intelligenzen, die fortſchreitende Verbeſſerung der zahlreichen unglücklichen Klaſſen, die Zukunft, welche durch die Erziehung der Kinder ſicher geſtellt wird. Das iſt eine heilige, erlauchte Miſſion. Wir verhehlen uns indeß nicht, daß jetzt ein Theil des Volks, gewiß der weniger gute und vielleicht der weniger duldende, von ſchlechten Neigungen getrieben zu ſein ſcheint; der Neid und die Eiferſucht erwachen; der Faule dort unten ſieht den Müßigen dort oben wüthend an, obwohl er ihm ähnlich iſt; und die ächte, große Geſellſchaft, die hervorbringt und denkt, ſcheint zwiſchen dieſen beiden Extremen, die ſich mehr, als ſie glaubt, berühren, in dem Conflict bedroht zu ſein. Eine unterirdiſche Arbeit des Zornes und Haſſes geht im Dunkel vor ſich, von Zeit zu Zeit brechen ernſte Symptome hervor, und wir läugnen nicht, daß weiſe Männer, die ſich jetzt ſo ſehr den duldenden Klaſſen zuwenden, vielleicht nur mit einigem Mißtrauen ihrer Sympathie nachgeben dürfen. Unſerer Meinung nach muß man überwachen, nicht erſchrecken. Man bedenke wohl, daß auch in dieſen Fakten, über die Europa ſtaunt, und die es für unerhört erklärt, nichts Neues liegt. England hat Revolutionäre vor uns gehabt; Deutſchland erlaube uns zu ſagen, daß es vor uns Communiſten gehabt hat. Vor Frankreich hat England das Königthum enthauptet, Böhmen die Geſellſchaft verläugnet. Die Huſſiten hatten, ich weiß nicht, ob unſere jetzigen Sektirer es wiſſen, ſeit dem fünfzehnten Jahr-

hundert alle ihre Theorien ausgeführt. Sie pflanzten zwei Fahnen auf; auf der einen hatten sie geschrieben: Rache der Kleinen gegen die Großen! und griffen dadurch den gegenwärtigen socialen Zustand an; auf der andern stand: Alle Städte der Erde sollen bis auf fünf vertilgt werden! und sie griffen dadurch den ewigen gesellschaftlichen Zustand an. Man sieht, daß sie dem Gedanken nach ebenso weit „fortgeschritten" waren, als die, welche man heute Communisten nennt; sehen wir, wie weit sie in der That waren; sie hatten einen König, Siegmund, aus seiner Hauptstadt, Prag, verjagt; sie waren Herren eines Königreichs, Böhmen; sie hatten ein Genie zum General, Ziska; sie hatten einem Concil, dem von Basel 1413, und acht Landtagen, von Brünn, Wien, Preßburg, den beiden von Frankfurt und den drei von Nürnberg getrotzt; sie hatten selbst einen Landtag in Czaslau gehalten, feierlich einen König abgesetzt und eine Regentschaft geschaffen; sie hatten zwei von Martin V. gegen sie aufgebotene Kreuzzüge zurückgewiesen; sie setzten Europa so in Schrecken, daß man einen permanenten Kriegsrath gegen sie in Nürnberg, eine beständige, vom Kurfürsten von Brandenburg commandirte Reichsarmee, einen Landfrieden, der Deutschland erlaubte, alle seine Kräfte zu ihrer Ausrottung anzuwenden, und eine allgemeine Steuer beschlossen hatte, den allgemeinen Heller, den der souveräne Fürst, wie der Bauer bezahlte. Der Schrecken ihrer Nähe hatte bewirkt, daß man die Krone Karls des Großen und die Reichskleinodien von Karlstein nach Buda und von Buda nach Nürnberg brachte. Sie hatten in Gegenwart des bewaffneten und erschreckten Deutschlands acht Provinzen, Meißen, Franken, Baiern, Lusatien, Sachsen, Oesterreich, Brandenburg und Preußen verwüstet; sie hatten die besten Feldherrn Europas, den Kaiser Siegmund, den Herzog Cori-

but Jagellon, den Kardinal Julian, den Kurfürsten von Brandenburg und den Legaten des Papstes geschlagen. Vor Prag, bei Deutschbroda, Saatz, Aussig, Riesenberg, vor Mies und Taus hatten sie achtmal die Reichsarmee vernichtet, und darunter war eine von 100,000 Mann, commandirt vom Kaiser Siegmund, eine von 120,000 Mann, commandirt vom Kardinal Julian, und eine von 200,000 Mann, commandirt von den Kurfürsten von Trier, Sachsen und Brandenburg. Diese letzte allein würde, nach den militärischen Kräften des fünfzehnten Jahrhunderts, heute eine Armee von 12,000,000 Mann vorstellen. Und wie lange dauerte der Krieg, den eine Sekte mit Europa und der menschlichen Gesellschaft führte? sechzehn Jahre, von 1420 bis 1436. Ohne Zweifel war das ein wilder und riesiger Feind. Die Civilisation des fünfzehnten Jahrhunderts ist allein dadurch, daß sie die Civilisation und jener die Barbarei war, stark genug gewesen, ihn zu ergreifen, zu umschlingen und zu erdrücken. Glaubt man, daß die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts vor einem Dutzend trunkener Müßiggänger, die ein Buch im Wirthshause durchbuchstabiren, zu zittern brauchte?

Einige Unglückliche mit einigen Elenden vermischt, sind die Hussiten des neunzehnten Jahrhunderts. Gegen eine solche Sekte und eine solche Gefahr genügt zweierlei: das Licht in den Geistern und ein Corporal mit vier Mann auf der Gasse.

Beruhigen wir also uns und den Continent.

Wenn wir Rußland und England ausnehmen, und wir haben den Grund angegeben, erkennt man in Europa, ohne die kleinen Staaten zu zählen, zwei Arten von Monarchien, alte und neue. Mit einzelnen Ausnahmen, nehmen die alten ab und die neuen wachsen. Die alten sind: Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark, Rom, Neapel und die Türkei. An der Spitze dieser alten Monarchien steht Oesterreich, eine

Digitized by Google

große deutſche Macht. Die neuen ſind: Belgien, Holland, Sachſen, Baiern, Württemberg, Sardinien und Griechenland. An der Spitze dieſer jungen Königreiche ſteht Preußen, die zweite große deutſche Macht. Eine einzige Macht in dieſer Staatengruppe jedes Alters genießt eines herrlichen Privilegiums, ſie iſt zugleich jung und alt, ſie hat ſoviel Vergangenheit wie Oeſterreich und ſoviel Zukunft wie Preußen; es iſt Frankreich.

Zeigt dies nicht klar die nothwendige Rolle Frankreichs? Frankreich iſt der Durchſchnittspunkt deſſen, was iſt, und deſſen, was ſein wird, das gemeinſame Band der alten Königreiche und der jungen Nationen, das Volk, das ſich erinnert, und das Volk, das hofft. Der Fluß der Jahrhunderte kann fließen; der Uebergang der Menſchheit iſt geſichert; Frankreich iſt die granitne Brücke, welche die Nationen von einem Ufer zum andern tragen wird.

Wer wollte alſo dieſe Brücke der Vorſehung brechen? wer wollte Frankreich zerſtören oder verſtümmeln? Darauf zu verfallen, hieße ſich zum Thoren ſtempeln. Darin zum Ziel zu kommen, hieße Muttermörder werden.

Was die Kronen beunruhigt, iſt, daß Frankreich durch dieſe Gewalt der Verbreitung, die allen edlen Principien eigen iſt, nach außen ſeine Freiheit zu verbreiten ſucht.

Hierüber muß man ſich verſtändigen.

Die Freiheit iſt dem Menſchen nothwendig. Man könnte ſagen, daß die Freiheit die geſunde Luft zum Einathmen der menſchlichen Seele ſei. Unter welcher Form es auch ſei, er bedarf ihrer. Gewiß, alle europäiſchen Völker ſind nicht vollkommen frei, aber ſie ſind es alle von einer Seite. Hier iſt die Stadt frei, dort das Individuum; hier der öffentliche Platz, dort das Privatleben; hier der Glaube, dort die politiſche Meinung. Man könnte ſagen, daß es Nationen gibt, die nur

mit einer ihrer Fähigkeiten Athem holen, wie Kranke nur mit einem Lungenflügel. An dem Tage, an dem ihnen dies Athemholen unterſagt oder unmöglich wird, werden die Nationen und der Kranke ſterben. Sie leben in der Hoffnung des Tages, an dem die volle Geſundheit, d. h. die volle Freiheit, kommt. Bisweilen liegt die Freiheit im Klima; die Natur macht und gibt ſie. Halb nackt gehen, eine rothe Mütze auf dem Kopf, einen Fetzen Leinwand als Hoſe und einen Fetzen Wolle als Mantel; ſich von der warmen Luft, der hellen Sonne, dem blauen Himmel, der blauen See umkoſen laſſen; ſich zur ſelben Zeit an das Thor des Palaſtes legen, wenn der König ſich in ſein königliches Bett legt, und beſſer draußen ſchlafen, als der König drinnen; thun was man will; faſt ohne Arbeit beſtehen, faſt ohne Ermattung arbeiten, Morgens und Abends ſingen; wie der Vogel leben, das iſt die Freiheit des Volkes von Neapel. Bisweilen liegt die Freiheit im Charakter der Nation ſelbſt; auch dann noch iſt es ein Geſchenk des Himmels. Den ganzen Tag in einer Kneipe ſitzen, den beſten Tabak rauchen, das beſte Bier ſchlürfen, den beſten Wein trinken, die Pfeife nur aus dem Mund nehmen, um das Glas hinan zu ſetzen, und indeſſen alle Flügel ſeiner Seele ausbreiten, in ſeinem Gehirn die Dichter und Philoſophen aufwecken, aus allen die Tugend abſtrahiren, Utopien aufbauen, die Gegenwart ſtören, die Zukunft ordnen, wach alle die ſchönen Träume träumen, welche die Häßlichkeit der Wirklichkeit verhüllen, zugleich gedenken und vergeſſen, und ſo ernſt, edel, ſchwermüthig leben, den Körper im Rauch, den Geiſt in Chimären, das iſt die deutſche Freiheit. Der Neapolitaner hat die materielle, der Deutſche die moraliſche Freiheit. Die Freiheit des Lazzarone hat Roſſini, die Freiheit des Deutſchen hat Hoffmann geſchaffen. Wir Franzoſen haben die moraliſche Freiheit wie die Deutſchen und die politiſche wie die Engländer,

aber wir haben nicht die materielle Freiheit. Wir ſind Sklaven des Klima und Sklaven der Arbeit. Das ſanfte und reizende: Frei wie die Luft! kann man vom Lazzarone, aber nicht von uns ſagen. Beklagen wir uns nicht, denn die materielle Freiheit iſt die einzige, die der Würde entbehren kann, und in Frankreich genügt es auf dem Punkt, wohin die Nation in der Civiliſations-Initiative gekommen iſt, dem Individuum nicht, frei zu ſein, es muß auch edel ſein. Unſer Theil iſt gut: Frankreich iſt edel wie das edle Deutſchland, und mehr als Deutſchland hat es das Recht, die befruchtende Kraft ſeines Geiſtes auf die Verbeſſerung der Wirklichkeit zu richten. Die Deutſchen haben die Freiheit der Träumerei, wir haben die Freiheit des Gedankens.

Damit aber der freie Gedanke ſich vermehre, müſſen die Völker lange Vorbereitungen, mehr göttliche als menſchliche erdulden. Sie ſind noch nicht ſo weit. An dem Tage, wo ſie dort ſind, wird der franzöſiſche Gedanke, durch Alles, was er geſehen und gethan haben wird, gereift, die Könige nicht nur nicht verderben, ſondern retten.

Das iſt wenigſtens unſere tiefe Ueberzeugung.

Weßhalb Frankreich, das in der Zukunft vielleicht die Vorſehung der Nationen ſein wird, hindern und verringern?

Wozu das verweigern, was ihm gehört?

Man erinnert ſich, daß wir nur die friedliche Löſung dieſes Problems haben ſuchen wollen; ſollte es aber, ſtreng genommen, nicht auch eine andere geben? In der Wagſchale, in der man einſt die Rheinfrage abwägen wird, liegt ſchon ein großes Gewicht, das gute Recht Frankreichs. Soll es noch das andere ſchreckliche Gewicht hineinwerfen, den Zorn Frankreichs?

Wir gehören zu denen, die gewiß denken und hoffen, daß es ſo weit nicht kommen wird.

Man denke an das, was Frankreich iſt.

Wien, Berlin, St. Petersburg, London ſind nur Städte; Paris iſt ein Gehirn.

Seit fünfundzwanzig Jahren hat das verſtümmelte Frankreich nicht aufgehört, in derjenigen Größe größer zu werden, die man nicht mit den Augen des Fleiſches ſieht, die aber die wirklichſte von allen iſt, der intellectuellen Größe. In der Zeit, in der wir leben, ſtellt ſich der franzöſiſche Geiſt einigermaßen an die Stelle der alten Seele jeder Nation.

Die höchſten Intelligenzen, die jetzt für das ganze Univerſum die Politik, die Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt repräſentiren, hat Frankreich und gibt ſie der Civiliſation.

Das heutige Frankreich iſt in anderer Weiſe mächtig, aber ebenſo mächtig, als früher.

Man leiſte ihm alſo Genüge und bedenke beſonders das: Europa kann nicht ruhig ſein, wenn Frankreich nicht zufrieden iſt.

Und was für ein Intereſſe könnte Europa denn am Ende daran haben, daß Frankreich, in ſeinen widernatürlichen Gränzen beunruhigt und gepreßt, gezwungen, einen Ausweg zu ſuchen für den Saft, der in ihm ſprudelt, nothwendig, in Ermanglung einer andern Rolle, ein Rom der künftigen Civiliſation wird, materiell geſchwächt, aber moraliſch vergrößert; Hauptſtadt der Menſchheit, wie das andere Rom Hauptſtadt der Chriſtenheit iſt, an Einfluß mehr gewinnend als an Gebiet verlierend, unter einer andern Form die Suprematie findend, die ihm gehört und die man ihm nicht nehmen kann, ſein altes militäriſches Uebergewicht durch eine ſchreckliche geiſtige Macht erſetzend, welche die Welt zittern, die Fibern jedes Menſchen vibriren und die Planken jedes Thrones erbeben machen wird; immer unverletzlich durch ſein Schwert, aber von nun an Königin durch ſeine literariſchen Anhänger, durch ſeine im neunzehnten Jahrhundert univerſelle Sprache, wie es

im zwölften die lateiniſche war, durch ſeine Journale, ſeine Bücher, ſeine Centralinitiative, durch ſeine öffentlichen oder geheimen, aber tiefen Sympathien der Nationen; ſeine großen Schriftſteller zu Päpſten habend, und was für ein Papſt iſt Pascal! ſeine großen Sophiſten zu Antichriſten, und was für ein Antichriſt iſt Voltaire! bald erhellend, bald blendend, bald den Continent in Brand ſetzend mit ſeiner Preſſe, wie es Rom mit ſeinem Stuhl that; begriffen, weil man ihm zuhört; Gehorſam findend, weil man ihm glaubt; unzerſtörbar, weil es eine Wurzel in dem Herzen eines Jeden haben wird; Dynaſtien im Namen der Freiheit entſetzend, Könige mit dem großen menſchlichen Bann belegend, Charten-Evangelien diktirend, Volks-Breves verbreitend, Ideen ſchleudernd und Revolutionen blitzend!

XVI.

Wiederholen wir:

Vor zweihundert Jahren bedrängten zwei erobernde Staaten Europa.

Mit andern Worten, zwei Egoismen bedrohten die Civiliſation.

Dieſe beiden Staaten und Egoismen waren Spanien und die Türkei.

Europa hat ſich davon befreit.

Die beiden Staaten ſind gefallen.

Jetzt wiederholt ſich das beunruhigende Phänomen.

Zwei andere Staaten, die auf denſelben Baſen ruhen, wie die vorhergehenden, die eben ſo ſtark und beweglich ſind, bedrohen Europa.

Die beiden Staaten und Egoismen ſind England und Rußland.

Europa muß ſich davon befreien.

Das alte Europa, ein verwickelter Bau, iſt gefallen; das gegenwärtige Europa hat eine einfachere Form. Es beſteht hauptſächlich aus Frankreich und Deutſchland, ein doppeltes Centrum, auf das ſich im Norden wie im Süden die Nationen ſtützen.

Das Bündniß Frankreichs mit Deutſchland iſt die Conſtitution Europa's. Das freundſchaftlich an Frankreich gelehnte Deutſchland hält Rußland auf; das freundſchaftlich an Deutſchland gelehnte Frankreich hält England auf.

Die Trennung Frankreichs und Deutſchlands iſt die Zerſtückelung Europa's. Das feindlich gegen Frankreich gewandte Deutſchland gewährt Rußland den Eingang; das feindlich gegen Deutſchland gewandte Frankreich läßt England hereindringen.

Was die beiden erobernden Staaten alſo brauchen, iſt die Veruneinigung Deutſchlands und Frankreichs.

Dieſe Trennung iſt 1815 durch die ruſſiſch-engliſche Politik geſchickt vorbereitet und eingeleitet worden.

Dieſe Politik hat einen dauernden Grund zur Animoſität zwiſchen den beiden Centralnationen geſchaffen.

Dieſer Grund zur Animoſität iſt das Geſchenk des linken Rheinufers an Deutſchland; denn dies linke Rheinufer gehört naturgemäß Frankreich.

Damit der Raub geſichert ſei, hat man es dem jüngſten und kräftigſten der deutſchen Völker, Preußen, gegeben.

Der Wiener Congreß hat die Gränzen wie Harniſche aufs Gerathewohl auf die Nationen gelegt, ohne ſie einmal anzupaſſen. Der, den man damals dem geſchlagenen, erſchöpften und beſiegten Frankreich anlegte, iſt eine Zwangsjacke; ſie iſt ihm zu eng. Sie drückt es und macht es blutig.

Dank der Politik von London und Petersburg fühlen wir ſeit fünfundzwanzig Jahren die Spitze Deutſchlands in Frankreichs Wunde.

Daher ist in der That zwischen den beiden Völkern, die dazu gemacht sind, sich zu lieben und zu verstehen, eine Antipathie entstanden, die zum Haß werden könnte.

Während die beiden Centralnationen sich fürchten, beobachten und bedrohen, entwickelt Rußland sich schweigend, breitet sich England im Dunkel aus.

Die Gefahr wächst von Tag zu Tag. Eine tiefe Mine ist gegraben. Ein großer Brand gährt vielleicht in der Finsterniß. Im vorigen Jahre wollte Europa fast, auf Veranlassung Englands, Feuer fangen.

Wer könnte sagen, was Europa, voll brennbarer Geister, Köpfe und Nationen, in diesem Brande werden würde?

Die Civilisation würde zu Grunde gehen.

Sie kann nicht zu Grunde gehen, also müssen die beiden Centralnationen im Einverständniß sein.

Glücklicherweise sind weder Frankreich noch Deutschland Egoisten. Es sind zwei aufrichtige, uninteressirte und edle Nationen; früher Nationen von Rittern, jetzt Nationen von Denkern; früher groß durch das Schwert, jetzt groß durch den Geist. Ihre Gegenwart wird ihre Vergangenheit nicht Lügen strafen; der Geist ist ebenso edel, als das Schwert.

Folgendes ist die Lösung: jeden Grund zum Haß zwischen den beiden Völkern fortschaffen; die unserer Seite 1815 gemachte Wunde schließen; die Spuren einer gewaltsamen Reaktion auslöschen; an Frankreich zurückgeben, was ihm Gott gegeben hat, das linke Rheinufer.

Dem steht zweierlei entgegen.

Ein materielles Hinderniß: Preußen. Aber Preußen wird früher oder später einsehen, daß, soll ein Staat stark sein, alle seine Theile zusammengeschweißt sein müssen; daß die Homogenität belebt und die Zerstückelung tödtet; daß es danach streben muß, das große nördliche Königreich Deutschlands zu

werden; daß es freie Häfen haben muß, und daß der Ocean, so ſchön der Rhein auch iſt, noch ſchöner iſt.

Uebrigens wird es auf alle Fälle das rechte Ufer des Rheins behalten.

Ein moraliſches Hinderniß: das Mißtrauen, welches Frankreich den europäiſchen Königen einflößt, und daher die ſcheinbare Nothwendigkeit, es zu verkleinern. Darin liegt aber gerade die Gefahr. Man verkleinert Frankreich nicht, man reizt es nur. Das gereizte Frankreich iſt gefährlich. Beruhigt ſchreitet es durch Fortſchritte weiter; im Zorn kann es durch Revolutionen weiter ſchreiten.

Die beiden Hinderniſſe werden verſchwinden.

Wie? weiß Gott; aber gewiß iſt, daß ſie verſchwinden werden. Nach einer beſtimmten Zeit wird Frankreich ſeinen Theil vom Rhein und ſeine natürlichen Gränzen haben.

Dieſe Löſung wird Europa conſtituiren, die Geſellſchaft retten und den definitiven Frieden herbeiführen.

Alle Völker werden dabei gewinnen. Spanien, das berühmt geblieben iſt, kann wieder mächtig werden. England möchte Spanien zum Markt ſeiner Produkte, zum Stützpunkt ſeiner Schifffahrt machen; Frankreich möchte Spanien zur Schweſter ſeines Einfluſſes, ſeiner Politik und ſeiner Civiliſation machen. Spanien hat zu wählen, ob es fortfahren will hinabzuſteigen, oder beginnen wieder hinaufzuſteigen; ein Anhang von Gibraltar oder ein Vorpoſten von Frankreich zu ſein.

Spanien wird die Größe wählen.

So iſt unſerer Meinung nach für den Continent die unvermeidliche Zukunft, die in der Dämmerung der künftigen Dinge ſchon ſichtbar und bezeichnet iſt.

Wenn einmal der Grund zum Haß verſchwunden iſt, iſt kein Volk in Europa zu fürchten. Deutſchland ſträube ſeine Mähne und richte ſein Gebrüll nach Oſten; Frankreich ſchüttle

ſeine Schwingen und ſchleudere ſeinen Blitz nach Weſten. Der gewaltigen Vereinigung des Löwen und Adlers wird die Welt gehorchen.

XVII.

Man mißverſtehe unſern Gedanken nicht: wir halten dafür, daß Europa bei Allem, was geſchieht, über die Revolutionen wachen und ſich gegen Kriege ſchützen muß; aber wir glauben zu gleicher Zeit, daß, wenn kein außer dem Bereich natürlicher Vorausſehung liegender Zufall den majeſtätiſchen Gang des neunzehnten Jahrhunderts ſtört, die Civiliſation, die ſchon aus ſo vielen Stürmen und Klippen gerettet iſt, ſich täglich mehr von dieſer Charybdis, die man Krieg, und dieſer Scylla, die man Revolution nennt, entfernen wird.

Ein Utopien — ſei es. Man vergeſſe aber nicht, daß, wenn ſie zu demſelben Ziel wie die Menſchheit gehen, d. h. zum Guten, Gerechten, Wahren, die Utopien eines Jahrhunderts die Thaten des folgenden ſind. Es gibt Menſchen, die ſagen: *das wird ſein*, und andere, die ſagen: *auf dieſe Weiſe*. Der ewige Friede iſt ein Traum geweſen, bis der Traum zur Eiſenbahn geworden iſt und die Erde mit einem ſtarken, haltbaren und lebendigen Netz bedeckt hat. Watt iſt die Ergänzung des Abbé Saint-Pierre.

Früher rief man bei allen Worten der Philoſophen: *Träume und Hirngeſpinſte, die in Rauch aufgehen werden!* — Lachen wir nicht mehr über den Rauch; er führt die Welt.

Damit der ewige Friede möglich und die Theorie zur Wirklichkeit wurde, bedurfte es zweier Dinge: eines Vehikels für den raſchen Dienſt der Intereſſen, und eines Vehikels für den

raſchen Austauſch der Ideen; mit andern Worten ein gleiches, einförmiges und herrſchendes Transportmittel und eine Univerſalſprache. Die beiden Vehikel, die darauf hinzielen, die Gränzen der Reiche und Intelligenzen auszulöſchen, hat die Welt jetzt: das erſte iſt die Eiſenbahn, das zweite die franzöſiſche Sprache.

Das ſind im neunzehnten Jahrhundert für alle fortſchreitenden Völker die beiden Mittel der Communication, d. h. der Civiliſation, d. h. des Friedens. Man fährt im Waggon und man ſpricht Franzöſiſch.

Die Eiſenbahn herrſcht durch die Allmacht ihrer Geſchwindigkeit; die franzöſiſche Sprache durch ihre Klarheit, was die Schnelligkeit einer Sprache iſt, und durch die hundertjährige Suprematie ihrer Literatur.

Ein ſonderbares Detail, das zukünftig unglaublich ſein wird und das wir unmöglich übergehen können, iſt, daß von allen Völkern und Regierungen, die ſich jetzt dieſer beiden vortrefflichen Communications- und Tauſchmittel bedienen, die Regierung von Frankreich die iſt, welche ſich am wenigſten Rechenſchaft von ihrer Wirkſamkeit gegeben zu haben ſcheint. Zur Zeit, in der wir ſprechen, hat Frankreich kaum einige Meilen Eiſenbahnen. 1837 hat man einen kleinen Railway wie ein Spielzeug dem großen Kinde, das Paris heißt, geſchenkt; und ſeit vier Jahren hat man ſich darauf beſchränkt. Was die franzöſiſche Sprache, die franzöſiſche Literatur betrifft, glänzt und funkelt ſie für alle Nationen und Regierungen, mit Ausnahme der franzöſiſchen Regierung. Frankreich hat die erſte Literatur der Welt gehabt und hat ſie noch. Selbſt jetzt, wir unterlaſſen nicht, es zu wiederholen, iſt unſere Literatur nicht allein die erſte, ſondern die einzige. Jeder Gedanke, der ihr nicht gehört, iſt erloſchen; ſie iſt lebendiger und lebhafter als je. Die gegenwärtige Regierung ſcheint es nicht zu wiſſen und

benimmt ſich demgemäß, und darin liegt, wir ſagen es ihr mit tiefem Wohlwollen und aufrichtiger Sympathie, einer der größten Fehler, den ſie ſeit elf Jahren gemacht hat. Es iſt Zeit, daß ſie die Augen öffne. Es iſt Zeit, daß ſie ſich ernſtlich mit den neuen Generationen beſchäftige, die literariſch ſind, wie ſie unter der Kaiſerherrſchaft militäriſch waren. Sie kommen ohne Zorn, weil ſie voller Gedanken ſind; ſie kommen mit dem Licht in der Hand, aber man denke an das, was wir ſo eben mit andern Ausdrücken geſagt haben, was erhellen kann, kann auch brennen. Man nehme ſie alſo auf und weiſe ihnen ihren Platz an. Die Kunſt iſt eine Kraft; die Literatur eine Macht. Man muß die Kraft reſpektiren, die Macht begütigen.

Wiederholen wir. Wenn, wie wir denken, die Zukunft das herbeiführt, was wir erwarten, ſo nehmen die Chancen des Kriegs und der Revolution täglich ab. Nach unſerer Anſicht werden ſie nie ganz verſchwinden. Der allgemeine Friede iſt eine Hyperbel, deren Aſymptote die Menſchheit nachgeht.

Dieſer leuchtenden Aſymptote nachzugehen, iſt das Geſetz der Menſchheit. Im neunzehnten Jahrhundert gehen alle Nationen darnach und werden immer darnach gehen, ſelbſt England und Rußland.

Was uns, unter der Bedingung, daß das Central-Europa ſo conſtituirt wäre, wie wir angezeigt haben, betrifft, ſo gehören wir zu denjenigen, die ohne Eiferſucht und Beſorgniß Rußland, das der Kaukaſus jetzt aufhält, den Weg durch's ſchwarze Meer machen und die Türken, die frühern Männer des Nordens, durch Kleinaſien in Conſtantinopel ankommen ſehen können. Wir haben ſchon einmal geſagt, Rußland ſei ſchlecht für Europa, gut für Aſien; für uns iſt es dunkel, für Aſien hell; für uns barbariſch, für Aſien chriſtlich. Die Völker ſind nicht alle in demſelben Grade und auf dieſelbe Weiſe aufgeklärt; in Aſien iſt es Nacht, in Europa Tag. Rußland iſt eine Lampe.

Es wende ſich alſo nach Aſien, verbreite dort, was es an Helle hat, und wenn das türkiſche Reich zerfallen iſt, eine große That der Vorſehung, welche die Civiliſation retten wird, ſo komme es durch Conſtantinopel nach Europa. Das in ſeiner Größe wieder hergeſtellte Frankreich wird mit Sympathie zuſehen, wie das griechiſche Kreuz den Halbmond auf dem byzantiniſchen Dom der heiligen Sophie erſetzt. Nach den Türken Ruſſen — das iſt ein Schritt vorwärts.

Wir glauben, daß der fromme edle Kaiſer, der gegenwärtig ſo viele Millionen Menſchen zu ſo edlem Ziele führt, würdig iſt, dieſen großen Schritt zu machen, und was uns betrifft, ſo wünſchen wir es ihm aufrichtig. Aber er bedenke, daß die grauſame Behandlung, die Polen erduldet, ein Hinderniß für die Gegenwart, und ſeinem Ruhme ein Vorwurf für die Nachwelt ſein kann. Griechenlands Schrei hat Europa gegen die Türkei auf die Beine gebracht. Das gilt dem Reich. Die Pfalz hat Türenne geſchändet. Das gilt dem Kaiſer.

Wenn man die Rolle, die England in den öffentlichen Angelegenheiten ſpielt, und beſonders ſeinen bald verſteckten, bald offenen, aber fortwährenden Krieg mit Frankreich ergründet, ſo muß man nothwendig an den alten puniſchen Geiſt denken, der ſo lange die alte lateiniſche Bildung bekämpfte. Der puniſche Geiſt iſt der Geiſt des Handels, des Abenteuers, der Schifffahrt, des Gewinnes, des Egoismus, und dann noch etwas, der puniſche Geiſt. Die Geſchichte ſieht ihn hinten im Mittelmeer, in Phönicien, Tyrus, Sidon entſtehen. Er geht von da weiter, die Küſte von Afrika entlang, gründet dort Karthago und ſucht von da Italien zu ergreifen. Scipio bekämpft ihn, beſiegt ihn, triumphirt darüber und glaubt ihn vernichtet zu haben. O Irrthum! die Ferſe des Conſuls hat nur die Mauern zertreten, der puniſche Geiſt iſt am Leben geblieben. Karthago iſt nicht todt. Seit 2000 Jahren kriecht er

um Europa herum. Zuerſt hat er ſich in Spanien niedergelaſſen, wo er in ſeinem Gedächtniß die Erinnerung an eine verlorene Welt wiedergefunden zu haben ſcheint, er hat Amerika über'm Meer geſucht, ſich ſeiner bemächtigt, und für einen Augenblick, wir haben geſehen wie, an die ſpaniſche Halbinſel befeſtigt, das Univerſum einen Augenblick gepackt. Die Vorſehung hat ihm die Beute abgenommen. Jetzt iſt er in England; er hat die Welt von Neuem eingehüllt, er hält und bedroht Europa. Wenn Karthago aber ſeinen Platz verändert hat, ſo hat es Rom auch. Karthago hat es ſich gegenüber, wie ſonſt, auf dem andern gefunden. Früher hieß Rom Urbs, bewachte das Mittelmeer und ſah nach Afrika; heute heißt Rom Paris, bewacht den Ocean und ſieht England an.

Dieſer Antagonismus Englands und Frankreichs iſt ſo ſchlagend, daß alle Völker ihn faſſen. Wir haben ihn unter dem Bilde von Rom und Karthago vorgeſtellt, Andere haben ihn verſchieden ausgedrückt, aber immer auf eine ſchlagende ſichtbare Weiſe. England iſt die Katze, ſagte der große Friedrich, Frankreich der Hund. Im Recht, ſagt der Juriſt Houard, ſind die Engländer Juden, die Franzoſen Chriſten. Selbſt die Wilden ſcheinen dunkel den tiefen Gegenſatz dieſer beiden, großen, cultivirten Nationen empfunden zu haben. Der Chriſt, ſagen die amerikaniſchen Indianer, war ein Franzoſe, den die Engländer in London kreuzigten. Pontius Pilatus war ein Offizier im Dienſt Englands.

Unſer Glaube an die unvermeidliche Zukunft iſt ſo fromm, wir haben für die Menſchheit ſo hohen Ehrgeiz und ſo feſte Hoffnung, daß Gott unſerer Ueberzeugung nach, eines Tages gewiß, wenigſtens ſoweit er gefährlich iſt, dieſen Antagonismus der beiden Völker, ſo radikal er ſcheinen und ſein mag, zerſtören wird.

Unfehlbar wird England entweder unter der fürchterlichen

Reaktion des Universums zu Grunde gehen, oder es wird begreifen, daß die Zeit Karthago's nicht mehr ist. Unserer Meinung nach wird es das begreifen. Selbst nur aus dem Gesichtspunkte der Betrachtung ist die punische Treue ein schlechter Schild; die Treulosigkeit ist ein widerwärtiger Prospekt. Beständig die ganze Menschheit zu verrathen, ist gefährlich: immer nur einen einzigen Wind, das eigene Interesse in seinem Segel haben, ist traurig; immer dem Starken gegen den Schwachen helfen, ist feig; immer das, was man die sentimentale Politik nennt, verspotten, nie etwas für die Ehre, den Ruhm, die Aufopferung, die Sympathie, die Verbesserung des Looses unseres Nächsten thun, ist eine kleine Rolle für ein großes Volk. England wird es empfinden.

Die Inseln sind dazu gemacht, den Continenten zu dienen, nicht sie zu beherrschen; die Schiffe sind zum Dienst der Städte, dem ersten Meisterstück des Menschen, gemacht; das Schiff ist nur das zweite. Das Meer ist ein Weg, kein Vaterland. Die Schifffahrt ist ein Mittel, kein Zweck, besonders ist sie nicht ihr eigener Zweck. Wenn sie die Civilisation nicht trägt, verschlinge der Ocean sie!

Das Netz der unzähligen Furchen aller Flotten vereinige sich mit dem Netz aller Eisenbahnen, um auf dem Ocean die Circulation der Interessen, Vervollkommnungen und Ideen fortzusetzen; durch diese tausend Adern verbreite sich die europäische Gesellschaft bis ans Ende der Erde. England hat selbst die erste Flotte, vorausgesetzt, daß Frankreich die zweite hat. Auf diese Weise wird England seinem Gesetz gehorchen, indem es dem allgemeinen Gesetz gehorcht. Auf diese Weise wird das Lebensprincip der Welt durch drei Nationen repräsentirt sein: durch England, das die commercielle Thätigkeit, durch Deutschland, das die moralische Expansion, und durch Frankreich, das das intellectuelle Licht hat.

Man ſieht, unſer Gedanke ſchließt Niemand aus. Die Vorſehung verflucht und enterbt kein Volk. Unſerer Meinung nach verlieren die Nationen, welche die Zukunft verlieren, ſie durch ihre eigene Schuld.

Von jetzt wird die noch dunkeln Nationen aufzuklären die Arbeit der aufgeklärten Nationen ſein. Das menſchliche Geſchlecht zu erziehen, iſt die Sendung Europa's.

Jedes der europäiſchen Völker muß zu dieſem heiligen, großen Werk nach Maßgabe ſeines Lichts beitragen. Jedes muß ſich mit dem Theil der Menſchheit, auf den es wirken kann, in Verbindung ſetzen. Wir taugen nicht alle zu demſelben.

Frankreich z. B. wird ſchlecht zu coloniſiren verſtehen und kaum darin zum Ziel gelangen; die vollſtändige Civiliſation, die zugleich ſo delikat und nachdenklich, ſo menſchlich in Allem und ſo zu ſagen bis zum Uebermaß iſt, kann durchaus in keine Berührung mit dem wilden Zuſtand kommen. Es iſt ſonderbar und doch wahr, was Frankreich in Algier fehlt, iſt etwas Barbarei. Die Türken gingen ſchneller, ſicherer und weiter; ſie verſtanden beſſer, Köpfe abzuſchlagen.

Das erſte, was bei dem Wilden wirkt, iſt nicht die Vernunft, ſondern die Kraft.

Was Frankreich fehlt, haben Rußland und England auf gleiche Weiſe.

Sie wirken zu der erſten Arbeit der Civiliſation zuſammen; Frankreich zur zweiten. Der Unterricht der Völker hat zwei Stufen: die Coloniſation und Civiliſation. England und Rußland werden die barbariſche Welt coloniſiren; Frankreich wird die coloniſirte Welt civiliſiren.

XVIII.

Man erlaube uns zum Schluſſe, um zu einer letzten Betrachtung übergehen zu können, den ſpeciellen Geſichtspunkt, von dem dieſe Bemerkungen genau entworfen ſind, etwas zu verändern. So groß und edel die Ideen, welche die Nationalitäten bilden und die Continente gruppiren, auch ſind, ſo fühlt man doch, wenn man ſie durchlaufen hat, das Bedürfniß, ſich noch höher zu erheben und an eines der allgemeinen Geſetze der Menſchheit zu gelangen, die ſowohl die materielle, als die moraliſche Welt regieren und, indem ſie ſich hie und da darüber legen, die nationalen und continentalen Ideen befruchten.

Nichts von dem, was wir ſagen wollen, ſchwächt oder entkräftet das, was wir auf den vorhergehenden Seiten geſagt haben, im Gegentheil, es bekräftigt es nur. Wir berühren dies und noch Anderes nur flüchtig. Es iſt vor dem Schluß ein letzter Rath, der ſowohl an die ſpekulativen und metaphyſiſchen, als an die praktiſchen Menſchen gerichtet iſt. Während wir von Idee zu Idee ſtiegen, ſind wir auf den Gipfel unſeres Gedankens gekommen; ehe wir hinabſteigen, werfen wir einen letzten Blick auf dieſen weiten Horizont. Weiter nichts.

Früher, zur Zeit, da die alten Geſellſchaften lebten, beherrſchte der Süden die Welt und der Norden kehrte ſie um; ebenſo führte in einer andern, aber parallelen Anſchauung, die reiche, aufgeklärte und glückliche Ariſtokratie den Staat, und die arme, düſtere und elende Demokratie ſtörte ihn. So verſchieden dem Anſchein nach auf den erſten Blick auch die äußere und innere Geſchichte der Nationen ſeit 3000 Jahren ſind, im Grunde dieſer beiden Geſchichten gibt es nur ein Faktum, den Kampf des Unglücks gegen das Glück. Zu ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Zeiten ſtören die ſchlechtgelegenen Völker den Zuſtand Europa's, ſtören die ſchlechtbedachten Klaſſen die ſociale Ordnung. Bald werden Europa, bald der Staat heftig angegriffen, Europa von denen, die Froſt, der Staat von denen, die Hunger leiden; das heißt, das eine vom Norden, das andere vom Volk. Der Norden geht durch Einfälle, das Volk durch Revolutionen vorwärts. Daher kommt es, daß die Civiliſation zu gewiſſen Zeiten, unter gewaltſamen Einfällen der Barbaren, die zum Theil von innen, zum Theil von außen kamen, abnimmt und erliſcht; die Einen rannten nach Süden aus dem Hintergrund des Continents, die Andern ſtiegen zur Macht aus der Tiefe der Geſellſchaft. Die Zwiſchenräume, welche dieſe großen und fruchtbaren, obwohl ſchmerzlichen Kataſtrophen trennen, ſind nichts, als das von der Vorſehung in der Geſchichte angegebene Maß der menſchlichen Geduld.

Es ſind Chiffern, die zur leichtern Löſung des Problems hingeſtellt ſind: wie lange kann ein Theil der Menſchheit Kälte ertragen? wie lange kann ein Theil der Menſchheit Hunger ertragen?

Jetzt aber ſcheint ſich ein anderes Geſetz enthüllt zu haben, das zuerſt von dem Untergange der ſpaniſchen Macht, und zweitens von der Umbildung der franzöſiſchen Monarchie datirt. Man möchte ſagen, daß die Vorſehung, die ohne Aufhören nach dem Gleichgewicht ſtrebt, durch fortwährende Verminderungen das allzu heftige Schwanken der Menſchheit beſſert, allmählig den äußerſten Ländern in Europa und den äußerſten Klaſſen im Staat, dies ſonderbare Fauſtrecht, das ſich die Einen, um zu tyranniſiren und auszuſchließen, die Andern um zu handeln und zu zerſtören anmaßten, entziehen will. Die Weltherrſchaft ſcheint von nun an den gemäßigten Ländern und den Mittelklaſſen angehören zu ſollen. Karl V. iſt der letzte große Repräſentant der ſüdlichen Herrſchaft, wie Ludwig XIV.

der abſoluten Monarchie geweſen. Obwohl indeß der Süden nicht mehr über Europa, die Ariſtokratie nicht mehr über die Geſellſchaft herrſcht, ſo vergeſſen wir nicht, daß die Mittelklaſſen und die gemäßigten Länder ihre Macht nur unter der Bedingung wahren können, daß ſie ihre Reihen öffnen. Tiefe Maſſen ſchlummern in den äußerſten Gegenden und warten, ſo zu ſagen, nur darauf, bis die Reihe an ſie kommt. Der Norden und das Volk ſind die Reſervebehälter für die Menſchheit. Unterſtützen wir ſie, ſich langſam nach den Orten, Dingen und Ideen, welche ſie befruchten ſollen, zu bewegen. Laſſen wir ſie nicht übertreten. Bieten wir zugleich aus Klugheit und Pflicht den ſchlechtgelegenen Nationen einen breiten friedlichen Zugang zu den von der Sonne begünſtigten Zonen, und den ſchlechtausgeſtatteten Klaſſen zu den geſellſchaftlichen Genüſſen. Unterdrücken wir das Unglück überall, das heißt die Urſachen zum Krieg auf dem Continent und die Urſachen zu Revolutionen im Staat unterdrücken. Für die innere, wie für die äußere Politik, für die Nationen unter ſich, wie für die Klaſſen des Landes, für Europa, wie für die Geſellſchaft liegt vielleicht das Geheimniß des Friedens in einem Wort: dem Norden ſeinen Theil am Süden, und dem Volk ſeinen Theil an der Macht geben.

Paris, geſchrieben im Juli 1841.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03337 1892